BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.

<36630611670013 S

<36630611670013

Bayer. Staatsbibliothek

Oec. 1033

Oeconomia. Lexica 17.

Oec. gen. N.º 22.

VIVAT
IOSEPHUS
PATER
PATRIÆ

Oeconomische Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft,

in alphabetischer Ordnung;

von

D. Johann Georg Krünitz.

Drey und zwanzigster Theil,

von Hemd bis Hirse. Mit 16 Kupfern.

Brünn,

gedruckt bey Joseph Georg Traßler, Buchdrucker,
Buch- und Kunsthändler.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. H.

Hemd, (das) L. Induſium, Fr. Chemiſe, ſ. Eigentlich und in der weiteſten Bedeutung ein jedes Kleidungsſtück und Bekleidung des menſchlichen Körpers; in welcher Bedeutung es aber nur noch in einigen Zuſammenſetzungen, als: Chorhemd, Futterhemd, Meßhemd, Panzerhemd, üblich iſt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, eine meiſtentheils leinwandene Bekleidung des Körpers, welche man unmittelbar an die Haut leget. (*) Im bloßen Hemde ſeyn, Fr. être en chemiſe, oder être nu en chemiſe.

Man

(*) In der zweyten engern Bedeutung in den gemeinen oberdeutſchen Mundarten Hemat, in dem Heldenbuche Hemmat, bey den ſchwäbiſchen Dichtern Hemede, in den ſpätern Zeiten Hembe und Hemb, im Angelſ. Haam, Ham, in Ungar. Imeg, im mittlern Lat. Camiſia.

In der weitern Bedeutung einer jeden Kleidung lautet es bey dem Notker Hemide, der es für einen Rock braucht, da es dann ſehr deutlich mit dem Griech. ἱματιον überein kömmt. Im Isländ. iſt Hempe ein Unterrock. Wachter leitet es von Hanf her, der erſten und älteſten Materie der Hemden. Allein, es gehört wohl unſtreitig zu dem alten hemen, heimen, bedecken, bekleiden, Hebr. חמם, von welchem es vermittelſt des Suffixi de oder d abſtammet. Im Griech. iſt ἑιμα und ἑω

Man sagt figürlich, und theils sprichwortsweise: Jemanden bis auf das Hemd ausziehen, mettre quelcun en chemise, einen um alle das Seinige (in die äußerste Armuth, an den Bettelstab) bringen; einen völlig ruiniren oder zu Grunde richten. Er hat kein ganzes Hemd auf dem Leibe, il n'a point de chemise, er ist bettelarm. Er hat alles bis aufs Hemd verkauft, (versetzt, verfressen, verspielt ꝛc.) il a vendu (engagé, mangé, joué) jusqu'à la chemise, er hat sein ganzes Vermögen liederlich verschwendet. Das Hemd ist mir näher als der Rock, ma peau m'est plus proche que ma chemise, mein eigenes Interesse liegt mir am nächsten an; erst muß ich für mich selbst sorgen.

Das Hemd in engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, oder diejenige Bekleidung des Leibes, welche die Menschen über die bloße Haut zu ziehen pflegen, besteht gemeiniglich aus weißer Leinwand, welche auf unterschiedene Art geschnitten und zusammen genähet wird. Insonderheit sind die Hemden der Frauenspersonen mancherley; denn es giebt derglei:en mit Aermeln und ohne Aermel, davon die leztern Achselhemden heißen. Einige sind gehrige, mit schiefen eingesezten Seitenstüken, und langen Zwickeln. Es sind dieses diejenige Art von Frauenzimmerhemden, woran das Vorder- und Hintertheil die rechte Breite der Leinwand behalten, von da aber zu beyden Seiten, bis oben an den Hals, ein schiefer Streifen die Länge heran davon geschnitten wird, dergestalt, daß oben

ich ziehe an, im Schwed. hama, hema, bedecken, Himm, eine jede Decke, besonders ein Kleid, Ehmich Hame. Das dänische Ham bedeutet einen abgestreiften Schlangenbalg. Auch des griech. αμφι, und deutsche um scheinen hieher zu gehören. S. Heim, Himmel.

Der Plural Hember, anstatt Hemden, ist nur im g. L. üblich.

Das b vor dem d, Hembd, ist einigen oberdeutschen Mund-Arten eigen, welche dem leztern Buchstaben gern ein b vorher schleichen lassen. Uebrigens wird ein Hemd bey dem grossen Haufen der Oberdeutschen ein Pfad, Pfeed, und eine Hemdkrämerin, eine Pfadlerin genannt, womit das gothische und Isländ. Paita, ein Hemd, überein kommen.

eben nur so viel Breite an der Leinwand übrig bleibt, als von einem Armloche bis zum andern nöthig ist; von diesen vier gehrig oder schief abgeschnittenen Stücken werden hernach die ebenfalls gehrig geschnittenen Aermwickel sowohl, als auch die, so in den Seiten herunter gehen, genommen, zwey und zwey zusammen genähet, und alsdann gehörig eingesetzt. Oder so genannte Lätzchenshemden, welche einen besonders zusammen gereiheten Oberleib haben; zum Unterschiede von den gemeinern Kittel- oder Leibhemden, welche ohne Lätzchen und Gehre sind. Plätthemden aber werden diejenigen genannt, darein Aermel von sehr feiner Leinwand gesetzt, und diese öfters auch noch mit Spitzen besetzet werden. Ein kurzes Hemd gemeiner Frauensleute, welches nur die Schultern und die Brust bedeckt, wird ein Halb- oder Halshemd genannt. Die Mannshemden unterscheiden sich nach der Güte der dazu genommenen Leinwand, da dann die schlechtere zu Unterhemden, und die feinere zu Oberhemden gebraucht wird; welche letztere man insonderheit des Winters auch über einen Latz oder über ein Kamisol zu ziehen, zu Sommerszeit hingegen auch wohl, wie die erstern auf der bloßen Haut zu tragen pflegt. Ein türkisches Hemd hat die Figur der europäischen Weiberhemden; nur die Aermel desselben sind viel weiter.

Was den Zuschnitt eines Hemdes für eine Mannsperson betrifft: so nimmt man, wenn die Statur lang ist, 4 Ellen Leinwand zum Leibe; sonst aber, wenn sie klein ist, nur $3\frac{1}{2}$, auch wohl nur $3\frac{1}{4}$ Elle. Die Leinwand behält ihre ganze Breite von $\frac{5}{4}$, und es werden auf beyden Seiten die Sahlleisten überwändlich zusammen genähet. Zu den Aermeln rechnet man 2 Ellen, und schneidet, ehe sie getheilet werden, der Länge nach, einen $7\frac{1}{2}$ Zoll breiten Streifen ab, daß also die Aermel nicht völlig $\frac{5}{4}$ Weite behal-

ten. Dieser Streifen giebt alle kleine Stückchen und Zwickel; denn man schneidet daraus ein Paar Zwickel unter die Arme, und 1 Paar oben zum Halse, die ins Gevierte just 6 Zoll haben; der davon abgehende, $1\frac{1}{4}$ Z. breite und 1 Elle lange, Streifen giebt die Achselstücke, deren jedes $9\frac{1}{2}$ Z. lang wird, und 5 Zoll bleiben übrig. Diese Achselstücke werden auf die obern Zwickel gesteppt, nachdem dieselben übereck wie ein Halstuch zusammen geleget und also eingesetzet worden. Alsdann werden von eben diesem Streifen wieder $15\frac{3}{4}$ Zoll abgeschnitten, und die Breite $1\frac{3}{4}$ Z. abgenommen. Dieser schmale Streifen giebt wenn er getheilt wird, die beyden Bindchen, so wie der breitere den Hals. Nun sind noch 1 Paar kleine Zwickel von $3\frac{1}{2}$ Z. ins Gevierte zu schneiden, die unten an das Hemd, wo die Naht aufhört, auch schräge doppelt gesetzt werden, und ein kleines Herz, welches 2 Z. breit und lang ist, und auf der linken Seite, wo der Schlitz, in welchen der Busenstreif kömmt, und den man 12 Zoll lang zu machen pflegt, unten aufhört, gesetzt wird. Solchergestalt bleiben nur 2 schmale Streifchen übrig, die, wenn mehrere Hemden zugleich zugeschnitten werden, den Nutzen schaffen, daß einige Paar Aermel, just $\frac{5}{4}$ breit, bleiben können, indem aus diesem abgehenden Streifen die Achselstücke und Bindchen geschnitten werden können. Oben am Schlitz, wo der Hals aufgesetzt wird, schneidet man das Hemd, eines kleinen Fingers breit, aus.

Zu einem Frauenhemde braucht man gemeiniglich 5 Ellen $\frac{5}{4}$ breite Leinwand; nämlich 4 Ellen und anderthalb Viertel zu dem Leibe, und $2\frac{1}{2}$ Viertel zu den Aermeln. Man schneidet zu 6, 8, 12 Hemden die Aermel ab, so bleiben die Längen zu den Leibern à 4 Ellen $1\frac{1}{2}$ Viertel an einem Stücke zusammen, von welchen man die ganze Länge herunter einen $\frac{1}{2}$ Elle breiten Streifen abschneidet. Von demselben bekömmt man

die Zwickel, zu welchen man $3\frac{1}{4}$ Elle rechnet. Dieses wird doppelt gelegt, an den Seiten der Sahlleiste überwändlich, an der andern überschlagen zugenähet, und ein solcher Sack wird so übereck aus einander geschnitten, daß die Naht in die Mitte jeder Spitze kömmt; und dieses sind die beyden Zwickel. Wenn nun solche mit einer überschlagenen Naht in das Hemd gesetzt worden sind, bleibt eine Oeffnung von $\frac{1}{2}$ Elle, in welche die Aermel, erwähntermaßen, $\frac{3}{4}$ weit und $2\frac{1}{2}$ Viertel lang eingesetzt werden. Die Zwickel unter die Arme an den Aermeln nimmt man aus dem Ausschnitt des Hemdes, welcher $7\frac{1}{2}$ Viertel im Umfange hat, daher die Zwickel ein klein Viertel ins Gevierte bekommen, und auch noch Achselstückchen übrig bleiben. Schneidet man mehrere Hemden zu, so bleibt von dem Streifen zu den Zwickeln so viel übrig, daß man einige Paar Aermel davon erhält. Wenn man nämlich 3 Breiten $2\frac{1}{4}$ lang zusammen nähet, und alsdann halb von einander schneidet, so hat man gleich 1 Paar Aermel, die so weit sind, als die aus der ganzen Breite geschnittenen.

No. 34 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1774, S. 293, f.

Ein Franzose, Namens Bedeau, hat eine Maschine erfunden, allerhand Hemden, Nachthauben, Schlafhosen und Beinkleider ohne Naht zu machen. Die Akademie zu Paris meldet, daß man schon vorher dergleichen Hemden gesehen habe, woran an den Aermeln und dem Halse, wie überall, keine Naht befindlich gewesen, die Art und Weise der Verfertigung aber sey nicht bekannt geworden.

Eins der vornehmsten Stücke im Weißnähen, ist das Setzen eines Queders oder Kragens auf ein Hemd. Nach der Vorschrift eines geschickten Frauenzimmers, Catharina Helena D*** (*), im XI B.

(*) Ich werde vermuthlich nicht irren, wenn ich unter diesem etwas durchsichtigen Schleyer, die gelehrte Demoiselle Katharina Helena Dörrien, zu Dillenburg, der florentinischen botanischen Gesellschaft, wie auch der berlin. Gesellschaft naturforschender Freunde, Mitglied, anzutreffen glaube.

der Leipz. Samml. 1755, 8. S. 342, fgg. ist hiebey folgendes zu beobachten.

Ehe man die Krausen anfängt, es sey in einem Aermel oder Rumpfe, worauf das Queder oder der Kragen gesetzt werden soll, muß man zuerst eine Spendel in die Mitte stecken, hernach eine Hälfte noch einmal zusammen schlagen, und hievon wieder die Mitte mit einer Stecknadel bezeichnen. Hierauf fängt man an, die Krausen in geraden Fäden, einen Strohhalm breit von der Kante, zu machen, wozu vor allen Dingen ein starker, gewichster Faden genommen werden muß, an dessen Ende ein Knoten gemacht wird. Man nimmt zu einer Krause nicht mehr als 2 bis 3 Fäden auf die Nadel, und etwa 5 bis 6 Fäden dazwischen, wenn man nämlich einen Aermel einkrauset. Wenn man aber einen Rumpf einkrauset, darf man nicht mehr, als höchstens 4 Fäden zwischen jeder Krause lassen, indem da ein Kragen viel länger, als ein Queder, ist, und man also die Krausen hernach weiter aus einander ziehen muß, man deren zu wenig bekommen würde. Wenn man damit zu Ende ist, werden die Krausen so dicht als möglich zusammen gezogen, und die Nadel wird an das Ende gesteckt, um welches man den Faden wickelt, damit er nicht nachgeben könne. Alsdann nimmt man eine starke Spendel, und streicht von dem linken Ende zum rechten, mit Behutsamkeit, jede Krause hervor, so daß keine versteckt bleibe, sondern daß sie alle neben einander liegen, indem man sonst das Queder nachgehends nicht gut aufsetzen kann. Wenn die Krausen, wie gesagt, gehörig eingestrichen sind, macht man den zuvor umgewickelten Faden von der Nadel wieder los, und zieht die Krausen so weit aus einander, als das Queder lang ist. Alsdann theilt man das Queder, nachdem es vorher rund herum in geraden Fäden eingeschlagen worden, gleichfalls in 4 Theile, und sticht das bedeppete Ende accurat auf die zuvor in den Krausen gemachten Eintheilungen, jedoch nur so weit herüber, daß man den Faden in denselben nicht sehen kann, und befestiget den Faden wieder am Ende um die Nadel, womit das Queder aufgesteckt worden ist. Ist alles dieses wohl in Acht genommen worden, so fängt man an, das Queder aufzunähen. Bey jedem Stiche muß nur eine Krause auf die Nadel genommen werden. Man sticht, wenn man zuvor den Faden befestigt hat, ins Queder 2 Fäden hoch hinein, und bleibt bey jedem Stiche in geraden Fäden, giebt auch wohl Achtung, daß die Krausen an einem Orte nicht näher oder weiter zu, oder von einander

kommen,

kommen, als am andern. Ist man mit der ersten Seite also zu Ende, so kehrt man den Aermel oder den Rumpf des Hemdes um, schlägt das Queder oder den Kragen herüber, und näht das andere Ende auf den Krausen gleichfalls in geraden Fäden fest. Hier kann man wohl zwey Krausen auf die Nadel nehmen. Die Stiche müssen aber auf der rechten Seite nicht zu sehen seyn, daher man das Queder nicht zu weit über die Krausen darunter nähen muß. Zuletzt wird das Queder, nachdem dasselbe zuvor eingeschlagen worden, zu beyden Enden mit Ueberstichen, wie bey der Naht über der Hand, zugenähet.

Ein Queder ist gut aufgesetzt, 1) wenn es ganz gerade auf den Krausen sitzt, und nicht an einem Orte tiefer, als an dem andern, herunter genähet worden; 2) wenn es oben in geraden Fäden hinüber geschlagen ist, so daß es an allen Orten eine gleiche Breite hat; 3) wenn die Krausen allenthalben gleich weit aus einander, und 4) alle Stiche in geraden Fäden und von gleicher Größe sind.

Ein gutes Knopfloch zu machen, werden meine schöne Leserinnen vollkommen wissen. Da aber Jede vielleicht hierin ihren eigenen Geschmack hat, so werden sie mir erlauben, ihnen erzählen zu dürfen, wie mein Frauenzimmer das ihrige zu machen lehrt.

Es muß solches zuerst in geraden Fäden eingeschnitten werden. Dieses geschieht am besten mit einem Federmesser, wenn man zuvor eine Spendel so lang unten her gesteckt hat, als das Knopfloch seyn soll. Alsdann wird es auf folgende Weise genähet. Wenn man an einem Ende des Knopfloches die Nadel mit dem Faden von unten, etwa 4 Fäden von der Kante, da es eingeschnitten ist, herauf gezogen, und das Ende des Fadens, um hernach darüber her zu nähen, zwischen das Queder geschlagen hat, sticht man aufs neue von unten in eben derselben Linie wieder herauf, so daß nur ein Faden dazwischen bleibt. Ehe man nun den Faden ganz in die Höhe zieht, faßt man mit der Nadel durch die Schlinge auswärts zu sich ein, zieht alsdenn den Faden fest an, so daß an der Kante des Knopfloches ein Knötchen wird; und so continuirt man um das ganze Knopfloch herum. Man nähet ein Knopfloch allemal von der linken zur rechten Hand; die Stiche müssen in egalen Fäden bleiben, und nicht weiter, als einen Faden, von einander seyn.

Ich verlasse die Frauenzimmerschule, und kehre zu meinem medicinischen Lehrstuhl zurück. Ich betrachte die Hemden als Arzt, und behaupte, daß Personen, bey denen die Ausdünstung schwach ist, insonderheit Gelehrte, auch diejenigen, die rheumatischen Zufällen (dem Gliederreißen, dem Gliederflusse,) insonderheit dem Hüftweh, unterworfen sind, billig wollene Hemden tragen sollten. Da aber diese das Vorurtheil der Mode ganz wider sich haben, so sind baumwollene oder kattunene wenigstens den linnenen vorzuziehen, weil die Baumwolle schwammichter, als der Flachs ist. Sie würden es noch mehr seyn, wenn sich der Unrath nicht so leicht an sie legte. Sehr vorzüglich ist eine in einigen sächsischen Gegenden gewöhnliche Leinwand, welche halb aus baumwollenen, und halb aus leinenen Fäden gewirkt ist.

Die Eskimaux und andere Völker der Länder Labrador, der Straße Davis, und der Nachbarschaft von Novazemla machen sich Hemden aus Blasen und Gedärmen von Fischen, welche in gleiche Streifen geschnitten, und sauber zusammen genähet sind. Ein solches Hemd geht nicht weiter, als bis auf die Hüften, und hat eine Kappe, welche den Kopf und Hals bedeckt. Auf der Brust ist es nicht offen; und damit es nicht zerreiße, so ist es an den Enden mit einem feinen schwarzen ledernen Riemen geschnüret. Ueber diesem Hemde tragen sie einen Ueberrock von Seewölfen, Hirschen oder andern Thieren, die sie auf der Jagd erlegen, welche sehr artig zubereitet, und mit ihren Haaren versehen sind. Diese Häute schneiden sie in lange Streifen von verschiedenen Farben, und nähen sie so sauber an einander, daß sie nur aus einem einzigen Stücke gemacht zu seyn scheinen. Dieser Ueberrock ist etwas länger als das Hemd, und geht vorwärts spitzig zu. Die Hüften und Beine sind durch eine Art von Beinkleidern und Strümpfen bedeckt, welche von eben dem

Zeuge

Zeuge sind, daß es scheint, als ob alles an einander hienge.

Hemd-Korb, siehe WärmKorb.

Hemd-Kragen, s. oben, S. 5 fgg.

Hemerobius Linn.; s. Stink-Fliege.

Hemerocallis, Tagblume, Affodill-Lilie, Taglilie; siehe unter Lilie.

Hemicranie, Schmerzen an einer Seite des Hauptes, oder an dem halben Haupte; siehe Kopf-Schmerzen.

Hemine, Hemina, Fr. Hémine, Emine, oder Esmine, hieß bey den alten Römern und Griechen ein Maß zu flüßigen Dingen, welche 10 Unzen Wein, oder 9 Unzen Oehl, oder einen Pariser Demi-septier (d. i. den 4ten Theil einer Pinte) oder ungefähr einen halben Schoppen oder $\frac{1}{2}$ Seidel betrug.

Noch heut zu Tage ist Hémine, ein an verschiedenen Orten in Frankreich, wie auch in einigen Häfen der barbarischen Küsten, gebräuchliches großes Getraidemaß, welches aber nicht, wie etwann ein Scheffel, ein wirkliches, sondern nur ein Rechnungsmaß ist, welches aus verschiedenen andern Maßen besteht.

Zu Auxonne in Burgund, beträgt die Hémine 25 Burgunder Boitleaux, d. i. $2\frac{1}{2}$ Pariser Sester (Septiers.) Es wiegt 640 Pfund Handelsgewicht (Poids de marc;) 100 solche Hemmen betragen 222 lyoner Anêes.

Zu Manilly hält die Hémine 25 dortige Boisseaux, welche 3 Pariser Septiers ausmachen. Sie wiegt 720 Pfund.

Zu St. Jean-le-Laune, hält die Hémine 17 Landesscheffel, welche in Paris 2 Septiers und 10 Boisseaux (oder nach dem Korntarif, und der Berechnung des Hrn. Girandeau, 3 Septiers) betragen. Sie wiegt ebenfalls 720 Pfund.

Zu Marseille, wird die Schwere einer Hémine Getraides auf 75 Pfund dortigen Gewichtes, oder auf 60 Pfund und etwas darüber, Handelsgewicht, geschätzt, und in 8 Sivadières eingetheilt. 4 Hémines machen daselbst 300 Pfund.

Auch in Languedoc ist die Hémine gebräuchlich, insonderheit zu Agde, Besiers, Narbonne. Zu Agde beträgt sie 2 Septiers, und wiegt 120 Pfund; zu Besiers ist sie ohne

den Absirich um 2 pro Cent stärker, und wiegt 122 Pfund; zu Narbonne wiegt sie nur 65 Pfund, 2 Hémines machen daselbst 1 Septier.

Zu Montpellier, wird die Hémine in 2 Quartes eingetheilt. 2 Hémines machen 1 Septier, und 6 Heminen betragen 1½ Amsterdamer Mud.

Zu Castres, hält die Hémine 4 Megères, eine Megère aber 4 Boisseaux; 2 Heminen machen 1 Septier. Es wiegt etwa 200 castrische Pfund, oder 170 Handelsgewicht, nach welchem 50 castrische Heminen 1 Last Amsterdamer Maß betragen.

Zu Chalons und Dijon wiegt die Hemine Weizen 45 Pfund, Mengkorn 43 Pfund, Rocken 41 Pf., Hafer 27 Pf. Handelsgewicht.

Zu Dole, Pontarlier und Salins, wiegt die Hemine Weizen 60, Mengekorn 59, Rocken 58 Pfund Handelsgewicht.

Zu Toulon machen 1 ½ Hemine 1 Septier, 3 Heminen betragen 1 Pariser Septier.

Zu Genua wiegt die Hemine 198 Pf. Handelsgewicht; daß also 100 genuesische Heminen 82½ Pariser Septiers gleich sind.

In der Barbarey macht die Hemine 9 pariser Boisseaux, und wiegt 182 Pfund Handelsgewicht.

Hemiplegia, der halbe Schlag; s. Schlag-Fluß.

Hemisch, Eibisch; siehe Althaea.

Hemm-Fisch, der Name eines Seefisches; siehe Sauger.

Hemm-Gabel, Sperrgabel, Fr. Fourchette, ein langes, mit zwey spitzigen Eisen versehenes Stück Holz, welches an den Wagenbaum einer Kutsche angemacht ist, und wenn es Berg auf geht, niedergelassen wird, damit die Kutsche nicht zurück rolle.

Bey Fracht- und Lastwagen hat man ein nach den Felgen ausgehöhltes und an einer Kette befestigtes, Stück festes Holz, welches der Hemmschuh genannt wird, und womit man ein Rad, wenn es Berg ab geht, einzuhemmen pflegt. Man hat auch eiserne Hemmschuhe. Zu einem vierspännigen Wagen wiegt ein eiserner Hemmschuh ungefähr 36, zu einem drey-

spänni-

spännigen 30, zu einem zweyspännigen Wagen 26, und zu einem leichtern Fuhrwerke 12 bis 15 Pfund.

In Sachsen werden eiserne Hemschuhe auf den erzgebirgischen Zain- und Waffenhämmern, vornämlich in dem Bezirke des Kreisamtes Schwarzenberg, wie auch in Erdmannsdorf zwischen Chemnitz und dem churfürstl. Schlosse Augustusburg, und in Langenhennersdorf unweit Pirna, verfertiget. Man kauft sie auf der Stelle nach dem Gewichte, das Pfund à 2 Gr. No. 29 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778, S. 347.

Hemm-Haken, siehe im folg. Artikel.

Hemm-Kette, Sperrkette, ist ein nothwendiges Stück beym Fuhrwerk, und wird auf abhängenden und Bergeinwärts gehenden Wegen gebraucht, den allzu schnellen und gefährlichen Lauf eines Wagens dadurch zu hemmen oder aufzuhalten. Sie ist ungefähr 4 Ellen lang, und kurz hinter dem Lenkscheite an dem Langwagen angeschleift. Wenn man nun einhemmen will, wird der eine mit einem Haken (dem Hemmhaken) versehene Theil um die Felgen eines von den Hinterrädern, zwischen den Nägeln herum geschlagen, und mit solchem Haken in ein Glied gespannet, welches verursachet, daß alsdann solches Rad nicht herum laufen kann.

Ein gewisser Georg Bellas, in England, hat, um den übeln Folgen des kurzen Umwendens eines Wagens mit einer schweren Ladung (welches gemeiniglich zerbrochene Räder und Deichseln, und zerrissene Stränge sind,) vorzubeugen, 2 Ketten angebracht, deren jede ungefähr 2 Fuß lang ist, welche an dem einen Ende durch einen Nagel, ungefähr ¾ Zoll im Durschnitte, durch den Unterleiterbaum ungefähr 1 Fuß weit hinter dem Oberkissen angemacht, und mit einem Vorstecker befestiget werden; das andere Ende geht durch das Unterkissen mit einem, ungefähr 1 Fuß langen, Nagel und einer Nuß, denselben, so lang es nöthig ist, einzuschrauben. Diese Ketten, an jeder Seite eine, hängen

gen

gen locker und lose, wenn der Wagen in einer geraden Linie fort fährt, bey dem Wenden aber hemmen sie ihn, ehe er anstößt. Beyde Ketten zusammen wiegen etwann 11 bis 12 Pfund.

Fig. 1305 a) ist ein Berkshirer Wagen mit den daran gemachten Hemmketten. Die obern Speichen des Vorderrades sind weggelassen, damit man desto besser sehe, wie die Hemmkette hängt und angemacht ist.

Fig. 1305 b) ist die Hemkette selbst. An dem Ende a ist der eiserne Nagel und Vorstecker; bey d sieht man das Eisen mit der Schraube und der Nuß, wodurch sie an das untere Kissen angemacht wird. Die Ausmessungen sind folgende. Von a bis b ist ein Maß von 6 Zoll; von b bis c, welches die Länge der Kette ist, sind 2 Fuß; von c bis d sind 12 Zoll.

2 Band des aus dem Engl. übers. Museum rust. & commerc. Kr. 1765, 8. S. 422, f.

Hemm-Schuh, s. Hemm-Gabel.

Hemmen, (*) die Bewegung eines Körpers hindern.

1. Eigentlich, wo es doch nur in einigen einzelen Fällen, besonders aber von Rädern gebraucht wird. Einen Wagen hemmen, oder die Räder hemmen, durch eine angelegte Kette den Umlauf der Räder hindern; s. die vorhergehenden Artikel Hemm-Gabel und Hemm-Kette. In den Uhrwerken hemmt der eine Zahn des englischen Hakens das Steigerad, wenn er in dasselbe eingreift, und dessen Umlauf unterbricht, daher dieser Haken auch die Hemmung genannt wird.

Das

(*) Im Engl. hem, im Dän. hemme, im Poln. hamuie, im Schwed. haemma, und mit andern Suffixis hamma, hamla und hafna; woraus zugleich zu erhellen scheint, daß man dieses Wort füglich zu haben und heften, oder auch zu hemm, lahm und hammeln, verstümmeln, rechnen könne. Siehe Hammel. Frisch leitet es sehr unwahrscheinlich von hang n ab, leget ihm auch eine falsche Nebenbedeutung bey, wenn er behauptet, daß es nur dem heftigen Laufe eines Dinges Einhalt thun, bedeutet; worin ihm auch Herr Stosch gefolget ist. Im Nieders. ist für hemmen, lemmern üblich, ohne Zweifel von lahm, eigentlich lähmen, welches zugleich die Ableitung von haw, lahm, verstümmelt, wahrscheinlich macht. Siehe auch Ham-Stock und Hamen.

Das Wasser hemmen, dessen Fortfließung oder Abfluß vermittelst eines Dammes, eines Wehres, eines Schutzbretes u. s. f. hindern; im g. L. es stauen.

2. Figürlich, den Lauf, den Fortgang einer Sache hindern, unterbrechen. Furcht und Zweifel hemmen oft große Anschläge gleich im Anfange. Eines Muth hemmen.

Hemmerling, s. Emmerling und Hämmerling.

Hendel-Braut, Alsine media *C. B.*; s. Th. I, S. 584.

Henge-Bank, Henge-Kappe, Henge-Nagel; s. unter Hä

Hengel, s. Hängel.

1. Hengst. 1. Der Nagel an den Fahrzeugen und Kähnen, woran und worauf das Ruder beweget wird, besonders im Oberdeutschen.

2. Bey den Färbern führt diesen Namen derjenige Haspel, womit das gefärbte Zeug aus der Blauküpe gewunden wird. Auch die Ruthe an einem Ziehbrunnen, woran der Eimer befestiget wird, führt in einigen Gegenden den Namen des Hengstes, Schwed. Hink, dagegen er an andern Heinz genannt wird; s. Th. XXII, S. 802, f.

In der ersten Bedeutung kann dieses Wort durch den eingehobenen Nasenlaut aus Haken gebildet seyn. In der zweyten scheint es mit Hainz von einem veralteten Zeitworte abzustammen, welches ziehen bedeutet haben mag.

2. Hengst, (*) ein unverschnittenes Pferd männlichen Geschlechtes, Fr. Cheval entier, zum Unterschiede von einem

(*) Im salischen Gesetze schon Chengisto, im Nieders. und Dän. Hingst, im Böhm. Hynst, im Schwed. Hingst. Frisch läßt es mit vieler Wahrscheinlichkeit von hinnire, im Oberd. hannen, abstammen, so fern dieses Wort eine Nachahmung des den Pferden eigenthümlichen Geschreies ist, wovon die jungen Füllen in Franken und einigen andern Gegenden auch Hankerlein genannt werden. Bey den Saterländern im Stifte Münster bedeutet Hangst, ein Pferd überhaupt, und da scheint es zu dem Schwed. Hast und Dän. Hest, ein Pferd, zu gehören, welches Ihre von Hast, Eil, herleitet, so wie das Lat. Equus, von ὠκυς, hurtig, abstammen soll. Uebrigens wurde ein Hengst ehedem auch ein Meyden genannt.

einem Wallache und von einer Stute; welches, wenn es besonders zur Fortpflanzung seines Geschlechtes bestimmt ist, auch der Beschäler, Reithengst, Springhengst, Zuchthengst, genannt wird. Figürlich in den niedrigen Sprecharten, eine geile Person männlichen Geschlechtes.

Hengst-Füllen, ein Füllen männlichen Geschlechtes, zum Unterschiede von einem Mutterfüllen; im g. L. ein Hengstfohlen, Niederf. Hingstvale.

Hengst-Geld, Geld, welches man dem Eigenthümer eines Springhengstes für dessen Zulassen bezahlet; das Beschälgeld.

Hengst-Mann, in den Stutereyen, derjenige welcher die Belegung der Mutterpferde zu besorgen hat; der Stutenmeister, Wildenhirt. Im g. L. führt auch derjenige den Namen eines Hengstmannes, welcher mit seinem Beschälhengste von einem Orte zum andern reitet, und Mutterpferde gegen einen gewissen Lohn belegen lässet.

Er bekömmt gemeiniglich für sein Pferd drey Mahlzeiten Futter, und die Hälfte des Lohnes, welcher in einem halben Gulden oder halben Thaler besteht, zum voraus, die andere Hälfte aber wird ihm auf den Fall, wenn die belegte Stute gefohlt hat, entrichtet.

Henkel, (*) derjenige in Gestalt eines Oehres gebogene Theil an einem Körper, woran derselbe hänget, oder gehenket werden kann. Der Henkel an einem Topfe, an einer Tasse, an einem Korbe, an einem Ducaten u. s. f.

Imgleichen am Lichte, der an der Spitze vor dem Talge vorspringende Theil des Dochtes, woran das Licht zuerst angezündet wird.

Daher

(*) Im Niederf. Henk und Hängel, von dem Zeitworte henken, hängen, so daß die Sylbe —el ein Werkzeug bedeutet.

Daher henkeln, mit einem Henkel versehen. Alte gehenkelte Ducaten. Gehenkeltes Geld.

Henken, (*) scheint das Frequentativum oder Intensivum von hängen zu seyn, wird aber mit hängen in einerley Bedeutung gebraucht, hängen machen. Das Kleid, den Degen an die Wand henken. Sein Gewissen an den Nagel henken. Indessen bedient man sich in diesen und andern Fällen im Hochdeutschen doch lieber des Wortes hängen, und schränket das henken bloß auf das Hängen an den Galgen ein. Einen Dieb auf den Galgen henken lassen. Am häufigsten absolute. Der Dieb ist gehenket worden.

Das Hauptwort die Henkung, ist nur in den zusammen gesetzten Aufhenkung und Erhenkung üblich.

Henker, (**) von dem vorigen Zeitworte. 1. Eigentlich, derjenige, dessen Geschäft es ist, Verbrecher zu henken, welches der vornehmste Knecht des Scharfrichters ist, der zugleich den Staupbesen giebt, das Peinigen verrichtet u. s. f. Dem Henker in die Hände fallen. Dem Henker übergeben werden.

2. In weiterer Bedeutung führt auch der Scharfrichter oder Nachrichter, sowohl im g. L. als in der edlen Schreibart, obgleich nicht ohne Beleidigung, den Namen des Henkers, vermuthlich, weil er ehedem auch das Henken verrichtete. Von des Henkers Hand

(*) Die Niedersachsen kennen dieses Wort nicht, sondern brauchen dafür ihr hangen. Siehe Hängen.

(**) Im Oberdeutschen ehedem Hoher, im Nieders. Henger. In Nürnberg heißt der vornehmste Knecht des Scharfrichters, dem Frisch zu Folge, Bal.., in andern oberdeutschen Gegenden Bendel, Beul, welches vermuthlich eine weiche Aussprache von Büttel ist. Im Nieders. führt der Henker oder Scharfrichter auch den Namen Nikker, vermuthlich von dem Angels. nacan, tödten, Lat. necare, welches Wort dann so wie das Hochdeutsche auch figürlich von dem Teufel gebraucht wird. Im Engl. ist Nick, gleichfalls der Teufel. Siehe auch Nix.

Land sterben, hingerichtet werden. Sein eigener Henker werden, sich selbst umbringen. Von den Scharfrichtern und Henkern, s. den Art. Feld-Meister, im XII Th. S. 522, fgg.

3. Figürlich, ein grausamer, blutdürstiger Mensch. Dieser Vater ist ein wahrer Henker seiner Kinder. Imgleichen eine Person oder Sache, welche uns in einem hohen Grade quälet und beunruhiget. Sein eigener Henker seyn, sich selbst quälen. Das Laster ist sein eigener Henker.

4. Im g. L. wird dieses Wort, besonders bey unangenehmen Vorfällen, sehr oft als ein Zwischenwort gebraucht. Der Henker! Das wäre der Henker! Das wäre des Henkers! Zum Henker reden sie doch. Imgl. in Vergleichungen. Er fragt den Henker darnach, d. i. nichts. Ich fürchte mich vor ihm wie vor dem Henker; imgl. ich fürchte mich vor ihm ganz des Henkers. Er ist ganz des Henkers, ausschweifend, zornig, wild u. s. f. Das taugt den Henker nicht, gar nichts. Wo es oft eine verdeckte Benennung des Teufels ist. Daß dich der Henker hole! Gehe in des Henkers Namen! Gehe zum Henker! Reitet dich der Henker? reizet dich der Teufel?

Henker-Beil, in denjenigen Ländern, wo die Enthauptung noch vermittelst eines Beiles geschieht, das dazu bestimmte Beil; das Richtbeil.

Henker-Geld, dasjenige Geld, welches der Henker für das Aufknüpfen, und in weiterer Bedeutung, der Scharfrichter für die Hinrichtung eines Verbrechers bekömmt.

Henker-Mahl, die letzte, gemeiniglich feyerliche Mahlzeit eines zum Galgen, und in weiterer Bedeutung, eines jeden zum Tode verurtheilten Missethäters. Das Henkermahl halten. Im mittlern Lat. Coena libera, welches schon bey dem Tertullian vorkömmt Figürlich

lich, die letzte Mahlzeit vor einer traurigen oder unangenehmen Begebenheit; Niederf. Hülgrütt, Heulgrütze, weil sie mit Weinen verzehrt wird.

Henker-Schwert, das Schwert des Henkers, d. i. Scharfrichters; das Richtschwert.

Henkers-Knecht, der Knecht des Henkers, d. i. Scharfrichters, im g. L. der Schinder.

Henkerey, an einigen Orten die Wohnung des Scharfrichters und seiner Leute, die Scharfrichterey.

Henne. (*) 1. In der weitesten und eigentlichsten Bedeutung, ein weibliches Individuum sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreiche.

In dieser veralteten Bedeutung ist es das weibliche Geschlecht von dem alten Isländ. und Schwed. Vorworte han, hon, er, Wallis. hwn, hon, yn, Pers. ein, an, Hebr. הוּא, von welchem unser ihm, ihn u. s. f. noch Ueberbleibsel sind. Das Femininum dieses Vorwortes lautet im Schwed. hon. Das in einigen Gegenden noch übliche Wort Hanfhenne, den weiblichen Hanf zu bezeichnen, erhält diese sonst veraltete Bedeutung noch im Andenken.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, ein weibliches Individuum einiger größern Vögel, zum Unterschiede von dem Hahne. Die Auerhenne, Birkhenne, Fasanhenne, Haselhenne, Rebhenne, Truthenne, Wasserhenne u. s. f. Im engsten Verstande ein weibliches Individuum der zahmen Hühner; siehe Bruthenne, Gluckhenne, Legehenne, Leibhenne, Zinshenne u. s. f. Von den Hennen, und ihrer Zucht, Wartung ꝛc. s. den Art. Huhn.

Sprichw. Das Ey will klüger seyn als die Henne. Oft findet eine blinde Henne auch ein Korn. Von den Zinshennen, welche die Leibeigenen an einigen Orten als ein

Zei-

(*) In der zweyten engern Bedeutung bey dem Notker Henna, im Nieder-Sächs. welches dem männlichen Hahn näher kömmt, im Holländ. Hinne, Henne, im Angels. und Dän. gleichfalls Henne, im Engl. Hen, im Schwed. Höna, im Finnischen Cana, bey den krimmischen Tatarn Ano. Siehe Hahn und Huhn.

Zeichen der Leibeigenschaft noch geben müssen, hat man in den Rechten noch verschiedene sprichwörtliche Grundsätze. Es flieget keine Henne über die Mauer, d. i. wie es Frisch erklärt, man nimmt keinen Leibeigenen zum Bürger in einer Stadt an; oder nach andern, die Bürger, d. i. Einwohner der Städte, sind zu keinen Zinshühnern verbunden. Die Henne trägt das Hauptrecht auf dem Schwanze, d. i. wer eine Henne zinset, bekennet dadurch, daß er nach seinem Tode dem Hauptrechte oder Hauptfalle unterworfen ist.

In einigen Gegenden wird auch der Polarstern, oder der Wagen, die Henne genannt; s. Th. XIX, S. 204.

Die fette Henne, im g. L. der Name eines sehr saftigen Krautes, Sedum Telephium *Linn.*; s. Zungenkraut.

Hennen-Biß, Hennen-Darm, eine Pflanze, welche auch Hühnerbiß und Hühnerdarm heißt, Alsine media *C. B.*; s. Th. I, S. 584.

Hennen-Thaler, Gluckhennenthaler. Diese Benennung führt der, bey Gelegenheit der im J. 1691 in der freyen eidgenossischen Stadt Basel entstandenen grosen innerlichen Zerrüttung und heftigen Zwistigkeit zwischen dem Magistrat und einigen unruhigen Bürgern geprägte Thaler. Fig. 1206. Die erste Seite enthält die Abbildung der größern und kleinen Stadt Basel, wie solche durch den dazwischen fließenden Rhein von einander abgesöndert, aber durch eine schöne, 250 Schritt lange, Brücke an einander gehängt werden. Darüber ist die aufgehende Sonne und ein kleines Gewölk, und im Abschnitt das zwischen einem Palmen- und Lorbeerzweige stehende Stadtwappen zu sehen. Auf der andern Seite ist eine am Ufer des Rheinstromes und im Prospect der Stadt Basel sitzende Gluckhenne mit vier Küchlein, unter dem stralenden Namen Gottes zu sehen. Ein Küchlein steht auf dem Rücken derselben; das andere steht vor ihr; das dritte säuft aus einem Näpfchen, und das vierte bicket auf der Erde. Im

Ab-

Abschnitt ist zu lesen: ALIT ET PROTEGIT. (d. i. Sie ernähret und beschirmet.)

Die Erfindung ist eine Anspielung auf die Klage des Heilandes: Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel ꝛc. Der Magistrat in Basel lockte damals auf das freundlichste und glimpflichst die aufsätzigen Bürger wieder an sich, und suchte sie zu besänftigen; sie widerstrebten aber, bey 9 Monaten, dieser freundlichen Lockstimme, zu ihrem erfolgten Unheil am meisten das hartnäckigste.

Eine umständliche Erzählung dieses wichtigen Vorfalles, findet man im XIV. Th. des Theat. europ. S. 143—150, und in Köhlers histor. Münzbelustig. 19. Th. Nürnb. 1747, 4. 27. St. S. 211—216.

Hennin. Diesen Namen führten im 15ten Jahrhundert die ungeheuer hohen Kopfzeuge, welche damals die französischen Damen trugen, und vermittelst welcher ihr Gesicht recht in der Mitte ihrer ganzen Länge stand. Diese Mode erhielt sich bis 1701, wo die Damen anfiengen, sich, von unten hinauf, durch hohe Absätze an den Schuhen zu erhöhen.

„Apprenant qu'on retrouve en haussant ses patins,
La taille que l'on perd en abeissant sa tête!
Voilà le changement extrême
Qui met en movement nos femmes de Paris.
Pour la *coiffure* des maris,
Elle toujours ici la même."

sobeißt es in einem Epigramm, welches Madame de Lassay auf die Abschaffung der Hennins machte.

Henning. 1. An einigen Orten, z. B. im Meklenburgischen, ein Name des Hahnes; s. Hahn.

2. Ein männlicher Tauf- und Geschlechtsname welcher vermuthlich von der vorigen Bedeutung entlehnt ist.

Henri, ein Mannsname; s. Heinrich.

Henri-d'or, hieß eine unter dem Könige von Frankreich Heinrich II. im Jahr 1551 geprägte Münze von Pistolengolde, und am innern Werthe 20 Ggr. 67 Henris-d'or giengen auf 1 Mark; das Stück galt 50

Sous. Die Mark Goldes galt damals 172 Livres. Auf dem Avers steht des Königs geharnischtes Brustbild: HENRICUS. II. D. G. FRAN. REX. Auf dem Revers, der gekrönte Buchstab H viermal, als ein Kreuz, zusammen gesetzt, welches in der Mitte mit dem Buchstaben A, als dem Münzzeichen von Paris, und in den vier Winkeln wechselsweise mit einem halben Mond und einer Lilie besetzt ist. Darüber ist eine Sonne, mit der Umschrift: DUM. TOTUM. COMPLEAT. ORBEM. 1551. Man hat dergleichen von unterschiedenen Stämpeln, als: mit dem Buchstaben G in der Mitte, welcher das Münzzeichen von Poitiers ist.

Unter eben diesem Könige wurde auch eine andere Art Henris-d'or, auch als ½ Ducaten geschlagen. Auf dem Avers ist das belorberte und geharnischte Brustbild: HENRICUS. DEI. G. FRANCOR REX. Auf dem Revers ist Frankreich als eine römische Frauensperson, welche auf allerhand Waffen sitzt, und auf der ausgestreckten rechten Hand eine Victorie hält, mit der Umschrift: OPTIMO. PRINCIPI. Im Abschnitt: GALLIA.

Henriette, ein weiblicher Taufname, welcher das weibliche Geschlecht von Heinrich ist, aber zunächst aus dem Franz. Henriette herstammet. Im gem.L. wird dieser Name häufig in Jettchen, Gettchen, Gette, Nieders. Jetke, verkürzt.

Hepatica, s. Leber-Kraut.

Hepatorium, Odermennig; s. *Agrimonia*.

Hepfen, Hupfen, Eppich; s. *Apium*.

Heppe, s. Hippe.

Heptaphyllum, s. Tormentill.

Hera, s. Haus-Frau und Haus-Mutter.

Heracleum foliis pinnatifidis *L.* Kuhpastinak; s. Th. I, S. 230.

Heraut, s. Herold.

Herba,

Herba, s. Kraut.

Herbarium, s. Kräuter-Buch.

Herbe, s. Gras, Kraut.

Herbe, (*) Acerbus, Fr. aigre, âpre, revêche, rude, eine Eigenschaft der Körper in Absicht auf den Geschmack, nach welcher sie einen mit Säure vermischten, stehenden, zusammenziehenden und die Zähne stumpf machenden Geschmack haben; im Gegensatze des angenehm und milde.

1. Eigentlich. Unreifes Obst ist gemeiniglich herbe. Die Schlehen schmecken herbe. Ein herber Wein. Ueberhaupt ist dieser Geschmack allen mineralischen, vegetabilischen und thierischen Säuren natürlich. Wenn er sich in einer vegetabilischen oder thierischen Substanz entwickelt, wo man ihn zuvor nicht gewahr wurde, ist er allemal in selbigen das Product der sauern Gährung.

2. Figürlich, im hohen Grade unangenehm. Ein herber Schmerz. Die herbsten Worte anhören müssen, welche die bitterste, unangenehmste Empfindung machen. Imgleichen rauhe, widerwärtige Sitten habend.

Daher herblich, ein wenig herbe. Ein herblicher Geschmack.

Und die Herbe, die Eigenschaft eines Dinges, nach welcher es herbe ist.

(*) Das e am Ende ist das e euphonicum, welches nicht wegbleiben kann, wenn nicht das b, wider die hochdeutsche Aussprache wie ein p lauten soll. In unsern alten Denkmälern kömmt dieses Wort nicht vor. Im Schwed. ist herf, unschmackhaft, widerwärtig von Geschmack, im Wallis. chwerw, bitter, und garw, rauh, widerwärtig, welche Bedeutung auch das Finnische carwe hat. In Bretagne ist für herbe fur, und in Vannetois in Frankreich huero, üblich, welches mit dem Deutschen sehr genau überein kömmt, so wie auch das Lat. acerbus; siehe auch Sauer. Die Niedersachsen brauchen für herbe struuf, und im figürlichen Verstande von rauhen Sitten, wreed.

Herberge, von Heer und bergen. 1. Ein Ort, wo sich ein Heer, d. i. viele, vor der Witterung bergen, oder daselbst Schutz finden können.

Zu dieser eigentlichsten, aber bereits veralteten Bedeutung, gehört das Engl. Harbour, ein Hafen, das bretagnische Erberch, ein vor der Witterung sicherer Ort, Abri, hieher.

2. In engerer Bedeutung, eine jede Wohnung, eine Hütte, ein Gezelt, ein Logis u. s. f. In einigen Gegenden der Schweitz, z. B. in Schafhausen, imgleichen in der Oberpfalz, bedeutet Herberge noch ein Logis in einem Hause, eine gemiethete Wohnung. Im Hochdeutschen ist es auch in dieser Bedeutung veraltet.

3. Ein Lager, der Ort, wo sich ein Kriegesheer unter freyem Himmel vor der Witterung birgt; eine gleichfalls veraltete Bedeutung, welche aber in den mittlern Zeiten sehr häufig vorkömmt.

4. Ein jeder Ort, wo man einkehrt, und auf kurze Zeit verpflegt wird, es sey für Geld oder aus Gefälligkeit; imgleichen die Einkehrung und der Aufenthalt an einem solchen Orte. Bey Jemanden zur Herberge seyn. Seine Herberge an einem Orte haben, sie bey Jemanden nehmen. Eine gute, eine schlechte Herberge. Sich bey Jemanden die Herberge ausbitten. In diesem Verstande braucht man es nur noch im g. L., wo man auch Gasthäuser, besonders geringer Art, wo Reisende für Geld Aufenthalt und Bewirthung finden, Herbergen, öffentliche Herbergen zu nennen pflegt. Ein verdächtiges Wirthshaus an einem ungewöhnlichen Orte, imgleichen eine verbotene unerlaubte Herberge, pflegt man Winkel- oder Heckherberge (s. Hecke 2. Anm.) zu nennen. Bey den Handwerkern ist die Herberge derjenige Versammlungsort einer Zunft oder Innung, wo sie ihr Lade hat, die reisenden Gesellen beherbergen, und die Kranken verpflegen läßt.

In der letzten Bedeutung schon bey dem Notker Herebergo, bey den schwäbischen Dichtern Hereberge, im Angels. Hereberga, im Nieders. Harbarge, im Dän. Herberg, im Schwed. Haerberge, im mittlern Lat. Heribergum, Herbergamentum, Herbergagium, Alberga u. s. f. im Franz. von einem Gasthofe Hauberge, Auberge, Hebergement, im Ital. Albergo, im Span. Alvergue.

Ungeachtet man in dem vorigen Jahrhundert angefangen hat, Heer und dessen Zusammensetzungen und Ableitungen mit einem doppelten e zu schreiben, so haben sich doch Herberge und Herzog bey der alten Schreibart erhalten, vermuthlich, weil man sie schon von Alters her mit einem kurzen offenen e ausgesprochen, dagegen Heer ein langes scharfes e hören läßt.

Ich werde dasjenige, was ich, von den Gasthöfen und Herbergen, nach der Absicht gegenwärtigen Werkes, zu sagen habe, im Art. Wirthshaus beybringen.

Herbergen, kömmt in doppelter Gestalt vor.

1. Als ein Neutrum, mit dem Hilfsworte haben. Bey Jemanden herbergen, bey ihm einkehren, auf einer Reise seinen Aufenthalt bey ihm nehmen; im mittlern Lat. herbergare. Haben wir auch Raum, in deines Vaters Hause zu herbergen? 1 Mos. 24, 23. Der Kobold wird auch daselbst herbergen, Es. 34, 14.

2. Als ein Activum, Herberge geben, auf der Reise aufnehmen und verpflegen, wofür doch beherbergen üblicher ist. Es war Niemand, der sie die Nacht im Hause herbergen wollte, Richt. 19, 15. Herberget gerne, Röm. 12, 13. Im mittlern Lat. heribergare, im Ital. albergare. Figürlich, in sich fassen, enthalten.

Anstatt dieses Activi ist im g. L. mit der ausländischen Endung — ieren, herbergieren üblich, Reisende für Geld aufnehmen und bewirthen. In diesem Gasthofe ist viel Herbergieren, es kehren viele Leute daselbst ein. Daher der Herbergierer, ein Gastwirth, besonders geringerer Art.

Herbier, s. Banfen. Kräuter-Buch.

Herbière, s. Kräuter-Frau.

Herbon, das Rundmesser; s. Messer der Lohgärber.

Herborisiren, nach dem Franz. herboriser, Arzneykräuter oder auch andere Pflanzen, um sie kennen zu lernen, auf dem Felde, in den Wäldern, auf Gebirgen, in den Gärten u. s. w. aufsuchen und sammeln; herbatim gehen.

Herborist, nach dem Franz. Herboriste, einer der die Arzneykräuter wohl kennt; ein Kräuterkenner oder Kräuterverständiger. Imgleichen einer, welcher allerley Arzneykräuter verkauft, z. B. ein Kräutermann, welcher selbst dieselben zur gehörigen Zeit einsammelt, um sie an die Apothecker zu liefern, oder sonst zu verkaufen; oder auch, ein Kräuterhändler, der allerley Kräuter aufkauft, und Handel damit treibt.

Fast in allen Handelsstädten findet man dergleichen Kaufleute, welche Arzneykräuter verkaufen. In Paris machen die Herboristen gleichsam eine eigene kleine Innung aus, zu der Niemand gelassen wird, als bis er ein Examen über die Eigenschaften und Natur der Pflanzen, die zur Arzney gebraucht werden, ausgestanden hat, weil es oft mit vieler Gefahr verknüpft ist, wenn eine für die andere genommen wird. Es ist ihnen auch nicht erlaubt, sie insgesamt an allerhand Leute ohne Unterschied zu verkaufen, und einige gefährliche Kräuter und Wurzeln dürfen sie nicht anders, als an die Apothecker oder andere bekannte und sichere Personen, verkaufen.

Herbst. 1. Die Einsammlung der Feldfrüchte, die Aernde, die Weinlese; eine nur noch im Oberdeutschen übliche Bedeutung. Einen guten Herbst haben, eine gute Aernde, eine gute Weinlese. Daher das oberdeutsche Zeitwort einherbsten, für einärnden; s. Th. X, S. 393. Siehe auch Herbst-Brief, und Herbst-Ordnung.

2. Figürlich, und im Hochdeutschen im gewöhnlichsten Verstande, die gewöhnlichste Zeit der Aernde, d. i. diejenige Jahrszeit, welche auf den Sommer folgt, und vor dem Winter hergeht; L. Autumnus, Fr. Automne.

In der Bedeutung der Aernde lautet dieses Wort im Engl. Harvest, im Angels. Haerfest, in der Bedeutung der Jahreszeit aber zu Carls des Großen Zeit und bey dem Notker Herbist, im Niederf. Harfst, im Engl. Harvest. Die Abstammung dieses Wortes ist noch ungewiß. Frisch leitet es von herbe her, weil die Witterung in dieser Jahrszeit schon unangenehm ist. Wachter aber von Gothischen Ar, Getreide, und angels. fon, nehmen. Tacitus sagt von den alten Deutschen, daß sie nur zwo Jahrszeiten kenneten, Sommer und Winter, autumni perinde nomen ac bona ignorantur. Ihre schließt daraus, daß der Name des Herbstes daher aus einer fremden Sprache eingeführt sey. Allein wider seine Gewohnheit fällt er auf den unwahrscheinlichen Gedanken, es aus dem lat. Augustus herzuleiten, woraus die Niedersachsen ihr Aust, die Holländer ihr Oogst, und die Schweden ihr Host, alle in der Bedeutung der Aernde und des Herbstes entlehnt haben, woraus durch Einschiebung des r unser Herbst geworden seyn soll. Die ältesten Römer hatten gleichfalls nur zwo Jahrszeiten, in der folgenden Zeit nahmen sie auch den Herbst an, und nannten ihn Autumnus, von augere. Vermuthlich haben die Deutschen die Einsammlung der Feldfrüchte, und die Zeit, in welche dieselbe fällt, auf ähnliche Art benannt. Im Angels. bedeutet aerfwa, erwerben, und Arf, Yrfe, eine jede erworbene Sache; Wörter, welche für unser Herbst eine weit wahrscheinlichere Abstammung an die Hand bieten, als der Augustus. Aus eben dieser Ursache hieß die Aernde und der Herbst im mittl. lat. Gagnagium, und im Altfr. Gain.

Der Herbst, welcher auch das Spätjahr, und im Niederf. das Nachjahr, so wie der Frühling das Vorjahr, genannt wird, ist die dritte Jahrszeit, von der Herbst- Tag- und Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) bis zu dem Wintersonnenstillstande (Solstitium brumale oder hybernum) wozu drey himmlische Zeichen, die Herbstzeichen, L. Signa autumnalia, genannt, und zwar bey uns die Wage, der Scorpion, und der Schütze, gegen Süden aber der Widder, der Stier und die Zwillinge, gerechnet werden. Seinen Anfang nimmt er, wenn die Sonne in das Zeichen der Wage tritt, d. 22. oder 23. Sept.) und damit die andere Tag- und Nachtgleiche macht. Er währt drey

Monate, und endigt sich am Thomastage, oder, wenn sich die Sonne in den Anfang des Steinbockes bewegt, und den kürzesten Tag macht.

Ehe ich zur meteorologisch = ökonomischen und diätetisch = medicinischen Betrachtung des Herbstes übergehe, erlaube man mir, folgende Gedanken über den Herbst, die jedem empfindsamen Weltbürger geziemen, voran zu schicken.

Ein weiser Regent durchlebt die friedlichen Tage seines glorreichen Lebens, das Glück seiner Millionen zu bilden. Nie erbaut er tyrannisch auf zerstümmelten Leichnamen für ihn kämpfender Bürger, wodurch ein Wüterich seinen furchtbaren Namen sich blutig erkauft, verruchte Altäre des Sieges. Nie entheiligt er Tempel, und nie verödet er Städte, um deren mit Blut besudelte Trümmer dem lüsternden Vorwitze werdender Enkel als tyrannische Denkmale seines unrühmlichen Daseyns zurück zu lassen. Nein! nur fühllos gegen sich selbst erschöpft er sein hohes Talent, den goldenen Frieden und die verlorne Freyheit auf hinlänglich gezüchtigte Staaten wieder zu bringen. Er sieht die Stunde des Todes, diese dem Thoren nur schreckliche Stunde, wie den segnenden Strahl des friedsamen Morgens, herein brechen, und wird, nachdem er Länder gesegnet, willig ihr Raub. Gleich solchen weisen Regenten verläßt der Sommer mit langsamem Schritte die befruchtete Erde. Vom rauchenden Opfer dankbarer Länder, und vom wild schallenden Jubel des bereicherten Landmannes begleitet, entzieht er langsam den gesegneten Ländern seinen wohlthätigen Strahl. Mit ihm weicht die ermattende Hitze, die selbst den Weichling zum Laster zu träge macht, und ihm auf weichen Polstern zur Last wird; und der nervige Arm des fröhlichen Landmannes sammelt mit neuern Kräf-

ten

in den reichen Segen des Sommers. Aber, gleich wie die balsamischen Freuden der göttlichen Tugend auf dornigen Wegen verherrlichet werden, so müssen rauhere Lüfte den Segen des Sommers zum Genusse verschönern, in welchem der flüchtige Liebling der Erde sein rühmliches Denkmal zurück läßt. Und schon tragen unfreundliche Lüfte den männlichern Herbst über ermattete Länder. Dienstbare Winde bestreuen vor ihm die Wege, über welche er segnend daher zieht, mit würdigen Früchten, und gewinnen, gleich sclavischen Lieblingen des verhaßten Fürsten, der sich, seinen tyrannischen Stolz zu befriedigen, unwilligen Bürgern aufdringt, die Seelen der Erdbewohner, die rauhe Ankunft des Herbstes mit dankbarem Herzen zu feyern. Er kömmt, der unfreundliche Herbst. Unter dem langsamen Schritte reift der Segen des Sommers. Sein trunknes Haupt ist mit Reben umwunden. Sein sinkender Arm trägt das voll gerüttelte Füllhorn, und seine männliche Schultern sind mit mancherley Früchten belastet. Er kömmt, und schüttet sein Füllhorn über die Erde. Sein Ueberfluß übersteigt jede Erwartung, und der unersättliche Geizhals fühlt sich auf wenige Augenblicke gesättigt. Er kömmt, und die Früchte des Landes füllen krachende Böden und unansehnliche Scheuern. Der sparsame Landmann bedeckt Reichthümer der Erde mit Stroh, und entwöhnt von sich den Neid, der sich bloß mit blendendem Schimmer beschäftigt. So liegt der Tugenden Schmuck im verachteten Sclaven unbemerkt verborgen; im verachteten Sclaven, über welchen ein Liebling des Lasters hochmüthig sein tyrannisches Joch warf. Nun wischt der gesättigte Landmann, zufrieden, vom verbrannten Gesichte, den mit Staube vermischten Schweiß, und dünkt sich glücklicher, als der Weichling, dessen Wollust zu schonen er den Schweiß seines Antlitzes vergoß. Mit rauhen Händen windet er stachelige widerspenstige

Rei-

Reiser in die durchsichtigen Wände seiner armseligen Hütte, und sichert die gefüllten Scheuern mit Schichten von Stroh, vor dem Sturm des anwandelnden Winters. Und nun schwingt der frostige Herbst über leere Gefilde fürchterlicher seinen despotischen Scepter. Rauschende Winde, die schnellen Vollführer seiner wilden Befehle, veröden um sich ganze Gebiete, und entblättern die Wälder. Der schwächere Strahl der entferntern Sonne drängt sich durch entblätterte Haine zu den Geheimnissen der Schatten, die das reichste Feuer der majestätischen Sonne nicht zu verrathen vermochte. Einzelne gelbliche Blätter hängen an ältern den Aesten, bestimmt, den rauhen Triumph des nächsten Sturmes zu mehren. Nun ist der entheiligte Hain nicht mehr die Zuflucht der Liebe. Nur die mächtigen Streiche der zerschmetternden Axt, und das laute Geräusch vieljähriger, dem Gipfel nebeliger Berge entstürzender Eichen, schallen lauter durch den leereren Wald, und gewöhnen das neugierige Ohr des Echo, welches zu süßen Gesprächen der Liebe verwöhnt war, zu rauheren Tönen. Verödete Fluren, die vormals, noch schwanger mit dem Segen des Sommers, von niedlichen Füßen rosenwangiger Mädchen betreten zu werden verdienten, dulden unwillig den Unsinn auf ihnen wandelnder Thiere. Der geschwätzige Vogel entweicht dem unfreundlichen Winter, sich unter Bewohnern wärmerer Länder Bewunderer zu suchen. Noch minder singt Philomele von nahen Zweigen ihre ungelernte Accorde durch den horchenden Hain; denn die schattigen Blätter, unter welchen sie sich dem Lobe der Kenner bescheiden verbarg, sind nicht mehr. Jezt reißt sich ein nördlicher Wind aus unterirdischen Höhlen, worin er seit langen freundlichen Tagen unwillig schlief, und verbreitet um sich Verwüstung. Unbarmherzig verscheucht er den Weichling, der sich ganz zum Sommer verwöhnt hat, in das wärmere Zimmer, und

läßt

läßt ihn unzufrieden die traurige Wahrheit empfinden, daß kein ewiger Sommer den Erdkreis bestrahle. Nein! nicht immer lächelt ein Frühling der Erde. Es kömmt ein unfreundlicher Herbst, und gebiert in uns den vergeblichen Wunsch nach den verflossenen Stunden des Sommers und Frühlinges.

Und dennoch ermuntert der Herbst unsern dankenden Jubel gegen die Vorsehung, auch wenn solche sich nicht durch den herrlichen Sezen, womit er geschmückt ist, zu dem feurigsten Danke berechtigte. Doch müssen feyernde Loblieder die unentbehrlichen Stunden des Herbstes erheben, diese unentbehrliche Stunden, ohne welche ein trauriger Winter uns unerträglich seyn würde. Nicht umsonst entzieht uns die wohlthätige Sonne langsam ihren erwärmenden Strahl; nein! uns nach und nach zu der furchtbaren Herrschaft des tyrannischen Winters vorzubereiten. Nicht umsonst strahlt die fliehende Sonne unter den trüben Tagen des Herbstes einen hellglänzenden Tag, einen unglücklichen Nachahmer des einladenden Frühlinges, durch die bläulichen Wolken des verklärten Olympes. Nicht umsonst laden die schimmernden Augenblicke uns ein, die öden Gefilde und die nackten Haine zu suchen, oder vielmehr, uns zu verrathen, daß wir den Frühling verloren haben; ein Gedanke, den wir zu leicht vor uns selbst verbergen! Nicht umsonst schmückt ein unfreundlicher Herbst die Jahrszeiten; er ist uns ein deutliches Bild des Herbstes im menschlichen Alter. Bedachtsam merkt sich der Weise dieses lehrreiche Vorbild, und es dient ihm zum Glücke. Jung, wie der blühende Frühling, sieht er unschuldige Jugendfreuden auf heilsamen Wegen unter der Aufsicht seiner Vernunft grünen, und er genießt sie. Kein ewiger Frühling lächelt seiner Empfindung; dieses denkt er, und ahndet den frostigen Herbst, der, wie der Herbst der Jahre, das Dunkel der Haine uns selbst entfaltet, und unserer

Ver-

Vernunft die kleinen Geheimnisse aufdringt, die wir sorgfältig vor derselben verborgen haben. Unter dem begeisternden Strahle der wachsamen Vernunft wächst seine Tugend bis durch sein männliches Alter, bis durch den Sommer des Lebens. Nun überfällt ihn der Herbst, aber nicht unerwartet, und trägt ihn auf matteren Flügeln den hohen Bestimmungen näher. Er sieht den arbeitenden Landmann, wie er zur Stunde des Herbstes Reichthümer der Erde sich sammelt. Nicht weniger sammelt der Weise, aber wichtigere Schätze, die der ganze Segen der Erde nicht überwiegt. Jeder Vorfall seiner durchwandelten Jahre geht jetzt vor dem forschenden Blicke seiner beurtheilenden Seele vorüber. Sorgfältig vergleicht seine Vernunft die mannigfaltigen Verfälle, wodurch sein Leben bemerkt ist; sein erleuchteter Blick übersieht sie in feyernder Stille, und manches wird ihm nun hell, wie ein glänzender Frühling, was ihm sonst undurchdringbares Dunkel zu seyn schien. Dort sieht er Stunden, wo furchtbares Elend, gleich schweren abhängigen Felsen über seine Scheitel herab hing; verworfen, ohne Trost, ohne Hoffnung lag er ohnmächtig danieder, und nur eine einzige Thräne blieb ihm noch übrig, der traurige Herold seiner Verzweiflung zu werden. Er sieht sich mächtig errettet, und merkt, im kurzsichtigern Blicke der Menschen war der ihm traurige Vorfall nur Elend. Er segnet noch jauchzend die selige Stunde, in welcher die bebende Trauer in unaussprechliche Freuden sich auflöste. Er schöpft herrlichen Segen aus erdulteten Schmerzen, und versorgt sich damit gegen die feindseligen Anfälle des drohenden Winters. Wie der sorgfältige Landmann seine baufällige Hütte vor dem kommenden Winter befestiget: so sichert der Weise sich selbst durch selige Tugend von den Beschwerlichkeiten des heran nahenden Alters, bey welchen ein Thor oft seine Bestimmung vergißt und das traurige Schicksal

ver-

verdient hat, sich durch unbillig behauptete Vorrechte der Jugend in einem ohnmächtigen Körper verächtlich zu machen. Also nutzet der Weise den Herbst; und alsdann ist ihm der Winter nicht schrecklich. Schon mit seinen Schrecken bekannt, und vor seinem Unsinn beschützt, wie kann er ihn fürchten? Er sieht weit um sich her seine schreckenden Wetter sich lagern, und noch fürchtet er nichts. Jetzt stürzen die Wetter durch zerrissene Wolken herab, und noch fürchtet er nichts. Jetzt fallen sie auf ihn, und noch fürchtet, noch empfindet er nichts. Er verschließt sich in sich, und findet da Ruhe und Freuden, und hört, gleich dem furchtbaren Bewohner des Weltmeeres, gleich dem fühllosen Leviathan, bey dem aufrührischen Frevel sich thürmender Fluthen, den Sturm nur draußen. Er fühlt nicht den frostigen Herbst, und nicht den noch frostigern Winter. Es ist ihm immer, wie im Sommer der Jahre, und um seine Seele lächelt ein ewiger Frühling.

Von dem Herbste hat ein vorsichtiger Haus- und Landwirth folgende Vermuthungen in Acht zu nehmen. Gemeiniglich pflegt man von der guten heiklaren Witterung um das Herbst-Aequinoctium im Sept. auf einen guten Herbst zu schließen. Ein warmer Herbst, welcher zugleich hell und klar ist, macht zu einem guten Getraide- und Wein-Jahr Hoffnung; ein nasser Herbst aber bringt Unfruchtbarkeit, die Trauben können nicht reif werden, und die Gartenfrüchte werden nicht vollkommen. Man hat angemerkt, wenn der Herbst mit früher Kälte, von Stürmen und Regen untermischt, anfängt, daß alsdann ein langer Winter darauf zu erfolgen pflegt.

Die Ursachen hievon sind leicht einzusehen. Denn wenn Stürme und Regen die Erde, nebst der Luft, einmal in den Zustand gesetzt haben, daß sie vom Froste nicht mehr weit sind, oder wohl gar schon Frost erlitten haben, so ist derselbe Zustand hernach schwer zu ändern. Wenn sich auch gleich noch

Süd-

Südwinde einstellen und Wärme mit sich bringen, so pflegt doch solches theils nicht so lange zu währen, daß nicht die eingebrochene Nordluft wiederum dagegen die Oberhand behalten sollte; theils aber hindert auch solches nur bloß den Frost; und die Kälte, bey der man die Zimmer heizen muß, wird dadurch nicht gehoben. Je früher es demnach angefangen, und je länger es angehalten hat, desto später hört es auch auf, oder desto länger währt es im Frühlinge, ehe die Wärme wieder die Oberhand gewinnen kann, wenn nicht eine fast beständig hergewehete Südluft dazu kömmt. Dieses aber kann wegen gedachter Hinderung nicht leicht geschehen. Daher währt insgemein die Kälte so viel länger, je früher sie anfängt, und je länger sie nach einander anhält.

Das Laub, wenn es lange in den Herbst hinein an den Bäumen bleibt, soll eines frühen Winters Verbote seyn, ein schöner klarer Herbst aber einen windigen Winter bringen. Wenn die Vögel und die Hasen im Herbste sehr fett befunden werden, soll es einen kalten Winter mit vielem Schnee geben. Warme Herbstnächte bringen süßen, aber ungesunden Wein, kühle Nächte hingegen harten, aber gesunden Wein. Wenn das Laub im Herbste langsam von den Bäumen fällt, so werden im folgenden Sommer viel Raupen. Wenn viele Reife und Nebel fallen, und mit mit dem Süd- und Westwinde keine Regen zugleich kommen, soll es auf Krankheiten deuten, welches man auch von den heftigen Sturmwinden, wenn sich zur Herbstzeit dergleichen spüren lassen, vermuthen will.

Was die Herbstarbeiten, d. i. die in der Haus- und Landwirthschaft üblichen und nöthigen Arbeiten und Verrichtungen betrifft: so sind davon die Artikel September, October und November nachzusehen.

Ich komme zur Betrachtung des Einflusses des Herbstes auf unsere Gesundheit, und zur Anzeige desjenigen, was in Ansehung der zur Erhaltung derselben nöthigen Lebensordnung und der vor-

vorkommenden Krankheiten, im Herbste zu beobachten ist.

Der Herbst ist eine der gefährlichsten Jahrszeiten für die Gesundheit. Er und der Frühling sind eigentlich nichts anders, als die Zeiten der Entwicklung des Sommers und Winters. Sie sind die kritischen Zeiten der Natur, da sie gleichsam in einer Verwandlung liegt, und da also die größten und wichtigsten Veränderungen mit ihr vorgehen. Der Frühling ist der Uebergang der kalten Witterung in die warme, der Herbst aber der Uebergang der Hitze zum Froste. Dieser Uebergang geschieht jedesmal nur allmählig; allein, die Grade, durch die er gehen muß, sind doch dem menschlichen Körper empfindlich genug, um alle mögliche Vorsicht zu erfordern. Regen, Sturmwinde, unfreundliche Tage, Nebel, Ueberschwemmungen und alle Uebel, die wir öfters mit Schrecken erfahren, wechseln in beyden mit einander ab, und bringen eine Vermischung von warmen und kalten Tagen hervor, die, wie alle schnelle Abwechslungen des Wetters, der Gesundheit gefährlich sind. Da aber, überhaupt betrachtet, die Wärme, und die Abwechslung der kalten unfreundlichen in warme und angenehme Tage, der Gesundheit zuträglicher ist, als die nasse Kälte, und der Uebergang der trocknen, milden und heitern Witterung in kaltes und schlackiges Wetter: so hat, in Absicht der Gesundheit, der Frühling noch einen gewissen Vorzug vor dem Herbste, welcher die wahre Ursache ist, warum im Frühjahre nicht so viele gesunde Leute erkranken und sterben, als im Herbste. Eben deswegen ist es höchst nöthig, zu dieser Jahrszeit besonders auf seiner Hut zu seyn, und alles anzuwenden, damit die üblen Eigenschaften derselben keinen schädlichen Einfluß in unsere Gesundheit haben.

Die kalten Herbstwinde sind eines der vornehmsten Uebel, vor dem man sich zu hüten hat. Sie ver-

Südwinde einstellen und Wärme mit sich bringen, so pflegt doch solches theils nicht so lange zu währen, daß nicht die eingebrochene Nordluft wiederum dagegen die Oberhand behalten sollte; theils aber hindert auch solches nur bloß den Frost; und die Kälte, bey der man die Zimmer heizen muß, wird dadurch nicht gehoben. Je früher es demnach angefangen, und je länger es angehalten hat, desto später hört es auch auf, oder desto länger währt es im Frühlinge, ehe die Wärme wieder die Oberhand gewinnen kann, wenn nicht eine fast beständig hergewehete Südluft dazu kömmt. Dieses aber kann wegen gedachter Hinderung nicht leicht geschehen. Daher währt insgemein die Kälte so viel länger, je früher sie anfängt, und je länger sie nach einander anhält.

Das Laub, wenn es lange in den Herbst hinein an den Bäumen bleibt, soll eines frühen Winters Vorbote seyn, ein schöner klarer Herbst aber einen windigen Winter bringen. Wenn die Vögel und die Hasen im Herbste sehr fett befunden werden, soll es einen kalten Winter mit vielem Schnee geben. Warme Herbstnächte bringen süßen, aber ungesunden Wein, kühle Nächte hingegen harten, aber gesunden Wein. Wenn das Laub im Herbste langsam von den Bäumen fällt, so werden im folgenden Sommer viel Raupen. Wenn viele Reife und Nebel fallen, und mit mit dem Süd- und Westwinde keine Regen zugleich kommen, soll es auf Krankheiten deuten, welches man auch von den heftigen Sturmwinden, wenn sich zur Herbstzeit dergleichen spüren lassen, vermuthen will.

Was die Herbstarbeiten, d. i. die in der Haus- und Landwirthschaft üblichen und nöthigen Arbeiten und Verrichtungen betrifft: so sind davon die Artikel September, October und November nachzusehen.

Ich komme zur Betrachtung des Einflusses des Herbstes auf unsere Gesundheit, und zur Anzeige desjenigen, was in Ansehung der zur Erhaltung derselben nöthigen Lebensordnung und der vor-

vorkommenden Krankheiten, im Herbste zu beobachten ist.

Der Herbst ist eine der gefährlichsten Jahrszeiten für die Gesundheit. Er und der Frühling sind eigentlich nichts anders, als die Zeiten der Entwicklung des Sommers und Winters. Sie sind die kritischen Zeiten der Natur, da sie gleichsam in einer Verwandlung liegt, und da also die gröbsten und wichtigsten Veränderungen mit ihr vorgehen. Der Frühling ist der Uebergang der kalten Witterung in die warme, der Herbst aber der Uebergang der Hitze zum Froste. Dieser Uebergang geschieht jedesmal nur allmählig; allein, die Grade, durch die er gehen muß, sind doch dem menschlichen Körper empfindlich genug, um alle mögliche Vorsicht zu erfordern. Regen, Sturmwinde, unfreundliche Tage, Nebel, Ueberschwemmungen und alle Uebel, die wir öfters mit Schrecken erfahren, wechseln in beyden mit einander ab, und bringen eine Vermischung von warmen und kalten Tagen hervor, die, wie alle schnelle Abwechslungen des Wetters, der Gesundheit gefährlich sind. Da aber, überhaupt betrachtet, die Wärme, und die Abwechslung der kalten unfreundlichen in warme und angenehme Tage, der Gesundheit zuträglicher ist, als die nasse Kälte, und der Uebergang der trocknen, milden und heitern Witterung in kaltes und schlackiges Wetter: so hat, in Absicht der Gesundheit, der Frühling noch einen gewissen Vorzug vor dem Herbste, welcher die wahre Ursache ist, warum im Frühjahre nicht so viele gesunde Leute erkranken und sterben, als im Herbste. Eben deswegen ist es höchst nöthig, zu dieser Jahrszeit besonders auf seiner Hut zu seyn, und alles anzuwenden, damit die üblen Eigenschaften derselben keinen schädlichen Einfluß in unsere Gesundheit haben.

Die kalten Herbstwinde sind eines der vornehmsten Uebel, vor dem man sich zu hüten hat. Sie ver-

wehen den lauen Dunstkreis der Ausdünstungen, die uns umgeben, und es ist keine Falte unserer Kleidung so verborgen, die sie nicht durchwehen und abkühlen sollten. Da nun dieser Dunstkreis eigentlich die Vermittlung, wodurch wir die Abwechslung der lauen Luft unserer Zimmer mit der in der freyen Luft ohne Schaden ertragen können, indem er verhindert, daß die Schweißlöcher nicht zu schnell zusammen gezogen, und die unentbehrliche Ausdünstung unterdrückt wird: so ist der Zustand, in den wir gerathen, wenn wir unsern Leib den kalten Winden aussetzen, mit demjenigen im gleichen Verhältniß, wenn wir aus den warmen Betten aufstehen, und ohne Kleidung im Zimmer herum gehen wollten. So gewiß ein solches Verhalten eine Erkältung nach sich ziehen würde, so gewiß thun es die Herbstwinde, wenn man darin ausgeht, ohne sich warm anzukleiden. Die raschen Sommerkleider, denen es an der gehörigen Weiche mangelt, welche die wirksamen Theilchen der Wärme zur Ruhe bringt, und die Dünste des Körpers um ihn her als eine laue Wolke versammelt, sind die schädlichsten, die man zu dieser Zeit tragen kann. Es giebt einige gesetzliche Leute, welche ihre seidene Strümpfe und Sommerkleider nicht eher, als mit dem kürzesten Tage ablegen, und wenn sie gleich vor Frost zittern und beben müßten. Ich halte die Ordnung in Ehren, die sie zum Deckmantel ihrer Thorheit gebrauchen; allein, ich wollte lieber weniger gesetzlich, als weniger gesund, seyn. Man trägt die Sommerkleider nicht darum, weil es Sommer, sondern weil es heißes Wetter ist; und hieraus folgt, daß man mitten im Sommer Winterkleider tragen müsse, wenn der Sommer solche kalte Tage mitbringt, als öfters kaum im Winter sind.

Die Mode muß hier kein Gesetz seyn. So närrisch sie zuweilen ist, so gründet sie sich doch mehrentheils auf gewisse vernünftige Ueberlegungen. Man hat jederzeit sehr gute Ursachen,

chen, warum man die Kleider mit kurzen oder langen Schößen, steif oder ungesteift, Perrücken mit dicken oder dünnen Haaren, die Haupthaare aufgeschlagen oder herab hangend, trägt, u. s. w. Alle diese Moden haben gewisse Bequemlichkeiten, Zierden oder Bedeutungen, weshalb man sie wählt, gleichwie es keiner an Unzuträglichkeiten, Unzierden und Beschwerlichkeiten fehlt, weshalb man sich endlich, nachdem man sie so lange beybehalten hat, bis man ihre Vortheile vergißt oder vernachlässiget, und ihre Unvollkommenheiten zu oft und deutlich empfunden hat, eine andere wünscht, deren Vortheile sich in einem neuen Glanze zeigen. Dieses ist die Ursache der Abwechselung der Moden, und sie enthält zugleich dasjenige in sich, was einen weisen Mann berechtiget, eine üble Mode abzuschaffen oder zu übertreten, wenn er einem modischen Volke die vernünftige Ursache seiner Abweichung begreiflich und sinnlich machen kann. Die klugen Menschen müssen es seyn, welche üble Gewohnheiten abschaffen, und gute Gebräuche einführen; denn das ist das Loos der Thoren, die schlechten Moden zu behalten, und die guten nicht mitzumachen.

Ein Mensch, der den grimmigsten Frost ohne Schaden erträgt, kann eine kühle nasse Herbstluft nicht ausstehen. Eine kalte Luft, die mit nassem Nebel angefüllt ist, wird davon zwar nicht dichter, weil die leichtere Luft den zwischen ihr schwebenden Dünsten ausweicht; allein es befinden sich alsdann in unzähligen Stellen des Dunstkreises, wo sich sonst Lufttheilchen aufhalten würden, feine Wassertheilchen, welche die Haut beynahe in tausendmal mehr Puncten berühren, als die Lufttheilchen, indem das Wasser um so viel schwerer, und also auch, dem körperlichen Inhalte nach, um so viel zahlreicher an Bestandtheilen ist. Da nun ein wärmerer Körper seine Wärme um so viel eher verliert, in je mehr Puncten er von einem kältern berührt wird: so erhellet, daß eine nasse Luft, welche mit einer trocknen einerley Grad der Wärme besitzt, den menschlichen Körper beynahe tausendmal schneller oder mehr erkalten müsse, als die trockne. Dieser Unterschied ist nicht so geringe, daß man ihn zu übersehen Ursache hätte. Es folgt vielmehr daraus, daß man

bey nebeligen Tagen die warme Kleidung eben so unentbehrlich nöthig habe, als bey kalten Winden. Besonders müssen diejenigen Theile am meisten beschützet werden, die am wenigsten von der Berührung der Luft frey sind, und das sind die Füße. Wer diese mit einfachen dünnen Strümpfen für verwahrt genug hält, der wird sich die gefährlichste Erkältung verschuldet zuziehen. Da die Feuchtigkeit zugleich die Fäserchen unsers Körpers schlaff macht, deren lebhafte Wirkung zur Beförderung der Ausdünstung nothwendig ist: so hat man desto mehr Ursache, diesen Fehler auf alle mögliche Art zu ersetzen. Dieses geschieht durch die Anstrengung derselben vermittelst der Leibesbewegung, und durch den Trieb, welchen man sowohl hiedurch, als durch einen mäßigen Gebrauch spirituöser Getränke, dem Blute mittheilt, welches von innen heraus die Schweißlöcher mit aller Gewalt öffnet, wenn nur der Leib dabey gehörig warm gehalten wird.

Wer am Vormittage in die freye Luft gehen muß, der kann bey kalter und nebeliger Luft nichts besseres thun, als daß er vorher etwas Speise zu sich nimmt, und allenfalls ein Glas Wein oder Liqueur darauf trinkt. Hiedurch wird eine kleine Verdauung erreget, welche nie ohne einige Bewegung im Geblüte von statten geht, und wodurch sich also der Leib leichter erwärmt. Ein jeder darf nur auf seine eigene Erfahrung Acht geben, um hievon überzeugt zu werden. Es ist den meisten Menschen gemein, daß sie des Vormittages die Füße warm zu bekommen, und überhaupt sich des Frierens zu erwehren, nicht vermögend sind, da sie hingegen in wenigen Augenblicken durchaus warm werden, nachdem sie etwas Speise zu sich genommen haben. Bey ungesundem Nebel wählt man Vormittags zu einer solchen Speise am liebsten ein fettes Butterbrod; und auch dieses hat seinen guten Grund. Die stinkenden, fressenden, scharfen Nebel legen sich im Munde, im

Schlunde

Schlunde und in der Luftröhre an, und werden solchergestalt mit dem Schleime in allen diesen Theilen vermischt, da denn ein Theil davon verschluckt, der andere aber zur Lunge geführt wird. Dieser letztere Theil macht durch seine Schärfe eine rauhe Brust, Husten, Heiserkeit und Catarrhe. Der erste hingegen, welcher in den Magen kömmt, reizt die Häute desselben, und kann Bauchgrimmen, Durchlauf, Magensäure, Magenkrämpfe und andere üble Zufälle nach sich ziehen. Ein fettes Butterbrod beuget beyden Arten des Schadens vor. Denn die im Munde und Magen erwärmte Fettigkeit überzieht die inwendigen Häute des Mundes, Schlundes und Magens, und macht dadurch die bösen Theile des scharfen Nebels unvermögend, in diese Häute zu wirken. Da sich nun überdies der verschluckte Schleim, welcher von solchen schädlichen Theilen angesteckt ist, mit dem Brey der Speisen, die er im Magen antrifft, vermischet, so wird er sogleich von der Verdauungskraft mit in Arbeit genommen, und verliert solchergestalt alle Kraft zu schaden. Was die Luftröhre und Lungen betrifft, so weiß Jedermann, daß ein fettes Butterbrod, wie alle öhlige und fette Sachen, den Auswurf befördere, oder den Schleim von der Brust los mache. Mehr als dieses wird nicht erfordert, um die schädlichen Dünste des Nebels wieder aus der Brust heraus zu schaffen, damit sie nicht in die Häute dieser edlen Theile wirken können.

Sich mit warmem Thee- oder Kaffeewasser vor den Wirkungen der nassen Kälte zu verwahren, ist keine gute Gewohnheit. Sie schwächen nur die Kraft des Magens, dessen Verrichtung besser erwärmet, als alles, was man sonst thun kann; überdies geben sie dem Blute keinen Trieb, sondern erwärmen den Leib nicht weiter, als in so fern sie selbst warm sind. Dieser Grad der Wärme ist so schwach, daß er nicht in Betrachtung gezogen zu werden verdient. Was

aber das schlimmste ist, so treiben diese beyde Getränke den Urin, und zwar besonders, wenn man nach ihrem Genusse in die nasse Kälte geht. Alles aber, was auf diese Weise den Urin befördert, ist der Ausdünstung des Leibes gerade entgegen gesetzt, und diese ist doch der einzige Weg, auf welchem man die schädlichen Wirkungen der nassen Kälte verhüten kann.

Man wird an der Gewißheit dieser Sache nicht zweifeln, wenn man weiß, wie es diejenigen anfangen oder anfangen sollten, die von vielem Getränke berauscht sind, und sich nicht eher schlafen legen dürfen, als bis sie der meisten überflüssig genossenen Feuchtigkeiten durch den Urin wieder los geworden sind. Wenn sie nämlich diese gute Wirkung recht geschwinde befördern wollen, lassen sie sich die Kleider los machen, oder ziehen sie gar aus, damit die kalte Luft die Schweißlöcher der Haut zusammen ziehe. So bald dieses mit gehöriger Behutsamkeit geschehen ist, stürzt in wenig Augenblicken das Wasser durch den Urin so häufig von ihnen, daß sie sich ohne die geringste Furcht, von dem in der Blase sich anhäufenden Wasser beschweret zu werden, zur Ruhe legen können. So gewiß ist es, daß eine kalte Luft, noch mehr aber die, welche zugleich feucht ist, bey denen, die viel Wasser getrunken haben, den Urin befördere, da man doch in einer solchen Luft die gerade entgegen gesetzte Ausführung durch die Transspiration befördern sollte.

Ein wenig flüchtiges Hirschhornsalz in einem Glase Rheinwein genommen, und darauf ausgegangen, ist ein weit besseres Mittel wider den Morgennebel, als der beste Thee und Kaffee. Es versteht sich von selbst, daß diejenigen in den rauhen Herbsttagen nicht eher, als wenn die Sonne am Himmel steht, ausgehen dürfen, welche diese Bequemlichkeit, ohne ihren Schaden, haben können, weil Morgens und Abends die Nebel am häufigsten niedrig stehen, und die Kälte am empfindlichsten ist.

Die Ueberschwemmungen überhäufen die Länder mit stehendem Wasser, und die Luft mit faulen Dünsten. Daher sind die Faulfieber nirgends gemeiner, als an solchen

gen Orten, wo rings um eine Stadt herum viel Moräste, öftere Ueberschwemmungen, und in derselben eine Menge verschlämmter Canäle voll faulen Wassers verhanden sind. Diese Umstände treffen vornämlich Holland, wo Pringle das häßliche Faulfieber hat kennen lernen, dessen Natur und Grausamkeit er uns so umständlich beschrieben hat. Um nun durch den Schutz des Himmels die größten Gefahren abzuwenden, welche von einer solchen, mit faulen wässerigen Dünsten angesteckten Luft entstehen könnten, wird man folgende Regeln der Vorsicht nicht ohne Nutzen beobachten. Ueberhaupt ist es bey diesen Umständen besser, in den obersten Zimmern der Häuser zu wohnen, die von den üblen Dünsten, welche von der Oberfläche des Erdbodens empor steigen, am weitesten entfernt sind. Die Luft ist desto trockener und reiner, je weiter sie von der Oberfläche einer Gegend, welche faule Dünste in sie hinein hauchet, absteht. In diesen Zimmern sollten billig Kamine seyn, und man könnte das Kaminfeuer beständig unterhalten, und zuweilen mit gutem Nutzen Steinkohlen darin brennen. Ein wenig Steinkohlendampf ist wider eine feuchte faule Luft sehr heilsam; der harzige Schwefel, welchen sie in sich enthalten, reiniget die Luft und widersteht der Feuchtigkeit. Wo alles dieses nicht thunlich ist, da ist zu rathen, daß man wenigstens die Oefen in den Zimmern zeitig heizen, und sie täglich einigemal mit Wachholderbeeren und anderm Räucherpulver wohl ausräuchern lasse. Man kann auch zuweilen etwas Schießpulver in den Zimmern abbrennen, und den Fußboden anstatt des Wassers mit Essig scheuern lassen. Auch der Tobakrauch ist nicht zu verachten. Ist man genöthigt, sich um diese Jahrszeit an sumpfigen Orten lange aufzuhalten, ohne die Wohlthaten der trocknen und warmen Zimmer genießen zu können: so ist nöthig, daß man sich, besonders an den Füßen warm

kleide, daß man, nach vorgedachter Art, die Ausdünstung zu unterhalten suche, welche die nasse Kälte sonst leicht unterdrückt, daß man das Haupt vor den nassen und kalten Dünsten wohl verwahre, und den Speichel oft auswerfe. Man muß zu dieser Zeit keine sehr harte und unverdauliche Speisen, und nicht zu viel warmes Wasser zum Getränke genießen, wenn es nicht mit solchen Dingen zubereitet ist, welche die Ausdünstung befördern und balsamischer Natur sind, als: Ehrenpreis, Scordien, Cardobenedicten, Citronschale, Wachholderbeeren u. s. w. Kann man ja den Kaffee nicht entbehren, so lege man eine Scheibe Rhabarberwurzel zu unterst in die Tasse, damit der Kaffee davon eine gelinde abführende Kraft erhalte; und wenn auch Thee getrunken seyn muß, so bereite man ihn entweder allein, oder doch zum Theil mit Citronschale, zu. Hauptsächlich dienen bey diesen Umständen die vegetabilischen und animalischen Säuren, zusammenziehende Stärkmittel, und unter diesen Citronsäure und Essig, wie auch der Campher. Daß man die Schlafzimmer mit oben gedachten Mitteln durchräuchern, die Betten erwärmen, und die Fenster wohl verschließen lassen müsse, sind Regeln, die ohnedies ein Jeder bey solchen Umständen billig finden wird.

Die besten natürlichen Mittel wider die faulen Ausdünstungen stehender Wässer, und die daraus entspringenden Krankheiten, die aber in keines Menschen Gewalt stehen, sind der Frost und die Winde. Jener reiniget die Luft, und diese zertheilen die schädlichen Dünste. Da auf den Herbst der Winter, und mit demselben der Frost folgt, und der Herbst gemeiniglich an Winden fruchtbar ist, so sind die großen Ueberschwemmungen, welche im späten Herbste erfolgen, von nicht so gefährlichen Folgen für die Gesundheit, als diejenigen, die sich im Frühlinge ereignen, wo das ausgetretene Wasser von der darauf folgenden Wärme zur Fäulniß

befördert wird. Ueberhaupt aber hat man in solchen Fällen von der Unvorsichtigkeit der Menschen das meiste zu fürchten.

Die gemeinsten Herbstkrankheiten, welche zu herrschen pflegen, sind: kalte Fieber, Durchlauf, Kolikschmerzen, Husten, Schnupfen, böse Hälse, Gliederreissen, Flüsse, Catarrhal- und Faulfieber. An diesen und andern Zufällen sterben zu dieser Jahrszeit viele Menschen. Die Regeln, ihnen vorzubeugen, habe ich bereits angegeben. Keine von denselben hat große Schwierigkeiten. Wollte man sich nur selbst so viel kosten, daß man dieser Anleitung getreu folgte, so würde man eines großen Sieges über die Tücke des feindseligen Herbstes gewiß seyn können; und so würde mancher sein Leben verlängern, der es verkürzet, ohne auch nur den scheinbaren Vorwand zu haben, daß er es im Dienste der menschlichen Gesellschaft aufgeopfert hätte. Sollte ich aber diejenigen, welche, verschuldet oder unverschuldet, leiden, trost- und hülflos lassen? Das sey ferne!

Zu den Mitteln, welche nicht nur ein Theil der Cur, sondern auch der Präservation sind, gehört zuförderst der Aderlaß; allein, es muß damit behutsam verfahren werden, weil man leicht, bey unrechtem Gebrauche desselben, die Kräfte mehr schwächen, und die unmerkliche Ausdünstung, deren Unterhaltung und Vermehrung in solchen Fällen so nöthig ist, verhindern kann. Indessen ist auch diese Regel mit der größten Behutsamkeit anzuwenden. Personen, welche gewohnt sind, Blut zu lassen, oder die es wenigstens nöthig haben, würden sehr unrecht thun, wenn sie glaubten, daß sie aus diesem Grunde davon befreyet wären. Sie würden sich, auf diese Weise, eines recht gelehrten Vorwandes bedienen können, um damit die große Furcht vor dem kleinen Loche zu entschuldigen, wodurch

man oft sein Leben und Gesundheit in Gefahr setzt. Ich rathe vielmehr solchen Personen, den Anfang des Herbstes nicht ohne Blutvergießen vorbey gehen zu lassen, und damit nicht so lange zu warten, bis diejenigen entscheidenden Augenblicke eintreten, da man den nahen Tod durch wiederholten Aderlaß kaum abweisen kann.

Wenn Jemand mit Mattigkeit, Frost und Hitze, Kopfweh u. d. gl. befallen werden sollte, so muß man sogleich vorbauen, und der Krankheit entgegen gehen. Dieses geschiehr am sichersten, wenn man sogleich ein gelindes schweißtreibendes Pulver, (*) zu 1 Quent, mit einigen Löffeln Weinessig und Wasser einnimmt, und warm Bier, oder den oben erwähnten Kräuterthee, (an dessen Statt sich ärmere Leute auch der Wachholderbeeren bedienen können,) nachtrinkt, und im Bette einen gelinden Schweiß abwartet; welches man alle 4 Stunden wiederholen kann, wodurch öfters, gleich im Anfange die Krankheit glücklich gebrochen wird. Sollte aber hierauf die Hitze dem ungeachtet fort dauern: so ist dienlich, 50 Tropfen von der einfachen Mixtur (Mixtura simplex) wechselweise mit dem Pulver zu nehmen, und wenn die Besserung noch nicht erfolgen sollte, alsdann entweder einen erfahrnen Arzt um Rath zu fragen, oder das übrige der Zeit und Natur zu überlassen, und nicht zu viel andere Dinge zu gebrauchen. Doch ist bey dem allen nöthig, daß ein sehr dünnes Getränk, oder eine Ptisane von Gerste,

(*) Ein solches Pulver wird zubereitet, wenn man gebranntes Hirschhorn, Krebssteine, schweißtreibendes Spießglas, oder mineralisch Bezoarpulver, (*Bezoardicum minerale*), jedes zu 1 Loth, zubereiteten Bernstein, gesiegelte Erde, gereinigten Salpeter, jedes zu ½ Loth, nebst 2 Gran Campher nimmt, und es unter einander mischet.

Gerste, Hirschhorn und etwas Citronenschale gekocht, zum ordentlichen Getränke gebraucht werde.

Sollte von einer Erkältung im Herbste ein Durchlauf mit oder ohne Abgang des Geblütes sich einstellen: so hat man zuvörderst den Leib, insonderheit die Füße, wohl zu verwahren, und in gehöriger Ausdünstung zu erhalten. Man muß, wie in der Ruhr, fleißig Obst genießen; und anstatt des Wassers und Bieres, kann man ein Glas Wein oder Kümmelbranntwein auf das genossene Obst trinken. Wenn der Durchlauf mit Schmerzen vergesellschaftet ist, wissen sich arme Leute mit einem Weinglase voll guten Krausemünzenbranntwein, mit 1 Loth Mandelöhl vermischt, bald zu helfen, indem sie dieses etlichemal einnehmen. Aeußerlich kann man den Leib mit warmen Tüchern, die mit ungarischem Wasser angefeuchtet worden, belegen, oder mit einem, aus 1 Loth Krausemünzen- und 2 Loth weiß Lilienöhl bereiteten Sälbchen, warm reiben. Was das Getränk betrifft, worauf beynahe das meiste ankömmt, so läßt man geraspeltes Hirschhorn mit Wasser kochen, und vermischt dieses Wasser zu gleichen Theilen mit Milch. Die Armen trinken, besonders wenn Hitze dabey ist, mit großem Nutzen Molken, oder Buttermilch. Außer den süßen Molken, warm getrunken, kann man auch dünne Hafergrütze, mit gestoßenen Mandeln und etwas Eyerdotter, oder auch einen Kräuterthee zum beständigen Getränk erwählen. Man nimmt z. B. Krausemünze, Melisse, 1 Hand voll; Kamillen, Hohlunderblumen, von jeden ½ Hand voll; Fenchel, Kümmel, Cascarille, von jeden 2 Quent; und trinkt diesen Thee mit der Hälfte Milch.

Im Herbste und Anfange des Winters, wenn nach der Sommerhitze eine kalte feuchte Luft erfolgt, pflegen die Kinder mancherley beschwerliche Zufalle zu bekommen, wohin besonders der unbändige Husten gehört,

hört, wobey sie zu ersticken Gefahr laufen, und öfters das klare Blut auswerfen. Bey diesen Umständen hat man sich besonders vor süßen Sachen, Syruppen u. d. gl. die den Auswurf vermehren, in Acht zu nehmen, indem solcher Husten mehrentheils nichts anders, als einen Fehler der Verdauung, zum Grunde hat, der vielleicht von einer Schärfe herrühren kann, welche die Nerven im Magen und in der Brust angreift. Man hilft diesem Uebel sicher ab, wenn man sich der gelindesten Lariermittel und Digestive bedient. Hiezu dienen die gelinden Milchklystiere und Kamillenblumen, oder auch einige Gran von dem Spießglasschwefel der dritten Präcipitation, mit eben so viel Granen von einem Mittelsalz und etwas präparirten Muschelschalen. Sonst sind auch die süßen Molken zum Getränk, und ein Paar Messerspitzen Markgrafenpulver mit 1 Gran Saffran und eben so viel Bibergeil, als eine Arzney zu gebrauchen. Wenn die Kinder noch saugen, so nehme man ein Loth von der besten Myrrhe und 1 Quent Saffran, lasse es zusammen in 8 Loth Wasser kochen, seihe es durch, und gebe davon den Ammen bisweilen einen Eßlöffel voll in Thee, Suppe, oder warmer Milch, dem Kinde aber zuweilen etwas von diesen Tropfen in Hafergrütze oder Milch.

Wenn Erwachsene im Herbste mit Husten und Catarrhen beschweret werden, so haben sie sich eben so sehr vor den süßen Arzeneyen zu hüten, die den Schleim auf der Brust erregen, indem sie die Bewegungen mehr dahin ziehen, da sie den Auswurf befördern. Vielmehr muß man ungefähr alle 4 oder 5 Tage einmal larieren, wozu sich erwähnter Spießglasschwefel in diesem Falle am besten schickt, in der Zwischenzeit aber eine Catarrhalmixtur, worin die Bernsteinessenz das Hauptingrediens seyn muß, oder den oben beschriebenen Kräuterthee fleißig gebrauchen. Zur Mäßigung des Hustens dient ganz besonders das Ehrenpreiswas-

ser

ser mit Syrup. de erysimo Lobelii, oder noch besser das Ammoniakgummi in Meerzwiebelessig aufgelöset, welches einen Trank abzieht, der zwar der ärgste Feind des guten Geschmacks, aber ein gar vortrefflicher Freund der Brust ist.

Wenn der Catarrh, welcher sich stets gegen Abend verschlimmert, gegen diese Zeit eine widernatürliche Hitze im Blute bey sich führt, so erhält die Krankheit den Namen eines Fluß- oder Catarrhalfiebers, und man thut hiebey wohl, wenn man die allgemeine Regel bey anhaltenden Fiebern auch hier in Acht nimmt, und entweder gar nichts, oder doch nichts ohne den Rath eines vernünftigen Arztes gebraucht.

Unter der Menge derjenigen Krankheiten, welche im Herbste und angehenden Winter unter dem Namen der Flüsse im Schwange gehen, sind die bösen Hälse, theils am gemeinsten, theils auch am beschwerlichsten.

Wie man sich hiebey zu verhalten habe, findet man im XXI. Th. S. 299, fgg.

Endlich ist der Herbst auch eine unglückliche Jahrszeit für diejenigen, die eine innerliche Verletzung haben. Wie ist es auch anders möglich? Im Frühlinge und Herbste ändern sich die Witterungen im ganzen Jahre am merklichsten. Die Frühlingsveränderungen sind unserer ganzen Natur zuträglich; der Herbst hingegen bringt lauter feindselige Veränderungen für dieselbe mit sich. Wenn man nun mit dem vollkommensten Grunde behaupten kann, daß die Veränderungen und Witterungen auch Veränderungen in unserm Körper nach sich ziehen: so erhellet daraus, daß im ganzen Jahre keine unserm Leben nachtheiligere und stärkere Veränderungen in uns vorgehen müssen, als in dem Herbste. Nun setze man den Fall, daß ein Mensch eine Verletzung in seinen Eingeweiden, oder nur eine solche Krankheit in denselben habe,

welche

welche die Verletzung derselben unfehlbar nach sich ziehen wird, so geht er mit diesem Samen des Todes, den er bey sich trägt, dem tückischen Herbste entgegen. Ausserordentliche Bewegungen erzeugen sich da am ersten, wo die Ursache derselben schlafen liegt. Anstatt daß also andere, sonst gesunde Leute, von der Herbstwitterung etwa nur einen Schnupfen, Flüsse, oder leichte Catarrhalfieber davon tragen, so weckt sie bey diesen die ruhigen Feinde auf. Die innere Ursache dieser Bewegungen ist ein unaufhörlich nagender Wurm, welcher niemals gesättiget werden kann; und daher ist kein Mittel in der Welt kräftig genug, die aufgebrachten Bewegungen wieder zu besänftigen. Sie wüthen also unaufhaltsam fort, sie verzehren die noch übrigen Kräfte; kurz, es erfolgt ein hektisches Fieber. Es spielt seine Rolle einige Wochen, und endiget sich mit dem Anfange jenes Lebens.

Herbst-Arbeit, s. oben, S. 32.

Herbst-Blume, Colchicum autumnale *L*; s. Zeitlose.

Herbst-Brief, im Oberdeutschen, wo besonders die Weinlese unter dem Namen des Herbstes bekannt ist, eine obrigkeitliche Verordnung, durch welche die Weinlese eröffnet wird.

Herbst-Butter, s. Th. VII, S. 463.

Herbst-Heerd, bey den Vogelstellern, eine Art Vogelheerdes, welche im Herbste auf die fremden Halbvögel, Weindrosseln, Meeramseln, Krammetsvögel u. s. f. gestellet wird; zum Unterschiede von dem Sommer- und Winter-Heerde.

Herbst-Huhn, ein Zinshuhn, welches von einem Bauer zur Erkenntniß der Oberherrschaft dem Grundherrn jährlich im Herbste gegeben wird.

Herbst-Hyacinthe, eine Art Hyacinthen, welche erst im Herbste blühet; s. Tuberose.

Herbst-Krankheiten, s. oben, S. 41, fgg.

Herbst-Mast, s. Mast.

Herbst-

Herbst-Monat. 1. Einer von den drey Monaten, welche den Herbst ausmachen, d. i. der September, October und November, welche daher die drey Herbstmonate heißen.

2. In engerer Bedeutung führt der September im Deutschen diesen Namen, weil der Anfang des Herbstes in denselben fällt.

Herbst-Morchel, s. Morchel.

Herbst-Nachtigalle, s. Rothkehlchen.

Herbst-Obst, Obst, welches im Herbste zur Reife kömmt; Spätobst, zum Unterschiede von dem Sommerobste. Siehe Herbstling.

Herbst-Ordnung, im Oberdeutschen eine obrigkeitliche Verordnung, wie es bey dem Herbste, d. i. der Weinlese und allen dazu gehörigen Geschäften gehalten werden soll. Siehe Herbst 1.

Herbst-Röthe, s. Röthe.

Herbst-Rose, eine Art Gartenpappeln, welche im Herbste blühet, Alcea rosea *L.*; s. unter Pappel.

Herbst-Saffran, Crocus officinalis autumnalis *Linn.*; s. Saffran.

Herbst-Schein, derjenige Schein, d. i. Neumond, welcher in den Herbstmonat oder September fällt; Novilunium Septembris.

Herbst-Stand, bey den Jägern; derjenige Stand oder Ort, wo sich die Hirsche und das Wildbret im Herbste aufzuhalten pflegen.

Herbst-Trüffel, s. Trüffel.

Herbst-Wiese, s. Wiese.

Herbst-Zeichen, s. oben, S. 25.

Herbsten, welches nur im Oberdeutschen üblich ist, ärnden, imgleichen den Wein lesen. Siehe Herbst 1.

Herbstling, eine Art eßbarer Schwämme; s. Reißke.

Im gem. Leben werden auch Aepfel, Birnen und andere Früchte, imgleichen in der Landwirthschaft, Vieh, welches im Herbste geboren worden, Herbstlinge

linge oder Spätlinge genannt, zum Unterschiede von den Frühlingen; s. Th. XV, S. 345.

Hercan, eine Tulpensorte; s. Tulpe.
Herculée, s. eb. daselbst.

Herculs-Keule, eine Benennung, 1. des Flaschenkürbiß, Cucurbita lagenaria *L.*; s. unter Kürbiß.

2. eines Baumes, welcher auch Bertrambaum, und Zahnwehbaum genannt wird, Fagara *Dalechamp.* & *du Ham.* Zanthoxylum *Linn.*

Die bekannteste Art davon ist die gefiederte Herculskeule, der schmalblätterige stachelige Zahnwehbaum oder die dornige Aesche, Zanthoxylum Clava Herculis foliis pinnatis *Linn.* Fr. Frêne épineux, Bois d'amourette. Dieser Baum wächst in Jamaika, Virginien und Carolina, ungefähr 15 Fuß hoch. Die Rinde ist weißlich, und am Stamme in den großen Aesten mit vielen Höckern oder pyramidenförmigen Erhöhungen, welche sich mit einem Stachel endigen, besetzt. In Nordamerika wird das Holz wider das Zahnweh gebraucht, und damit der leidende Zahn berührt. Nach du Hamel soll der Baum eine starke schweiß- und urintreibende Kraft besitzen. Blätter und Früchte haben einen angenehmen Pomeranzengeruch. Nach du Roi Erfahrungen dauert dieser Baum bey uns im freyen Lande. Er wird aus amerikanischen Samen erzogen, welche aber zwey Jahre in der Erde liegen, ehe sie keimen. Alte Stämme treiben bewurzelte Schößlinge.

Die dreyblätterige Herculskeule, Zanthoxylum trifoliatum, foliis ternatis *Linn.* wächst in China, und gehört unter die seltensten Bäume.

HerculsKrebs, ein breiter Seekrebs mit starken Scheeren; s. Krebs.

Herd,

Herd (*) oder Heerd, ein ebener, zuweilen erhöheter Platz auf der Erde, gewisse Verrichtungen darauf vorzunehmen, doch nur noch in einigen Fällen.

1. Im Bergbaue ist es der runde ebene Platz bey einem Pferdegöpel, auf welchem die Pferde im Kreise herum gehen; der Göpelheerd, Göpelplatz, die Rennbahn.

2. Der Platz, worauf ein Haus steht, besonders in Ansehung des Obereigenthumes; eine veraltete Bedeutung, welche noch in den Zusammensetzungen Heerdgeld, Heerdrecht und Heerdzins übrig ist.

3. An einigen Orten scheint auch der Richtplatz, der Ort, wo die Missethäter hingerichtet werden, diesen Namen zu führen; wenigstens findet diese Bedeutung in dem Worte Heerdgeld statt.

4. Von einem Ueberfallwehre, wo das überflüssige Wasser oben abschießt, scheint es der obere Raum des Dammes oder eigentlichen Wehres zu seyn.

5. Von den Vogelstellern ist es der ein wenig erhöhete ebene Platz, welcher mit Lockvögeln besetzt und mit Schlaggarnen umlegt wird, Vögel darauf zu fangen; siehe Buschheerd, Feldheerd, Herbstheerd, Lerchenheerd, Springheerd, Strauchheerd, Tränkheerd, Vogelheerd, Waldheerd.

6. Im

(*) Im Nieders. gleichfalls Herd, im Angels. Hearth und Heorth, im Schwed. Hierd, bey dem Ulphilas Haurja; alle in der letzten Bedeutung eines Feuerheerdes. Wachter leitet es vom Griech. χερατον her, welches bey dem Hesychius einen Heerd bedeutet, Junius aber von andere, Hebr. אר, brennen. Allein, da dieses Wort nicht bloß einen Feuerheerd, sondern einen jeden zu einem gewissen Gebrauche bestimmten Platz auf der Erde bedeutet, so scheint es mit mehrerm Rechte zu Erde, der Boden, die Oberfläche der Erde, zu gehören, welches noch sehr oft mit dem vorgesetzten Hauchlaute, selbst im männlichen Geschlechte, vorkömmt. Herthus, die Göttinn Erde, bey dem Tacitus, ist bekannt. Von themo irdisgen Herde, heißt bey dem Otfried, von irdischer Erde, und gouta Herda ist im Tatian, ein guter Boden, guter Acker.

6. Im Hüttenbaue führt diesen Namen ein von Holz und Bretern zubereiteter Platz, worauf die gepochten Erze gewaschen werden; der Waschheerd, Plannenheerd; s. Hedelheerd und Schlammheerd.

7. Eben daselbst wird auch die Grube vor dem Schmelzofen, worein das Werk aus dem Schmelzofen fließt, der Heerd genannt; s. Stichheerd.

8. Am häufigsten, ein zubereiteter, zuweilen erhöheter ebener Platz, Feuer darauf anzumachen und zu unterhalten. In dieser Bedeutung kömmt es sowohl im gem. Leben, als bey allen denjenigen Beschäftigungen, welche vermittelst des Feuers vorgenommen werden, sehr häufig vor. Der Heerd eines Backofens, einer Malzdarre, einer Schmiedeesse u. s. f. Der Ofenheer, Kaminheerd u. s. f. In den Salzsiedereyen hat man Gradierheerde, Ofenheerde und Siedeheerde. In dem Hüttenbaue wird der Boden der Schmelz- und Treibeöfen, ja oft der ganze unterste Theil derselben, aus eben dieser Ursache der Heerd genannt; s. Frischheerd, Seigerheerd, Treibeheerd u. s. f. Den Heerd abwärmen, ihn durch darauf gemachtes Feuer austrocknen. Den Heerd anlegen, die zum Treibeheerde nöthige Asche auf dem Boden des Treibeofens ausbreiten. Den Heerd anstoßen, diese Asche derb auf einander stoßen. Der Heerd kehret auf, wenn das geschmolzene Werkbley durch dazu gekommene Feuchtigkeit oder Kälte, sich in den Heerd eingräbt, alles über sich schlägt und zerschmettert. Figürlich wird auch das Bley, welches sich auf dem Treibeheerde in die Asche gezogen hat, der Heerd genannt; s. Herdbley; zum Unterschiede von der Glätte, welche oben schwimmt.

Besonders in den Wohnhäusern, der gemeiniglich von Steinen zubereitete und erhöhete Platz, das zum häuslichen Gebrauche nöthige Feuer darauf anzumachen, L. Focus, Fr. Foyer; der Feuerheerd, Küchen-

den= oder Kochheerd; von dessen vortheilhafter Anlegung im Art. Küchenheerd handeln werde. Feuer auf dem Heerde machen. Zuweilen auch figürlich, das Wohnhaus selbst. Eigener Heerd ist Goldes werth. Imgleichen die Haushaltung und häusliche Gesellschaft, die Familie. „Eltern Erbgut wird in Ostfriesland „nicht vererbt, sondern geht wieder an den Heerd heim, „woher es geflossen ist," Winkelmann in der Oldenburg. Chron. Einen eigenen Heerd haben oder halten, eine eigene Haushaltung; im mittlern Lat. Focum tenere. Der Herr hat zu Jerusalem einen Heerd, Es. 31, 9. einen Tempel. In den niedersächsischen Marschländern, werden diejenigen Wohnhäuser oder Haushaltungen, welche zur Unterhaltung eines Deiches verpflichtet sind, Heerde genannt.

Herd, (Abflau=) s. Th. XIV, S. 62.
— — (Busch=) s. unter Vogel-Heerd.
— — (Flau=) s. Th. XIV, S. 62.
— — (Frisch=) s. Th. X, S. 613.
— — (Gar=) s. Th. XVI, S. 125.
— — (Gereut=) s. Th. XVII, S. 379.
— — (Glauch=) s. Th. XIX, S. 39.
— — (Göpel=) s. Th. XIX, S. 259.
— — (Hedel=) s. Th. XXII, S. 654.
— — (Herbst=) s. oben, S. 46.
— — (Kamin=) } s. in K.
— — (Küchen=) }
— — (Lerchen=) s. in L.
— — (Ofen=) s. in O.
— — (Planen=) s. in P.
— — (Schiffs=) }
— — (Schlamm=) }
— — (Seiger=) } s. in S.
— — (Siede=) }
— — (Spring=) }
— — (Spur=) }

Herd, (Stich-) s. in S.
— — (Strauch-) s. unter Vogel-Heerd.
— — (Tränk-) } s. in T.
— — (Treibe-) }
— — (Vogel-) s. in V.
— — (Wald-) } s. in W.
— — (Wasch-) }
— — (Zerren-) s. Th. X, S. 620.

Herd-Asche, im Hüttenbaue, diejenige Asche, aus welcher der Treibeheerd bereitet wird. Imgleichen, dasjenige Bley, welches sich im Treiben zuerst in Glätte verwandelt.

Herd-Bley, eben daselbst, dasjenige Bley, welches sich bey dem Treiben in den Heerd zieht, und auch nur schlechthin der Heerd genannt wird; zum Unterschiede von der Glätte.

Herd-Bret, in den Küchen, diejenigen Breter, mit welchen der Feuerheerd an den Seiten zuweilen eingefasset und bekleidet wird. Siehe Küchen-Heerd.

Herd-Eisen, ein ovales Eisen mit einer Handhabe, womit der Lehm zu dem Heerde eines Backofens fest geschlagen wird.

Herd-Fluth, in dem Hüttenbaue, derjenige Schlamm, welcher sich bey dem Waschen der Erzschliche absondert und über den Planenheerd in den Aftergraben fließt.

Herd-Frischen, (das) im Hüttenbaue, von der R. A. den Heerd frischen, d. i. den Heerd, oder die in die Heerdasche gezogene Glätte wieder in Bley verwandeln; s. Th. XV, S. 129.

Herd-Geld. 1. An einigen Orten eine Abgabe von einem Heerde, d. i. einer Feuerstätte, einem Wohnhause, an die Obrigkeit; welche an andern Orten auch der Heerdschilling, die Heerdsteuer, das Feuergeld, Feuerstättengeld, Kamingeld, Rauchfanggeld, Rauchgeld, Rauchpfennig u. s. f. genannt wird, weil die Größe der Häuser, folglich auch der Abgabe dabey

nach

nach der Zahl der Kamine oder Feuermauern bestimmet wird. Im mittlern Lat. wird es Foagium, Focagium, Fr. Foage, Fouage, Fumage, bey den byzantinischen Schriftstellern Καπνικον, genannt.

2. An andern Orten ist es vielmehr eine jährliche Abgabe, welche dem Grundherrn von demjenigen Platze, worauf ein Haus steht, zur Erkenntniß seines Grundrechtes gegeben wird, und alsdann heißt sie auch das Heerdrecht, der Heerdzins; s. Herd 2.

3. An noch andern Orten, führt auch das Henkergeld, oder die sämtlichen Kosten eines peinlichen Prozesses, diesen Namen; entweder, so fern Heerd ehedem auch den Richtplatz bedeutete; s. Herd 3. oder auch, so fern diese Kosten nach den Heerden, d. i. Feuerstätten, unter die Unterthanen vertheilet werden.

4. In einigen Gegenden, z. B. im Altenburgischen, wird dasjenige freywillige Geschenk, welches der Käufer eines Hauses oder Gutes der Gattin des Verkäufers, gleichsam für die willige Abtretung ihres Feuers und Heerdes macht, das Heerdgeld genannt. An andern Orten heißt es das Gönnegeld, am häufigsten aber das Schlüsselgeld.

Herd=Glas, in den Blaufarbenwerken, dasjenige Glas, welches aus den allzu vollen Töpfen, bey dem Aufschäumen der Materie auf den Heerd des Ofens zu fließen pflegt.

Herd=Hammer, im Hüttenbaue, ein Hammer, womit der Treibeheerd zugerichtet und geschlagen wird.

Herd=Korn, eben daselbst, diejenigen Körner Silber, welche sich zuweilen auf dem Rande des Treibeheerdes anzusetzen pflegen, und auch Treibekörner, imgleichen Hähne heißen. Siehe Hahn 1.

Herd=Kugel, eben daselbst, eine steinerne Kugel, welche man auf den Treibeheerd laufen läßt, dessen Mitte zu finden, weil sie in derselben liegen bleibt.

Herd=Löffel, eben daselbst, ein eiserner Löffel, womit man bey dem Abtreiben des Silbers etwas aus dem geläuterten Werke schöpfet, um dessen Silbergehalt zu erfahren.

Herd=Pfennig, s. unter Peters=Groschen.

Herd=Platte, eine eiserne oder steinerne Platte, womit man diejenige Stelle eines Heerdes, wo das Feuer eigentlich angemacht wird, zuweilen zu belegen pfleget. Der Herdstein, wenn sie von Stein ist.

Herd=Probe, im Hüttenbaue, diejenige Probe, welche man bey dem Abtreiben des Silbers mit dem geschmolzenen Werke anstellt, um dessen Silbergehalt zu erforschen.

Herd=Recht. 1. An einigen Orten, das Recht einen eigenen Heerd zu halten, d. i. eine eigene Wohnung zu haben; das Feuerrecht.

2. Siehe Herd=Geld 2.

Herd=Ring, im Hüttenbaue, ein eiserner an einem Theile scharfer Ring; womit der Treibeheerd ausgeschnitten wird.

Herd=Schilling, s. Herd=Geld 1.

Herd=Schmid, auf den Blech= und Hammerwerken, der Name eines Hammerschmides, welcher in den Blechhämmern auf den Blechmeister folgt, und den Gleicher, Ziener und Urwäller unter sich hat; s. Th. V, S. 661.

Herd=Stange, bey den Bäckern, eine Stange, den schadhaften Heerd in dem Backofen damit auszustechen; die Brechstange.

Herd=Stein, s. Herd=Platte.

Herd=Steuer, s. Herd=Geld.

Herd=Vogel, bey den Vogelstellern, zahm gemachte Vögel, welche als Lockvögel auf den Vogelheerden gebraucht werden. Imgleichen Vögel, welche man auf solchen Heerden zu fangen pflegt.

Herd=Zins, s. Herd=Geld 2.

Herde, s. Heerde.

Herdling, in den Schmelzhütten, wo Zinnerze bearbeitet werden, eine aus etwas Eisen, Arsenik und Zinn gemischte Materie, welche sich von dem Zinnerze, und dem metallischen Theile desselben, beym Schmelzen absondert. Homberg glaubte, daß aus dieser Mischung der Zink entstehe. Lehmann aber hält den Herdling für eine Verbindung von Eisen, Arsenik und einer großen Menge Phlogiston.

Here, s. unter Hirsch.

Herforder Bier, Ramna genannt; s. Th. V, S. 26.

Hergang. 1. Eigentlich, der Gang nach dem Redenden zu. Jemanden den Hin- und Hergang bezahlen.

2. Figürlich, doch nur im Oberdeutschen, und den hochdeutschen Kanzelleyen. Der Hergang der Sachen, die Art und Weise, wie die Sache zugegangen, erfolget, vorgegangen ist; der Verlauf. Jemanden den ganzen Hergang erzählen.

Heribannus, s. Heer-Bann.

Hering, s. Häring.

Herisey, eine Art Zeuges; s. Kirsey.

Herisse, (verderbt Herisse,) bey den Blumisten, eine Anemone mit großen rothen Blättern, welche zuweilen weiß gestreift sind, und einen feuerfarbigen Sammet haben.

Hérisson, s. Igel. Schüsselbret. Stirnrad.

Herissonne, die Bär- oder Bärenraupe; s. unter Raupe.

Herissonnée, Cucubalis *L.*; s. Kletten-Kerbel.

Herkommen 1. Eigentlich zu der redenden Person kommen, sich ihr kommend nähern. Der Wind kömmt von Morgen her. Wo kömmt der Wind her? In den gemeinen Mundarten, besonders Niedersachsens, wird es sehr häufig gebraucht, den Anfang einer Handlung, oder die Handlung selbst, mit Nachdruck zu bezeichnen. Da kam ich her und kehrte das Ding um.

Da kam er her und gieng weg. Wofür auch her seyn üblich ist. Da war ich her und u. s. f.

2. Figürlich. 1) Es ist so hergekommen, es ist so üblich, durch einen langen Gebrauch so eingeführt, so hergebracht. In welchem Verstande der Infinitiv in Gestalt eines Hauptwortes am gewöhnlichsten ist. Das Herkommen. Es ist so Herkommens. Das ist nicht Herkommens. Ein altes Herkommen, ein alter Gebrauch. Das Reichs-Herkommen, eine durch die bloße Gewohnheit eingeführte Regel in Staatssachen des deutschen Reiches. Im Nieders. Herkumst, wo auch das Bey- und Nebenwort herkumstig, was Herkommens ist, gebraucht wird. 2) Abstammen, dem Geschlechte nach. Von Esau kommen her die Edomiter, 1 Mos. 36, 9. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung veraltet, außer daß man in derselben noch das Hauptwort das Herkommen braucht. Er ist von dem besten Herkommen, von der besten Familie. Ein Mädchen von geringem Herkommen, aus einem geringen Geschlechte. Siehe auch Herkunft. 3) In noch weiterer Bedeutung, die Wirkung einer Ursache seyn. Die Sünde kömmt von einem Weibe her, Sir. 25, 32.

Herkunft, von dem vorigen Zeitworte. 1. In der eigentlichen Bedeutung, die Handlung des Herkommens. Vor meiner Herkunft.

2. In dessen zweyten Bedeutung, die Abstammung, dem Geschlechte, den Vorältern nach. Die Amerikaner wissen nichts von ihrer Herkunft. Im Nieders. Herkumst.

Herling, ein nur in dem Weinbaue, besonders Oberdeutschlandes, übliches Wort, solche Weinbeeren und Trauben zu bezeichnen, welche nicht die gehörige Reife oder Zeitigung erhalten, folglich sauer und herbe bleiben. Er wartete, daß er (der Weinberg) Trauben brächte, aber er brachte Herlinge, Es. 5, 2.

Die

Die Väter haben Heerlinge gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden, Ezech. 18, 2. Jer. 31, 29. 30.

Es kann dieses Wort sowohl von herbe, Herbling, als auch von hart, welches in einigen Gegenden auch für sauer gebraucht wird, abstammen; zumal da für Herling, an manchen Orten wirklich Härtling und Hertling üblich ist. Die Schreibart Heerling hat nichts, womit sie sich vertheidigen könnte.

Herlitze, (die) im gem. Leben einiger Gegenden ein Name der Kornellen, oder Kornelkirschen, Cornus mascula *Linn.* daher der Baum, der sie trägt, auch der Herlitzenbaum genannt wird. Der damit verwandte Hartriegel oder wilde Kornelbaum, Cornus sanguinea *L.* ist gleichfalls unter diesem Namen bekannt, der in den gemeinen Mundarten auch in Herlocke, Horlohe, Herlokenbaum, Hernoke u. s. f. verderbt wird.

Frisch leitet den Namen von dem Lat. Cornus ab, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß die Frucht dieses Baumes in einigen Gegenden wirklich Hornkirsche genannt wird. Da indessen die Frucht herbe und sauer ist, so könnte ihr deutscher Name vermittelst der wendischen Endung — litz, welche vielleicht für — ling steht, auch von herbe abstammen, so daß Herlitz oder Herlitze, so viel als Herling, eine saure, herbe Frucht bedeuten würde.

Herloke, Herlokenbaum; s. im vorhergeh. Art.

Herma, s. unter Brust-Bild, Th. VII, 134.

Hermann, ein Wort, welches nur noch als ein männlicher Tauf- und Geschlechtsname üblich ist, und im gem. Leben, besonders Niedersachsens, Harm und Herm lautet, und welcher schon in den alten deutschen Namen Arminius, Hermenegild, Hermanarik, Irmentrud, vielleicht auch in dem persischen Arimann, zum Grunde liegt.

Ehedem war es ein allgemeines Nennwort. Allein die wahre Bedeutung der ersten Sylbe ist ungewiß, weil mehrere Wörter darauf Anspruch machen können, auch Spuren vorhanden sind, daß es ehedem in sehr verschiedenem Verstande gebraucht

braucht worden. Von Ar, Ehr, groß, erheben, würde es einen erhabenen, heiligen, werth geschätzten Mann bedeuten. Von Heer, bedeutete es ehedem als ein Appellativum sehr häufig einen Kriegesmann, da dann im Plural auch Heerleute für Soldaten vorkömmt; bey den Longobarden Herimanni, Arimanni. Im Schwed. ist Herremann, ein Ritter, adelicher Vasal, imgleichen ein Edelknecht, und da ist es unstreitig aus Herr zusammen gesetzt. Auch von dem Worte Heerde hatte man ehedem Heerdmann, und zusammen gezogen Hermann, einen Hirten zu bezeichnen, und auf dem Lande einiger Gegenden wird noch der Leithammel Herman genannt. Ja es finden sich Spuren, daß das Männchen mehrerer Thiere ehedem Hermann genannt worden. Im Nieders. ist Harm Bock, ein Schafbock, und Harm Schaf, oder Schaf Harm, ein einfältiger Tropf, auf welche Art auch die eigenthümlichen Namen Hans, Peter u. s. f. gebraucht werden. Im Osnabrückischen sagt man von Jemanden, welcher die Güte Gottes mißbraucht, er glaube Gott heiße Härm, d. i. Hermann. Siehe Hermelin 3.

Hermaphrodit, s. Zwitter.

Hermaphrodit-Pomeranze, s. Th. III, S. 86.

Hermel, (die) noch mehr im Diminut. das Hermelchen, oder Härmelchen, im gem. Leben der Meißner, eine Benennung der Anthemis nobilis *L.* s. Kamille.

Hermel-Raute, eine Art der Gartenraute; s. Raute.

Hermelin. (das) 1. Eine Art Wiesel, welche ich sogleich beschreiben werde.

2. Ein weißgelbes Pferd mit röthlichen Mähnen und Schweife, führt gleichfalls den Namen des Hermelines; Fr. Soupe de lait. Siehe auch Hermelin-Fuß.

3. In einem alten deutschlatein. Vocabulario von 1477, wird die Grille oder das Heimchen, eyn Hermelyng genannt.

Pictorius, ein Schweitzer, nennt das Männchen einer Maus Härme und Härmle, und in den monseeischen Glossen heißt der Chamäleon Haramo.

Das Hermelin, die Hermelinwiesel, Bergwiesel, weiße Wiesel, oder Königswiesel, im Nieders.

derf. Hermke, Hermelke, ist eine Art Wiesel, welche ganz weiß und nur an der äußersten Spitze des Schwanzes ein wenig schwarz ist, und das kostbare Pelzwerk giebt, welches gleichfalls unter dem Namen des Hermelins bekannt ist. Einige Neuere erkennen mit Linné das Hermelin nur für eine Varietät der gemeinen Wiesel mit schwarzem Schwanze, Mustela Erminea *Linn.*; andere aber halten es für eine besondere Art. Es heißt beym Gesner Armelinus & Mustela alba; beym Jonston und Charleton, Hermellanus; beym Plinius, Mus hybernus, beym Aldrovand, Mustela candida, in extrema cauda nigricans; beym Ray und Schwenkfeld, Mustela candida s. Herminem; beym Klein, Mustela Armellina; beym Brisson, Mustela hyeme alba, aestate supra rutila, infra alba, caudae apice nigro; beym Hrn. v. Büffon, l'hermine oder le roselet, (aber mit Unterschied, nämlich Hermine im Winterkleide, da es durchaus, die Schwanzspitze ausgenommen, welche auch im Winter schwarz bleibt, eine weiße Farbe hat; und Roselet im Sommerkleide, da es roth oder gelblich aussieht, und nur am Bauche weiß ist;) beym Hill, Mustela nivea, auribus angustis, caudae apice nigro; Engl. (beym Pennant und Forster) Stoat, im Sommerkleide, und Hermin im Winterkleide; Span. Arminno, Armelina; Portug. Arminho; Ital. Armellino, Ermellino, Hermellino; Holl. Hermyn; Norw. Hermelin; Schwed. Hermelin und Lekat; Norw. Royse-Kat (eine auf Felsen lebende Katze, weil es, wie eine Katze, Mäuse und Vögel fängt:) Poln. Gronostay; Russ. Gornostai; Tunguf. Jelek; in Nord-Amerika, Sic-cuse-sue. Die meisten dieser Benennungen, wohin auch Mus armenus s. ermineus gehört, sind von dem Namen der Landschaft Armenien, aus welcher man ehedem dieses Pelzwerk bekam, ehe man noch unmittelbar den Weg in die nördlichen Länder wußte; daher diese Felle

ehedem auch pelles armeniae, arminiae und herminiae hießen. Dieses Thier hieß auch Mus ponticus, weil in den mittlern Zeiten die Einwohner der Landschaft Pontus am schwarzen Meere einen starken Handel mit dergleichen Pelzen trieben.

Das Hermelin findet sich in den kältern Gegenden von Europa und Asien, insonderheit in Norwegen, Lappland und dem russischen Sibirien, am häufigsten, in gemäßigten Ländern seltener, gegen Süden aber gar nicht. Es hält sich gern in Wüsteneyen und Waldungen auf. Es ist, bereits erwähntermaßen, im Sommer roth, gelblich oder dunkelrothbraun, wie die gemeine Wiesel, und im Winter weiß, am Schwanze aber behält es in allen Jahrszeiten eine dunkelschwarze Spitze.

In Lappland, besonders in Finnmark, giebt es auch Hermeline mit weißen Schwänzen, die bey den Lappländern Seibush, in Norwegen und Schweden aber Sne-Myss-er oder Sno-Mus heißen. Sie sind kleiner, als das ächte Hermelin. Linné nennt sie: Mustela nivalis, caudae apice vix pilis ullis nigris.

Es gleicht in den meisten Stücken der gemeinen Wiesel, ist aber etwas größer, und hat einen längern Schwanz. Die ganze Länge von der Schnauze bis an die Spitze des Schwanzes, beträgt ungefähr 7, der Schwanz allein aber 2 Zoll. Das Haar ist auf dem Leibe ungefähr ½, am Ende des Schwanzes aber 3 Zoll lang. Das Thier hat kleine schwarze Augen, kurze aber breite und runde, am untersten Ende getheilte Ohren. Die Schenkel sind nicht viel über 1 Zoll lang.

So häufig, als die gemeine Wiesel, kömmt es nicht vor; doch findet man davon, besonders in alten Waldungen, und zur Winterszeit zuweilen in den Feldern, die nahe an einen Wald gränzen, eine ziemliche Menge. Es läßt sich nicht zahm machen, und verliert selbst in dem eisernen Käfich, worein man es zu sperren pflegt, nichts von seiner Wildheit. Anstatt daß es zahm wer-

den

den sollte, bleibt es vielmehr so wild, daß es, so lange man ihm zusieht, nicht einen Bissen zu fressen waget. Es bleibt in einer unaufhörlich schüchternen Bewegung, und sucht sich beständig dem Anblicke des Menschen zu entziehen. Wenn man es lebendig erhalten will, muß man ihm ein Bündel Werrig hinlegen, worein es sich wickeln könne. Alles, was man ihm giebt, wird daheingeschleppet. Seine Nahrung genießt es vorzüglich des Nachts. Frisch erhaltene Nahrungsmittel lassen eingesperrte Hermeline und Wieseln wohl 2 bis 3 Tage stehen, ehe sie es wagen, dieselben zu berühren. Drey Viertel vom Tage widmen sie dem Schlafe. In ihrer Freyheit erwarten sie gleichfalls die Nacht, ihre Nahrung aufzusuchen. Die eingesperrten Hermeline pflegt man mit Eyern und Fleisch zu nähren; sie berühren aber diese Speisen nicht eher, als bis sie schon verdorben sind. Honig haben sie, bey einigen Versuchen, nicht eher genießen wollen, als nach drey langen, beschwerlichen Fasttagen. In ihrer Freyheit leben sie von Vögeln, Eyern, Ratzen, Mäusen und Fischen. Sie gehören also unter die fleischfressenden oder Raubthiere. So klein das Hermelin an sich ist, so bringt es doch, nach Pontoppidan's Bericht, zuweilen die größten Thiere um, besonders das Elendthier und den Bär. Was hier die Stärke nicht vermag, das bringt die List zu Stande. Wenn nämlich diese Thiere schlafen, springt das Hermelin ihnen in das Ohr, und beißt sich mit seinen scharfen Zähnen so fest ein, daß es gar nicht abfallen kann. Die großen Thiere fangen hierauf an zu laufen, zu schreyen, und endlich ganz abgemattet, durch einen Sprung von einem Felsen, ihr Leben zu endigen. Eben so verfährt es mit dem schlafenden Adler und großen Auerhan. Besonders sind Eyer für dieses Thier die größten Leckerbissen. Daher sieht man, nach eben desselben Versicherung, an dem Seeufer, bey stillem Wetter, daß das Hermelin auf die Inseln

seln hinaus, wo ein großer Vorrath von Eyern der Wasservögel befindlich ist, schwimmt. Wenn es auf einer solchen Insel wirft, soll es seine Jungen auf einem Holzspane hinüber an das Land schwemmen, und mit seiner Schnauze den Span von Zeit zu Zeit anstoßen, damit er desto besser fortkommen möge.

Im russischen Sibirien werden die besten und größten Hermeline, die man in der Gegend findet, in der isettischen Provinz gefangen. Sie werden an Ort und Stelle, mit 15 Kop. und theurer bezahlt. Man giebt oft die dort gefangenen Laski, eine Art Iltisse, für wahre Hermeline aus; man kann sie aber daran, daß sie keine schwarze Extremität haben, erkennen.

Die Lappländer fangen die Hermeline in einer Falle, die aus einem gespaltenen birkenen Klotze besteht, wovon das eine Stück durch einen Stiel aufgestellet wird, und auf das Thier, wenn es der Lockspeise nachgeht und in die Oeffnung der Falle hinein kriecht, herab fällt, und dasselbe erschlägt. Die Maschine steht einen Fuß hoch über der Erde, damit die Waldmäuse nicht hinein kriechen. Vor der Falle liegt ein Klotz von eben der Höhe, auf welchen das Hermelin kriecht, wenn es die Witterung spüret. Wenn das Thier gefangen ist, läßt es aus Angst den Urin, der das weiße Fell gelb färbet. In Norwegen fängt man es ebenfalls in der Falle; auch zwischen zwey glatten Steinen, wovon der eine mit einem Hölzchen so aufgestellt wird, daß er sogleich niederfällt, wenn die an einen Draht befestigte Lockspeise angerührt wird, und das Hermelin erdrückt. In Norwegen schießt man es auch mit platten Pfeilen oder stumpfen Bolzen, damit der Balg, als das vornehmste, weswegen man diese Thiere fängt, nicht Schaden leide.

Es giebt aber dieser Balg, der von den feinsten, aber kurzen, Haaren ist, und sich in seiner mattweißen Farbe weit schöner ausnimmt, als der von weißen Kanin-

linchen, ein sehr schönes und kostbares Pelzwerk, womit man Röcke und Amtsgewänder der Könige, Churfürsten, Fürsten und anderer vornehmer, insonderheit obrigkeitlicher und geistlicher Personen, als: der Erzbischöfe, Bischöfe, Domherren, imgleichen der Frauenzimmer von Stande, füttert; wie man denn auch daraus Schärpen, Müffe, Mützen und deren Verbrämungen macht. Vornämlich werden diese Dinge sehr hoch geschätzt, wenn sie von lauter Schwänzen gemacht sind. Weil aber dieses gar zu hoch in das Geld laufen würde, pflegen die Kürschner, um diese Schwänze nachzuahmen, und die Weiße dieses vortrefflichen Pelzwerkes zu erheben, auf solches kleine schwarze Flecke von lombardischen Lammsfellen, die sehr schwarz und glänzend sind, zu heften, und solches damit gleichsam zu besäen. Die Bälge kommen häufig aus Rußland, wo verschiedene europäische und asiatische Nationen dieselben kaufen, oder gegen andere Waaren eintauschen. Sie werden nach Zimmern verkauft; und es sind in denselben die Felle an der Seite des Kopfes zusammen gebunden und umgekehrt, daß die Haare einwärts kommen, wiewohl erfahrne Kaufleute die guten an andern Merkmaalen zu erkennen wissen. Je weißer sie sind, und wenn sie keine Löcher haben, desto höher werden sie gehalten. Die Farbe der norwegischen Hermeline ist am dauerhaftesten.

Anstatt der Hermelinschwänze, bedient man sich öfters der Schwänze der gemeinen Wiesel; diese sind aber an ihrer mindern Dicke und Schwärze leicht zu erkennen. Einige Pelzhändler und Kürschner nennen auch den Zobel das schwarze Hermelin, Fr. Hermeline, Armeline, Martre Armeline, welches aber irrig ist.

Das Thier, welches Kolbe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung (*) für ein Hermelin gehalten hat, und

(*) S. Dessen Beschreib. des Vorgebirges der guten Hoffnung, Amst. 1741, 8. III. Th. 6. Cap. S. 54.

und dessen Fleisch er für schmackhaft und gesund ausgiebt, ist dem Hermelin gar nicht ähnlich. Auch die grauen Hermeline der morgenländischen Tatarey und des nördlichen China, deren einige Reisende gedenken, unterscheiden sich von den ächten Hermelinen merklich.

In der Wappenbildung, wird Hermelin, oder das Fell des jetzt beschriebenen Thieres, L. Vellus ponticum, Hermionicum, Fr. Hermine, in einem Schilde vorgestellt, als ein weißes oder silbernes Feld, welches mit kleinen schwarzen langen Strichen oder Flecken besäet ist, die wie ein länglicher Dreyangel gestaltet sind, und sich mit 3 Spitzen endigen, davon die mittelste gerade steht, die beyden zur Seite aber etwas auswärts gehen. Oben befinden sich wieder 3 Strichlein von gleicher Gestalt, die abgesetzt sind. Sie werden auch so gemalt, daß sie oben angefügt sind, und ein Kreuz machen. Wenn die Tinctur verwechselt, und schwarzes Hermelin mit weißen Schwänzen genommen wird, heißt es Gegen-Hermelin, Fr. Contre-hermine, und ein solches Feld (nämlich ein schwarzes mit weißen Flecken,) Champ contre-herminé. Das Hermelinfell haben insonderheit die Herzoge in Bretagne zum Wappenzeichen angenommen.

Das Hermelin wurde so hoch gehalten, daß demselben zu Ehren 2 Ritterorden gestiftet wurden. Den ersten Hermelin-Orden, Fr. Ordre de l'hermine, stiftete in Bretagne Herzog Johannis IV, im J. 1381. Das Ordenszeichen war ein Halsband, welches aus 2 Ketten Ringen bestand, die mit 2 Kronen sich endigten. Eine davon hieng auf der Brust, die andere lag auf dem Nacken. Jede Kette hatte 8 Glieder. Zwischen diesen 2 Ketten waren 10 gehende Hermeline, auf jeder Seite, welche die 2 Kronen unterschieden; diese waren am Leibe mit einem gekrönnten Bande umwun-

wunden, welches wechselsweise schwarz und weiß emaillirt war, worauf die Devise: A ma vie, stand. Auf den schwarzen Steilen waren weiße, und auf den weißen schwarze Buchstaben. Aus der auf der Brust liegenden Krone hieng an 2 Kettchen ein Hermelin herab, auch mit dem umwundenen Zettel, worauf erwähnte Worte standen. Diese Ordenskette war von Gold oder vergoldetem Silber, nach Beschaffenheit des Standes der Ritter, an welche der Herzog solche austheilte. Der Herzog trug dieselbe mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Es wurden in diesen Orden, welcher auch l'Ordre de A ma vie hieß, auch Damen aufgenommen, die man Chevalières nannte; welches damals bey keinem andern Ritterorden geschah.

Der zweyte Hermelinorden, war der vom König Ferdinand von Neapel im J. 1464 gestiftete. Er bestand in einem goldenen Halsband, woran ein Hermelin hieng, mit der Devise: Malo mori quam foedari (lieber will ich sterben als besudelt werden;) weil man ehemals vom Hermelin glaubte, daß es lieber durch das Feuer, als durch den Koth, laufe, und es deswegen zum Sinnbild der Reinigung und Unschuld machte.

Hermelin, (Eich-) siehe Eichhorn.

Hermelin-Fuß, nennt man bey Pferden, wenn sich in den weißen Abzeichen an den Füßen, am meisten aber auf der Krone, schwarze Flecken finden.

Hermelin-Orden, siehe oben, S. 64.

Hermetisch versiegeln, und hermetisches Siegel, L. Sigillum Hermetis, Fr. Sceau d'Hermès, oder Sceau hermétique nennt man in der Chemie, die Verschliessung eines Gefäßes durch seine eigene Materie, vermittelst des Feuers; die Zuschmelzung des Halses eines chemischen Gefäßes Man nennt sie auch das hermetische Lutum, das hermetische Klebwerk. Das hermetische Versiegeln der Gläser vermittelst einer Lampe, habe im XVII. Th. S. 654, beschrieben.

Hermine, siehe Hermelin.

Herminium, das wohlriechende Zweyblatt; s. in Z.

Hermodatteln, Hermodactylen, Herzwurz, L. Hermodactylus, F. Hermodacte, Hermodate, eine aus dem Orient kommende harte, knollige, dreyeckige, auswendig blaßröthliche, inwendig weiße Wurzel, in der Größe einer Kastanie, welche gleichsam ein in der Mitte entzwey geschnittenes Herz vorstellt, indem sie auf der einen Seite platt, auf der andern aber erhaben ist. Auf der erhabenen Seite ist sie mit einer Furche gezeichnet; übrigens gemeiniglich etwas über 1 Zoll lang. Sie läßt sich leicht zu Mehl zerstoßen, und hat einen schleimigen süßlichen Geschmack, der mit einer Schärfe verbunden ist. Sie wird aus Syrien und Aegypten über Constantinopel zu uns gebracht. Man schint in Ansehung der Pflanze, welcher diese Wurzel zugehört, noch ungewiß zu seyn. Einige halten sie, mit Lonicer, Cäsalpin, Dodonäus und Lobel, für eine Art Zeitlosen, welche beym C. Bauhin Colchicum variegatum, s. radice siccata alba, heißt; andere aber mit Boerhaave, Miller, Dalechamp und Adanson, für die knollige Schwertlilie in den Morgenländern und Arabien, Iris tuberosa corollis imberbibus, foliis tetragonis *Linn.* Hermodactylus folio quadrangulo *Tourn.* Von beyden Pflanzen wird die Beschreibung an ihrem Orte vorkommen; hier will ich nur ihren Gebrauch anführen. Aegineta hat dieser Wurzel zuerst Erwähnung gethan. Die frische Wurzel soll einen sehr scharfen Geschmack haben, und heftiges Erbrechen und Purgiren verursachen; die getrocknete oder geröstete aber den ägyptischen Weibern zur Nahrung dienen, und dieselben fett machen. Diese getrocknete Wurzel zu Pulver gestoßen, ist von den meisten Aerzten als ein untrügliches Mittel wider die Krankheiten der Gelenke gehalten (daher sie auch den Namen Anima articulorum erhielt, und ihr überhaupt eine kräftig zertheilende

Ei-

Eigenschaft beygelegt worden. Nach Anzeige der Schriften der Harlemer Gesellschaft, hat ein aus Hermodatteln, Engelsüß, Nelken und Sassaparillwurzeln, nebst dem Franzosenholze, bereiteter Trank, bey Gichtschmerzen sich heilsam bewiesen; wiewohl den Hermodatteln der wenigste Antheil der guten Wirkung beyzumessen ist. In unsern Apotheken ist die Wurzel meistens von den Milben durchfressen; daher sich nicht leicht ein Arzt damit abgeben wird. Sie wird in den Apotheken zu verschiedenen Tränken, Pulvern und Pillen genommen; insonderheit werden die Pilulae hermodactyliorum daraus gemacht.

Bey dem Einkaufe dieser Wurzeln muß man diejenigen erwählen, welche dick und frisch, recht völlig und trocken, ganz, und nicht zermilbet sind.

Hermodactylus Mesue, folio maculoso Gesn. der gemeine Hundszahn, Erythronium Dens canis *L.*; siehe Hunds-Zahn.

Hermodactylus niger & rufus Mesue & Serap. Hermodactylus vulgo *Caesalp.* die Herbst-Zeitlose, Colchicum autumnale *L.*; s. Zeitlose.

Hernandie, der hernandesische Baum, Hernandia, ein dem spanischen Arzte Franciscus Hernandez (welcher die natürliche Geschichte von Neu-Spanien beschrieben hat,) zu Ehren also genanntes Pflanzengeschlecht, wovon 2 Arten bekannt sind:

1. Die klingende Hernandie, Königsbaum, Zauberlein, Hernandia sonora, foliis peltatis *L.* Hernandia ampio hederae folio umbilicato *Plumier.* Nux vesicaria oleosa, foliis umbilicaris *Pluken.* Arbor Regis *Rumph.* Balantine *Petiver.* Engl. Jack in a box. Dieser indianische Baum hat gemeiniglich einen hohlen Stamm, und ist alsdann eine Wohnung grosser schwarzer Ameisen, welche ihn durchboren, und dadurch ein und ausspazieren. Hr. v. Linné hat einen Ast mit Blättern aus Amerika erhalten, welche

kaum größer als ein Birnblatt gewesen; hingegen hat der in dem Cliffortischen Garten unterhaltene Baum Blätter getragen, welche 1 Fuß lang gewesen. Die Blätter selbst sind eyförmig, zugespitzt, oberwärts glänzendgrün, unterwärts blaßgrün. Der Stiel ist an der untern Fläche befestigt, und verbreitet sich mit rothen Aesten durch dasselbe. Diese schildförmige Blätter sind also gestellt, daß die Spitze nach unten gekehrt ist. Auf einem Stamme wachsen weib- und männliche Blumen. Diese haben, nach den neuesten Beobachtungen, einen dreyfach getheilten Kelch, 3 Blumenblätter und 3 Staubfäden; die weiblichen aber einen abgestutzten; völlig ganzen Kelch, und 6 Blumenblätter mit einem Griffel. Die Frucht ist hohl, oberwärts offen, und enthält eine bewegliche Nuß, welche bey jeder Bewegung einen Schall von sich giebt, den man von weitem hören kann. Es ist dieses auch aus andern Ursachen ein merkwürdiger Baum. Die Wurzel soll, wenn sie gegessen, oder auf die Wunde gelegt wird, ein sicheres Mittel wider alle Arten Gift seyn. Die Macassaren führen, wie Osbeck meldet, dieselbe als ein Heilmittel wider Verwundungen mit giftigen Pfeilen, jederzeit bey sich. Der Saft der Blätter, wenn solcher die Haut berührt, beizt die Haare weg. Die abgekochte Rinde purgirt stark. Die Blätter, auf den Unterleib gelegt, zertheilen die Verhärtung der Milz und anderer Eingeweide. Noch andere nützliche Eigenschaften dieses Baumes findet man beym Rumph beschrieben. In unsern Gärten ist derselbe selten anzutreffen. Wer denselben unterhalten will, muß ihn aus dem Samen erziehen, und beständig in dem Glashause verwahren.

2. Die eyertragende Hernandie, Hernandia ovigera, foliis ovatis basi petiolatis *Linn.* Arbor ovigera *Rumph.* Die Blätter sind gewöhnlichermaßen gestielt, und länglich zugespitzt. Die Frucht ist groß, und

und der Gestalt nach einem Ey ähnlich. Dieser Baum gehört in Ostindien zu Hause.

Hernia, siehe Bruch.

Herniaria, Fr. Herniole, Bruchkraut; siehe Th. VII, S. 20.

Hernske, s. Herlitze.

Herodes, der bekannte eigenthümliche griechische Name verschiedener Könige und Vierfürsten im jüdischen Lande, welcher hier nur um der im gem. Leben üblichen Redensart willen angeführt wird, das danke dir Herodes, d. i. dafür verdienst du Strafe und nicht Dank, wofür man wohl auch sagt, das danke dir ein anderer, das danke dir der Teufel.

Ohne Zweifel als eine Anspielung auf das Verhalten Herodis nach der ihm von den Weisen aus Morgenlande überbrachten Nachricht.

Heroisch, aus dem Lat. heroicus, Fr. héroïque, einem Helden gleich und ähnlich, ihm gemäß, in dessen Eigenschaften gegründet, heldenhaft, heldenmüthig. Eine heroische That oder Handlung, eine Heldenthat, eine That, wozu höhere Kräfte erfordert werden.

In der Sprache der Aerzte heißen heroische Mittel, Fr. remèdes héroïques, solche Genesmittel, welche schnell eine beträchtliche Veränderung in der thierischen Oeconomie hervor bringen.

Eine heroische Figur, bey den Bildhauern, eine menschliche Statue zwischen 6 und 7 Fuß. Ueber 7 Fuß heißt sie ein Coloß; unter 7 Fuß aber eine Statue in natürlicher Größe.

Herold, eine ehemahlige Benennung eines Gesandten im Kriege, eines feyerlichen Ausrufers höherer Art, eines verpflichteten Aufsehers bey Turnieren und andern feyerlichen Vorfällen, welche die adelichen Wappen und Ahnen untersuchen, und in streitigen Fällen den Ausspruch thun mußten. L. Fecialis, Fr. Hérault, Héraut.

Das Amt eines Heroldes war vormals in Friedens- und Kriegeszeiten sehr ansehnlich. Er hatte die Aufsicht über den Adel, hielt Register und Stammbäume der Geschlechter, ordnete die Wappen, und stellte die Ahnen derjenigen, die ihren Adel zu beweisen nöthig hatten. Er ordnete die Schilde, Helme und Wappen, und wehrte den darunter vorfallenden Mißbräuchen und Unordnungen. Er gab auf das Verhalten des Adels Acht; und hat die Macht, diejenigen, die durch schändliche Thaten und schwere Verbrechen sich des Adels unwerth gemacht hatten, desselben zu entsetzen. Er ordnete alle große Gepränge am Hofe bey fürstlichen Krönungen, Beylagern, Begräbnissen, Haltung der Reichstage u. s. f. und hatte die wegen des Vortrittes vorfallenden Streitigkeiten zu entscheiden. Er kündigte die Turniere und das adeliche Rennen an, richtete die Ordnung derselben ein, und forderte die auf, welche in die Bahn treten sollten. Wenn ein scharfer Kampf geschehen sollte, bestellte er den Fehdebrief, und ordnete die Schranken zum gleichen Vortheile beyder Kämpfenden. Im Kriege kündigte er die Fehde und den Frieden an; er sagte der Ritterschaft zum Treffen an, wenn eine Schlacht gehalten werden sollte, und stellte sich an einen hohen Ort, wo er alles übersehen, und von dem Wohl- oder Uebelverhalten eines jeden Zeugniß ablegen konnte. Er war unverletzlich, und es durften auch die Feinde sich nicht an ihm vergreifen. Deswegen trug er ein besonderes Kleid oder anderes Zeichen, daran er zu erkennen war. Dieses Amt ist sehr alt, und bey den ältesten Griechen und Römern im Gebrauche gewesen. Heut zu Tage ist es ziemlich abgekommen. Doch werden sie noch in Frankreich und England beybehalten, wo sie die Ritterwappen und Ahnenbeweise untersuchen müssen, und noch überdies bey den königlichen Krönun-

rungen, Vermählungen und Leichenbegängnissen gewisse Ceremonien verrichten.

In Frankreich sind 30 Herolde, welche nach den verschiedenen Provinzen dieses Königreiches benannt werden, z. B. Héraut de Bourgogne, de Normandie, de Bretagne, d'Anjou u. s. w. Der erste und vornehmste unter ihnen, wird der Wappenkönig (Roi d'armes) genannt, und hat den besondern Zunamen Mont-joie Saint-Denys, welches sonst das alte Feldgeschrey der Franzosen ist. Der Wappenkönig und die Herolde tragen bey Feyerlichkeiten Waffenröcke von violett m Sammet, worauf vorn und hinten drey goldene Lilien gestickt sind, und an den Aermeln sieht der Name der Provinz; der Wappenkönig aber führt über den Lilien seines Waffenrockes auch eine Königskrone. Auf dem Kopfe tragen sie eine Art Barett (Toque) von schwarzem Sammet, mit einer goldenen Schnur; und an den Füßen Halbstiefeln, bey Kriegskommissionen aber Stiefeln. Bey königlichen Begräbnissen tragen sie ein Trauerkleid mit einer langen Schleppe, und führen einen Stab, Caduceus (Caducée) genannt, welcher mit violettem Sammet überzogen, und mit gestickten goldenen Lilien bestreut ist.

In England werden die Herolde in drey Classen eingetheilt. Zur ersten gehören die Wappenkönige oder Waffenherolde (Rois d'armes,) deren drey an der Zahl sind; nämlich: der Garter, welcher vornämlich bey den Gepränge des Ritterordens vom Hosenbande zu thun hat; und die beyden Provinzialwaffenherolde, wovon der eine Clarencieux, und der andere Norroy genannt wird. Jener hat den Südertheil von England diesseits des Trentflusses, dieser aber den Norderheil jenseit des Flusses, zu bedienen. Die zur zweyten Classe gehören, werden schlechtweg Herolde genannt. Ihrer sind 6, und jeder führt einen Beynamen von einer Provinz, z. B. von Richmond, Lancaster, Chester, Windsor u. s. f. Sie versehen die Stelle der erstern an den ihnen angewiesenen Orten, und haben Theil an ihren Zugängen. Sie werden zu allen Begräbnissen der Standespersonen, von den Baronets an, gezogen, und müssen dieselben anordnen. Im übrigen sind sie Bewahrer der Geschlechtsregister, und sie müssen dieselben in Ordnung halten. Die dritte Classe machen die Pourfuivans d'armes (Percevants) aus, welche auch Manteaux-bleus (Blue-Mantles,) Rouges-Croix, Rouges-Dragons und Porte-coulisses genannt werden.

Sonst werden heut zu Tage wenig Herolde mehr gebraucht, außer bey einigen feyerlichen Gepränge, als: Friedensproclomation u. s. f. Wenn im Kriege eine Bothschaft an den Feind zu thun ist, so braucht man einen Trompeter oder Trommelschläger.

Figürlich in der höhern Schreibart, ein feyerlicher Bothe, eine Person, welche eine Sache auf eine feyerliche Art bekannt machet, wo man auch das Fämininum. die Heroldin findet. Ein Herold der Wahrheit, einer, der sich nicht scheuet, die Wahrheit öffentlich zu bekennen und zu verkündigen.

In der Naturgeschichte wird auch der blaue Holzhäher, Pica glandaria cristata *Linn.* Herold genannt, ohne Zweifel zunächst von dem alten haren, schreyen, rufen, woher auch der Name Häher abstammet.

Es würde zu weitläuftig seyn, die vielen Ableitungen anzuführen, welche man von diesem alten, aber dunkeln, Worte versucht hat; daher ich nur einiger der wahrscheinlichsten gedenken will. Schilter läßt es von Heer, Kriegesheer, und Ald, Aldio, ein Diener, abstammen, weil der Herold ehedem vornämlich ein öffentlicher Bothe eines Kriegesheeres war; Leibnitz und Ihre von dem Walliss. Herod, ein Bothe, Gesandter, woraus durch ein eingeschobenes l unser Herold, das mittlere Lat. Heraldus, das Ital. Araldo, und das Franz. Herault geworden; Frisch von Ehre, weil der Herold die Ehrenzeichen des Adels in Ehren zu halten hatte, daher man dieses Wort auch mehrmals Ehrenhold geschrieben findet. Und der Ehrenhold rief überlaut u. s. f. Dan. 3, 4. Wachter unterscheidet gar den Ehrenhold von dem Herolde, und leitet das letztere von dem schon gedachten alten haren, rufen, her, welches bey dem Kero, Ottfried und andern häufig vorkömmt.

Heron, s. Reiher.

Herons-Ball, L. Pila Heronis, hat von Heron von Alexandrien, als seinem Erfinder, den Namen, und ist nichts anders, als eine gläserne oder kupferne hole

hole Kugel mit einer engen Röhre, woraus man das Wasser durch Blasen zum Springen bringen kann. Fig. 1307. Es wird nämlich in eine gläserne Röhre B C, welche oben in C eine sehr subtile Oeffnung hat, dergestalt in eine gläserne Kugel A eingekittet, daß sie beynahe bis an den Boden der Kugel geht. Wenn man nun die Kugel mit Wasser, jedoch nicht ganz voll, füllet, und durch die Röhre hinein bläset; so fängt das Wasser, wenn man zu blasen aufhört, zu springen an. Die Kugel zu füllen, darf man nur die Luft durch die Röhre aussaugen, und die Oeffnung in das Wasser stecken, so wird die äußere Luft beynahe so viel Wasser hinein drücken, als Luft heraus gekommen ist.

Herons-Brunnen, L. Fons Heronis, ist ein aus zwey Gefäßen zusammen gesetzter künstlicher Springbrunnen, wo das bereits heraus gesprungene und wieder gesammelte Wasser auch das andere Wasser nach sich treibt. Fig. 1308. Es ist dieses eine der artigsten Erfindungen, und sehr dienlich, wenn man das Wasser auf vornehmen Tafeln will springen lassen. Heron ist gleichfalls der Erfinder davon. Das Wasser nämlich, wenn dasselbe aus der Schüssel durch die Röhre A B hinunter fällt, treibt die Luft aus dem Gefäße G, durch die Röhre C H, in das obere Gefäß H, wo sie also zusammen gedrückt, und mithin ihre elastische Kraft vermehrt wird. Weil nun die äußere Luft bey F weniger Widerstand thut, als die innere auf das Wasser in dem Gefäße H drückt: so muß nothwendig das Wasser durch die Röhre E F hinaus getrieben werden. Da aber dieses heraus getriebene Wasser in der Schüssel aufgesammelt wird, so fließt es beständig durch die Röhre A B hinunter; und solchergestalt treibt das Wasser, welches heraus springt, das andere nach sich heraus, so lange als Wasser in dem Gefäße H ist.

Herpes miliaris, s. Rose 1.

Herr, (*) sowohl ein jeder, welcher einem andern zu befehlen hat, in Beziehung auf denselben, als auch der eigenthümliche Besitzer einer Sache.

1. Ueberhaupt, in welcher weitesten Bedeutung es auch von weiblichen Personen gebraucht wird. Ich muß Herr im Hause seyn. Die Frau ist hier Herr im Hause. Herr zur See seyn, die höchste Gewalt zur See haben. Sein eigener Herr seyn, seine Veränderungen nach eigenem Gutdünken bestimmen können. Ich bin nicht Herr meines Herzens, habe dasselbe nicht in meiner Gewalt. Herr über seine Leidenschaften seyn. Sich zum Herrn seiner Begierden, einer Stadt, eines Landes machen. Herr über etwas seyn, frey damit schalten können. Er ist nicht Herr über sein Vermögen. Der Herr eines Hauses, eines Gutes, eines Feldes, der eigenthümliche Besitzer desselben, der Hausherr, Eigenthumsherr, Grundherr.

2. Besonders, in vielen derjenigen Stufen, deren die Macht zu befehlen, oder die Gewalt über andere fähig ist. Die vornehmsten Fälle dieser Art sind etwa folgende.

Im höchsten und vorzüglichsten Verstande bezeichnet dieses Wort in der deutschen Bibel und biblischen Schreibart, Gott, den höchsten Oberherren, sowohl für

(*) Dieses alte Wort lautet schon im Isidor Herr, bey dem Willeram Herro, in dem alten Gedichte auf den heil. Anno Heirri, Hero, in Oberschwaben Heer, Heir, in Nieders. Heer und Herr, im Angels. Hearra, im Isländ. Schwed. und Dän. Herre. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es zu dem Geschlechte der Wörter ar, hoch, hehr, erhaben, heilig, ehe, eher, erst, Ehre u. s. f gehört, welches dadurch wahrscheinlicher wird, weil dieses Wort wirklich bey dem Otfried Herero, und im Tatian Heristo lautet, wovon ersteres der Comparativ, letzteres aber der Superlativ von hehr oder eher ist. Das Lat. Herus, das Griech. Κυριος, das Sihora bey dem heil. Augustin, und heutige Franz. und Engl. Sire und Sir, sind vermuthlich sehr genau damit verwandt.

für sich allein, als mit allerley Beysätzen, z. B. Gott der Herr, der Herr Herr, d. i. der Herr aller Herren, das Hebr. Jehova Elohim auszudrücken.

Ehedem pflegte man das Wort Herr, wenn es Gott bedeutete, entweder ganz, oder den ersten zween Buchstaben nach, mit großen Anfangsbuchstaben zu drucken, HErr oder HErr, welches aber jetzt immer mehr aus der Gewohnheit kömmt.

Auch Obrigkeiten, von dem höchsten Landesherren an, bis zu geringern Unterbeamten, werden mit diesem Namen beleget. Der Kaiser, unser allergnädigster Herr. Der König, mein Herr. In den Titulaturen pflegt man es in diesem Verstande zu verdoppeln: Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Fürst und Herr, Herr;

welches doch nicht in allen Gegenden üblich ist. Eine Person weiblichen Geschlechtes wird in diesem Falle Frau genannt. Strenge Herren regieren nicht lange. Große Herren, vornehme Personen von hohem Range und Ansehen, welche zuweilen auch nur schlechthin Herren genannt werden, wohin auch die im gem. Leben üblichen R. A. gehören: Herren Feuer wärmt und brennt; Herren Gunst währet nicht lange; große Herren haben lange Hände; mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen; Herren Sünde Bauern Buße, quidquid delirant reges, plectuntur Achivi, was die Könige verursachen, darüber werden die Unterthanen gestraft; wenn die Herren sich raufen, müssen die Unterthanen die Haare dazu hergeben u. s. f. Herren und Narren haben frey reden.

Besonders adeliche Personen männlichen Geschlechtes. Ehedem war das Wort Herr vorzüglich dem hohen Adel eigen, indem auch Fürsten und Grafen auf den Titel edler Herr stolz waren. Die Grafen von Reuß pflegten sich noch in den neuern Zeiten nur Herren Reußen oder Herren von Reuß zu schreiben. Nachmals ward dieses Wort den Freyherren und Baronen eigen, in welcher Bedeutung es noch

nicht

nicht ganz veraltet ist, ob es gleich jetzt am häufigsten einer jeden adelichen männlichen Person beygeleget wird; der Herr von N., welche von ihren Unterthanen auch nur der Herr schlechthin genannt werden. Siehe Herren-Bank, Herren-Stand.

Auch die bürgerliche Obrigkeit in den Städten, die Rathsglieder, werden von ihren Bürgern nur schlechthin die Herren genannt, vollständig die Rathsherren, oder Herren des Rathes. Wohin auch die Zusammensetzungen, Bauherr, Feuerherr, Fruchtherr u. a. m. gehören. Imgleichen der Besitzer eines Land- und Rittergutes, der Gutsherr, in Absicht auf die Unterthanen und Leibeigenen. Siehe Herrenarbeit u. s. f.

Aus Höflichkeit nennt man auch eine jede männliche Person von einigem Stande, auch wenn es nicht der bloße Titel ist und den Namen begleitet, einen Herren, welches auch der einzige Fall ist, in welchem das Diminut. das Herrchen von jungen Personen dieser Art gebraucht wird. Schulgelehrte und modische Herren. Ein artiger junger Herr. Ein süßer Herr, Fr. Petit-Maitre, welches einige sehr ungeschickt durch Kleinmeister übersetzt haben. Die weiß gepuderten Herrchen. Was gilts, darum hat sich das junge Herrchen noch nicht bekümmert. Im mittlern Lat. waren dafür die Diminut. Herilis, Domicellus, Domnulus u. s. f. üblich. Siehe auch Junker.

In der häuslichen Gesellschaft heißt der Hausvater in Rücksicht auf das Gesinde dessen Herr. Herr und Frau, der Hausherr oder Hausvater und dessen Gattin. Sprichw. Wie der Herr so der Knecht. Auch Ehegattinnen pflegen ihre Ehegatten in der anständigen Sprechart ihren Eheherren oder nur Herren schlechthin zu nennen. Mein seliger Herr, d. i. Ehemann.

3. In weiterer Bedeutung ist dieses Wort, so wie das weibliche Frau, auch ein Ehrenwort oder Titel, welchen alle männliche Personen von einigem Stande, sowohl von geringern, als von Personen ihres Standes und von vornehmern zu bekommen pflegen, wenn man sie anredet, oder auch mit Achtung erwähnet; da man es denn sowohl ihrem Namen, als auch ihrer Würde oder dem Namen ihres Verhältnisses vorzusetzen pflegt. Der Herr Graf von N. Der Herr Baron von X, (aber nicht Herr Freyherr, ob man gleich sagt der Herr Kammerherr von F.) Der Herr Amtmann, der Herr Pfarrer u. s. f. Herr Peter, Herr Hofmann u. s. f. Ihr Herr Vater, ihr seliger Herr Bruder, mein Herr Verleger u. s. f.

Oft braucht man auch dieses Wort, besonders im Oberdeutschen absolute, solche Personen anzureden, die man nicht kennt, oder auch, denen man eben keine vorzügliche Achtung schuldig zu seyn glaubt. Wie heißt der Herr? d. i. wie heißen Sie, mein Herr? Wer ist der Herr? wer sind Sie, mein Herr? Ich bin des Herren ergebener Diener.

Bey sehr hohen regierenden Personen, dergleichen Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten sind, pflegt man heutiges Tages das Herr dem Namen ihrer Würde oder ihrem eigenthümlichen Namen in der anständigen Schreibart nicht mehr vorzusetzen, obgleich solches ehedem üblich war. Herr König kömmt noch in der deutschen Bibel vor. Die komische Schreibart ahmet solches noch zuweilen nach. Indessen geschieht solches doch noch in einigen Kanzelleyen, wo man noch der Herr Erbprinz, des Herren Herzogs Durchlaucht u. s. f. spricht und schreibt.

Wenn Herr dem eigenthümlichen Namen vorgesetzt wird, läßt man im gem. Leben und in der vertraulichen Schreibart den Artikel zuweilen aus. Ich habe es Herren Brausebart gegeben. Wo auch Herr unverändert

ändert bleiben kann, in welchem Falle aber der Articulus postpositivus an den eigenthümlichen Namen kommen muß. Ich weiß mir die Welt und Herr Simonen nicht verbindlicher zu machen, für Herrn Simon oder den Herrn Simon. So auch, wenn Herr allein steht, da dann in der zweyten Endung der Articulus postpositivus s an dasselbe tritt; die Kinder erwähnten Herrns, für des erwähnten Herrn.

Im X. Th. S. 184, f. ist bey dem Worte Ehr schon angemerket worden, daß man im Hoch- und Oberdeutschen unter Ehr und Herr, und im Niederf. unter Heer und Herr einen Unterschied macht, und lezteres für anständiger und höher hält, als die erstern Ausdrücke. Dieser Unterschied beruhet mehr auf dem Gebrauch, als auf die Abstammung und ursprüngliche Bedeutung. Beydes sind allem Ansehen nach eines und eben dasselbe Wort. Vermuthlich wurde Ehr, Hehr und Herr, welches älter zu seyn scheint, durch den langen Gebrauch und durch die weite Ausdehnung zu gemein und niedrig; ein ungefährer Zufall brachte vielleicht das Herr einer härtern Mundart in Ansehen, und man behielt es als ein minder bekanntes und folglich edleres Wort, für solche Personen bey, welche man durch das gemeinere Heer und Ehr, nicht genug geehrt glaubte. Wenigstens ist unser Herr auf eine ähnliche Art in die niedersächsische Mundart gekommen, wo es sich auch noch neben dem ältern Heer erhält. Im mittlern Lat. wurden Dominus und Dominus auf ähnliche Art unterschieden; jenes brauchte man von geringern, dieses von vornehmern Herren.

In dem weiblichen Geschlechte ist in den meisten Fällen Frau üblich: s. Th. XIV, S. 787, fgg. Herr und Frau; der Landesherr, die Landesfrau; der Erbherr, die Erbfrau. In solchen Fällen, wo Frau nicht üblich ist, oder eine Zweydeutigkeit verursachen könnte, bedient man sich anderer Ausdrücke, Gerichtsherrschaft, die Hausbesitzerin u. s. f. Von Freyherr ist im Fämin. sowohl Freyfrau als Freyherrin üblich. Das lezte braucht man auch, wenn man bloß die Gattin eines Mannes bezeichnen will, dessen Ehrenname in der lezten Hälfte das Wort Herr hat; die Feldherrin, nicht Feldfrau; die Kammerherrin, welche von der Kammerfrau sehr unterschieden ist; die Rathsherrin. Aber ein Pfarrherr sagt man häufiger Pfarrfrau als Pfarrherrin.

Herr,

Herr, (Ehe=) siehe oben, S. 76.
— — (Feuer=) s. Th. XIII, S. 240.
— — (Freisch= oder Fraiß=) s. Th. XIV, S. 741.
— — (Frohn=) s. Th. XV, S. 163.
— — (Frucht=) s. Th. XV, S. 310.
— — (Fünf=) s. Th. XV, S. 454.
— — (Gaben=) s. Th. XV, S. 596.
— — (Gast=) s. Th. XVI, S. 465.
— — (Garter=) s. Th. XVI, S. 478.
— — (Geleits=) s. Th. XVII, S. 110.
— — (Gemeinds=) s. Th. XVII, S. 138, f.
— — (Gerichts=) s. Th. XVII, S. 386.
— — (Gewalt=) s. Th. XVIII, S. 93.
— — (Groß=) s. Th. XX, S. 138.
— — (Grund=) s. Th. XX, S. 282.
— — (Gült=) s. Th. XX, S. 314.
— — (Guts=) s. Th. XX, S. 407.
— — (Häger=) s. Th. XX, S. 636.
— — (Hals=) s. Th. XXI, S. 301.
— — (Hammer=) s. Th. XXI, S. 351.
— — (Handels=) s. Th. XXI, S. 741.
— — (Handwerks=) s. Th. XXI, S. 470.
— — (Haus=) s. Th. XXII, S. 389.
— — (Kirch=) s. in K.
— — (Landes=) s. in L.
— — (Ober=) s. in O.
— — (Raun=) s. in R.
— — (Schirm=) } s. in S.
— — (Schul=) }
— — (Schutz=) }
— — (Thurm=) s. in T.
— — (Wedde=) s. Th. XXI, S. 470.

Herren=Apfel, s. Malus.

Herren=Arbeit, eine jede Arbeit, welche man seinem Herrn zu verrichten schuldig ist. Besonders auf dem Lande, die Hof= oder Frohnarbeit. Siehe Herren=Dienst.

Her=

Herren-Arbeiter, im Bergbaue, Häuer, welche den Gewerken, als ihren Herren, gegen einen gewissen Wochenlohn arbeiten; zum Unterschiede von den Lehenhäuern.

Herren-Bank, in verschiedenen Gerichten und feyerlichen Versammlungen, z. B. in dem Reichshofrathe, bey dem königl. Appellationsgerichte in Prag u. s. f. diejenige Bank, derjenige Ort, wo die Herren oder Ritter ihren Sitz haben, und die daselbst sitzenden Herren oder Ritter selbst, die Ritterbank; im Gegensatze der gelehrten Bank, oder der Glieder bürgerlichen Standes. Siehe auch Herren-Stand.

Herren-Bauch, im Scherze, ein Bauch, wie ihn ein wohl gemästeter vornehmer Herr zu haben pflegt; ein Prälatenbauch.

Herren-Bier, starkes, kräftiges Bier, wie es der Herr, oder Herren zu trinken pflegen, im Gegensatze des Nachbieres, Tischbieres oder Rosenbieres.

Herren-Bret, bey den Tischlern, eine Art dünner Breter (s. Th. VI, S. 653,) vielleicht weil sie dieselben nicht zu den gemeinen, sondern nur zu den für vornehmere Personen bestimmten Arbeiten brauchen.

Herren-Brod. 1. Brod, welches für den Tisch des Herren bestimmt ist; im Gegensatze des Gesindebrodes. Imgleichen weißes, feines Brod, dergleichen für vornehme Herren gebacken zu werden pflegt. In engerer Bedeutung werden die runden geraspelten Semmeln an einigen Orten Herrenbrod genannt. Versteht man unter diesem Ausdrucke einzele Brode, so kann auch der Plural Herrenbrode gebraucht werden.

2. Figürlich, der Unterhalt, welchen man von seinem Herren bekömmt. Herrenbrod essen, einem andern gegen den nöthigen Unterhalt zu dienen verbunden seyn. Der Gegensatz ist, sein eigenes Brod essen.

Herren-Dienst, ein jeder Dienst, welchen man seinem Herren zu leisten schuldig ist. Herrendienst geht vor Got-

Gottesdienst, ein im g. L. üblicher Satz. In engerer Bedeutung werden die Frohn- oder Hofdienste an einigen Orten nur Herrendienste genannt.

Herren-Essen, im g. L. ein schmackhaftes, vortreffliches Gericht. Das ist ein Herrenessen.

Herren-Gebäckel, bey den Confectbäckern, eine Art Zuckergebackenes in Gestalt kleiner Klötzchen, welches wegen seines gewürzhaften Geschmackes in Holland und Niedersachsen in den Thee gebraucht, und daselbst Domini-Klärches genannt wird.

Herren-Gefälle, die Gefälle, d. i. Einkünfte des Grund- oder Landesherren. Bestehen sie in Geld, so werden sie zuweilen auch Herrengelder genannt.

Herren-Gülte, die Gülte, d. i. die Einkünfte des Grund- oder Eigenthumsherren von einem Gute.

Herren-Günstler, in einigen Gegenden, z. B. in Baiern, der Besitzer eines Laßgutes; vermuthlich, weil die auf einem solchen Gute haftenden Freyheiten aus der ehemaligen besondern Gunst des Grundherren hergeflossen sind. Siehe Laß-Gut.

Herren-Gulden. 1. In einigen Gegenden eine Benennung des Gatterzinses; s. XVI, S. 478.

2. Im Erzstifte Cöln ist eine Münze unter diesem Namen bekannt, welche 2 Ort, oder 4 Schillinge, oder 10 Blassert, oder 15 Groschen oder Räder Albus, oder 480 Häller hält; s. auch Th. XX, S. 335.

Herren-Haus, das Haus des Herren, oder eines vornehmen Herren. Besonders wird auf dem Lande das Wohnhaus des Guts- oder Gerichtsherren das Herrenhaus genannt, zum Unterschiede sowohl von den Wirthschaftsgebäuden, als auch von den Häusern der Unterthanen.

Herren-Hof, der Hof, d. i. das Wohnhaus mit allen dazu gehörigen Gebäuden des Gerichts- oder Eigenthums-Herren eines Rittergutes. In engerer Be-

deutung auch zuweilen nur der eigentliche Hofplatz desselben.

Herren-Huth, ein berufener Ort im Markgrafthum Ober-Lausitz, welcher zum zittauischen Kreise gehört, und in welchem die erste und vornehmste Gemeinde der von dem ehemaligen Grafen v. Zinzendorf gestifteten Religionspartey, welche sich selbst vereinigte Brüder, oder die evangelische Brüdergemeinde nennt, gegründet wurde. In die Religionsgeschichte der Herrenhuther mich einzulassen, ist hier der Ort nicht. Eine Nachricht von ihnen, und die Geschichte ihrer Secte in den preußischen Provinzen unter der jetzigen Regierung, findet man in Hrn. Prediger Ulrich Briefen über den Religionszustand in den preußischen Staaten, 1. Band, Lpz. 1778, 8. S. 489—494. Auch in Rücksicht auf Manufacturen, Fabriken und den Handel ist die schnelle Verbreitung der Herrenhuther eine der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhundertes.

Einige aus Mähren entwichene arme Familien kamen im J. 1722 nach Sachsen, suchten Unterkommen und Schutz, und nachdem sie beydes bey dem Grafen v. Zinzendorf gefunden, und sie sich auf den Feldern des gräfl. zinzendorfischen Dorfes Berthelsdorf angebauet hatten, entstand die erste Anlage eines Ortes, welcher jetzt unter den Handelsplätzen in aller Stille eine wichtige Rolle spielt. Herrenhuth stieg bald nach seiner Entstehung empor; es wurde mit Leuten aus verschiedenen Ländern bevölkert, unter denen sich auch Kaufleute befanden; und bald sah man ein, daß die neue Colonie selbst bey ihren Grundsätzen den Handel zum Hülfsmittel wählen müßte. Der größere Theil der mährischen Brüder, welche sich zuerst dort, und hernach an andern Orten niederließen, bestand aus Handwerkern, deren Capital Fleiß und Geschicklichkeit war. Um jenen in Bewegung zu setzen, und diese zu belohnen, wurde der Handel das unschuldigste Mittel,

wel-

welches sich darbot. In dem Innern der Colonie herrschte Arbeitsamkeit, gemessene Ordnung, Einigkeit und Bruderliebe. Aus diesen Tugenden gewannen die dort verfertigten Waaren sichtbare Vorzüge, und nun kam es bloß darauf an, die übrige Welt davon zu unterrichten, um im Großen Nutzen daraus zu ziehen. Hiezu gehörte die Anlegung einer Handlung, als das natürlichste Triebrad solcher Entwürfe, wozu Stoff in Menge vorhanden war. Es kam hiebey hauptsächlich auf die kluge Auswahl desjenigen Mannes an, welcher zuerst an die Spitze der Unternehmung treten sollte; aber auch hier stimmte der Erfolg mit den Wünschen der Gemeine.

Abraham Dürninger, aus Strasburg, war einer von denen Kaufleuten, die sich in Herrenhuth niedergelassen hatten. Dieser Mann besaß Erfahrung und Redlichkeit, in gleich großem Grade. Sein Kopf war, richtig zu denken, gewohnt, und sein Aeußeres mit derjenigen ungezwungenen Gefälligkeit geziert, welche das Zutrauen anderer am sichersten an sich zieht. Mit einem nur mäßigen Vermögen legte er im J. 1726 den Grund zu seiner Handlung. Diese machte schon in den ersten Jahren ansehnliche Fortschritte, und nahm dermaßen zu, daß man sie jetzt unter die großen Häuser in Europa zählt. Es ist gar nicht nöthig, ein Wunder zu Hülfe zu nehmen, um diese, obgleich seltene, Erscheinung zu erklären. Dürninger war ein mit kaufmännischen Talenten und Kenntnissen versehener Mann. Seine Bekanntschaft war bereits, als er die Handlung errichtete, ansehnlich ausgebreitet. Nun denke man sich die Erfahrungen, die Rathschläge einer Menge von Brüdern, die theils am Orte, theils in allen Welttheilen wohnen; die Bereitwilligkeit, mit der sie ihm ihre Einsichten, ihren Credit, ihr Vermögen leihen; die Treue, den Eifer, womit er von jedem unterstützt wird; und der Erfolg ist nichts

weiter, als die natürliche Reihe von Dingen, die sich im Kleinen, wie im Großen, entwickeln. Hiezu kam die Anlegung so vieler andern Gemeinden, alle nach einerley Grundsätzen geformt, und im Ganzen von Herrenhuth abhänzend. Daraus erwuchsen neue Verbindungen; Verbindungen, die gewissermaßen im Kleinen denen ähnlich sind, die England ehedem mit seinen Colonien in Nordamerika unterhielt; nur mit dem Unterschiede, daß hier das feste Band der Bruderliebe alles genauer an einander knüpfet.

Die Waarenniederlage in Herrenhuth verdient von durchreisenden und besuchenden Fremden in Augenschein genommen zu werden. Nicht leicht findet sich irgendwo ein so ausgesuchter Vorrath von Schnittwaaren, Kleidungsstücken und Bedürfnissen aller Art zum Verkauf beysammen, die in einer Reihe von Gewölben in der vortrefflichsten Ordnung aufgestellt sind. Daraus entsteht ganz natürlich eine beträchtliche tägliche Einnahme. Denn ungeachtet die Waaren der Herrenhuther theuer sind, so wird doch dieser Umstand durch ihre innere Güte und die daraus fließende bessere Dauer derselben überwogen. Selbst die Gewohnheit, den Verkaufspreis mit kurzen Worten zu bestimmen, giebt ihrem Handel Vorzüge und Nachdruck.

So groß aber auch die Vortheile seyn mögen, die ihnen am Orte aus dieser Einrichtung zufließen, so sind solche doch weit unter jenen, welche vermittelst des Comtoirs auswärts gewonnen werden. Ihr Briefwechsel verbreitet sich bis in die entlegensten Theile der bewohnten Welt. Ihre Versendungen von Leinwanden sind überaus wichtig; sie erstrecken sich bis in das innerste Norden, nach Portugal, Spanien, Holland; England, Frankreich, nach der Levante, und nach beyden Indien. Im Jahr 1777 exportirte Herrenhuth für 128,298 Rthlr. 12 Gr.

Lein-

Leinwand. (*) Verbindungen, die sie mit so vielen Brüdern in jedem Hauptorte der Welt unterhält, erleichtern die Herbeyziehung solcher Materialien, welche entweder zu ihren Manufacturen oder zum Handel überhaupt gehören, woraus sichere Speculationen und theilnehmende Geschäfte entspringen.

Abr. Dürninger, der Stifter dieses Handlungshauses, starb im J. 1772. Ihm folgte in der Verwaltung des Handels, Hr. Dan. Gambs, nebst andern, worunter Jo. Eph Pohlmann die Besorgung der Niederlage und die inländischen Geschäfte wahrnehm, welcher aber bald nachher starb. Jetzt heißt die Firma des Hauses noch Abr. Dürninger und Compagnie. Unter denen vielen Colonien, deren Mutter Herrenhuth ist, sind insonderheit Gnadenfrey in Schlesien, und Sarepta in Rußland, merkwürdig.

Der König von Preußen, der seine Länder so schnell mit eigenen Manufacturen und Fabriken zu segnen gewußt hat, rief die so genannte neue Secte, oder vielmehr ihre Industrie, in seine Provinzen. Eine dieser Colonien wählte sich ihren Wohnplatz in der fruchtbarsten Gegend Nieder-Schlesiens, unweit Militsch, baute sich, mit der solchen Gemeinden eigenen Geschwindigkeit und Schönheit, vor ungefähr 35 Jahren an; und so entstand Gnadenfrey. Wenn sich dort gleich kein Handlungshaus von großer Wichtigkeit befindet, so fehlt es doch nicht an Manufakturen und einzelen Handwerkern, die entweder für eigene oder für Rechnung des Ganzen fleißig sind. Ueberhaupt verdient dieser Ort Bemerkung, weil er, nach Herrenhuth, in seiner Art der größte in Deutschland, und von mehr als 2000 Menschen bewohnt ist.

Sarepta liegt im astrakanischen Gebiete; die Stiftung der dasigen Gemeinde geschah im J. 1765. Sie blühte eine Zeit lang, bis die durch Pugatschew veranlaßte Rebellion ausbrach. Damals mußte die Colonie alles im Stiche las-

 sen,

(*) Nach Hen. O. C. R. Büschings Anzeige, im 46. St. seiner wöchentl. Nachr. v. J. 1780, machte das einzige Handlungshaus in Herrenhuth, Abr. Dürninger und Comp. im J. 1775 eine Zollangabe von 215,979 Rthlr. 15 Gr. 9 Pf. für exportirte Leinwand.

sen, um nur ihr Leben zu retten, woraus, wie leicht zu erachten ist, ein überaus großer Verlust entstand. Wahrscheinlich hätte Niemand an ihre Wiederherstellung gedacht, wenn nicht die große Catharina bey der Direction der Gemeinden so lange darauf gedrungen hätte, bis der Entschluß dazu genommen und ausgeführt wurde. Sarepta ist also seit einigen Jahren wieder bevölkert, und hat seine eigene sehr wichtige Handlung, weil es als die Bedürfnisse der Gemeinde, theils die Lage des Ortes, dergleichen Einrichtung nothwendig machten. Die Firma derselben heißt Abraham Lorenz und Compagnie. Der Compagnon, Ernst Gottl. Klein, ein geborner Berliner, lebte in Gnadenfrey, bis ihn seine Bestimmung nach Rußland führte. Sarepta selbst liegt in einer fruchtbaren Ebene, welche in einiger Entfernung von einem kleinen Flusse, der Sarpa, bewässert wird. Die Lebensmittel sind dort gut und wohlfeil. Besonders ist daselbst an Fischen ein Ueberfluß. Gedachter Fluß ist derselben damit gesegnet, daß man sie in gewissen Jahreszeiten mit hölzernen Schaufeln in beliebiger Menge heraus wirft. Das Klima daselbst ist erträglicher als in andern Theilen Rußlandes. Der Handel geht überaus wohl von statten. Von Zeit zu Zeit erscheint eine Menge Kalmücken und anderer dort in der Nähe herum irrender Völker; diese schlagen unweit Sarepta ihr Lager auf, und kommen alsdann in den Ort selbst, um sich mit Bedürfnissen, die ihnen fehlen, zu versehen. In dem Handlungsgewölbe steht ein langer breiter Tisch. Auf diesen setzen sich die Befehlshaber der verschiedenen Horden mit kreutzweise über einander gelegten Beinen. In dieser Stellung nehmen die Herren ein Stück Waare nach dem andern in Augenschein; und so wird man endlich über den Handel einig. Seit kurzem entdeckte der Arzt der Gemeinde einen Gesundbrunnen in der Nähe von Sarepta. Die Colonie wird dadurch aufs neue in mehr als einer Art gewinnen, weil man seit der Zeit denselben häufig besucht. Die zum Theil noch etwas wilden Nachbarn werden bey dieser Gelegenheit gesitteter, indem zugleich der Handel mit ihnen mehr und mehr zunimmt. Bey dem dasigen Verkehr muß nothwendig ein beträchtlicher Nutzen übrig bleiben, weil hiebey alle Concurrenz mit andern, wodurch gemeiniglich die Preise herunter gebracht werden, völlig wegfällt. Die Zufuhre von Waaren geschieht über St. Petersburg und Astrakan, wobey noch verschiedene Flüsse die Herbeyschaffung befördern. Zur Ausfuhre ist der Hafen von Astrakan am bequemsten gele-

gelegen. Uebrigens wird alle Handlung für Rechnung der Gemeinden getrieben.

Hrn. Sinapius kaufmännische Hefte. 1 St. Altona, 1780, 8. S. 21, fgg.

Sollte, bey so bewandten Umständen, der Handel der Herrenhuther noch wie ein gemeiner Dorfhandel anzusehen und zu beurtheilen seyn? Sollte die Behauptung des Verfassers des 1773 zu Leipzig herausgekommenen Werkchens über den Dorfhandel, nicht zu hart seyn, wenn er die Herrenhuther als Leute schildert, die dem Staate höchst schädlich seyn, die sich unter dem Deckmantel der Religion einschleichen, und nun dadurch, daß sie statum in statu machen, daß sie die vornehmsten Gewerbe an sich ziehen, nur mit denen, die mit ihnen in Compagnie sind, (denn man müsse von ihnen jezt reden, als wenn man von einer großen Handlungsgesellschaft redet, in die sie „aus Bigotterie, wie Jesuiten, ad majorem dei gloriam, übergegangen sind,) handeln, und mit ihrem erhaltenen Reichthum das ausgesogene und betrogene Land verlassen; und wenn er sie Turbanten der städtischen Nahrung nennt?

Auch der sonst in seinen Urtheilen so unparteyische Hr. Prof. Beckmann, giebt, bey Gelegenheit seiner Recension gedachter Schrift, im 4. B. seiner physik. ökon. Biblioth. S. 291, dem Verf. Recht, wenn er sie Turbanten der städtischen Nahrung nennt, und fügt hinzu: „auch Blutigel hätte er sie „nennen können, wenn man gleich ihren Fleiß, ihre Geschicklichkeit, und ihre ausnehmende Sorgfalt für das Interesse „ihrer Gesellschaft bewundern muß. Dieser Eifer wider diese „geistliche Handlungsgesellschaft ist nicht Intoleranz, so wenig „man dem, der keine Contrabandhändler leiden will, Intoleranz vorwerfen kann. Mag doch immer mein Nachbar dem „Zinzendorf nachseufzen, wenn er nur nicht dem Staate „durch die Beschaffenheit seines Gewerbes schadet."

Herrenhuther Papier, s. unter Papier.

Herren-Korn, an einigen Orten, dasjenige Korn, welches man dem Landes- oder Gutsherren als eine Abgabe zu entrichten verbunden ist.

Herren-Krankheit, im Scherze, eine Benennung des Podagra, weil Personen von Stande am häufigsten damit behaftet zu seyn pflegen.

Herren-Kümmel, Cuminum regium, Ammi; s. Th. I, S. 682.

Herren-Leben, ein sehr bequemes, müßiges Leben, dergleichen vornehme Herren, wenigstens dem Urtheile des großen Haufens nach, gemeiniglich zu führen pflegen. Ein Herrenleben haben oder führen.

Herren-Loch, eine Benennung gewisser Löcher an dem Gränzel des Pfluges; s. unter Pflug.

Herren-los. 1. Keinen Dienstherren habend, von Personen, welche sonst um Lohn und Unterhalt zu dienen gewohnt sind. Herrenloses Gesinde. Nieders. heerlos.

2. Keinen Eigenthümer habend, von Sachen.

Daher die Herrenlosigkeit, in beyden Fällen.

Herren-Meister, s. Heer-Meister.

Herren-Papier, s. unter Papier.

Herren-Schicht, s. unter Schicht.

Herren-Schnepfe, s. Schnepfe.

Herren-Schwamm, eine in einigen Gegenden, z. B. in Böhmen, übliche Benennung des im VIII. Th. S. 14, fgg. beschriebenen eßbaren Feldschwammes oder Champignons, so fern er eine angenehme Speise vornehmer Herren ist.

Herren-Sitz, der Sitz, d. i. der Wohnsitz des Herren eines Rittergutes.

Herren-Sonntag, an einigen Orten, besonders in der römischen Kirche, der Sonntag Elto mihi, welcher im g. L. auch die Pfaffenfastnacht genannt wird, weil die große Fasten sich bey den Geistlichen, welche zuweilen auch nur schlechthin die Herren genannt werden, schon mit dem folgenden Montage, bey weltlichen Personen aber erst an der Aschermittwoch anfängt.

Herren-Stand, der Stand der Herren, d. i. der adelichen Personen männlichen Geschlechtes, und die dazu gehörigen Glieder; der Ritterstand. In engerer Bedeutung, z. B. in Oestreich, Schlesien u. s. f. werden nur die Grafen und Freyherrn, welche ehedem im vorzüglichen Verstande Herren hießen, zu dem Herrenstande gerechnet.

Herren-Stuhl, der Stuhl in der Kirche, welcher für den Erb- oder Gerichtsherren des Ortes bestimmt ist.

Herren-Tafel, die Tafel, an welcher ein vornehmer Herr speiset, und die Art und Weise wie er speiset. Imgleichen, die Tafel des Herrn, zum Unterschiede von der Tafel seiner Bedienten; von geringern Herren auch der Herrentisch, im Gegensatze des Gesindetisches.

Herren-Tisch, s. das vorhergehende.

Herren-Vogel, in einigen Gegenden ein Name des im XX. Th. S. 637 beschriebenen Holzhähers; entweder als eine verderbte Aussprache des Wortes Häher oder auch so fern er wegen seiner bunten Farben und Gelehrigkeit von vornehmen Personen ehedem mehr geliebt wurde, als jetzt geschieht.

Herrgottbärtlein, an einigen Orten eine Benennung der Sanguisorba officinalis *Linn.*; s. Sperber-Kraut.

Herrig, dem Herren, oder einem Herren gehörig, ein nur noch in den Zusammensetzungen zweyherrig, dreyherrig, vierherrig, deutschherrig, u. s. f. übliches Wort, zwey, drey oder vier Herren, den deutschen Herren gehörig, wofür im g. L. auch zweyherrisch, dreyherrisch u. s. f. und an manchen Orten zweyherrlich, dreyherrlich u. s. f. üblich sind.

Herrike, (Erdäpfel-) s. unter Kartoffel.

Herrisch. 1. Siehe Herrig.

2. Einem Herren gleich oder ähnlich, doch nur im verächtlichen Verstande, geneigt, andern ohne Fug und Recht, imgleichen mit einem übeln Anstande zu

befehlen, und in dieser Gemüthsart gegründet. Eine herrische Stimme.

Herrlich. 1. Einen hohen Grad der Pracht, des äussern Vorzuges und Ansehens habend, und darin gegründet. Ein herrlicher Aufzug, ein herrliches Gastmahl, ein herrlicher Glanz. Herrlich leben, prächtig, wie ein großer Herr. Herrlich gekleidet seyn.

2. Einen hohen Grad der innern Vollkommenheit habend, ohne doch deren äußere Bekanntmachung auszuschließen, und darin gegründet; wo es im höchsten und vorzüglichen Verstande in der deutschen Bibel häufig von Gott gebraucht wird. In weiterer Bedeutung bezeichnet es sehr häufig in einem hohen Grade schön, angenehm, vollkommen, brauchbar u. s. f. Herrliche Tage haben, überaus bequeme. Ein herrlicher Beweis, ein sehr bündiger, fruchtbarer Beweis. Der Rath wäre herrlich und schön. Ein herrliches vortreffliches, Arzeneymittel.

Herrlich sagen auch die Böttcher, in einer sonderbaren Bedeutung, von einem Reife, welcher zu enge ist, und nicht hinan will.

In dem alten Gedichte auf den heil. Anno nur herro, im Schwed. herlig. Es scheint nicht sowohl von Herr abzustammen, in welchem Falle es zunächst einem großen Herren gleich oder ähnlich bedeuten würde; sondern unmittelbar von dem alten hehr, hoch, erhaben, heilig, prächtig, welches dadurch wahrscheinlich wird, weil es in unsern ältesten Denkmälern jederzeit nur mit einem einfachen r geschrieben wird. Herlih, bey dem Ottfried, prächtig. Der schon genannte Verf. des alten Gedichtes auf den h. Anno, braucht nur das einfache her dafür, und im Dänischen ist herlig, prächtig, von herrelig, herrisch, sehr genau unterschieden. Bey dem Notker ist hirliche in noch weiterer Bedeutung, sehr. Indessen hat man auch unmittelbar von Herr, das Beywort herrlich, doch nur in Zusammensetzungen, dreyherrlich, dreyen Herren gehörig, deutschherrlich, den deutschen Herren gehörig, landesherrlich, oberherrlich u. s. f. Siehe Herrig, und das folgende.

Herr-

Herrlichkeit, das Abstractum des vorigen Bey- und Nebenwortes.

1. Die Eigenschaft einer Sache, nach welcher sie herrlich ist, ein hoher Grad der äußern Pracht, des äußern Vorzuges. Die Herrlichkeit des Königes, Sprichw. 14, 28.

In einigen oberdeutschen Gegenden ist Ew. Herrlichkeit ein Titel, welcher im Abstracto verschiedenen Personen gegeben wird. In Erfurt bekommen ihn die churfürstlichen Kammerräthe, und in Nürnberg die Rathsherren, Aerzte u. s. f. doch überall nur von geringen Personen.

Im mittlern Lat. Dominatio, im Ital. Signoria, woraus zugleich erhellet, daß es in diesem Verstande zunächst von Herr herkömmt. Bey dem Ottfried findet sich dafür thinaz Herazi.

2. Im Concreto, ein herrliches Ding, eine herrliche Sache, wo es in einigen Fällen unmittelbar von Herr abstammet.

1) In einigen oberdeutschen Gegenden wird eine Feyerlichkeit, eine Solennität, eine Herrlichkeit genannt. 2) Auch die Regalien sowohl, als die mit dem Erb- und Grundeigenthum verbundenen Gerechtsamen, werden zuweilen Herrlichkeiten genannt. Die forstcyliche Herrlichkeit, das Recht des Landesherren über alle in seinem Lande befindliche Waldungen; das Forstregal.

In dem alten Fragmente auf Carls des Großen Feldzug kömmt dafür das veraltete Herliche vor.

3) In den Niederlanden wird auch eine Herrschaft d. i. einem Herren oder Freyherren gehörige Gebieth, eine Herrlichkeit genannt.

Herrschaft, von Herr, in dessen vorzüglich und enzerer Bedeutung, sowohl in Ansehung der Gewalt, als auch des Eigenthumes.

1. Als ein Abstractum, die Gewalt, andern zu befehlen, besonders andern willkührliche Befehle zu ertheil-

theilen, und wenn der Gegenstand eine Sache ist, die Gewalt, dieselbe als sein Eigenthum zu gebrauchen. Auf daß seine Herrschaft groß werde, Ps. 9 7. Unter Jemandes Herrschaft stehen. Zur Herrschaft über Land und Leute gelangen, zur Regierung. Ein Land unter seine Herrschaft bringen, unter seine Gewalt, Botmäßigkeit. Jemanden der Herrschaft entsetzen, der Regierung, der Gewalt. Die Herrschaft führen. Zur Herrschaft gelangen. Die Frau hat die Herrschaft über den Mann. In welcher ganzen Bedeutung es doch, vermuthlich wegen der Zweydeutigkeit mit den folgenden Bedeutungen, zu veralten anfängt, wo man es nur noch am häufigsten im figürlichen Verstande gebraucht. Das Glück hat große Herrschaft über uns, große Gewalt. Die Herrschaft über sich selbst haben, über seine Leidenschaften und Neigungen.

2. Als ein Concretum.

(1) Eine mit der Herrschaft bekleidete Person, eine Person, welche berechtigt ist, andern willkührlich zu befehlen. In diesem Verstande ist es noch in folgenden Fällen üblich.

a) Als ein Collectivum, sowohl im Singular allein, als im Plural allein, von mehrern die höchste Gewalt habenden Personen, der Landesherr und dessen Familie. Die hohe Landesherrschaft. Die durchlauchtigste Herrschaft ist heute ausgefahren, oder die durchlauchtigsten Herrschaften sind ausgefahren. Die junge Herrschaft, oder die jungen Herrschaften, die Kinder des Landesherrn oder Herrn.

b) An einigen Orten führt auch die höchste gegenwärtige Obrigkeit eines Ortes, den Namen der Herrschaft. Am häufigsten ist es in dieser Bedeutung auf dem Lande, von dem Gerichtsherrn und dessen Familie, in Beziehung auf die Unterthanen. Eine

gute

gute Herrschaft haben. Jemanden bey der Herrschaft verklagen.

c) Vornehme Personen werden von geringern sehr häufig Herrschaft, oder im Plural Herrschaften genannt, sowohl collective, als auch von einzelen Personen. Es ist eine fremde Herrschaft hier angekommen, ein fremder vornehmer Herr, er mag sich nun allein befinden, oder seine Familie bey sich haben.

d) In der häuslichen Gesellschaft werden Herr und Frau von dem Gesinde die Herrschaft genannt. Seiner Herrschaft treu und redlich dienen. Wo es auch von einzelen Personen gebraucht wird.

(2) Das Gebiet, über welches Jemand Herr ist, über welches er zu befehlen hat. In der ganzen Herrschaft meines Königreiches, Dan. 6, 26. Auch hier ist es von dem Gebrauche eingeschränket worden, wo man es am häufigsten nur noch in folgenden Fällen braucht. α) Der Gerichtsbezirk, das einem Gerichtsherren unterworfene Gebiet. In eine fremde Herrschaft ziehen. β) In noch engerm Verstande ist die Herrschaft ein Gebiet, welches einem Herrn im engern Verstande, d. i. einem Dynasten, einem Freyherren, als einem solchen Herrn, unterworfen ist, welches in Schlesien eine Standesherrschaft genannt wird; siehe dieses Wort. Die Herrschaft Wartemberg in Schlesien, die Herrschaft Wolgast in Pommern, die Herrschaft Anholt in Westphalen u. s. f. In Baiern führt ein jedes Rittergut, welches die obere Gerichtbarkeit besitzt, den Namen einer Herrschaft.

Daher herrschaftlich, der Herrschaft in engerm Verstande, d. i. dem Landes- oder Gerichtsherren gehörig, in dessen Würde gegründet. Die herrschaftlichen Befehle übertreten. Herrschaftliche Güter, Gefälle. Imgleichen von der häuslichen Herrschaft. Die herrschaftliche Gesellschaft, die Gesellschaft zwischen dem Herren oder der Frau und dem Gesinde.

Herr-

Herrschaft, (Geleits-) s. Th. XVII, S. 110.
— — — (Gemein-) s. Th. XVII, S. 135.
— — — (Grund-) s. Th. XX, S. 282, f.
— — — (Strandes-) s. oben, S. 93.
Herrschafts-Wappen, siehe untre Wappen.
Herrschen, (*) seine Herrschaft, d. i. oberste oder doch überlegene Gewalt ununterbrochen ausüben und thätig erweisen.

1. Eigentlich, vornämlich in der höhern Schreibart. Herrscher über die Fische im Meere, 1 Mos. 1, 26. Ueber Land und Leute herrschen. Die Reichen herrschen über die Armen. Für befehlen in einzelen Fällen ist es nur noch im Oberdeutschen üblich.

2. Figürlich. 1) Jemandes Veränderungen bestimmen, besonders von Neigungen, Leidenschaften u. s. f. Herrschende Laster. Eine herrschende Gemüthsfassung. Herrschende Zweifel hegen. 2) Im Schwange gehen, von dem größten Haufen einer Art angenommen und ausgeübet werden. Der gute Geschmack herrscht bey uns noch überall. Die herrschende Mode, der herrschende Geschmack. 3) Auf eine fortdauernde Art und mit Bestimmung der Dinge außer sich vorhanden seyn, in der höhern Schreibart. Anmuth herrscht überall und Freude. Hier herrschen noch eben dieselben Ursachen.

Herse, siehe Ege. Fall-Gatter.
Herspricker Bier, siehe Th. V, S. 21.
Herstreichen. 1. Als ein Activum, nach der redenden Person zu streichen; im Gegensatze des hinstreichen.

2. Als ein Neutrum, streichend, strichweise sich der redenden Person nähern. Die Zugvögel streichen her.

Daher

(*) Bey dem Notker herresen, bey den schwäbischen Dichtern nur heren, im Nieders. harschopen, im Dän. herske, im Schwed. herska; alle von Herr, wie dominari von Dominus, und κυριευειν von κυριος.

Daher der Heerstrich, bey den Jägern, die Rückkunft der Streich- oder Zugvögel zu uns, der Heerzug, Wiederzug, Wiederstrich; im Gegensatze des Hinstriches oder Rückstriches, d. i. ihres Abzuges.

Herweg, der Weg, d. i. die Veränderung des Ortes, nach der redenden Person, oder nach der Heimath des Gegenstandes; im Gegensatze des Hinweges, wo doch beyde nur im g. L. üblich sind.

1. Herz, (*) Diminut. das Herzchen, Oberd. Herzlein, zusammen gezogen Herzel.

1. Eigentlich derjenige fleischige Theil in den thierischen Körpern, welcher einer umgekehrten Pyramide gleicht, zwischen den zwo Abtheilungen der Lunge fast mitten in der Brust liegt, und, durch seine wechselsweise Ausdehnung und Zusammenziehung, das Blut aus den Blutadern von allen Theilen des Leibes in seine Höhlen annimmt, und durch die Pulsadern wiederum ausstößt. Dadurch wird es zugleich das Werkzeug der natürlichen Wärme in den Menschen und Thieren, der Flüssigkeit des Geblütes und des Lebens; wovon ich weiter unten ein mehreres sagen werde. Jemanden den Degen durch das Herz stoßen. Es stößt ihm das Herz ab, sagt man im g. L., von dem Augenblicke des Todes. Das Herz schlägt, wenn es sich ausdehnet und zusammen zieht; es pocht, es klopft, wenn solches geschwinder und mit mehrerer Heftigkeit geschieht, als

(*) In dem Isidor, bey dem Kero, Otfried und andern alten Schriftstellern bereits Herz, bey spätern oberdeutschen Schriftstellern auch des Herzens leich. Die gothische und mitternächtigen Mundarten haben anstatt des Zischlautes nach ihrer Gewohnheit ein t, wie das Hairto bey dem Ulphilas, das Angelf. Heort, das Engl. Heart, das Niederf. Hart, das Dän. Hierte, und das Schwed. Hjerte, wohin auch das Griech. καρδια gehört. Andern Sprachen fehlt das Sussurrant ganz, wie dem Griech. κεαρ, κηρ und Lat. Cor; dagegen die Slavonischen Mundarten auch den verdorrten Hauchlaut in den Zischlaut übergehen lassen; wie das Dalmat. Szarcze, das Böhm. Srdce, das Pohln. Serce, und das Crain. Serze.

als gewöhnlich; siehe das Herzklopfen. Ein Kind unter seinem Herzen tragen, in der edlern Schreibart, für, mit demselben schwanger gehen. Sein Herz mit Jemanden theilen, alles. So lange mir das Herz im Leibe schlägt, so lange ich lebe.

Das Herz, L. Cor, Fr. Coeur, ist eins der edelsten und vornehmsten Eingeweide eines jeden thierischen Körpers, ohne welches derselbe weder leben noch bestehen kann. Es ist dasselbe ein dreyeckiges, oder fast kegelförmiges Stück Fleisch, welches mitten im untern Theile der Brusthöhle angetroffen wird. Man bemerkt an demselben äußerlich einen breiten Theil, oder die Grundfläche, Basis; ferner einen dünnen, runden und zugespitzten Theil, oder die Spitze des Herzens, Apex s. Mucro cordis, imgleichen oben eine gewölbte, unten aber eine flache und breite Fläche. Ungeachtet die Herzspitze allemal dünner und spitziger ist, als die Grundfläche des Herzens, so ist sie doch, weder in allen Thieren, noch in allen Altern eines jeden Thieres einerley, sondern gemeiniglich bey dem Menschen stumpfer, als den übrigen Thieren, und in der Frucht auch etwas dicker, als bey erwachsenen Körpern, dabey aber etwas schief. Das Herz liegt eigentlich die Quere, gleichsam wie ein umgefallener Kegel, und zwar dergestalt, daß die untere platte Fläche auf dem Zwerchfelle liegt, die obere gewölbte Fläche aufwärts steht, der breite Theil oder die Grundfläche nach der rechten Seite zu gekehrt, der dünne und vorderste Theil aber, oder die Spitze, schräge nach der linken Seite zu gerichtet ist, daß man deswegen so gar in derselben die Schläge und Bewegungen des Herzens von außen empfinden kann. Die ganze Ausmessung desselben, seiner Länge nach, beträgt ungefähr 6, die Breite der Grundfläche, als die größte des ganzen Eingeweides, 5, und die Rundung oder der ganze Umfang ungefähr 13 Querfinger. Uebrigens ist das Herz bey den Menschen und den ihnen

nen ähnlichen Thieren am größten. Bey einem ausgewachsenen Menschen wiegt es 5; bey einem Ochsen von 1500 Pfund, 2, und bey einem Elephanten von 5000 Pfund, nur 17 Pfund. Hienächst besteht das Herz aus verschiedenen Schichten fleischerner und muskelartiger Fasern, welche theils eine gewundene rin- oder schlangenförmige, theils eine länzliche runde, theils eine zirkelförmige Richtung haben, und sich sämtlich auf eine ganz unauflösliche weise netzförmig unter einander verstricken und vergittern. Diese Fasern sind äußerlich mit einer Haut, die sich von den größten Gefäßen dahin verlängert, und unter welcher ein dünnes Zellgewebe liegt, überzogen, wie dann auch hin und wieder unter dem Zellgewebe, besonders da, wo die Gefäße aus dem Herzen gehen, auch an der Grundfläche und Spize derselben wirkliches Fett, welches dem Fette des übrigen Körpers in allen Stücken gleicht, anzutreffen ist.

Das Herz ist sowohl für sich ganz, als auch mit den, an seiner Grundfläche befindlichen und anhängenden Theilen in einen ziemlich weiten und geräumigen Sak eingeschlossen, welcher eine, dem Herzen gleichförmige, nämlich eine kegelartige Gestalt hat, übrigens aber von größerm Umfange als jenes ist, und der Herzbeutel, das Herzfell, die Herzhaut, das Herzhäutlein, der Herzsack, im g.L. das Herzbändel (das Diminut. von Band, für Bändlein,) im niedrigen Scherze der Seelsack, Pericardium, genannt wird. Die weiße Haut, welche den Herzbeutel ausmacht, besteht aus dichten, festen und sehnigen Fasern, die auf verschiedene Art kreuzweise unter einander verflochten sind. Es ist daher die Stärke des Herzbeutels so groß, daß er der auf ihn wirkenden Gewalt mehr, als irgend eine ähnliche Haut des Körpers, Widerstand leistet. Am stärksten ist der Herzbeutel in den Amphibien, Fischen und andern dergleichen Thieren, und die-

ses vielleicht darum, weil er bey ihnen von keinem Zwerchfelle unterstützet wird, und bey einigen derselben entweder gar keine, oder doch wenigstens nur knorpelige und schwache Ribben zur Verwahrung des Herzens vorhanden sind. Die innere Fläche desselben ist glatt und polirt, die äußere aber noch von einem Zellgewebe überkleidet, wozu sich auch noch an einzelen Stellen Verlängerungen des Mittelfelles gesellen. Außer dem, daß der Herzbeutel vermittelst der angezeigten Structur mit dem Mittelfelle in einiger Verbindung steht, welches besonders in der obern gewölbten Fläche geschieht, und derselbe oberwärts an die großen Aeste der Blutgefäße gränzet, wo deswegen große Ringe oder Oeffnungen anzutreffen sind, welche eben von dem Durchgange solcher Gefäße entstehen, so hängt derselbe mit seinem untern, breiten und flachen Theile, theils mit der sehnigen, theils auch ein wenig mit der fleischernen Substanz des Zwerchfelles zusammen, welches durch ein dazwischen liegendes Zellgewebe geschieht. Bey den vierfüßigen Thieren liegt das ganze Herz auf dem in die Quere vorliegenden Brustbeine, und es hängt daher der Herzbeutel nur einigermaßen mit dem Zwerchfelle zusammen; indem nämlich nur diejenige kleine Theil desselben, worin sich die Spitze des Herzens befindet, mit dem Zwerchfelle verbunden ist. Die dahin gehörigen Blutgefäße sind theils eigene, theils Zweige derjenigen, welche zu dem Mittel- und Zwerchfelle gehen; und die Nerven stammen auch von den Zwerchfellnerven ab. Die inwendige Fläche des Herzbeutels wird nicht nur stets feucht, sondern auch in der Höhle desselben, meistentheils etwas dergleichen angesammelte wässerige Feuchtigkeit, das Herzwasser, Liquor pericardii, wahrgenommen, welche vermuthlich aus den, eben daselbst zu bemerkenden Dunstlöchern, welche als die äußersten Spitzen kleiner Dunstgefäße anzusehen sind, ausgepresset wird, wodurch dann das Herz beständig

diz befeuchtet und schlüpfrig erhalten wird. Diese äusserliche Beschüzung des Herzens scheint nun hauptsächlich der übertriebenen und gränzenlosen Bewegung desselben gehörige Schranken zu sezen, damit nämlich die Herzspize sich weder zu sehr vorwärts strecken, noch sonst allzu frey seitwärts hin und her schwanken könne, wie dann auch der allzu große Ueberfluß des Herzbeutelwassers von solchen einsaugenden Löchern eingezogen, und zu diesen Gefäßen wieder zurück geführt wird.

Es kommen ferner zwey Hauptstücke am Herzen vor, welche dasselbe äußerlich und innerlich angehen, nämlich die beyden Herzohren und Herzkammern. Unter den beyden Herzohren, Herzöhrlein, Herzläppchen, (Herzläpplein), Vorkammern, von dem gemeinen Mann Krötenfüße genannt, Auriculae cordis, versteht man zween ziemlich ansehnliche, oben an der Grundfläche des Herzens, auf beyden Seiten herab hängende, und wie ein Paar Ansäze vorstehende fleischerne Beutel. Man theilt sie in das rechte oder vordere Auricula cordis dextra s. anterior, und das linke oder hintere Herzohr, Auricula cordis sinistra s. posterior, ein. Jenes steht mehr vorwärts, und geht nach der rechten Seite zu; dieses hingegen steht wegen der schiefen Lage des Herzens mehr hinterwärts, und ist nach der linken Seite zu gekehrt. Beyde bestehen aus starken und ansehnlichen Muskelfasern, die von einem Herzohre zu dem andern laufen, woraus die genaueste Verbindung derselben unter sich entsteht. Sie machen inwendig zwar eine ziemlich große und ansehnliche Höhle, deren jede mit der an ihr angränzenden Herzkammer zusammen geht, die aber unter sich nicht die geringste Gemeinschaft haben, sondern durch eine mitten durchlaufende Scheidewand, Septum auricularum, inwendig gänzlich von einander abgesondert sind. Indessen trifft man bey ungebornen Kindern eben an dieser gemeinschaftlichen Scheidewand zwischen beyden

Herzohren ein eyrundes Loch oder Oeffnung, Foramen ovale, an, welches aber bey erwachsenen Körpern völlig verschwindet. Nach dem linken oder hintern Herzohre hin, findet sich an dieser Oeffnung eine kleine Haut oder Klappe derselben, Valvula, welche gröfser als die Oeffnung selbst, und oben am Rande dergestalt befestigt ist, daß sie den Rückweg aus dem linken Herzohre in das rechte fest verschließt, ungeachtet sie einen freyen Durchgang aus diesem in jene verstattet. Diese Höhlen sind übrigens inwendig mit einer feinen Haut bekleidet, und hin und wieder sehr häufig mit neben einander liegenden, und von einander abstehenden ziemlich starken fleischernen Säulen, oder Muskelbündelchen, Trabes s. Columnae lacertosae, und zwischen jedem einzelnen derselben mit Grübchen und kleinen Vertiefungen, Cryptae s. Fossae, versehen. Das rechte oder vorderste Herzohr, welches mit der rechten Herzkammer zusammen geht, ist weiter als das linke; und es öffnen sich in daselbe die beyden groſsen Hauptäste, nämlich der aufwärts und absteigende der Hohlader, Trunci venae cavae adscendentis & descendentis, von welchen es das einfließende Blut annimmt, und sofort weiter in die angrenzende Herzkammer befördert. Das linke oder hinterste Herzohr liegt dem vorigen gegen über, hat eine engere Höhle als jenes, dagegen aber ist die fleischerne Substanz desselben etwas dichter und fester, und es setzen sich oben in demselben die groſsen Aeste der Lungenblutadern, Trunci venae pulmonalis, ein, welche ihr gesammeltes Blut dahin abgeben, von da es sich denn weiter in die nahe gelegene Herzkammer ergieſst. Endlich sind noch an den Herzohren und ihren innern Höhlen die Herzohrenklappen, oder Fallen, Valvulae auriculares, zu bemerken, welche bey jedem an der Mündung befindlich sind, mit welcher sich das Herzohr endiget, und die hohle Herzkammer anfängt. Sie stellen schmahle,

gleich-

gleichsam zungenförmige und vorn ziemlich spitzig zulaufende, sehnige Häutchen vor, welche sich mit ihren sehnigen Enden oder Spitzen an die Fleischsäulen der Herzkammer ansetzen. Die bey dem rechten Herzohr befindlichen sind dreyfach, und werden daher die dreyspitzigen Klappen, Valvulae tricuspidales, genannt. Jene, welche vor dem linken Herzohre sitzen, führen zwar auch öfters diesen Namen; weil ihrer aber eigentlich nur zwey sind, so hat man sie noch besonders die bischofsmützförmigen Klappen, Valvulae mitrales, genannt. Sowohl diese, als jene, legen sich, bey gewissen Bewegungen des Herzens, vor die Mündung der Herzohren, und schließen dieselben sehr genau und fest, und verhindern also dadurch, daß das Blut, welches einmal in dem Herzen angekommen ist, nicht wieder aus demselben durch eben denselben Ort zurück fließen kann, sondern daß es einen andern und natürlichern Lauf nehmen muß. Bey ungebornen oder neugebornen Kindern trifft man auch noch vor der Mündung des untern und aufsteigenden Astes der Hohlader, inwendig, wo sie bereits in die Herzohrhöhle gelanget ist, eine halb-mondförmige häutige Klappe, welche von ihrem Erfinder die Eustachische Klappe, Valvula Eustachiana, genannt wird, und nur in solchen Körpern dazu dient, den Lauf des daher ankommenden Blutes unmittelbar und geradezu durch das eyrunde Loch nach der Höhle des linken Herzohres zu lenken.

Gleichwie beyde Herzohren nur als anhängende Theile des Herzens anzusehen sind, so machen die beyden Herzkammern, mit allen ihren sowohl äußerlichen als innerlichen Theilen, woraus sie bestehen, das eigentliche und wahre Herz aus. Die rechte oder vordere Herzkammer, Ventriculus cordis dexter s. anterior, liegt nach der rechten Seite zu, in der vordern Gegend der Brusthöhle; die linke oder hintere Herzkammer, Ventriculus cordis sinister s. posterior, nimmt den lin-

ken und hintersten Platz der Brusthöhle ein. Diese beyde Herzkammern, oder die großen inwendigen Höhlen des Herzens, welche gleich auf die Höhlen der beyden Herzohren, zunächst unter der Grundfläche des Herzens selbst folgen, sind in der Mitte durch eine ziemlich dichte und feste Scheidewand von einander abgesondert, und werden von außen her durch die Structur und die bewundernswürdige und sonderbare Verstrickung der Muskelfibern unter sich zusammengesetzt und gebildet. Die auswendige Fläche des Herzens ist hier ziemlich glatt und eben, und außer dem Fette, welches hauptsächlich oben an der Grundfläche, und um die großen Gefäße herum, häufig angetroffen wird, mit einer mittelmäßig dicken Haut überzogen. Die inwendige Fläche der Herzkammern hingegen, welche auch einen dünnen häutigen Ueberzug hat, ist desto ungleicher und unebener, und hin und wieder mit ziemlich großen Erhöhungen und Vertiefungen versehen, welche von den ansehnlichen und starken fleischernen Säulen, die hier häufig befindlich sind, entstehen. Beyde Herzkammern öffnen sich oben an der Basis des Herzens in dem Anfange der großen Aeste der Pulsadern, durch eine zirkelrunde Mündung, welche um und um an ihrem Rande mit einem sehnigen Ringe gleichsam eingefasset ist. Außer der einen und andern solchen Mündung, und dem ersten Ursprunge eines und des andern großen Pulsaderstammes, befinden sich drey halbmondförmige und sehnige Klappen, Valvulae semilunares, deren jede sich vorn an ihrem frey schwebenden Rande in der Mitte mit einem sehnigen Knötchen endiget. Sie verschließen oben in die Mündungen beyder Herzkammern, und verhindern also, daß das Blut, welches durch diesen Weg einmal aus dem Herzen in die anhängenden großen Pulsadern fortgeschaffet worden ist, durch eben denselben in das Herz wieder zurück fließe. Die rechte und vorderste Herzkammer ist zwar

bey-

beynahe eben so lang als die andere, übrigens aber viel weiter und geräumiger, und besteht dagegen aus dünnern Wänden. Sie gränzt an das vorderste und rechte Herzohr, und es entspringt oben an der Basis aus ihrer Mündung die Lungenpulsader, Arteria pulmonalis. Die linke und hintere Herzkammer ist zwar viel enger als jene, dagegen aber sind ihre Wände desto dicker und stärker, und bestehen aus mehrern Fleischfasern. Es entspringt oben aus ihrer Mündung an der Grundfläche des hintern Herzens, die große allgemeine Pulsader, Arteria aorta s. magna.

Außer diesen vier allgemeinen Blutgefäßen; nämlich der großen Hohlader und Lungenblutader, imgleichen der Lungenpulsader, und großen Hauptpulsader, hat das Herz auch noch seine eigene und besondere, sowohl schlag- oder pulsaderigen, als blutaderigen Gefäße, nämlich die so genannten Kranzadern, Arteriae & Venae coronariae, welche durch die ganze Substanz des Herzens mit unzähligen kleinen Gefäßen verbreitet, auf verschiedener Weise mit einander zusammen hängend und unter sich verbunden sind. Die Kranzpulsadern, Arteriae coronariae, führen dem Herzen sein eigenes Blut zu seiner Nahrung zu; die Kranzblutadern Venae coronariae, hingegen sammeln das überflüssige, und bringen es unmittelbar zu dem rechten Herzen wieder zurück. Endlich hat auch das Herz, so wie alle Eingeweide, seine eigene Nerven.

So lange der thierische Körper sich noch in lebendigem Zustande befindet, ruhet das Herz niemals. Alle Bewegungen desselben schränken sich auf zween Stufen ein, nämlich die Zusammenziehung, Systole s. Contractio cordis, und die Ausdehnung, Diastole s. Expansio cordis. Diese beyden einander entgegen gesetzte Bewegungen, welche das Herz aus eigener Kraft, theils vermöge seiner ganz besondern Structur, theils wegen der Ergießung des Blutes in seine Höhlen,

theils wegen anderer Ursachen, verrichtet, geschehen nicht auf einmal, sondern abwechselnd, so daß eine Bewegung immer auf die andere folgt. Die vier Haupttheile des Herzens verhalten sich dabey dergestalt, daß gleiche Höhlen zu gleicher Zeit einerley Bewegung, unähnliche Höhlen hingegen zu einer und eben derselben Zeit eine andere und zwar entgegen gesetzte Bewegung verrichten. Wenn sich also das eine Herzohr zusammenzieht, so befindet sich das andere Herzohr zu selbiger Zeit auch in diesem Zustande, da hingegen die Herzkammern alsdann sich zugleich alle beyde ausdehnen; und so geschieht es auch umgekehrterweise. Bey der einen sowohl, als bey der andern Bewegung, leidet nicht nur die äußere Gestalt des Herzens, sondern auch vorzüglich dessen innere Höhlen, eine außerordentliche Veränderung. In der Zusammenziehung wird das Herz äußerlich kürzer, im Umfange dicker, und die Spitze, welche sich dem obern Theile nähert, gleichsam etwas stumpfer, die inwendigen Höhlen werden enger und zusammen gepreſſet, vom enthaltenen Blute leer gemacht, und dieses in den nächsten Ort fortgestossen. In der Ausdehnung verlängert sich das Herz äußerlich, wird im Umfange etwas schmäler, und die Herzspitze erhält ihre vorige dünne Gestalt, die inwendigen Höhlen werden geräumig und weit, und nehmen alsdann von dem nächstgelegenen Theile das Blut ein und auf. Der so genannte große Umlauf oder Kreislauf des Blutes, Circulatio sanguinis major, welcher sich wie Ebbe und Fluth verhält, geschieht nun durch das Herz folgendermaßen. Alles Blut wird außer dem Herzen von allen Theilen durch die Blutadern gesammelt, und zur Hohlader gebracht, durch welche es sich in die Höhle des rechten oder vordern Herzohres ergießt; von da gelangt es in die rechte oder vordere Herzkammer, geht aus derselben in die Lungenschlagader, welche es mit ihren vielen Aesten durch die Lun-

gen

gen herum führt, bis es von den daselbst befindlichen kleinen Blutaderästen wieder gesammelt, und durch die Stämme der Lungenblutader, der Höhle des linken oder hintern Herzohres zugeführt wird. Von hier aus wird es ferner in die linke oder hintere Herzkammer geleitet, aus welcher es endlich in die große Hauptpulsader übergeht, und durch die kleinsten Aeste derselben den entlegensten Theilen des Körpers zugebracht wird, bis es endlich die Blutadern von neuem sammeln, und dem Herzen wieder zuführen. Dieses ist die wahre Beschaffenheit des Blutumlaufes bey erwachsenen Körpern, welcher aber bey einer Frucht, so lange sie noch im Mutterleibe verschlossen ist, ganz anders geschieht. Weil nämlich solche Körper keine Luft schöpfen und Athem holen, folglich ihre Lungen niemals ausgedehnet werden, so sind dieselben auch zu der Zeit keines freyen Blutumlaufes fähig. Der Schöpfer hat deswegen in dem Herzen und den größern Gefäßen ungeborner Körper, einige ganz besondere und wichtige Veränderungen angebracht, welche verursachen, daß kein Blut aus dem Herzen zu den Lungen gelange, sondern sich gleichsam vor denselben vorbey schleiche. Der ganze Strom des Blutes, welches durch den untern und aufwärts steigenden Ast der Hohlader, der Höhle des linken Herzohres zugebracht worden ist, wird durch die vor der Mündung dieser Ader befindliche halb-mondförmige Eustachische Klappe gerade nach der Oeffnung des eyförmigen Loches geleitet, und geht also, ohne daß es sich erst in die vordere Herzkammer ergießt, unmittelbar in das linke Herzohr, und von da in die linke Herzkammer, die große Pulsader u. s. w. Alles Blut hingegen, welches von oben her durch den obern und absteigenden Ast der Hohlader in das vordere Herzohr gekommen ist, ergießt sich, vermöge seiner eigenen Schwere, in die rechte und vordere Herzkammer, und dringt von da bis in den Anfang der Lungen-

Pulsader. Aus dieser entspringt, noch ehe sie die Lungen erreicht, zunächst am Herzen ein kleiner pulsaderiger Canal, Canalis arteriosus Botallii, welcher sich links, nach hinten zu, gegen die große allgemeine Schlagader neiget, und sich zunächst da, wo dieselbe aus der linken Herzkammer hervor kömmt, und entspringt, in dessen Bogen einsetzt. Durch diesen pulsaderigen Gang geht also das aus der vordern Herzkammer in den Anfang der Lungenpulsader gedrungene Blut unmittelbar in die große Schlagader über, und gelanget also weder in die Lungen selbst, noch in das ganze linke Herz, und wird von den Aesten dieser Schlagader durch den ganzen Körper geführt. Der bey erfolgtem Athemhohlen gereizte und stärkere Trieb des Blutes nach den Lungen verursachet, daß sowohl das eyförmige Loch, als der pulsaderige Canal zusammen fallen und verwachsen, und solcher Gestalt nach und nach bey Kindern, wenn sie auf die Welt gekommen sind, gänzlich verschwinden. Man sieht hieraus den großen Nutzen, welchen das Herz leistet, und wie unentbehrlich dieses Eingeweide zur Erhaltung und zum Leben des Körpers sey.

Es haben zwar alle Thiere, einige wenige ausgenommen, ein Herz im Leibe, aber die Einrichtung und Structur dieses Eingeweides ist nicht bey allen einerley. Diejenigen Thiere, welche ein Herz mit zwey Ohren und Kammern haben, führen ein rothes warmes Blut in ihren Adern, und hieher gehören alle vierfüßige säugende Thiere, Quadrupedia mammalia, und alle Vögelgeschlechter. Ein andere Art Thiere sind mit einem Herzen versehen, welches nur ein Ohr und eine Kammer hat; diese haben ein rothes kaltes Blut in ihren Adern, und werden daher auch kaltblütige Thiere, Animalia frigida, genannt. Man rechnet hieher alle Amphibien und Fische. Ferner giebt es Thiere, bey welchen das Herz nur aus einer einzigen Kammer besteht,

leichte, und denen sowohl die andere Herzkammer, als beide Herzohren, fehlen. Bey diesen findet man kein eigentliches rothes Blut, sondern an dessen Stelle einen weißen schleimichten Saft; daher man sie auch blutlose Thiere, Animalia exsanguia, nennt, wohin die sämtlichen Insekten und Würmer gehören. Endlich giebt es auch Thiere, welche gar kein Herz haben; welches von den Polypen, Thierpflanzen, und überhaupt allen denen Thierchen gilt, die nur aus einem einzigen Darme bestehen, und keine vom übrigen Körper unterschiedene Gefäße besitzen, wodurch besondere Säfte laufen.

Bey vielen großen vierfüßigen Thieren, z. B. im Hirnen des Ochsens, trifft man öfters den berühmten Herzknochen, oder das so genannte Herzbeinchen, am Ende der einen oder andern Herzkammer, oder auch wohl in beyden, an, an dessen Stellen in kleinern Thieren oftmals nur ein Knorpel vorhanden ist.

Da man schon von den ältesten Zeiten an, das Herz für den Sitz der Seele, und besonders des Willens und der innern Empfindungen gehalten hat: so hat solches zu vielen figürlichen R. A. Gelegenheit gegeben, worin Herz zwar seine eigentliche Bedeutung behält, die ganze Redensart aber doch eine Figur ist. Die Angst möchte ihm das Herz abstoßen, sagt man u. s. von einem sehr hohen Grade der Angst. Es will ihm das Herz abstoßen, von einem Menschen, welcher eine unbändige Begierde blicken läßt, ein Geheimniß zu entdecken. Der Gram frißt ihm das Herz ab, verkürzet sein Leben. Einem das Herz schwer machen, traurige Empfindungen in ihm erwecken. Nun ist mein Herz leichter, wenn diese Empfindungen gehoben oder vermindert werden. Wie leicht wird mir um das Herz! Nun da ist mir ein rechter Stein vom Herzen, in eben diesem Verstande. Es ist mir so enge um das Herz, wenn man eine geheime Sorge, einen geheimen Gram empfindet. Ich rede, wie es mir um das Herz ist, wie man es empfindet. Ich weiß, wie es ihm um das Herz ist, was er empfindet. Wie warm wird mirs um das Herz! Mein Herz will mir brechen, von einem hohen Grade des Kummers, des Grames, der Wehmuth.

Dieser

Dieser Brief brach ihm das Herz. Es ist ihm an Herz gewachsen, von einem hohen Grade der Liebe, der Neigung gegen eine Sache. Das Geld ist ihm eben nicht das Herz gewachsen. Der Gram zerreißt mir das Herz, von einem hohen Grade des Grames. Und so viele andere Ausdrücke mehr, wovon einige noch im Folgenden vorkommen werden.

2. Figürlich.

1) Der äußere Theil des Körpers, unter welchem sich das Herz befindet. Besonders die Brust. Das Schildlein auf dem Herzen des Hohenpriesters. In Oberdeutschen pflegt man noch die äußere Brust des weiblichen Geschlechtes, das Herz zu nennen. Mit bloßem Herze (Herzen) gehen, mit bloßer Brust.

2) Das Mittelste, das Inwendigste eines Dinges, in verschiedenen Fällen. In dem Herzen des Landes, mitten in dem Lande. Das Herz, oder die Mittelröhre, der Nelken. Das Herz, das Herzchen, die mittelsten zarten Blätter, in den Pflanzen, Kohl. Die Herzpolle. Bey den Schiffern wird der mittelste Theil eines Dicktaues, welches aus einer gewissen Anzahl Fäden besteht, worüber die übrigen Leinen geschlagen werden, das Herz genannt.

3) Der menschliche Leib, doch nur in einigen Redensarten. Gott erfüllet unser Herz mit Speise, Apostg. 14, 17. Noch mehr die Lebenskraft. Wein erfreuet des Menschen Herz. Siehe auch Herz-stärkend.

4) Am häufigsten die Seele des Menschen und ihren besondere Fähigkeiten.

(a) Die Gedanken, die innern Vorstellungen der Seele, im Gegensatze ihrer Bekanntmachung durch äußere Zeichen. Etwas in seinen Herzen behalten. Herz und Mund stimmen bey ihm nicht überein, er spricht nicht so, wie er denkt. Etwas seinem Herzen eindrücken, einprägen, seinen Gedanken, seinem Gedächtnisse, mit Einschließung des Einflusses auf das Begehrungsvermögen.

(b)

(b) Die innern Empfindungen, das ganze Begehrungsvermögen, der Wille im weitern Verstande, das Gemüth. Sowohl

a) Uberhaupt. Weß das Herz voll ist, davon geht der Mund über. Erhebet eure Herzen zu Gott, richtet eure Gedanken und Begierden auf ihn. Jemanden in das Herz greifen, starke Empfindungen in ihm erwecken. Ihm das Herz erweichen, Empfindungen des Mitleidens, der Wehmuth in ihm erregen. Das geht zu Herzen, erweckt Empfindungen, hat Einfluß auf den Willen. Sein Herz verhärten. Ein hartes Herz haben, im Gegensatze eines weichen Herzens, oder der Fertigkeit leicht zu empfinden, leicht gerührt zu werden. Es geht ihm nicht von Herzen, er empfindet es nicht so, als er spricht. Die Sprache des Herzens reden, der Empfindungen. Mein Herz sagt mirs, ich empfinde es auf eine dunkle Art. Ein Vaterherz, ein Mutterherz, ein Bruderherz, ein Tiegerherz haben, empfinden wie ein Vater u. s. f. Es überwältigte mich die Bewegung eines zu vollen Herzens. Von dem Herzen wegreden, so wie man es empfindet. Etwas zu Herzen nehmen, davon auf eine anhaltende Art gerühret werden. Ein Herz und eine Seele mit Jemanden seyn, eben so wollen und denken wie er. Er hat mein ganzes Herz eingenommen. Sein Herz von jemanden abwenden. Sein Herz vor einem andern verschließen. Kein Herz zu Jemanden haben, kein Vertrauen. Er ist nach meinem Herzen, so wie ich ihn wünsche. Etwas nicht über das Herz bringen können, seine Empfindungen nicht überwinden können, um etwas zu thun. Von Herzen gern, mit Uebereinstimmung der lebhaften Empfindung. Jemanden von Herzen lieben, hassen, verabscheuen. Von Grund des Herzens, oder von Herzens Grund. Er lachte, aber man sahe, daß dies Lachen nicht

von

von Herzen kam. Im gem. Leben wird von Her-
zen auch in weiterer Bedeutung für sehr, in einem
hohen Grad, gebraucht. Es war von Herzen schlecht.
Er ist von Herzen arm. Nach seines Herzens Wunsch
handeln. Das Herz möchte mir bluten, sagt man
von einem hohen Grade der Wehmuth, des Kummers.
Mit Herz und Mund versprechen. Pfui, schämen
Sie sich ins Herz! schämen Sie sich aufrichtig. Sein
Herz an eine Person oder Sache hängen, seine Be-
gierden auf eine dauerhafte Art auf dieselbe richten,
gemeiniglich nur im nachtheiligen und verächtlichen
Verstande. Ein gutes, ein böses Herz haben
in Beziehung auf andere. Hand übers Herz legen,
wenn man sagen will, daß Jemand von dem Zustande
eines andern, der mit ihm in einer genauen Verbin-
dung steht, oder ihm nahe angeht, gerührt, und
dadurch bewogen wird, mehr an ihm zu thun, oder
sich seiner mehr anzunehmen, als er sonst würde ge-
than haben, oder zu thun Willens war. Ob er
sich gleich nicht so gegen mich verhalten hat, als er
sollte, so muß ich doch bey seinen jetzigen Umständen
Hand übers Herz legen und mich seiner annehmen,
d. i. ich muß mich durch seine Umstände bewegen las-
sen, mehr für ihn zu thun, als ich Willens war.
Oder, bey dem Unglück, welches ihm zugestoßen ist,
werden Sie schon Hand übers Herz legen müssen,
d. i. Sie werden durch sein Unglück gerührt, und be-
wogen werden müssen, mehr an ihm zu thun, als Sie
sonst würden gethan haben. Ihr Kind ist zwar un-
gehorsam gewesen, aber ein Vater leget Hand übers
Herz. Wenn ich schon Hand übers Herz legen,
und dir helfen wollte, so weiß ich doch, daß du
meine Güte nicht erkennen wirst.

In Ansehung des Ursprunges dieser Redensart, und der
Ursache, warum man die Rührung, welche wir bey Jemandes
Zustande empfinden, der uns nahe angeht, und dasjenige was

nur dadurch mehr an ihm zu thun bewogen werden, ein Uebers Herz legen der Hand nennt, finden zweyerley Muthmassungen Statt. Entweder kömmt diese Redensart daher, weil man bey einer Rührung und Empfindung des Mitleidens, gegen solche Personen, die uns nahe angehen, die Hand auf die Brust, und den Ort, unter welchem das Herz seinen Siz hat, mit also über das Herz zu legen pflegt. Diese äußerliche Handlung ist ein Zeichen der Rührung und des Mitleidens, so man innerlich in dem Gemüthe empfindet; und man hat daher diese Redensart von der innerlichen Rührung selbst gebraucht, wovon die äußerliche Handlung ein Zeichen ist, und wodurch man bewogen wird, sich Jemandes anzunehmen, und mehr zu seinem Besten zu thun, als man sonst gethan hätte. Oder, da wir das Wort Herz auch für das Gemüth und die innerlichen Empfindungen gebrauchen, und das Wort Hand zuweilen auch Hülfe und Beystand bedeutet, so könnte die R. A. Hand über Herz legen, auch so viel sagen: Die Hand mehr thun lassen, Jemand mehr helfen, als das Herz will, oder als man in dem Gemüthe beschlossen hat.

β) Besonders mit dem Nebenbegriffe des verborgenen, geheime Empfindungen und Gedanken zu bezeichnen. Im Herzen aber war mirs lieb. Man kann Niemanden in das Herz sehen. Etwas auf dem Herzen haben, ein geheimes Anliegen. Jemanden sein ganzes Herz entdecken, sein Herz vor ihm ausschütten. Sein Herz in den Schooß eines Freundes ausschütten. Offenbare ihm dein ganzes Herz. In seinem Herzen nach etwas trachten.

γ) Nach einer noch weitern Figur, auch eine Person, besonders in Betrachtung ihres Empfindungs- und Begehrungsvermögens. Sich alle Herzen verbinden, die Herzen, die Gemüther aller Menschen, mit denen man in Verbindung steht.

Besonders ist mein Herz, und im Diminut. mein Herzchen, im g. L. ein Ausdruck der vertraulichen Zärtlichkeit, womit geliebte Personen einander anzureden pflegen; da man dann auch wohl Zusammensetzungen mit diesem Worte zu machen pflegt; Herzens-

Kind, Herzensfrau, Herzensmann u. s. f. für geliebtes Kind u. s. f.

(c) Das Gewissen, ein besonderer Fall der vorigen Bedeutung. Frage dein Herz, es wird dir sagen, daß du unrecht hast.

2. Herz, welches nur in der ersten und vierten Endung des Singulars gebraucht wird, die Mäßigung der Furcht in Gefahren und des Widerwillens in unangenehmen Vorfällen zu bezeichnen. Er hat ein Herz, wie ein Löwe. Er ist lauter Herz. Jmanden Herz machen, ihm ein Herz einsprechen. Herz bekommen. Ein Herz fassen, sich muthig zu etwas entschließen. Wer hat Herz? Komm her, wenn du Herz, oder wenn du das Herz hast. Das Herz ist ihm entfallen, in der niedrigen Sprechart, ist ihm in die Hose gefallen, sitzt ihm in den Hosen. Siehe auch Herzhaft.

Ob es gleich sehr wohl angeht, Herz in dieser Bedeutung als eine bloße Figur des vorigen anzusehen, zumal da auch im Lat. Animus und im Deutschen Muth auf ähnliche Art gebraucht werden: so ist es doch fast noch wahrscheinlicher, daß es ein eigenes Wort für sich ist, welches mit dem vorigen nur zufälligerweise dem Klange nach überein kömmt. Die mangelhafte Declination und der Mangel dieser figürlichen Bedeutung in den verwandten Sprachen, machen solches glaublich. Es scheint von dem Worte hart abzustammen, welches unter andern auch kühn, tapfer, muthig bedeutete, und durch Veränderung des t in den Zischlaut, diesem Hauptworte den Ursprung gegeben haben kann. Siehe Hart, die Anm. Das Fr. hardi und Hardiesse, das Griech. καρτερος, und das Pohln. Hardosc, Muth, (dagegen das Herz daselbst serdze heißt) haben eine ähnliche Abstammung.

Herz-Ader, im g. L. eine Benennung verschiedener Adern, von welchen man glaubt, daß sie zu dem Herzen gehen, welches doch von allen Blut- und Pulsadern gilt. So wird bey den Pferden eine Ader am Bauche hinter dem Gurte die Herzader, und weil sie in der Gegend des Spornes liegt, auch die Sporader,

Fr.

Fr. Veine de l'éperon, genannt; L. Vena thoracica externa, deren Oeffnung (Aderlaß) in den Bauchkrankheiten und der Kolik empfohlen wird.

Herz-Bändel, s. Herz-Beutel.

Herz-Baum, bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, eine Art des Schellenbaumes, (Cerbera *Linn.*) welche in Ostindien und Amerika an den Wässern wächst, und in seinen großen, länglich runden Aepfeln eine herzförmige Nuß einschließt, welche auch französische Arzneynuß genannt wird. Der Baum, welcher auch Manghasbaum, Cerbera Manghas, foliis lanceolatis, nervis transversalibus, *L.* genannt wird, erreicht eine Höhe von 15 bis 20 Schuh, einen starken Stamm, und treibt krumme Aeste. Das Holz ist ganz weich, und die Rinde hat einen bittern, beissenden Geschmack, und enthält einen milchichten Saft. Die Frucht ist ungefähr von der Größe eines Gänseeyes, aber sehr leicht, grünlich, mit untermischten weißen Puncten, auf der einen Seite etwas platt gedrückt, und enthält zween Samen oder Nüsse, welche großen Castanien gleichen, und einen weißen Kern haben. Diese Frucht ist höchst giftig; sie erregt, innerlich genommen, ein gewaltsames Erbrechen, und die Indianer bedienen sich derselben, einander zu vergiften und zu tödten, obgleich in Amboina die Blätter dieses Baumes als Zugemüse gespeiset werden.

Wenn in einigen Gegenden auch die Fichte Herzbaum genannt wird, so ist solches eine verderbte Aussprache für Harzbaum.

Herz-Beben, s. Herz-Klopfen.

Herz-Bettchen, Oberd. Herzbettlein, im gem. L. ein kleines, weiches, von Flaumfedern ausgestopftes Kissen, welches man den Kindern beym Einwindeln auf das Herz zu legen pflegt.

Herz-Beutel, s. oben, S. 97.

Herz-Blatt. 1. Bey einigen ein Name des Zwerchfelles, Diaphragma, aus welchem das Herzfell entsteht.

2. Ein junges noch nicht entwickeltes Blatt an den Gewächsen, besonders an solchen, welche sich in Häupter schließen, weil es in dem Herzen, d. i. dem Innern, der Knospe oder des Knopfes verschlossen ist. Nieders. die Herzpolle.

Daher stammt vermuthlich auch die figürliche Bedeutung, da man eine zärtlich geliebte Person, besonders ein zärtlich geliebtes Kind, sein Herzblatt oder Herzblättchen zu nennen pflegt. Siehe auch Herz-Laub.

Herz-Blume, oder im Diminut. das Herzblümlein, in einigen Gegenden, ein Name der im VI. Th. S. 242 beschriebenen Borragen, weil man ihren Blumen eine besondere herzstärkende Kraft beylegt.

Den Namen Herzblume führt auch, wegen der herzförmigen Narbe, eine Gattung Pflanzen mit zwey ungleich langen Paaren von Staubfäden und bedeckten Samen, deren Blumenkelch in 5 Stücke getheilt, die Blumenkrone glockenförmig, spitzig und in 5 Abschnitte zerspalten, und das Samenbehältniß zweyschalig und zweyfächerig ist, und viele Samen enthält; Capraria *L.* Man kennt bisher nur 4 Arten davon:

1. Die zweyblümige Herzblume mit wechselweise stehenden Blättern und zweyfachen Blüthen, Capraria biflora, foliis alternis floribus geminis *Jacqu.* Capraria foliis alternis, corollis quinquefidis *Linn. Royen & Brown.* Capraria curassavica, Cabritta vulgo dicta *Herm.* Sie ist in Curassao, auf den caribischen Inseln und in Griechenland zu Hause, und blüht den größten Theil des Jahres hindurch. Ihr Stamm ist staudig, eckig, grün; und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch. Ihre Aeste sind holzig und aufrecht, und entstehen einander gegen über, meistens zu 3, oder auch wechselsweise auf kurzen Stielen, und sind eyrund, haa-

riz

rig und etwas gezahnt. Ihre Blumen sind ohne Geruch, und stehen zu 2, selten zu 3, oder einzeln auf eigenen Stielen, und haben einen glatten Kelch, eine weiße glatte Krone, und eine herzförmige Narbe. Man kann sie aus dem Samen ziehen, den man im Frühlinge auf ein Mistbeet säet, und, wenn die Pflanzen aufgegangen sind, sie wieder in ein Mistbeet, zu Ende des Jun. aber entweder in Töpfe, die mit fetter Erde angefüllt sind, oder in eine warme Rabatte setzt, auch alsdann in die freye Luft bringt. In Curassao trinkt man sie anstatt des Thees.

2. Capraria durantifolia, foliis ternis dentatis, pedunculis solitariis, ramis alternis *L.* Veronica caule hexangulari, foliis Saturejae ternis serratis *Sloan.* Sie wächst in Jamaika an überschwemmten Orten wild.

3. Capraria gratioloides, foliis oppositis sessilibus ovatis integerrimis, pedunculis solitariis, caule repente *L.* Man findet sie in Virginien, Italien und im Elsas, an wässerigen Orten wild.

4. Capraria crustacea, repens, foliis oppositis ovatis subpetiolatis crenatis *L.* Caranasi minus *Rumph.* Sie ist in Amboina und China zu Hause.

Herz-Blut, s. Herz-Geblüt.

Herzbräune, s. Ungarische Krankheit.

Herz-Brand, eine Benennung des innerlichen oder schwarzen Brandes, einer Krankheit des Rindviehes, welches aber eigentlich ein Schlagfluß ist; zum Unterschiede von dem Leberbrande, (nicht Lederbrande, wie ich ihn im VI Th. S. 407, genannt habe) und Glieder- oder Knochenbrande.

Herz-brechend, das Mittelwort von der R. A. das Herz brechen. Herzbrechende Worte, Worte, welche den höchsten Grad der Wehmuth, des Mitleidens zu erregen fähig sind. Das ist herzbrechend.

Herz-Drücken, Cardialgie; s. Magen-Krampf.

Herz-Erbse, Herzsame, Blasenerbse, Wundererbse, wilder Peterlein, Corindum *Tourn.* Cardiospermum *Linn.* Vesicaria *Riv.* Pisum cordatum, Fr. Pois de merveille, Pois à enivrer, bey den neuern Schriftstellern des Pflanzenreiches, eine Gattung Pflanzen mit acht Staubfäden und drey Staubwegen, deren Blumenkelch und Honigbehältniß aus vier Blättern bestehen, welche bey dem leztern ungleich sind, und drey zusammengewachsene und aufgeblasene Samenbehältnisse zurück lassen, welche in drey Fächer abgetheilt sind, und in deren jedem ein kugelförmiger, mit einem herzförmigen Flecke bezeichneter, Same liegt. Man kennt nur zwo Arten davon, welche beyde Sommergewächse sind, und in den Gärten gezogen werden.

1. Die gemeine Herzerbse mit glatten Blättern, Cardiospermum Halicacabum, foliis lævibus *L.* Pisum vesicarium, fructu nigro, alba macula notato *Bauh.* Halicacabum *Rumph.* Halicacabus peregrinus *Dod.* wovon das Corindum ampliore folio, fructu maximo, und Corindum fructu & folio minori *Tourn.* Spielarten sind. Diese Pflanze ist in beyden Indien zu Hause. Die faserige Wurzel treibt einen eckigen Stängel, (welcher in seinem Vaterlande 8 bis 10, ausser demselben aber höchstens 5 Schuh hoch wird) und dieser viele lange Zweige, welche mit ihren Gäbelchen an andern Pflanzen in die Höhe klettern. Die zusammengesezten ästigen Blätter theilen sich Anfangs in 5 Theile, und jeder wieder in drey andere. Die Blättchen selbst sind eyförmig, zugespizt, und rundlich eingeschnitten. Die langen, nackten Blumenstiele sind auch gemeiniglich in 3 Aestchen getheilt. Die Blumen sind klein, weißlich, und die schwarzen Samen mit einem weißen, herzförmigen Flecke bezeichnet. Die Blätter und Samen sind bald größer, bald kleiner, aber nicht beständig einerley. Man zieht sie bey uns jährlich auf dem Mistbeete aus dem Samen. Man kann die

Pflan-

Pflanzen auch daselbst stehen lassen, und wenn sie Platz haben, und durch beygesteckles Reisig sich in die Höhe ziehen können, wird man auch reifen Samen davon erhalten. Sollten andere Pflanzen auf dem Mistbeete dabey Schaden leiden, so setzt man sie in geräumige Blumentöpfe, stellt diese an einen sonnenreichen Ort, begießt sie fleißig, und setzt sie gegen den Herbst hinter die Fenster des Glashauses.

1. Die brasilianische Herzerbse, deren Blätter auf der innern Fläche wollicht sind, Cardiospermum Corindum, foliis subtus tomentosis *L.* Cardiospermum villosum, foliis incisis obtusis, petiolis brevibus *Mill.* kömmt aus Brasilien, und mit der ersten Art sehr viel, in der Art sie fortzupflanzen aber gänzlich überein. Ihre Blumenstiele tragen zwischen den Gabeln 10 bis 11 Blumen, bleiben auch nach dem Abfallen der Blumen, und sind steif. Uebrigens unterscheidet sich diese Art von der vorigen vornämlich durch die untere wollichte Fläche der Blätter, und durch die engern und schmälern Samenbehältnisse.

Herz-Fell, s. oben, S. 97.

Herz-Finger, bey einigen, der vierte Finger an der Hand, von dem Daumen an gerechnet, welcher sonst auch der Gold- oder Arztfinger genannt wird; s. Th. XIX, S. 507.

Herz-Freude, eine Pflanze; s. Borragen.

Herz-Freund, s. Knöterich und Waldmeister.

Herz-Geblüt, Herzblut, ein Unding, worunter sich der große Haufe ein besonderes Geblüt nahe um das Herz einbildet, dessen Verlust den Tod verursache.

Herz-Geschwulst, eine Geschwulst am Herzen, welche entweder durch die Brustwassersucht oder durch eine Wassersucht des Herzbeutels verursacht wird.

Mit dieser Benennung belegen insonderheit die Viehärzte eine gewisse Krankheit bey Pferden, da diese Thiere einen heftigen Schmerz an der vordern Mün-

dung des Magens leiden. Ich werde davon im Artikel Magen-Krampf bey Pferden, ausführlicher handeln.

Herz-Gespann. 1. Ein schmerzhafter Zufall bey Menschen und Thieren; im Oberd. das Herzspann, Herz-Gesperr, in Schlesien die Röthe, an andern Orten das Anwachsen, oder der Ribbenkuchen, Gr. und L. Cardiaca passio, Cardiacus morbus, Cardiogmus.

Bey erwachsenen Personen, pflegt dieser höchst beschwerliche Zufall oft bey einem unordentlichen Monats- oder goldenen Aderfluß, bey Mutter- und Nierenlaze, bey Hypochondrie, Verstopfung, verschlagenen Winden, und Würmern, imgleichen nach zurück getretener Krätze, oder einem andern Ausschlag, sich einzustellen, und ist bisweilen eben so schwer, als die Hauptkrankheit selbst, wovon er herrührt, zu heben. Der Erfahrung zu Folge, sind diejenigen, welche viel Schreck, oder lange anhaltenden Gram und Sorgen gehabt haben, diesem Uebel, ohne daß irgend eine andere Ursache Gelegenheit dazu giebt, vorzüglich unterworfen. Dieser Zufall äußert sich zuerst durch eine gewisse Art von Schwere oder Drücken in der Gegend der Herzgrube, welches sich nach und nach in ein Spannen, und zulezt in ein ängstliches Drücken, Zusammenziehen und Brennen verwandelt. Diese Empfindungen steigen bisweilen bis unter die Schulterblätter in die Höhe. Man hat dabey einen Ekel vor allen Speisen; des Morgens bricht man sich sehr oft; das Athemholen fällt besonders nach starken Bewegungen schwer, und es stellen sich kalte Schweiße, Gemüthsunruhe, und oft auch kleine Ohnmachten, vornämlich bey schwächlichen Frauenspersonen, dabey ein.

Da dieser Zufall in einem krampfhaften Zusammenziehen der Nerven des obern, oder des mit dem Schlunde fest hängenden Magenmundes besteht: so hat man bey der Cur desselben zweyerley zu beobachten:

1. daß

1. daß man den Magen von aller die Nerven desselben reizenden Schärfe und Unreinigkeit befreye; und 2. daß man die daraus entstehenden Krämpfe, besonders wenn sie bereits zur Gewohnheit geworden sind, zu stillen suche.

Ehe ich die vernünftige Curart beschreibe, will ich des allgemeinen Vorurtheils wegen, der gewöhnlichen Curen des gemeinen Mannes Erwähnung thun. In Holstein tritt man den Kranken, wenn er über das Anwachsen klaget, mit Füßen. Er wird so lange von der Brust bis auf den Leib getreten, bis man merkt, daß es stark knacket. Der Knecht und die Magd erzeigen sich einander wechselsweise diesen Liebesdienst. Diese Cur mag nicht viel besser, als die Tortur, seyn. Sie hilft jedoch dem holsteinischen Bauer, welcher nach seiner gewohnten Lebensart, auch wohl mit einer Schüssel voll Sauerkohl und Schweinfleisch vom Fieber curirt werden kann. Der braunschweigische und lüneburgische Bauer, und auch der Bürger, macht es im Grunde nicht viel besser. Er braucht nur statt der Füße die Hände. Man streicht den Kranken unter den kurzen Rippen, unter den Schulterblättern und am Rückgrath, mit Fett. Dieses Streichen, wenn es gelinde verrichtet würde, ist nach der allgemeinen Erfahrung nicht schädlich. Allein, die alten Weiber meinen es dabey gar zu gut, besonders wenn sie unter die kurzen Rippen kommen. Hier wenden sie gemeiniglich die größte Gewalt an, ohne zu bedenken, daß zween sehr weiche Theile dieser Gegend, Leber und Milz, durch ein so unvernünftiges und grobes Verfahren leicht verletzt werden können. Man läßt, in diesem Falle, in der Gegend der Herzgrube und unter den kurzen Rippen, mit dem besten Erfolge Bernsteinöhl aufstreichen, und legt sogleich, wenn man bloß mit dem vordersten Theile des Fingers einigemal damit gestrichen hat, eine durchgewärmte Serviette um den gan-

zen Leib. Es kann dieses, bey einem eingewurzelten Uebel alle Abend beym Schlafengehen, 14 Tage lang, geschehen. Doch muß dabey folgendes Purgirmittel ein paarmal gebraucht werden. Man nimmt: Jalappenwurzel, Sennesblätter und Cremor tartari, von jedem ½ Quent; dieses wird fein gepülvert, unter einander gemischt, und des Morgens in Pflaumenbrühe oder dünnen Kaffee genommen. Morgens und Abends läßt man den Kranken 3 Tassen etwas starken römischen Kamillenthee trinken, womit, außer den Tagen, da vorerwähntes Purgirmittel genommen worden ist, alle Morgen ein Eßlöffelvoll Cremor tartari mit dem größten Nutzen gebraucht werden kann. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich zu allen Ursachen dieser Krankheit auch die gehörigen Mittel vorschlagen wollte. Die angezeigten Mittel, besonders aber der fleißige Gebrauch des Kamillenthees, passen auf alle Fälle dieser Art, und man kann sich, bey einer guten Lebensordnung und einem anhaltenden Gebrauche derselben, eine sichere Hilfe versprechen.

Was die Krankheit bey Kindern betrifft, so sind die Weiber und Aerzte in der Theorie derselben ganz uneinig. Einige halten sie für eine wirkliche Verdrehung, andere für eine Verwachsung. Man nennt sie auch das Verbrechen, das Wehethun, und das Angerögt seyn. Ueber alles dieses muß man hinsehen; denn es ist hier keine pathologische Gelehrsamkeit nöthig. Genug, es giebt eine Krankheit, welche in einer Ausdehnung der Seiten und der Herzgrube besteht, wozu sich mancherley Spannungen um die Brust gesellen, welche Herzensangst, Beklemmung, Unruhe, Hitze und Schlaflosigkeit verursachen. Diese Krankheit widerfährt den Kindern nach Erkältung, nach heftigem Schreyen, und wenn sie sich balgen, überwerfen, oder im Bette herum wälzen. Mehrentheils sind es Blähun-

hungen im Magen, die ein Krampf begleitet. Das Abstreichen ist die gemeine Cur der Weiber wider dieses Uebel; und manche unter ihnen sind darin so geübt, daß sie immer etwas abstreichen können, wo auch nichts ist. Wenn dieses Manöuvre säuberlich gemacht wird, so ist es gar nicht zum Nachtheil der Kinder, und sie bessern sich davon oft zusehends.

An einigen Orten, auch sogar in Finnland, ist bey den gemeinen Leuten das sogenannte Ziehen gebräuchlich, welches ebenfalls eine Art von Tortur ist. Wenn nämlich ein Kind das Herzgespann hat, nimmt man es und legt es auf den Bauch, alsdann beugt man ihm den rechten Fuß über den Rücken, und streckt dagegen den linken Arm aus, so, daß seine linke Hand die rechte Ferse oder die Zehen berührt. Auf gleiche Art verfährt man übers Kreuz mit dem rechten Arme und dem linken Fuße. Erreichen nun diese Theile einander nicht, sondern fehlt ein halbes oder ganzes Viertel, wie oft geschieht: so giebt man Acht, welche Seite oder welcher Theil kürzer ist; alsdann schmiert und bähet man so lange, bis die Gliedmaßen, so übers Kreuz gelegt, an einander rühren; und das nimmt man für ein Zeichen an, daß das Kind gesund sey

Die in den Apotheken sogenannte rothe Butter (Unguentum potabile rubrum) ist in solchem Falle von gutem Nutzen, wenn sie mit Citronen- Pomeranz- Fenchel- oder Anisöhl vermischt wird. Man streicht damit die Kinder täglich von der Herzgrube an, nach der linken Seite hin, und im Rücken; aber warm. Einige Tropfen von solchem Oehl, mit gepülvertem Zucker abgerieben, sind zugleich ein innerliches Mittel wider diese Krankheit, welches, mit Digestiven zu gleichen Theilen vermischt, täglich einigemal, zu einer Messerspitze voll, in Fenchelwasser gegeben werden kann. Oft aber ist ein Brechmittel oder eine Purganz nöthig; wozu eine Messerspitze voll Jalappenwurzel- oder Rhabarberpulver in Pfirsichblüthsyrupp, oder auch in einem Theelöffel voll Meerzwiebelessigmeth (Oxymel squillae) hinlänglich ist. Wenn man dem Kinde Manna mit ein wenig Jalappenpulver und einem Tropfen

Anisöhl reichet, Klystiere von Wasser und Zucker, mit einigen Tropfen Anisöhl, und äußerlich die obigen, oder auch Kamillen- Nelken- Spick- Wermuth- Wachholder- oder Muskatennußöhl, oder warme geröstete Brodrinden, mit mancherley Gewürz eingerieben, und etwas Kinderbalsam befeuchtet, in der Gegend des Magens applicirt, und zugleich die Ammen anhält, daß sie täglich Muskatennuß, oder Fenchel- und Aniskörner käuen, so hat man die angerögten Kinder recht nach der Kunst tractirt.

Zu den besondern Mitteln wider diese Krankheit gehören auch folgende. Die Fieberrinde essen; wird Kindern, die zum Herzgespann geneigt sind, eine Zeit lang, täglich eine Stunde vor den Mahlzeiten, zu einigen Theelöffeln voll, in zwey bis dreymal so viel Melissen- oder Fenchelwasser verdünnet, eingegeben, sehr gute Dienste thun. Auch sind zur Cur selbst Klystiere von Fieberrinde besonders dienlich.

Ein oder zween Tropfen Cajeputöhl auf Zucker in den Mund genommen, und allmählich verschluckt, befreyen gemeiniglich sogleich den Magen von Blähungen und Krämpfen. Weil aber dieses Oehl eine starke Wirkung im Munde thut, so ist es nur für schon einigermaßen erwachsene Kinder, die man bedeuten kann. Solchen läßt sich auch bey heftigem Drücken und Spannen im Magen einige Tage lang das Decoct von Wulferlenblumen, (Flor. arnicae) zu ein paar Tassen voll, geben. Man kocht nämlich eine Hand voll solcher Blumen in einem Nößel Bier. Eine kleine Uebelkeit, welche man die erstenmale vom Genusse dieses Decocts empfindet, geht bald vorüber, wenn man sich auf das Bett legt. Pulverisirter Campher, in Leinwand genäht, in der Herzgrube zu tragen, ist zuweilen von außerordentlicher Wirkung wider die Blähungen und Krämpfe des Magens. Kann man die Kinder bereden, oft ein wenig Muskatennuß zu käuen und zu verschlucken, so wird sie dieses von der Neigung zum Herzgespann befreyen.

Knoblauch, Teufelsdreck, Bisam und Mohnsaft sind bey er für Erwachsene; wenigstens muß sie ein Arzt verordnen, wenn bey Kindern Gebrauch davon gemacht werden soll.

Was man das Herzgespann bey Thieren, insonderheit Pferden, nennen könnte, davon werd ich im Art. Magen-Krampf handeln.

2. Eine

2. Eine Pflanze, welche nach dem Linné eine Art des Löwenschwanzes (Leonurus) ist, und in dem Wahne des großen Haufens ein kräftiges Mittel wider das Herzgespann ist, wenn es zu den Kindern in die Wiege gelegt wird, oder wenn man ihnen den Saft mit Milch, oder das Wasser davon eingiebt; Herzgegespann, Herzgespannkraut, Herzkraut, wildes Mutterkraut, Wolfsfuß, Wolfstrappe, Agripalma, Branca lupina, Peslupi, Lycopus *Fuchs.* Cardiaca *Offic.* Leonurus Cardiaca, foliis caulinis lanceolatis trilobis *Linn.* Fr. Agripaume, Gripaume. Man findet dieses Gewächs in ganz Europa, an angebaueten Oertern, an den Zäunen und Wänden, in den Sommermonaten häufig blühend. Die faserige Wurzel treibt einen hohen, viereckigen, ästigen Stängel, an welchem einander gegenüber lanzettförmige, in drey spitzige eingekerbte Lappen getheilte, oben an den Aesten aber mehr ganze Blätter, und an dem Winkel derselben wirtelförmig gestellte Blumen sitzen. Jeder Wirtel besteht aus vielen, dicht an einander gesetzten Blumen; die äußerlichen sind mit schmalen Deckblättern umgeben. Der Kelch zeigt 5 grünliche Linien und 5 spitzige Zäckchen, davon die beyden untern länger und mehr ausgebreitet sind. Die obere Lippe des blaßröthlichen Blumenblattes ist haarig, und hat am Grunde eine Falte; die beyden Seiteneinschnitte der untern, mit purpurfärbigen Puncten bezeichneten, Lippe biegen sich unterwärts, der mittelste aber ist mehr aufwärts gerichtet. Zuweilen findet man in Gärten Stöcke mit breiten und krausen Blättern, welche Varietät ein besseres Ansehen hat, und Cardiaca crispa genannt wird.

Diese Pflanze ist dem Namen nach berühmter, als im Gebrauche. Sie hat, wie gesagt, den Namen daher erhalten, weil sie, nach der gemeinen Meinung, in Herz- oder vielmehr Magenbeschwerungen Hilfe leistet. Ein aus den gestoßenen und gekochten

Blät-

Blättern bereiteter Umschlag, soll, wenn er auf den Leib gelegt wird, das Magendrücken der Kinder, welches von aufgebläheten Seiten und Magen herrührt, heilen, indem er nämlich die zähen Säfte, deren Gährung Blähungen verursacht, auflöset. Sie soll die Convulsionen stillen, die Verstopfungen der Eingeweide heben, und die Würmer tödten. Das Pulver davon, wenn es zu 1 Quent in Wein genommen wird, soll nicht nur den Urin und die monatliche Reinigung befördern, sondern auch die Geburt erleichtern. Rajus schlägt das Decoct dieser Pflanze, und das mit Zucker vermischte Pulver der getrockneten Pflanze im Herzklopfen, hypochondrischen und hysterischen Zufällen, als ein Mittel von gar vortrefflicher Kraft und Wirkung vor. An diesem allem zweifeln die neuern Aerzte mit Recht; denn außer einiger Bitterkeit kann man nichts Besonderes darin finden. Die Roßärzte brauchen sie auch bey einigen Krankheiten des Rindviehes und der Pferde. Die Blumen werden von den Bienen besucht.

Herz-Gesperr, s. den vorhergeh. Art.

Herz-Gewächs, Herz-Polyp, Polypus cordis, ein fehlerhaftes Gewächs in dem Herzen, welches zuweilen wildes Fleisch, zuweilen knorpelartig, zuweilen aber auch ein bloß schleimiges Wesen ist, den Umlauf des Geblütes hindert, und daher Herzklopfen verursacht.

Herz-Gras, Coronopus; s. Krähen Fuß.

Herz-Grube, Diminut. das Herzgrübchen, Oberd. Herzgräblein, (*) Gr. Anticardium, Fovea cordis, Scrobiculus cordis, Fr. Fossette du coeur, Fossette de l'estomac, die Höhle oder kleine Vertiefung, welche man äußerlich unmittelbar unter dem schwertförmigen knorpeligen Fortsatze des Brustbeines (Os ster-

(*) In dem alten Fragmente auf den Feldzug Carls des Grossen bey dem Schilter Herznavel.

sterni) wahrnimmt, und welche gleichsam das Ende der Brust und den Anfang des Unterleibes bestimmt. Sie ist von sehr geringem Umfange, und scheint von der einwärts stehenden und zurück gebogenen Spitze des schwertförmigen Knorpels herzurühren. Bey fetten Körpern ist sie deswegen auch wenig wahrzunehmen, weil sie alsdann mit darunter liegendem Fette ausgefüllt ist.

Herz-Haut, siehe oben, S. 97.

Herz-Kammer, zwo Höhlen in dem Herzen, welche durch eine Scheidewand von einander abgesöndert sind, von welcher die zur rechten Seite das Blut aus der Lunge erhält, die zur linken aber dasselbe durch den ganzen Leib vertheilt; siehe oben, S. 101. Bey den Jägern hingegen wird die ganze Höhle in dem vordern Theile eines wilden Thieres, worin die Lunge und das Herz liegen, und die Rippen enge zusammen stossen, so sich zwischen den beyden Bügen befindet, die Herz Kammer genannt.

Herz-Kirsche, s. Kirsche.

Herz-Klee, Tricordium, Trifolium cordatum s. cordiale, Acetosella; s. Th. I, S. 266, fgg.

Herz-Klopfen, ein ungewöhnliches, mit Aengstlichkeit verbundenes Klopfen des Herzens, welches sowohl von physikalischen als moralischen Ursachen herrühren kann, und im gemeinen Leben auch das Herzpochen genannt wird.

Alle Krankheiten, welche ein großes Hinderniß des Umlaufes des Blutes bey sich haben, worunter auch das Herzklopfen gehört, sind nicht als gleichgültig anzusehen. Derer Ursachen, welche ein solches Uebel erregen, ist keine geringe Anzahl, weswegen es auch eins der gemeinsten ist. So wie aber die Ursachen wichtig oder gering seyn können, so sind auch die Wirkungen durch ihre Grade unterschieden. Man muß das Herzklopfen oder Herzpochen, L. Palpitatio cordis,

von einem bloßen Herzbeben oder Herzzittern, Lat. Tremor cordis, wohl unterscheiden. Dieses entsteht von einer leichten Ursache, findet sich auch bey Gesunden, und geht bald vorüber; jenes aber ist mehr anhaltend, sehr beschwerlich, und mit bedenklichen Zufällen verknüpft. Einigen ist diese Krankheit erträglich, da sie andern starke Ohnmachten zuwege bringt. Jener konnte gewiß nicht gleichgültig dabey gewesen seyn, von dem Castellus berichtet, daß er die Schläge seines Herzens gehört habe, wenn er ihm zur Seite gestanden. Forestus versichert sogar, außerhalb des Hauses das Herzklopfen des Kranken gehört zu haben. Horst erzählt, daß durch die heftigen Schläge des Herzens die Rippen der linken Seite bey einem Menschen sich gekrümmt hätten. Unter allen aber, welche hievon geschrieben haben, giebt *Angelus Victorinus* wohl die stärkste Wirkung an, nämlich, daß sogar die Rippen davon gebrochen wären. Das Herzklopfen kann von Giften, von starker Bewegung und Erhitzung, von Ueberladung des Magens, von unordentlichem Monatsfluß und Hämorrhoiden, von schwacher Verdauung und von Blähungen im Magen und Gedärmen, von Schreck, Zorn oder Furcht, von einem Reize im Herzen, von Vollblütigkeit, von Kaffee und hitzigen Getränken, von heißer und dumpfiger Luft, von engen Kleidern und unnatürlichen Stellungen, von zurückgetretenem Podagra ꝛc. entstehen. Jede dieser Ursachen erfodert eine gemäße Cur, deren nähere Abhandlung aber mich zu weit führen würde. Fast allezeit, nur bey einem Herzgewächse nicht, kann Hülfe Statt finden. Nur einiger besondern Mittel, welche man darin bewährt gefunden hat, werde ich Erwähnung thun. Darunter gehört zuvörderst das Schröpfen. Man setzt nämlich dem Kranken, nachdem man ihn durch gehörige Arzneyen dazu präparirt hat, ein Paar Schröpfköpfe auf die Brust, jedoch ohne sich dabey des Schröpfi[n]=

instrumentes zu bedienen; in welcher Absicht auch die Ansezung der Blutegel ihren Nutzen hat. Sollte aber der Kranke die Anwendung dieses Mittels auf der Brust ausschlagen, so thun ihm auch widerholte Scarificationen auf dem Rücken mit dem Schröpfinstrumente gute Dienste

Einen gewissen Kranken, welcher lange Zeit mit dieser Plage behaftet gewesen war, und welcher mancherley Mittel dagegen gebraucht hatte, aber allemal ohne dauerhaften Nutzen, lehrte der Zufall ein Mittel, welches allemal in weniger als 1 Minute zuverlässige Hülfe verschaffte. Da er nämlich einst sich zu Schliessung des rechten Schuhriemens bückte, verlor sich plötzlich das Herzklopfen mit dem gewöhnlichen kurzwährenden Verhalten des Athems. Dieses half auf einige Zeit; und er darf jezt nur einen erhabenen Sitz suchen, um sich mühsam nach dem rechten Fuße zu bücken, so kann er sich alsobald selbst auf einige Wochen Freyheit von seiner Plage verschaffen.

Die Wirkung dieses Mittels ist vielleicht nicht schwer zu erklären. Allgemein freylich ist es nicht; allein dafür gebe ich es auch nicht aus.

In den meisten Roßarzneybüchern findet man eine Krankheit dieses Namens bey Pferden beschrieben, die aber vielmehr als ein Zufall mehrerer und ganz verschiedener Krankheiten anzusehen ist. Es bleibt immer ein sehr gefährlicher Zufall, zumal wenn das Herzklopfen ausserordentlich stark ist. Es kann von einem heftigen Fieber, von Gewächsen im Herzen und in den großen Gefäßen, von einer Herzbeutelwassersucht, einer Cardialgie, Darmgicht und mehrern Krankheiten herrühren, welche allemal ihre eigene Mittel erfodern. Dem Herzklopfen kann man übrigens durch Aderlässe und kühlende Mittel, z. B. Salpeter, Einhalt thun.

Herz-Knorpel, im g. L. eine Benennung des Brustbeines, Sternum, welches halb knorpelig ist, im vordern Theile der Brust vor dem Herzen liegt, und die Rippen aufnimmt.

Herz-Kohl, eine Art braunen Kohles, dessen Blätter sich in der Mitte der Pflanze in ein Herz zusammen schließen; von Herz, das Mittelste eines Dinges.

Herz-Kraut, eine Benennung, 1. des oben, S. 123, beschriebenen Leonurus Cardiaca *L.*; 2. der Melisse.

Herz-Läppchen, das Diminutivum des ungewöhnlichern Wortes der Herzlappen. 1. In der Zergliederungskunst, kleine Höhlen oder Säckchen auf der Seite der Blutadern oben an beyden Herzkammern, worin sich das zum Herzen laufende Blut, bey noch nicht eröffneter Herzkammer verweilet; s. oben, S. 99

2. Im g. L. kleine viereckige, aus weißer Leinwand, Damast oder Zwillich geschnittene und umstochene doppelte Lätzchen, welche kleinen Kindern bey dem Einwindeln über das Herz gelegt werden.

Herz-Laub, Herzblatt, Rais de coeur, in den bildenden Künsten, ein Laubwerk an den Gesimsen in Gestalt eines Herzens. Wenn es Einschnitte hat, heißt es geschlitztes oder gespaltenes Herzlaub, Fr. Rais de coeur refendu, zum Unterschiede vom einfachen, Rais de coeur simple; siehe Th. XIX, S. 64, und Fig. 1000, No. 5 und 6.

Herz-lieb, herzlich geliebt, welches im Hochdeutschen nur noch im gem. Leb. üblich ist. Herzlieber Bruder. Herzliebste Mutter.

Herz-Muschel, eine Art Muscheln mit vollkommenem Charnier in Gestalt eines Herzens, Cardium, Chama cordiformis. Der Bewohner derselben ist ein Seehase (Téthys). Die zu diesem Geschlechte der Muscheln gehörigen Arten, werden, unter andern, im 3. B. des neuen Schaupl. der Natur, Leipz. 1776, gr. 8. S. 822, f. angezeigt und beschrieben.

Herz-Ohr, s. oben, S. 99.

Herz-Pfirsiche, s. unter Pfirsiche.

Herz-Pochen, s. Herz-Klopfen.

Herz-Polyp, s. Herz-Gewächs.

Herz-Rad, an den Schlageuhren, das zweyte Rad des Schlagewerkes, weil er das Herz, d. i. das mittelste Rad ist, und sich zwischen dem Hebenägelrade und Schloßrade in der Mitte befindet.

Herz-Sack, s. oben, S. 97.

Herz-Same, Cardiospermum *L.*; s. Herz-Erbse.

Herz-schlächtig, eigentlich ein heftig schlagendes Herz habend. Am häufigsten wird dieses Wort und das Hauptwort Herzschlächtigkeit im gem. Leben von den Pferden gebraucht, eine Krankheit zu bezeichnen, welche eigentlich in einer Entzündung der Lunge und der Brustmuskeln besteht, von einer übermäßigen Erhitzung und darauf erfolgten Erkältung herrührt, und mit einem starken Fieber, schweren und ängstlichen Athem und einem harten und geschwinden Pulse verbunden ist; wobey dem Thiere das Herz und der Bauch heftig schlägt. In weiterer Bedeutung wird ein jeder mit einem beschwerlichen Athemholen und daraus entstehenden Schlagen der Seiten (Flanken) verbundener Husten bey den Thieren, und besonders bey Pferden, der Dampf oder die Dämpfigkeit (s. Th. VIII, S. 730) die Herzschlächtigkeit genannt.

Dieses Wort lautet in der Nürnberg. Reform. von 1522 haarschlechtech, in dem hohenlohischen Landrechte, haar- oder herzschlechtig, (*) in einer braunschweig. Verordnung hart-

(*) Die deutschen Rechte enthalten von den Fehlern der Pferde, die einen Verkauf derselben untüchtig und ungültig machen können, besondere Verordnungen; und bey diesen Verordnungen sieht man einen Beweis, wie die Gesetze von Leuten, die sich nur um Wörter und nicht um die Sache selbst bekümmern, verstanden werden. Weil in ihnen haarschlachtig statt herzschlägig geschrieben war, so haben die Rechtsgelehrten, die es nicht für nöthig hielten, sich hier von Roßärzten oder Roßtäu-

harschlägig, in dem sächs. Weichbilde hartschlegig, in dem böhm. Landrechte hartkeichend, in Nieders. hartschlechtig. Die Unkunde der wahren Beschaffenheit dieser Krankheit hat allerley seltsame Ableitungen dieses Wortes hervor gebracht. Es stammet ohne Zweifel von Herz, Nieders. Hart, und schlagen ab, weil das Herz dabey ungewöhnlich schlägt, und folglich auch die Seiten in eine heftige Bewegung setzt. Man darf es deswegen nicht hartschlägtig schreiben, weil schlagen, so wie tragen u. a. ihr g in den Ableitungen in mehrern Fällen in ein ch verwandeln. Am richtigsten würde man es herzschlägig schreiben, von dem folgenden Herzschlag. In Nürnberg ist für herzschlächtig auch bauchbläsig üblich, und Bluntschli, ein Schweitzer, nennt engbrüstige Leute gutschlägige.

Die Entzündung der Lunge und der Brustmuskeln, welche bey den Pferden besonders mit dem Namen der Herzschlächtigkeit, Fr. Pousse, belegt, und wovon ein keichendes, engbrüstiges und bauchschlagendes oder herzschlächtiges Pferd im Fr. Cheval poussif, genannt wird, ist eine der gefährlichsten Krankheiten des Viehes. Sie gehört unter die eine kürzere Zeit dauernden Krankheiten, und wird von den meisten Viehärzten gemeiniglich verkannt. Oefters wird sie den Thieren nur deswegen tödtlich, weil man ihre Gegenwart nicht bey Zeiten wahrgenommen hat. In der Grafschaft Burgund ist sie unter dem Rindvieh sehr gewöhnlich. Eine übermäßige Erhitzung und eine unmittelbar darauf folgende Erkältung ist fast immer die hervorbringende Ursache derselben. Das höchst unsinnige Verfahren einiger Leute mit den Pferden, diese Thiere in einen außerordentlichen Schweiß zu setzen, kann sehr leicht Anlaß dazu geben. Diese Krankheit ist jederzeit mit einem starken Fieber verbunden. Der Puls

Täuschern belehren zu lassen, dieses Wort getrost durch Scabiosus übersetzt, ohne zu bedenken, ob dasselbe einen innerlichen Hauptmangel nach dem Begriffe der deutschen Rechte bedeuten kann. *Vitriarius* de tribus vitiis equorum capitalibus Saxonicis, Traj. rhen. 1694. Cap. 1, §. 4.

Puls ist hart und geschwinde; das Maul trocken; die Augen glänzend und roth; das Thier holt geschwinde und ängstlich Athem und schlägt mit dem Bauche; es verräth dabey den großen Schmerz, den es in der Brust empfindet, ziemlich deutlich. Der Urin ist roth und klar; der Mist trocken. Das Pferd legt sich bey dieser Krankheit gar nicht nieder. Es husset sehr oft; der Husten ist aber trocken und kurz; wenn es geritten wird, husset es stärker.

Für diejenigen, welche die Krankheiten nicht genau kennen, ist es etwas schwer zu unterscheiden, ob ein Pferd herzschlächtig ist, oder noch kürzlich verschlagen hat (sich verfangen hat, die Nehe hat). Allein, wer nur darauf Acht hat, daß alsdann bey der Bewegung ein zischender, pfeifender Laut, und eine größere Erhebung der Seiten sich ereignet, als bey einem bloßen Verschlagen, der wird den Unterschied leicht einsehen. Ueber dieß klingt auch der Husten bey der Herzschlächtigkeit nicht so dumpfig, sondern er ist vielmehr nur ein kurzes Gekeze, als wenn er auf dem obern Theile der Luftröhre seinen Sitz hätte, da er doch meistens in der Lunge sitzt.

Bey dieser Krankheit muß man entweder schleunige Hülfe verschaffen, oder man wird gar keine zu schaffen im Stande seyn. Man muß sogleich an beyden Drossel- (Lungen-) Adern Blut lassen, und zwar ziemlich reichlich; ja, man muß sogar den Aderlaß noch öfter wiederholen, wenn der erste nicht genug hilft. Das aus der Ader fließende Blut wird alsdann dick und schwarz seyn, und hernach, wenn es kalt wird und gestanden hat, eine dicke, weiße und zähe Haut bekommen. Unmittelbar nach dem ersten Aderlaß giebt man folgendes Klystier. Man kocht eine Handvoll Kamillen in 1 Quart Wasser, seihet es ab, und vermischt einen guten Löffel Salz und 4 Loth Lorbeeren- oder Baumöhl damit. Dieses gebraucht man laulich als ein Klystier, und wiederholet den Gebrauch desselben hernach alle Tage dreymal. Alle vier Stunden giebt man innerlich 1 Loth Salpeter ein, und setzt, so

bald als möglich, auf jede Seite der Brust ein Haarseil, welches man durch etwas in die Wunde gestreutes spanisch Fliegenpulver um desto geschwinder zur Vereiterung bringt. Unter den Trank wird Vitriolspiritus oder Honigessig (Oxymel simplex) gemischt.

Man hat sich immer mehr Mühe gegeben, geheime Mittel wider diese Krankheit zu erlangen, als daß man sich um die wahre Ursache derselben bekümmert hätte, da man doch solchen Pferden durch eine sorgfältige Wartung mehr Dienste, als durch die kostbarsten und theuersten Arcana erweisen kann. Wenn man sich entweder jetztgedachter Vermischung des Getränkes bedient, oder einen Tag um den andern in des Pferdes Getränke 4 Quent Salpeter und 2 Quent Salmiak auflöset, so wird solches stark durch den Urin wirken, und das Keichen oder die Herzschlächtigkeit am sichersten erleichtern. Folgendes ist zuweilen zu gebrauchen, und kann eine Zeitlang etwas thun: Man nimmt frische Milch, 1 Quart; Oehl und Eydotter mit einander vermischt, 8 Loth, giebt ihm dieses lauwarm, und läßt das Heu wohl ausstäuben und etwas mit Wasser anfeuchten; macht es aber nicht zu naß, weil sonst das Pferd es nicht gern frißt.

Ein herzschlächtiges Pferd muß mit Futter gespeiset werden, welches nahrhaft ist, und zugleich nicht viel Raum einnimmt; d. h. es muß mehr Körner, als Heu, bekommen. Denn wenn ein Pferd seinen Wanst mit Heu anfüllen muß, so ist es auch genöthigt, solches mit Wasser zu verdünnen und zur Verdauung geschickt zu machen; dieses aber verursachet ein stärkeres Pressen gegen die Lunge, und macht mithin das Uebel ärger. Wenn daher solche Pferde eine Reise thun sollen, muß man ihnen viel Hafer und wenig Heu, welches etwas befeuchtet worden ist, geben. Uebrigens muß ein solches Thier in einem warmen Stalle stehen, und eine starke Streu haben, auch mit Decken behangen seyn.

Die Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Brust endiget sich entweder mit der völligen Wiederherstellung des Thieres; und alsdann muß man das Thier noch eine Zeit lang in Ansehung des Futters behutsam warten, und es insonderheit vor Erhitzung und schleuniger Erkältung in Acht nehmen; oder es entsteht eine Vereiterung der Lunge und die Lungen-

sucht danach; oder es erfolgt in kurzer Zeit der Tod.

Die Roßhändler in Deutschland lassen ein mit der Engbrüstigkeit oder Herzschlächtigkeit behaftetes Pferd, die Zeit über, wenn es auf dem Markte zum Verkauf steht, wenig oder gar kein Heu fressen, damit es nicht viel saufe, und daher seine Lunge sich desto leichter aufblasen könne, und der Husten oder die Engbrüstigkeit das Pferd im Vorreiten oder Mustern nicht zu sehr plage. Die englischen Roßtäuscher aber haben ein noch besseres Mittel, diesen Fehler zu verstecken; sie nehmen nämlich eine Staude Meerrettig, ½ Elle lang, schaben sie ganz frisch, stecken sie in jedes Nasenloch nach einander, drücken von außen das Nasenloch zu, und reißen das Stück Meerrettig mit Gewalt heraus, damit der Saft sich überall in der Nase anhänge. Da nun solcher sehr scharf ist, so muß das Pferd stark niesen; und man bewirket dadurch so viel, daß es die kurze Zeit, da solches gemustert wird, guten Athem hat, den es aber, so bald der Meerrettig nicht mehr in der Nase beißt, wieder verliert. Das beste Mittel, sich wider solche Betrügereyen zu bewahren, ist, daß man dem Pferde die Gurgel zudrücke, und es husten mache. Wenn also der Husten kurz und abgebrochen ist, und seine Haare nicht glatt, sondern, vornämlich in den Flanken, borstig aussehen, so wird sich nach dem Husten das Zeichen der Herzschlächtigkeit untrüglich zeigen; das Pferd wird mit den Flanken schlagen, und in der Dünnung eine Höhle machen, welche durch die Gewalt des schweren Athemholens entsteht.

Herz-Schlag. 1. Der Schlag des Herzens, welcher durch die Einziehung und Ausstoßung des Blutes entsteht. Besonders eine Krankheit des Rindviehes und der Schafe, wobey ihnen der Bauch stark schlägt und der Athem oft ausbleibt, welche Krankheit bey den Pferden die Herzschlächtigkeit genannt wird; siehe

den vorhergehenden Artikel. Das Bey- und Nebenwort davon heißt herzschlägig, und im gem. Leben herzschluckig.

2 Im gem. Leben einiger Gegenden, besonders Niedersachsens, wird der Lappen über der Leber bey den Thieren der Herzschlag, Niederf. Hartflag, genannt. Noch häufiger führt Herz, Lunge und Leber von einem Viehe, besonders von Kälbern, diesen Namen, welches in Obersachsen das Geschlinge heißt.

Herz-Sims, ein Glied in der Baukunst; ein halber Herzsims, Fr. Moulure ovale en demi-coeur; siehe Th. XIX, S. 56.

Herz-Spann, s. Herz-Gespann.

Herz-Wasser, das in dem Herzbeutel befindliche Wasser, worin das Herz gleichsam schwimmt: siehe oben, S. 98. Imgleichen im g. L. ein herzstärkendes abgezogenes Wasser.

Herz-Weh, Cardialgie; s. Magen-Krampf.

Herz-Wurm, in dem Wahne des großen unwissenden Haufens, ein Wurm, welcher sich in dem Herzen befinden und durch seinen Abgang den Tod verursachen soll. Wenn daher Jemanden das Wasser aus dem Magen in den Mund tritt, so heißt es alsdann, der Herzwurm beseiche ihn. Auch einen hohen Grad des Herzklopfens und des Herzwehes pflegt man diesem Wurme zuzuschreiben, und diese Krankheiten wohl selbst den Herzwurm zu nennen.

Man versteht unter Herzwurm auch eine Art von Verderben, welche vornämlich den weißen Kopfkohl trifft, wovon er an seinem Orte ein Mehreres vorkommen wird.

Herz-Wurzel, an den Bäumen und einigen Gewächsen, diejenige Wurzel, welche senkrecht in die Erde geht, und das Herz, oder die mittelste unter den Wurzeln ist; die Hauptwurzel, Pfahlwurzel, Spießwurzel oder Zapfenwurzel, zum Unterschiede von den Seiten-

ten- und Nebenwurzeln. An dem Weinstocke wird sie von einigen auch die Pfeilwurzel genannt. Ein Mehreres davon siehe im Art. Wurzel.

Die Benennung der Herzwurz oder Herzwurzel, führen auch verschiedene Pflanzen; als: 1. die Bärwurzel, siehe Meum; 2. das Giftheil, Aconitum Anthora *L.* s. Th. I, S. 378, flg.; 3. der Hahnensporn, Aristolochia rotunda vulgaris *offic.*, s. Th. II, S. 384; 4. die Hermodatteln, s. oben, S. 66.

Herz-Zittern, s. Herz-Klopfen.

Herzen, aus Liebe an sein Herz drücken, umarmen. In weiterm Verstande, umarmen, küssen, überhaupt, sowohl von erlaubter als unerlaubter Umarmung. Laban herzete und küssete den Jacob, 1. Mos. 29, 12. Herzen hat seine Zeit, Pred. 3, 5. Imgleichen als ein Reciprocum. Herze dich nicht mit eines andern Weibe, Sir. 9, 12. Im Hochdeutschen kömmt es nur noch in der vertraulichen Sprech- und Schreibart vor. Für lieben überhaupt, die Weisheit herzen, Sprichw. 4, 8. imgleichen für umfangen, seine rechte Hand herzet mich, Hohel. 2, 6. ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich.

Herzhaft, Herz habend; s. Herz 2

1. In weiterer Bedeutung, Fertigkeit besitzend, alle Furcht gehörig zu mäßigen, und in dieser Fertigkeit gegründet, wo es dem furchtsam entgegen steht. Ein herzhafter Mann. Eine herzhafte That. Sich herzhaft zu etwas entschließen. Herzhaft reden.

2. In engerer Bedeutung, Fertigkeit besitzend, alle Gefahr zu mehrerer Anstrengung seiner Kräfte im Widerstande dagegen zu gebrauchen; tapfer, im Gegensatze des feige. Den Feind herzhaft angreifen. Herzhaft wider den Strom schwimmen.

Herzig. 1. Ein Herz habend. Wie man Herz das Inwendige des Holzes nennt, so braucht man das Beywort herzig ebenfalls in solchem Verstande. Bey dem

dem Holzhandel, wird man oft hören: In diesem Walde sind die Kienbäume nicht so herzig, als in jenem, d. i. sie haben nicht so viel festes Holz inwendig, sondern viel Splint.

2. Im g. L. der Hoch- und Oberdeutschen wird herzig auch für herzlich, zärtlich, geliebt, gebraucht. Ein herziges Kind.

Herzog, (*) L. Dux, Fr. Duc, ein Wort, welches in den ältesten Zeiten Deutschlandes den Anführer eines Heeres, d. i. eines großen Haufens, besonders eines Kriegesheeres, oder doch der Kriegesvölker einer ganzen Provinz oder eines Landes bedeutete. In welcher nunmehr veralteten Bedeutung dieses Wort im Angels. Heretoga, im Isländ. Hertog, im Schwed. Haertig, im mittlern Lat. Heretochius, lautet. Bey dem Henisch führt daher die Nachteule noch den Namen des Herzogs, weil ihr die Vögel, wenn sie sich bey Tage sehen lässet, in ganzen Heeren nachzuziehen pflegen.

Nachmals standen diese Herzoge zugleich ganzen Provinzen oder Ländern vor, deren Mannschaft sie in Kriegszeiten anführten, in Friedenszeiten aber die höchste Gewalt entweder mittelbar oder unmittelbar ausübten, und den Grafen vorgesetzt waren. Ursprünglich stellten, wie gesagt, die Herzoge Kriegsobersten oder Heerführer (gleichsam Herren des Zuges, Duces) vor, führten aber ihr Amt nicht länger, als es demjenigen, der sie eingesetzt hatte, beliebte. Zu Carls des Großen Zeiten waren den Herzogen ganze Länder anvertrauet, um daselbst, zu Friedenszeiten, das Justiz- und Polizeywesen zu verwalten, im Kriege aber die

(*) Die Abstammung dieses Wortes ist nicht schwer. Es ist aus Heer und ziehen, ehedem tiuhan, teohan, Nieders. teben, anführen, zusammen gesetzt, so wie das Lat. Dux von ducere abstammet. Vorborn war fest überzeugt, daß das alte persische Xerxes mit unserm Herzog, sowohl der Abstammung als Bedeutung nach, überein komme.

die aufgebotene Mannschaft ins Feld zu führen. In beyderley Absicht waren jedem Herzoge 12 Grafen (Comites) als Beystände zugeordnet.

In diesem Verstande lautet es schon in dem Isidor Herizohi. Ottfried nennt Pilatum Herizoho, und bey dem Notker heißt Gott, Herizog. Auch in der deutschen Bibel wird 1. Sam. 25, 30. und 2. Sam. 5, 2. David, ein Herzog über Israel, und Christus Matth. 2, 6. ein Herzog über Israel, und Ebr. 2, 10. ein Herzog der Seligkeit genannt.

Heut zu Tage ist ein Herzog ein Beherrscher eines Herzogthumes, L. Ducatus, Fr. Duché, oder solchen Landes, welchem ehedem ein Herzog im alten Verstande vorgesetzt war, oder welches in den spätern Zeiten zu der Würde eines Herzogthumes erhoben worden, oder endlich auch, eine Person, welche von einem Höhern ausdrücklich mit dieser Würde bekleidet worden. Im deutschen Reiche folgen die alten Herzoge unmittelbar auf die Churfürsten, vor den Fürsten; diejenigen aber, welche erst in den neuern Zeiten von den Kaisern diese Würde erhalten haben, gehen den alten Fürsten nach.

Vormals waren nur 4 Herzoge in deutschland, nämlich Bayern, Sachsen, Schwaben und Franken; heut zu Tage aber sind ihrer 7, als: Bayern, Sachsen, Braunschweig, Meklenburg, Holstein, Lothringen und Würtemberg.

In Großbritannien ist ein Herzog zugleich auch Marquis, Graf, Vicomte und Baron.

In Frankreich heißt Duc oder Herzog ein zur französischen Noblesse gehöriger Herr, dessen Würde zunächst auf die Würde eines Prinzen (Prince) folgt. Es wurden nämlich ehemals aus dem hohen Adel 12 vorgezogen, die man Pairs nannte, davon die Hälfte Herzoge, und die andere Hälfte Grafen, beyderseits aber halb geistlich und halb weltlich waren, die vor andern große Macht und Ansehen, vornämlich aber bey der Krönung eines Königes ihre eigene Verrichtungen haben. Ob nun gleich hernach mit zunehmender Gewalt der Könige ihr Ansehen abgenommen hat, so ist ihnen doch die Verrichtung bey der Krönung noch übrig geblieben; und weil die weltlichen mit der Zeit

ausgegangen, und nicht mehr sind, so werden auf sich ereignenden Fall, gewisse Personen ernannt, die deren Stelle vertreten. Die heutigen Herzoge werden Ducs & Pairs (Herzoge und Pairs von Frankreich) genannt, wenn sie eine Duché Pairie, d. i. ein Herzogthum, welches mit einer Pairschaft verbunden ist, besitzen. Diejenigen, deren Duchés-Pairies vermöge solcher Lettres Patentes, welche das Parlement in gehöriger Form approbiret und bescheiniget hat, errichtet worden sind, gehören zur Zahl der hohen Kronbedienten, und in dieser Qualität wohnen sie der Salbung des Königes und andern Prachtceremonien bey, und haben Siz im Parlement. Diejenigen, die nur durch einen offenen und unversiegelten königlichen Gnadenbrief, den ein Staatssecretär ausfertiget, den Titel und die Würde eines Herzogs erhalten haben, heißen Ducs à brévet, oder schlechtweg Ducs. Haben Ducs, oder auch Ducs & Pairs, die Urkunden ihrer Herzogswürde und Pairschaft nicht vom Parlement verificiren lassen, so bestehen die Vorzüge, welche sie wegen dieses Titels zu genießen haben, nur in den Honneurs des Louvre. Am Hofe nehmen die Herzoge ihren Rang nach dem Alter ihrer Herzogthümer, im Parlement aber nach dem Alter ihrer Pairschaft.

Die Herzoge von Venedig und Genua führen diesen Namen, doch in ihrer Sprache mit einem Unterschiede von den andern, indem sie nämlich nicht Duca, sondern Doge, genannt werden. Sie gelangen zu solcher Würde nicht durch Erbrecht, sondern durch die Wahl; der zu Venedig auf lebenslang, der zu Genua aber nur auf 2 Jahre, nach deren Verlaufe er wieder ab- und in die Ordnung der Senatoren tritt. Ihre Gewalt erstreckt sich auch nicht weiter, als daß sie in dem Rathe den Vorsitz haben, und ihren Namen zu Vollziehung der gemachten Schlüsse herleihen.

Den Titel Erzherzog, L. Archidux, Fr. Archiduc, (d. i. ein Herzog, welcher vor andern Herzogen einen Vorzug hat,) legten sich ehedem auch die Herzoge von Lothringen und Brabant bey. Heut zu Tage wird derselbe nur allein von dem Hause Oestreich geführet, dessen männliche Glieder Erzherzoge, und deren Gemahlinnen Erzherzoginnen, genannt werden.

Der

Der Titel Großherzog, Grand Duc, kömmt den Beherrschern von Toscana zu, und giebt ihnen zugleich den Rang über andere Herzoge zunächst den Königen.

Hespe, s. Häspe.

Hesperis Linn. s. Nachtviole.

Hesperis allium redolens, Alliaria, Knoblauchkraut; s. Th. I, S. 514.

Hesse, s. Häkse.

Hessel, Hesseling, ein Fisch; s. Häseling.

Hessische Tiegel, s. Schmelz-Tiegel.

Heßlich, s. Häßlich.

Hetre, s. Büche.

Hetschepetsch, Dorn- oder wilde Rose; s. Rose.

Hetz-Bahn,
Hetz-Garten,
Hetz-Gebäude,
Hetz-Haus,
} s. Hetze 2.

Hetz-Hund, bey Kampfjagen und im Jagdwesen, eine Art großer starker Hunde, welche bloß zum Hetzen gebraucht werden; s. unter Hund.

Hetz-los, s. Hetz-Riemen.

Hetz-Peitsche, eine große starke Peitsche, wie sie die Jäger bey einer Hetze zu Pferde zu brauchen pflegen.

Hetz-Platz, s. Hetze 2.

Hetz-Riemen, bey den Jägern, ein lederner Riemen, woran die Windhunde geführet werden; s. auch Hetzstrick. Die Hunde von dem Hetzriemen losmachen, damit sie dem Wilde nacheilen können, heißt bey den Jägern, die Hunde hetzlos machen.

Hetz-Schirm, bey einem Hauptjagen, ein Schirm von Buschwerke für die Hetzhunde.

Hetz-Strick, bey den Jägern, ein Seil, an welchem die Hetzhunde geführet werden.

1. Hetze, (die) an einigen Orten, ein Name der im X. Th. S. 768, fgg. beschriebenen Aelster, eines Raubvogels.

2. Hetze,

2. Hetze, von dem folgenden Zeitworte. 1. Die Handlung des Hetzens. Eine Hetze anstellen, ein Thier mit Hunden hetzen. Auf die Hetze gehen. Die Hasenhetze, Bärenhetze, Wolfshetze, Schweinshetze oder Sauhetze u. s. f. Auch sinnlich. In der Hetze seyn, von allen Seiten in Gefahr, in Verlegenheit seyn. Eine Hetze mit Jemanden haben, sich mit ihm zanken; imgleichen, ihn ohne Verschonen verspotten, auch, ihn in der Hetze haben.

2. Der Ort, wo Thiere mit Hunden zum grausamen Vergnügen der Zuschauer gehetzet werden; der Hetzplatz, das Hetzhaus, der Hetzgarten, die Hetzbahn, das Hetzgebäude; wovon ich sogleich sprechen werde.

3. Eine Hetze Hunde, bey den Jägern, so viel Hetzhunde, als zusammen eingehetzet sind; s. auch Satz, wie dieses Wort im Oberdeutschen lautet.

Wo großer Herren Höfe sind, pflegt man wohl allerhand, theils einheimische, theils ausländische rare und wilde Thiere zu hägen, als: weiße und graue Wölfe, weiße und graue wilde Schweine, weiße und schwarze Bären, Auerochsen, Löwen, Tieger, Luchse, Panther u. d. gl. wie auch besondere Vögel, welche in einigen Höfen, Gräben, Kammern oder andern Behältnissen ihren Aufenthalt, und besondere Aufseher oder Wärter haben, die für ihre Erhaltung sorgen müssen. Solche Thiere werden denn theils zum Vergnügen der Herrschaft angeschaffet, theils müssen sie auch bey Gegenwart fremder Herrschaften denselben eine Veränderung durch einen Kampf verschaffen, oder bey andern Solennitäten sich streitend sehen lassen.

Bey den Römern waren die Plätze und Schaubühnen, worauf allerhand wilde Thiere unter einander, auch wohl mit Menschen, kämpfen, und dadurch dem ganzen Volke, sowohl Vornehmen als Geringen ein Schauspiel verschaffen mußten, ihre Amphitheater, deren

deren Größe, Ansehen und Kostbarkeit fast Menschenkraft und Vermögen zu übersteigen schienen. Die Anlage derselben war rund und oval, und ohne Dach. Der ganze Bau bestand auswendig aus verschiedenen Etagen von Pfeilern, Säulen und Bögen. Inwendig waren oben, rings herum, Logen für die vornehmsten Zuschauer. Unter diesen Logen befanden sich die stufenweise angelegten Sitze für das gemeine Volk, zwischen welchen hin und wieder Treppen angebracht waren, um darauf zu einer jeden Reihe Sitze kommen zu können. Die unterste Etage (Cavea) war ohne Treppen und Sitze, hin und wieder aber auf den Seiten mit stark gewölbten Höhlen für die wilden Thiere, welche durch die in der Mauer befindlichen Thüren in den Kampfplatz eingelassen werden konnten, auch mit andern Behältnissen für die Rennpferde und für das bey den Kampfspielen nöthige Geräth versehen. Der Kampfplatz selbst hieß Arena, weil er mit Sand bestreuet war.

Das vornehmste unter allen war das Vespasianum in Rom, welches wegen seiner Größe das Colosseum genannt, und vom *Degodetz* in seinen Edifices antiques de Rome ausführlich beschrieben, und nach allen Dimensionen entworfen worden. Man findet auch Nachricht davon in *Serlio*, *Scamozzi*, und in des *Lipsii* und *Maffei* Werken von Amphitheatris, desgleichen in des *Fontana* Amphitheatro Flavio, Hag. Com. 1725, f. welcher dessen Länge zu 564, und die Breite zu 467 veronesische Fuß angiebt. Nach des *Degodetz* Grundriß ist die ganze Länge 594, und die Breite 495 Pariser Fuß, die innere Länge oder die Länge des Kampfplatzes 263 Fuß 11 Zoll, die Breite aber 165 F. 1 Z. oder $\frac{1}{3}$ der ganzen Breite. Nach Keyslers Ueberschlag hatten 32 bis 34000 Zuschauer darin Platz, und *P. Victor* giebt gar 87000 Stellen an. Eutropius und Cassiodorus melden, daß bey seiner Einweihung 5000, oder wie *Dio* lib. 66 meldet, 9000 wilde Thiere von allerley Arten auf diesem Kampfplatze umgebracht worden.

Das Amphitheater in Verona, wovon noch jetzt vieles zu sehen ist, siehe Fig. 1309, war, nach des *Fontana* Angabe, 450 veronesische Fuß lang, und 360 F. breit, worauf nach

Keyse

Keyslers Ueberschlag, 22184 Personen Platz gehabt. Im *Maffei*, de gli Amfiteatri è singolarmente del Veronese, in Verona, 1728, 8. und *Torellus Sarayna*, de oriz. & amphith. Veron. 1540, f. findet man es sehr ausführlich beschrieben; auch findet man in *Serlio* einen Grundriß davon. Letzterer beschreibt auch das Amphitheater, welches in Pola, eine Stadt in Dalmatien, befindlich war. Auch zu Nimes hatten die Römer ihren großen Geist im Bauen durch ein Amphitheater blicken lassen. Das zu Arles hat *Joseph Guys* in seiner Descript. des arenes ou de l'amphith. d'Arles, Arel. 1665, 4. beschrieben.

Auch bey Neapolis findet man noch ein Amphitheater, insgemein Coliseo genannt, welches ehedem mitten in der Stadt Pozzuoli gewesen seyn soll jezt aber beynahe eine Viertelstunde davon entfernt ist. Dieses Amphitheater ist oval von Backsteinen aufgeführt, und hat in der Länge 172, in der Breite aber 89 Fuß. Die Erdbeben haben ihm zwar großen Schaden zugefügt, indessen aber sind doch die untersten 2 Gallerien noch in ziemlich guten Stande. Hier soll der heil. Januarius mit seiner Gesellschaft den wilden Thieren vorgeworfen, von solchen aber mit vielem Respect verehret worden seyn.

Die Absichten, welche die Römer bey solchen Lasten von Gebäuden hatten, kommen heut zu Tage, wenigstens in dem Grade, nicht vor. Da die Hetzen nicht mehr um so vieler Menschen willen, wie die römischen Thierkämpfe, angestellet werden, so ist auch nicht nöthig, solche erstaunlich große Gebäude und Schaubühnen dazu zu errichten, sondern man umschließt einem Hof mit einem etliche Etagen hohen Gebäude, worin viele Oeffnungen nach dem Hofe zu sind, damit eine ziemliche Anzahl Menschen Zuschauer abgeben können. In der untern Etage sind Gewölbe und Kammern für die zum Kampf gewidmeten Thiere, welche mit starken Fallthüren dergestalt versehen sind, daß, wenn solche oben aufgewunden werden, das Thier alsdann heraus laufen, und hernach, wenn man die Fallthür niederläßt, wieder darein verschlossen werden kann. Daß aber der Hof viereckig gemacht werde, ist eben nicht zu rathen, obgleich zu den spanischen Thiergefech-

ten

ten viereckige Marktplätze gebraucht werden: denn diese werden nicht der viereckigen Figur wegen, sondern weil sie einen geräumigen Platz gestatten, dazu genommen. Es ist besser, wenn ein solcher Hof acht- zwölf- oder gar sechzehneckig ist, weil dieses einem Amphitheater näher kömmt, als das Viereck, und auf dem Boden aus der Höhe alles besser übersehen werden kann, die kämpfenden oder gehetzten Thiere auch insgesammt mehr im Gesichte bleiben müssen, als wenn sie sich in den 4 Ecken herum tummeln.

Fig. 1310 a), b), c), d) und e), stellen Grundrisse, Aufrisse und Durchschnitte eines Hetzgebäudes dar.

Fig. 1310 b) ist der halbe Grundriß der untern Etage, und Fig. 1310 c) der halbe Grundriß der zweyten Etage. a, a, a, a, Fig. 1310 b), sind gewölbte Kammern für wilde Thiere. c, der Gang vor diese Kammern. b, ein Eingang. d, d, Eingänge zu den Treppen, welche in die 3, 4, 5 und 6te Etage führen. E, der Hetzplatz, dessen Weite im Lichten von Winkel zu Winkel etwas über 100 Fuß beträgt. n, der Eingang in den Hetzplatz, dergleichen auch gegenüber ist. Solche dienen auch, wenn Fuchssprellen angestellet werden sollen, zu einer Entrée. f, f, f, f, Fig. 1310 c), sind Logen zum Zuschauen in einer zweyten Etage. g, ein Gang davor. h, h, h, doppelte Freytreppen, welche nach der zweyten Etage führen. Jede Loge hat vorn an der Brustlehne eine 10 Fuß breite Oeffnung. Solcher Logen sind in dem ganzen Gebäude 120. Es können also eine ziemliche Menge Zuschauer, welche an der Brustlehne stehen, Platz haben, und füglich dahinter noch eine Reihe Zuschauer sich befinden.

Fig. 1310 a) zeigt den Aufriß des Hetzgebäudes.

Fig. 1310 e), giebt das Profil quer durch das Gebäude, nach der Durchschnittslinie der Grundrisse b h, Fig. 1310 b) und c). Auch zeigen sich hier die Oeffnungen der Logen, darunter aber die Auslaßthüren der Thiere, und ein kleines Fenster über derselben.

Fig. 1310 d) giebt theils einen Aufriß nach einer andern Wendung, als der Riß Fig. 1310 a), theils einen Durchschnitt durch die Treppen nach der Linie l m, Fig. 1310 c).

Wollte man den Hezplaz gröser haben, müßte man lieber die Figur sechzehneckig machen.

In Deutschland hatte das ehemalige Hezgebäude in Berlin, (welches von Nering gebauet war, und von König Friedrich Wilhelm 1720, bey Gelegenheit der Vermehrung des königl. Cadetencorps zum Cadetenhause angewiesen wurde, um welches der jezige König, im J. 1775, ein ansehnliches neues Gebäude, in einem gleichseitigen Vierecke, 3 Etagen hoch, nach Ungers Angabe aufführen ließ, da dann, nachdem das neue Gebäude zum Theil fertig war, das alte im J. 1777 abgebrochen wurde), den Vorzug, theils weil es in Form des alten, zu dergleichen Schauspielen bestimmten, römischen Amphitheaters gebauet war, als auch, weil in demselben allerhand Arten wilder und grimmiger Thiere, insonderheit drey große Löwen, weisse und schwarze Bären, etliche Tieger, wilde Auerochsen und hauende Schweine, aufbehalten wurden.

Hetzen, (*) sowohl eilen als eilen machen, die Bewegung einer Person oder Sache beschleunigen, in welcher

(*) In dem alten Fragmente auf Carls des Großen Feldzug hezzen, im Schwabensp. hetzen, im Nieders. bissen, im Holländ. hissen und hischen, im Schwed. hissa und hetsa, im Dän. hedse, im Florent. izzare, bey den übrigen Italienern adizzare. Wachter lautet es von Aß, ätzen, ankörnen, frisch von dem Geschrey der hezenden Jäger he! he! und Ihre von heiß, Nieders. heet, Schwed. het, her. Die lezte Ableitung würde die wahrscheinlichste seyn, wenn es nicht noch eine bessere gäbe. Der harte zusammen gesezte Laut in der Mitte des Wortes läßt schon vermuthen, daß es ein Intensivum, Frequentativum oder Factitivum seyn müsse; und das ist es wirklich, indem es sowohl sehr eilen, als sehr eilen machen, bedeutet. Es muß also von einem Stammworte herkommen; welches hesen, oder, da es in gröbern Mundarten auch hazen (siehe Haz) gesprochen wird, hasen lautet und eilen bedeutet; so wie das Lat. incitare, von cito, eilig, gebildet worden. Und dieses Stammwort ist noch wirklich vorhanden, wie bereits bey den Wörtern Haschen, Hase und Hastig gezeigt worden. Indessen kann es seyn, daß Heiß, Hize, und dieses veraltete hasen, eilen, und active jagen, in ihrem Ursprunge nahe mit einander verwandt sind. Bey den alten Finnen und Lappen war Hyse der Gott der Jagd.

der weitesten und eigentlichen Bedeutung es aber grossentheils veraltet ist. Es ist

I. Ein Neutrum, welches das Hülfs wort haben bekömmt, aber nur bey den Jägern für eilen, laufen, bekannt ist. Ein Fehler ist es, wenn der Leithund hinter einen jeden Vogel darein hetzet. Der Wolf hetzet nach dem Raube, oder zu seinem Fraße, d. i. er läuft, eilet, wofür bey den meisten Jägern trollen üblicher ist.

II. Als ein Activum, jagen, verfolgen, wo es noch Klagel. 3, 52. heißt; meine Feinde haben mich gehetzet, wie einen Vogel. Hier braucht man es nur nur noch in engerer Bedeutung von vierfüßigen Thieren, und besonders von den Hunden. Der Hund hetzt gern, bey den Jägern, von dem Leithunde, wenn er gern alle Thiere, welche ihm vorkommen, verfolget, sich mit ihnen herum jaget. Wenn eine Sau von einem Saubeller gefunden und gehetzt (verfolget) wird.

Noch häufiger, vermittelst eines andern Thieres, besonders vermittelst der Hunde jagen, oder in voller Flucht verfolgen. Einen Ochsen mit Hunden hetzen, oder auch nur schlechthin, einen Ochsen hetzen. So auch Bären, Wölfe, Esel, Hasen hetzen. Einen Fuchs todt oder zu tode hetzen. Hetzen reiten, auf die Hetze reiten. Ins Garn hetzen, bey den Jägern, ein Thier vermittelst der Hetzhunde in das Garn treiben. Von Strick aus hetzen, oder von dem Stricke hetzen, wenn man im freyen Felde hetzet. Auf den Ball hetzen, nach dem von dem Saufinder durch Bellen gegebenen Laute die Rüdenhunde auf die Sau anlassen. Einen Bettler von dem Hofe hetzen, mit Hunden von dem Hofe treiben. Auch figürlich, Jemanden hetzen, ihn ohne alles Verschonen verspotten, aushöhnen, besonders wenn solches von mehrern zugleich geschiehet. Er ist mit allen Hunden gehetzt, sagt man im g. L. von einem Menschen, der sich m

alle Fälle leicht zu schicken weiß, besonders von einem, der auf alle Ränke abgerichtet ist; wo die Figur von einem den Hetzhunden schon mehrmals entgangenen und dadurch verschlagener gewordenen Thiere hergenommen ist.

III. Eilen, verfolgen machen, und in weiterer Bedeutung anreizen, entreiben. Auch hier braucht man es nur noch in einigen Fällen, besonders von den Hunden. Den Hund an oder auf einen Ochsen hetzen. Die Hunde hinter Jemanden darein, hinter ihm her hetzen. Hunde, Thiere an einander hetzen. Imgleichen von Personen. Zwo Personen an einander hetzen, sie mit einander uneins machen, einen Zank, ein Mißverständniß unter ihnen stiften.

1. **Heu** (der) oder **Hui**, ein in Holland, Flandern und England sehr gebräuchliches Hochbord von mittelmäßiger Größe, welches einen flachen Boden hat, und daher nicht tief im Wasser geht; einen Gabelmast, ein Mars- und ein Stagsegel führt, und 300 Tonnen in sich nimmt. Die Engländer nennen es Hoy und Hulk. Die Gabel am Mast wird von den flandrischen Schiffleuten la Corne genannt. Siehe auch Zolk und Zuker.

Es gehört, der Abstammung nach, vermuthlich zu dem Geschlechte des Wortes hohl, oder auch zu hauen. Im Schwed. ist Ho sowohl ein ausgehöhlter Stamm, woraus man das Vieh tränket, ein Trog, als auch der Canal oder das Gerinne, welches das Wasser auf das Mühlrad führt.

2. **Heu**, (*) (das) in weiterer Bedeutung, alles abgehauene und gedörrte Gras, besonders sofern es zum Futter für

(*) Bey dem Ulphilas Häwi, bey dem Notker Hauue, im Schwabenspi. Hoeuu, in den monseeischen Glossen Houo, im Nieders. Hau, im Osnabrück. Häg, Häg, im Holländ. Hoy, im Angels. Hieg, Hig, im Engl. Hay, im Dän. Hoe, Heu, und Haa, Grummet, im Schwed. Hoe, im Isländ. Hei, im Finnischen Heinae. Casaubonus leitet es von dem Griech. ἑύω, Gras, frisch von hägen, schonen, geschontes Gras, Wach-

für das Vieh bestimmt ist, L. Fenum, Fœnum, Fr. Foin. Heu machen, Heuen, welches alle zur Zubereitung des Heues nöthige Beschäftigungen, besonders das Umwenden, trocknen und Zusammenbringen des abgehauenen Grases mit in sich schließt; Nieders. hauen. Heu gewinnen, es zubereiten, und dadurch als sein Eigenthum bekommen; siehe Heu-Gewinn.

Das Gras nebst andern zur Viehfütterung dienlichen Pflanzen wächst theils auf natürlichen, theils künstlichen Wiesen, in besonders dazu bestimmten Grasgärten, auf Lehden, in Wäldern, wo es, um Heu daraus zu machen, mit der Sense oder Sichel abgemähet und getrocknet wird. Da nun die meisten an solchen Orten wachsenden Pflanzen eine ausdauernde (perennirende) Wurzel haben, treibt diese nach dem Abmähen von neuem Blätter und Stängel; und wenn dieselben zu einiger Vollkommenheit gelangt sind, können sie entweder mit dem Viehe betrieben und abgefressen, oder noch einmal abgemähet, und zu Heu gemacht werden. Daher kömmt es, daß man ein- und zweyhauige (ein- und zweymähdige, ein- oder zweyschürige) in manchen Gegenden auch dreyhauige oder drrymähdige Wiesen antrifft. In engerer Bedeutung wird nur das erste Heu, welches von den zweymähdigen Wiesen gewonnen wird, Heu oder altes Heu genannt. Was bey den zweymähdigen nach der ersten Heuerndte abgemähet und zu Heu gemacht wird, nennt man Nachgras, Nachmahd oder Grummet (Grommet) (*) L. Fœnum chordum, Fœnum serotinum, Fr. Regain. Bey den dreymähdigen wird die zwote Erndte Heugrummet,

Wachter und die meisten übrigen von hauen, im Alemann. houwen, ab, welche Ableitung dadurch wahrscheinlich wird, weil man das Gras niemals eher Heu zu nennen pflegt, als bis es bereits abgehauen ist, wenn es gleich noch nicht trocken ist.

(*) Die Abstammung dieses Wortes, siehe Th. XX. S. 248. f. Anm.

oder die erste Nachmahd, und was bey dem dritten Mähen gewonnen wird, Grummet schlechtweg, oder die zwote Nachmahd genannt. Von den Orten selbst, wo das Heu gewonnen wird, bekömmt dasselbe verschiedene Benennungen und Eigenschaften, wovon ich weiter unten sprechen werde. Wie die Wiesen zum Grastragen geschickt zu machen und zu bearbeiten, und nach abgemähetem Grase ferner zu behandeln seyn, wird im Art. Wiese vorkommen. Hier habe ich es nur mit dem daraus zu machenden Heu, dessen Bereitung und Nutzung thun.

Die Verfertigung oder Einerndtung des Heues; imgleichen die Zeit, wenn das Gras gehauen, zu Heu gemacht und eingeführt wird, besonders in der engern Bedeutung des Wortes Heu, wird die Heuerndte, L. Fœnisecium, Fr. Fauchage. Fauge, Fanage, Fenaison, genannt, wofür im Oberdeutschen Heumad, Heumaht (von mähen) imgleichen Heuet üblich ist. Die einmähdigen Wiesen werden gemeiniglich um das Fest Jacobi gehauen, und daher Jacobswiesen genannt. Auf dreyhauigen Wiesen, deren es aber nicht viele giebt, geht die Heuerndte gleich nach Pfingsten oder im Anfange des Junius an; das Heugrummet pflegt man gegen Ende des Julius, und das Grummet in der Mitte oder gegen Ende des Septembers einzubringen. An einigen Orten nimmt man bey dreyhauigen Wiesen die erste Heuerndte vor, wenn die Linde zu blühen anfängt; die zwote, wenn der Hahnenkamm (Rhinanthus Crista galli *L.*) den Samen zur Reife zu bringen, und dessen Samenbehältniß zu klappern anfängt; und die dritte richtet sich nach der Beschaffenheit des Graswuchses und der Witterung. Die meisten Wiesen werden des Jahrs zweymal gehauen. Die erste Erndte geschieht im Junius um Johannis, oder auch zu Anfange des Julius, welcher daher den Namen Heumonat bekommen hat. Zum Grummet wird zu Ende des Augusts oder Anfange des Septembers gehauen.

Auf

Auf die gehörige Beobachtung der Zeit, wenn das Gras geschnitten oder gemähet werden muß, kömmt bey der Heuerndte sehr viel an. Denn das Gras hat seine eigene Zeit der Reife; und alles Mähen vor oder nach dieser Zeit bringt lauter Verlust zuwege. Wenn ein Stück Land früh zum Grastragen bereitet ist, und seine gehörige Düngung gehabt hat, kann es öfters schon zu Ende des Maymonates geschnitten werden. Es giebt einige, die bey günstiger Witterung dasselbe früher schneiden, sich nach dem ersten Anscheine der Reife richten, und, großen Nutzen davon zu haben, sich einbilden, indem sie sich solchergestalt frühzeitig zu der andern Erndte bereiten; allein solche verlieren gemeiniglich mehr bey der ersten, als sie in der andern gewinnen können. Auf die erste Erndte kömmt die Hauptsache an, und darauf muß man also vorzüglich sehen; die andere ist nur wie eine Kleinigkeit dagegen zu rechnen.

Eine jede Pflanze hat eine gewisse Zeit im Jahre, darin sie blühet; und auch das Gras hat die seinige. Wenn wir bey andern Pflanzen den Lauf der Natur untersuchen, so werden wir finden, daß, obgleich ihre Blätter währendem Blühen sehr schön stehen, sie dennoch, wenn der Same zur Reife kömmt, welk werden. Die Blätter des Grases gehören eben sowohl zur Quantität des Heues, als die Halme, und sind wirklich der beste Theil; sie müssen daher keineswegs hintan gesetzt werden. Auf wohl gewarteten Grundstücken kommen die gemeinen Arten des Grases am Ende des Maymonates oder im Anfange des Junius zur Blüthe; und das ist auch die natürliche Zeit, es abzuschneiden. Das Heu hat seine gehörige Quantität nicht eher, als bis die Halme völlig ausgewachsen sind; nach solcher Zeit aber gerathen die Blätter so geschwinde in Verfall, daß man unten zwanzigmal so viel verliert, als man oben gewinnt. Man schätzt die schöne

stahlgrüne Farbe an dem Heu besonders hoch. Diese kömmt nun zwar größtentheils auf das Heumachen an; allein es muß dieselbe schon in dem Grase selbst seyn, sonst ist alle Mühe, die man beym Trocknen anwendet, vergebens. Diese gute Farbe nun kömmt, wie die übrigen guten Eigenschaften, auf die Zeit des Mähens oder den Grad der Reife des Grases an. Wenn das Gras eben in der Blüthe ist, sind seine Blätter grün und schön; wenn es aber in die Saat schießt, werden sie braun. Dieses ist die erste Stufe zu ihrem Verfall; und diese Veränderung der Farbe kann keine, auch die größte, beym Trocknen und Umwenden des Heues beobachtete Sorgfalt wieder ersetzen. Wenn das Gras nur erst eben zur Vollkommenheit gelangt ist, so ist es gar zu grün: hat es hingegen zu lange gestanden, so wird es braun, und die bey dem Heu so beliebte feine blaßgrüne Farbe kann hernach durch keine Kunst wieder zu Wege gebracht werden. Nächst der Farbe des Heues besteht auch in dem Geruche desselben ein großer Theil seines Werthes; und es kömmt hiebey bloß auf die rechte Zeit des Mähens an; durch das rechte Trocknen wird er nur erhalten, aber nicht hervor gebracht. Heu, welches vor dem Mähen zu lange gestanden hat, sieht wie Stoppeln aus, und hat keinen Geruch mehr. Das Gras hat zur Zeit seiner Blüthe, welches eben der rechte Zustand seiner Vollkommenheit ist, den angenehmsten Geruch, den man kennt, wenn seine Stängel durchschnitten sind, und seine Säfte beym Trocknen ausdünsten. Nach dieser Zeit fällt die Farbe des Halmes sowohl, als der Blätter, völlig weg. Um sich hievon zu überzeugen, darf man nur gegen die Herbstzeit Gras ansehen, welches zwischen Büschen aufgewachsen ist, und wozu weder die Sichel oder Sense, noch das Vieh hat kommen können. Es ist dasselbe

tro-

trocken und braun, und hat Geschmack und Geruch nebst allen andern guten Eigenschaften verloren.

Die ganze Sache beruhet auf dem oben angeführten Grundsatze, daß alle Pflanzen einen gewissen Zustand der Vollkommenheit haben; und die Kunst des Haus- und Landwirthes besteht darin, daß er denselben zu bemerken wisse, und seine Klugheit, daß er sich denselben zu Nutze mache. Dieser Zustand der Vollkommenheit äußert sich bey vollkommenen Pflanzen zu der Zeit, wenn sie blühen. Wollen wir den Samen von Pflanzen haben, so müssen wir länger warten, und alsdann sehen wir, daß die Pflanze vertrocknet. Die Zeit ihrer Vollkommenheit ist nur alsdann, wenn sie zur Blüthe kömmt. Die Apotheker kaufen ihre Kräuter, welche sie zum Destilliren gebrauchen, um diese Zeit, weil sie wissen, daß, wenn die Blumen sich öffnen, die Stängel, Blätter und alle Theile voll Kraft sind. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Grase. Der Haus- und Landwirth muß in diesem Stücke mit eben solcher Sorgfalt wählen.

Um nun zu wissen, ob das Gras in seinem Zustande der Vollkommenheit sey, muß man die ganze Pflanze desselben untersuchen. Man kann es zwar auch an den Köpfen allein sehen; da sich aber die Wirkung des Reifens auch unten an der Pflanze zeigt, so muß beydes in Augenschein genommen werden. Man muß in dieser Absicht am Ende des Maymonates oder im Anfange des Junius fleißig auf seine Grasfelder gehen, die Halme, die alsdann schon ziemlich hoch gewachsen sind, untersuchen, und sehen, ob ihre Köpfe sich der Reife nähern. Man wird dabey von Zeit zu Zeit gewahr werden, daß die Köpfe aufschwellen, und endlich werden einige weiße Fäden daran zum Vorschein kommen. Bey einigen Arten des Grases zeigen sich diese an der Oberfläche der Knospen; bey andern hängen sie ungefähr ½ Zoll von demselben herab. Eben dieses ist die Blüthe des Grases; und wenn diese sich zeigt, muß man zur Heuerndte Anstalt machen. Man muß aber nicht bloß nach 1 oder 2 Pflanzen unter 1000 urtheilen, sondern wenn das ganze Feld voll Blüthe

steht, eine genaue Untersuchung anstellen. Je voller und frischer die Köpfe des Grases, und je vollkommener und gesünder die untern Theile desselben sind, desto besser ist es. Man öffne demnach das Gras mit den Händen an verschiedenen Stellen bis ganz hinunter, und gebe genau Acht, was für ein Ansehen die untern Theile haben. Wenn die Köpfe reifen, so werden die untern Theile braun; und dieses ist das erste Kennzeichen des Verfalles. Alsdann gewinnt der Kopf nichts mehr, und der untere Theil verliert sehr viel. Dieses ist also die Zeit zum Mähen.

Ge. Rud. Böhmer progr. de justo fœnisecii tempore, Vitemb. 1776, 4.

Das eiserne Werkzeug, womit das Gras von den Wiesen abgehauen oder abgemähet wird, wird bekanntermaßen die Sense, und zwar besonders Gras- Wicken- oder Heusense genannt, und kömmt in der Hauptsache mit der im XI. Th. S. 388, fgg. beschriebenen Getreidesense überein. Beyde sind mit einerley Eisen oder Klinge versehen, und nur in Ansehung der Stiele oder sogenannten Sensenbäume von einander unterschieden. Die Klinge ist ein sehr dünnes, etwas krumm gebogenes und wohl gestähltes scharf schneidendes Eisen, hinten am Ringe, wo sie an den Sensenbaum gestoßen wird, gute 4 Querfinger, und in der Mitte ungefähr 3 Querfinger breit, vorn aber wie ein Habichtschnabel krumm und spitzig zulaufend. Sie muß zum Grasmähen 38 Zoll lang seyn, und wenn man den Stiel perpendiculär stellet, daß die Klinge unten komme, muß diese also auf den Stiel gestoßen seyn, daß ihre Spitze 15 Grad über die Horizontalfläche erhaben sey, an dem andern Ende aber, wo sie nämlich aufgestoßen ist, muß sie auf der Horizontalfläche aufliegen. Die Grassense hat einen krumm laufenden unten aus- und oben eingebogenen Baum, welcher von einem Selbstwuchs also zubereitet wird. Er muß

unten

unten ziemlich in die Höhe gebogen seyn, wodurch die Klinge in etwas über die Erde erhoben wird, in der Mitte hingegen muß er in der Gegend des Knebels ein wenig aufwärts, und an seinem obern Ende wieder unterwärts gebogen seyn. Die mittlere und obere Biegung dient dazu, daß der linke Arm im Hauen nicht allzu hoch geführt werden dürfe, welches ein unförmliches und schweres Hauen verursachet. Der untere Bogen ist wegen der Kürze und Niedrigkeit des Grases, damit der Stiel nicht auf die Erde treffe, und dadurch den Hieb hindere. Die Krümmen abgerechnet, ist der Stiel in gerader Linie 2 Ellen hoch. Der Stiel oder Baum ist, anstatt daß er bey der Getreidesense nur einen, beynahe in der Mitte quer eingepflöckten Griff oder sogenannten Knebel hat, bey der Grassense an dem einen Ende, welches man in der linken Hand hält, mit einer Krücke, und ungefähr beym dritten Theile von oben hinunter mit einem hölzernen Knebel, wie ein Haken, den man im Hauen mit der rechten Hand hält, versehen. Unten am Ende des Baumes ist die Sense mit einem eisernen Ringe an dem Baum befestigt. Das bey der Getreidesense oben, wo die Klinge angestoßen wird, befindliche sogenannte Zeug- oder Sensenzeüst fehlt bey der Grassense gänzlich.

Fig. 1311, ist der Abriß einer in Schonen gebräuchlichen, und nach eines jeden Arbeiters Größe und Wachsthum so vernünftigen und natürlichen Regeln gemäß eingerichteten Heusense, welche eine gewohnte und ungewohnte Hand mit gleicher Fertigkeit führen kann. Die ganze Länge des Baumes an derselben wird von dem Fuße des Mähers bis unter dessen Arm genommen. Die Stelle der Handhabe oder des sogenannten Knebels, A, giebt die Länge des Armes, wenn derselbe sich auf der Krücke B stützet, und sich mit geschlossener Hand herunter strecket. Der Schweif C ruhet auf dem linken Arme. Mit einer

solchen Sense mähet der Arbeiter das Gras, ohne daß er durch Niederbücken seine Mühe vermehren darf.

Freyherrn Carl Härlemann Reisen durch einige schwedische Provinzen, Lpz. 1781, 8. S. 68.

Eine isländische Sense sieht man Fig. 1312 abgebildet. Sie ist 1 Elle lang und 2 Z. breit, mit einem 1 Finger breiten ledernen Riemen, an einen 2½ bis 3 Ellen langen Stiel oder Schaft befestigt, welcher mit der Länge der Sense etwas über einen rechten Winkel, und hingegen mit der Breite oder Schneide derselben einen etwas kleinern oder spitzigen Winkel macht, je nachdem nämlich der Schnitter zu mähen gewohnt ist. In Island steht die Schneide allgemein höher, als anderswo. Die Sense wird ungefähr jede Stunde mit einem Wetzsteine geschärfet, welcher von der isländischen Handlungsgesellschaft dahin geführt wird; dem ungeachtet wird sie doch noch einmal des Tages ins Feuer gelegt, damit sie dünn gehämmert werden kann.

Nach dem sogenannten Hausgesetz ist die Tagearbeit eines mittelmäßig geübten Schnitters ein ebenes Stück Land von 30 Quadratklafter. Ein solcher abgemessener Platz wird Dagslaata genannt. Die Frauensleute sammeln das gemähete Heu mit ihren Harken, und breiten es auf die in der Nähe liegenden bequemen Anhöhen zum Trocknen aus; überfällt sie währender Arbeit plötzlich ein Regen, so wird es auf dem Felde in kleine ovale Haufen (Isländ. Laun oder Lan) gesetzt, welche alle mit ihren Enden dem Winde entgegen stehen. Diese Haufen sind ungefähr 2 Ellen hoch, 1½ E. breit, und 4 bis 5 E. lang. Sobald das Heu völlig trocken ist, wird es nach Hause in die Scheune gebracht, und daselbst aufgestapelt. Ist das Haus nicht zu entfernt, wird es in große Haufen gebunden, und von starken Mannspersonen dahin getragen; sonst bedient man sich der Pferde, wovon ein jedes zween solche Bündel, eins auf jeder Seite, trägt. Ein solches Paar Bündel nennt man Kapall, und wird nach Beschaffenheit der Umstände verkauft; doch ist der alte festgesetzte Preis für einen solchen Kapall von dem besten und trocknen Heu, zu 20 Liespfund 20 Ellen, oder eine Krone. Im Früh-

linge

linge zahlt man doppelt so viel für einen Kapall, als in der Erndtezeit. Der Preis eines gewöhnlichen Kapalls, welcher nicht viel über 10 bis 12 Lieſspf. wiegt, iſt im Sommer 8, im Frühlinge 16 Lieſspfund. Wird aber das Heu in theuren Zeiten nach dem Gewichte verkauft, so steigt der Preis bis 40 Lieſspf. für 10 Lieſspfund. In guten Jahren schazt man 1 Klafter Heu oder Futter für eine Kuh auf 10 Oehre, d. i. 2 Rthlr. Species. Wenn die Heuhaufen völlig gestapelt, mit den Füßen gestampft, zugedeckt, und mit einem ansehnlichen Haufen Steine gepreßt worden, messen die Bauern ihren Vorrath an Heu in Klaftern aus, und berechnen darnach, wie viel Vieh sie damit zu füttern im Stande sind. Man rechnet gemeiniglich auf eine Kuh 1 Klafter in Quadrat. Uebrigens haben die Isländer in ihren Rim oder Kalendern eine bestimmte Zeit festgesezt, in welcher die Heuerndte sich anfangen und endigen soll. Der Anfang iſt frühstens den 12ten, und spätstens den 20. Jul.; des Beschlusses erster Termin iſt die Tagegleiche, und der lezte Termin iſt Michaelis, oder der Ausgang des Septembers.

Olaffens and Povelsens Reise durch Island, 1. Th. Koppenh. und L. 1774, 4. S. 17.

Weil die Sensenklingen bey dem Gebrauche stumpf und zum Schneiden untüchtig werden, müssen die Mäher dieselben gehörig schärfen, nämlich wezen, und klopfen (schlagen, oder, wie es an einigen Orten genannt wird, dengeln). Die Nothwendigkeit und Wirkungen dieses Verfahrens, und das dazu nöthige Werkzeug habe ich bey Gelegenheit der Getreidesensen im XI. Th. S. 405, fgg. beschrieben. Wenn starkes Gras abzumähen iſt, dergleichen das Gras auf fetten und sumpfigen Wiesen, Esparsette oder Lucerne iſt, so muß die Sense ganz kurz geschlagen werden, indem der Hammer auf das Ende der Schneide hin geneiget wird, so, daß der Schlag ungefähr 1 Linie von vorn oder der Breite der Sense treffe. Hat man hingegen eine Wiese von zartem und feinem Grase zu mähen, so muß man bey dem Klopfen der Sense den Hammer etwas weniger neigen, so, daß der Schlag mehr platt falle, und die Schneide länger ausstrecke, indem er sie dünner

und

und feiner macht. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Wetzsteine, den man zum Schärfen der Sensen gebraucht. Es muß derselbe nur von fern an die Schneide gebracht werden; d. h. die Sense muß mehr auf ihren Seiten, als an der Schneide, bestrichen werden, wofern sie zum Abmähen des kurzen und zarten Grases fein abgezogen seyn soll. Zu härtern und gröbern Grase und Gewächsen hingegen läßt man den Stein ein wenig näher über der Schneide weggehen.

Man kann in Ansehung der Mühe und Zeit des Mähens vieles ersparen, wenn man den Boden eben macht, und allen Unrath davon absucht. Die Arbeit wird alsdann nicht so oft unterbrochen werden, als wenn Hügel oder andere Hindernisse im Wege sind. Die Schnitter können alsdann nicht nur ordentlich fort arbeiten, sondern auch allzeit einen Zoll tiefer an der Erde wegschneiden, welches von nicht geringer Wichtigkeit ist. Denn 1 Zoll Heu unten am Halme ist mehr werth, als 3 oben an der Spitze. Auch die Nachmahd oder das Grummet leidet durch dieses tiefe Mähen nicht den geringsten Schaden. Denn dabey kömmt es nicht auf die übrig bleibenden Stumpfen, sondern auf die neuen Schosse aus der Wurzel an. Je tiefer also die ersten weggeschnitten werden, desto freyer können die letztern hervor schießen. Das tiefe Mähen ist solchemnach in aller Absicht vortheilhaft; es müssen aber doch immer die Grasstoppeln so hoch bleiben, daß die Sonne nicht den Erdboden austrocknen könne, damit nicht Moos wachse.

Gute Mäher hauen das Gras so von der Erde ab, daß es wie geschoren aussieht. Auf fetten Wiesen hat es nichts zu bedeuten, wenn es auch dicht von der Wurzel abgehauen würde, zumal wo der Grund feucht ist, und wenn nach Abbringung des Heues bald ein Regen darauf folgt. Sind aber die glatt und scharf gemähten Wiesen trocken, und folgt ein anhaltendes dürres Wetter, so leiden die entblößten und aufgedeckten Wurzeln Schaden; es entstehen daher zuweilen große Brandflecke, worauf kein Grummet wachsen kann; und wo

es

es noch wächst, kömmt es nur dünn und dürftig hervor. Wenn man demnach anhaltende Hize und Dürre vermuthet, ist es besser, wenn das Gras nicht gar zu sehr aus der Erde heraus geschnitten, sondern nur über der Erde weggenommen wird.

Andere hingegen hauen ihre Grummetwiesen zu Heu wiederum allzu hoch; ja einige schleudern fast nur die Spizen ab, und im Kamme oder im Auswurfe der Sense bleibt das Gras fast unversehrt. Man pflegt zu sagen, es würde zum Nuzen des Grummets also gehauen. Allein es taugt nicht. Es ist besser, man nehme zum Heu, was zum Heu gehört; denn das Gewisse ist am sichersten, und wer weiß, wie das Wetter zum Grummetmachen beschaffen seyn wird. Oefters ist, wenn das Grummet geerndtet werden soll, beständiges Regenwetter, so, daß man das Grummet zu wenigen Nuzen bringen kann. Ein anderer Nachtheil, welcher davon entsteht, wenn das Heu zu hoch gehauen wird, ist der, daß hernach bey dem Grummethauen die Sense nicht recht hinunter will. Denn das alte, gemeiniglich zu Stock und Buckel gewordene, Gras treibt die Sense von sich ab; und so kann man weder das Heu noch das Grummet gehörig nuzen.

Es muß demnach die Sense so geführt werden, daß sie das Gras so kurz als möglich an der Wurzel fasse, und von einem Halbzirkel zum andern, den die Sense beschreibt, keinen Rand stehen lasse. Damit auch das Mähen besser und geschwinder von Statten gehe, wird gern eine Tageszeit dazu gewählt, wo das Gras steif genug ist, der Sense zu widerstehen, und den Schnitt auszuhalten, d. i. früh Morgens, auch des Nachts, wenn der Mond scheint. Mit dem nächtlichen Mähen ist auch noch der Vortheil verknüpft, daß mehr Tageszeit zum Trocknen des Grases gewonnen wird, um dem Regenwetter geschwinder ausweichen zu können.

Bey den meisten Domänen- und Privatgütern sind Frohnen, sowohl zum Mähen, als Dörren und Sammeln des Grases. Wenn nun das Mähen durch Fröhner geschehen soll, die insgemein nur eine gewisse Anzahl Tage lang zu mähen schuldig sind, so hält es schwer,

schwer, ihre Tage in Nächte zu verwandeln; noch schwerer aber, von ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen; sie sind unwillig, thun die Arbeit mit Verdruß und Zwang, mithin unvollkommen; sie glauben, doppelte Dienste zu thun, da sie doch nur einfache schuldig sind, weil die Nachtsdienste insgemein für doppelt gerechnet werden, und z. B. überall die Boten, welche bey Nacht verschickt werden, auch doppelten Lohn erhalten. Man wird daher wohl thun, nie zum Mähen Fröhner anzustellen, sondern diese Arbeit um den Lohn durch geschickte Subjecte, die weit seltener sind, als geschickte Getreideschnitter, und zwar bey Nachtzeit und Mondenlicht verrichten, oder, wenn der Mond nicht scheint, doch gleich bey Anbruch des Tages damit anfangen zu lassen. Es ist ohnedieß in den meisten Gegenden eingeführt, daß der Lohn nicht nach der Zeit, die damit zugebracht wird, sondern nach der Größe der Wiesen berechnet und bezahlt wird. Weil aber die Mähedienste selten persönliche Schuldigkeiten sind, sondern den Gütern ankleben, folglich zu den Einkünften gehören, die nicht verschenkt zu werden pflegen, so versteht sich von selbst, daß solche Dienste billig taxirt, und die Taxe dafür von den davon befreyten Fröhnern erhoben werde, die sich nicht weigern, sondern es vielmehr als eine Wohlthat ansehen werden. Die übrigen Arbeiten hingegen, da das gemähete Gras bald zusammen geharket, bald ausgebreitet, bald auf größere oder kleinere Haufen gebracht, und endlich auf den Wagen geladen wird; diese alle können eher ohne Bedenken durch die Fröhner geschehen, weil dieses lauter Arbeiten des Tages sind, die unter der Aufsicht und in beständiger Gegenwart des Verwalters, oder eines von ihm dazu bestellten Aufsehers geschehen müssen.

Wo indessen das Grasmähen noch durch die zu Handdiensten verpflichteten Unterthanen verrichtet wird, kann denselben kein so hohes Tagewerk, wie bey dem

Getrei-

Getreidemähen, auferlegt werden. Da von keinem Unterthan, so treu er auch an und für sich selbst seyn mag, vermuthet werden kann, daß er in dem herrschaftlichen Dienste den äußersten und möglichsten Fleiß anwenden werde: so hat eine Herrschaft mit einem mäßigen Fleiße zufrieden zu seyn Ursache. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß ein Grasmäher bey mittelmäßigem Fleiße mehr nicht als einen halben großen Bruchmorgen (*) bestreiten kann; mithin ist bey dieser Arbeit das Tagewerk eines Fröhners auf 240 rheinl. Ruthen, welches gerade 1½ magdeb. Morgen beträgt, zu bestimmen. Jedoch ist das Grasmähen nicht an allen Orten gleich schwer oder leicht.

Oeconomia forensis, 6. Band, S. 251.

Der Speisung der Grasmäher wird weiter unten Erwähnung geschehen.

Wenn das Gras abgemähet ist, muß es umgewendet und getrocknet werden, und alsdann ist es Heu. Dieses ist der ganze Prozeß mit wenig Worten. Es gehört aber noch mehr dazu, um die Sache recht zu verstehen.

Man findet in den meisten ökonomischen Büchern den Rath: Man soll das Gras, wenn es gehauen ist, in Schwaden liegen lassen, bis den andern Morgen der Thau abgetrocknet ist, alsdann solches sogleich wenden und breiten, des Abends in kleine Haufen, die man Brechschober, Wetterhaufen, Windhaufen, Windreihen oder Winterpäckchen, im Stadischen Rucken, in Schlesien Köpfel, Raupele zu nennen pflegt, bringen, und so lange darin stehen lassen, ohne etwas weiter damit vorzunehmen, bis es aufgeladen und eingefahren wird, welches bey gutem Wetter gar füglich nach 2 Tagen geschehen kann. Das auf diese Art gemachte Heu soll nicht nur dem Ansehen nach besser, son-

(*) Ein großer Landmorgen beträgt 418, ein Bruchmorgen hingegen 480 rheinländische Ruthen.

sondern auch der innern Güte nach viel saftiger, nahrhafter und gesünder seyn, als jenes, dem durch das allzu öftere Wenden und Breiten in der Sonnenhitze die kräftigsten Bestandtheile ausgezogen, und nichts als ein ausgedörrter leerer Halm gelassen worden, welcher noch sehr oft schädliche Eigenschaften angenommen hat, dahingegen ein Tag genug ist; dem Grase die meisten und überflüssig wässerigen Theile zu benehmen, die darin gebliebene Feuchtigkeit aber just zureichend ist, die nöthige Gährung zu verschaffen, welche Gährung wieder durch das Auf- und Abladen zu rechter Zeit gedämpfet wird, ehe eine nachtheilige Veränderung dadurch hat entstehen können. Man soll durch dergleichen Heu gesünderes Vieh, bessere Milch, schmackhaftere Butter bekommen, ja sogar mehr Vieh darauf halten können, und die Pferde sollen dadurch den meisten Krankheiten, welche vom schlechten Heu herrühren, entgehen. Ein Mehreres von dieser vorzüglichen Art, das Heu trocken zu machen, findet man in einem Schreiben aus London, v. 20. Jun. 1765, in No, 30 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 268—270.

Das jetzt beschriebene Verfahren ist nicht nur in England, sondern auch in Schweden gebräuchlich. Hr. Pfarrer Hederström meldet in seiner Beschreibung des Kirchspiels Rösby in Ostgothland, (s. den XIX. Band der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1757, S. 269) daß manche Landwirthe die Vorsichtigkeit brauchen, daß sie nicht den ersten Tag das Heu zusammenrechen, sondern es da liegen lassen, wo es gehauen ist, damit es desto besser trockne, vornämlich aber, damit die abgehauenen Grasstoppeln bey der Sonnenhitze und trocknem Winde ihre Feuchtigkeit nicht allzu stark von sich lassen, und dadurch den Graswurzeln Schaden thun, sondern, wegen des über ihnen liegenden Grases, Zeit haben, sich zu setzen und zusammen zu ziehen. Eben daselbst hielt

man

man auch ehemals bey der Heuernde für rathsam, das Heu nicht nur einen Tag an dem Orte, wo es gehauen worden, liegen zu lassen, sondern auch dasselbe, nachdem es in Schober gesammelt worden, noch einige Tage stehen und ausschwitzen zu lassen.

Was das vorgeschlagene Heutrocknen in Schwaden betrifft: so muß vornämlich darauf Rücksicht genommen werden, ob die Wiesen stark oder schwach bewachsen seyn; ob die gehauenen Futterkräuter nahrhaft oder mager seyn; ob der Wiesengrund feucht oder trocken sey; ob wir Sonnenschein, Wind und trockene, oder Regen, veränderliche und nasse Witterung in dieser Zeit getroffen haben; ob die Wiesen frey, der Sonne und der durchstreichenden Luft ausgesetzt liegen, oder mit Hecken, Gebüschen, Holzungen eingeschlossen seyn; ob man die Heuärnde im Jun. Jul. oder August vornimmt? Sind die Wiesen stark bewachsen, so giebt es beym Abmähen hohe Schwaden; diese kann die Sonne nicht durchscheinen, und der Wind nicht durchwehen; es müssen also die Schwaden aus einander geschossen werden. Dieses muß auch geschehen, wenn die abgehauenen Futterkräuter nahrhaft und voll Säfte sind, wohin von unsern einländischen Gewächsen, der rothe, weiße gelbe oder so genannte Wiesenklee, alle Arten wilder Wicken, Kuhblumen, u. a. m. gehören. Bleiben diese starke, hohe, diese saft- und blätterreiche Schwaden einen Tag und länger bey warmer Witterung, zumal wenn solche in Thau oder Regen abgenähet und dadurch gehäufet werden, unausgeschossen liegen, so erhitzen sich die Kräuter, werden gelblich und ihre Blätter schwärzlich, fallen beym völligen Trockenmachen ab, bleiben folglich auf der Wiese liegen, gereichen dem Vieh nicht zur Winternahrung, sondern es kommen solchergestalt nur die dürren kraftlosen Halme auf die Futterställe. Je saftreicher der abgehauene Wiesenwuchs ist, welcher in den Mona-

ten Jun. und Julius, bis Jacobstag einfällt, je mehr muß solcher gewendet und gebreitet werden, wenn man nicht gegen Aufwendung einiger Groschen Tagelohn des ökonomischen Nutzens des Heues verlustig gehen will. Sind hingegen die Wiesen schwach bewachsen, ihre Futterkräuter mager, der Grund trocken, haben wir Wind und Sonnenschein, und liegen die Wiesen frey: so kann man freylich Tagelohn ersparen, das abgehauene Gras in Schwaden liegen lassen, bis den andern Morgen der Thau abgetrocknet ist, alsdann solches sogleich breiten und wenden, des Abends in die gewöhnlichen kleinen Windhaufen bringen, und so lange darin stehen lassen, bis es aufgeladen und eingefahren wird. So bald aber Witterung und Umstände ein anderes erfordern, muß ein kluger Heumacher auch darnach seine Einrichtung machen.

Was den zweyten Satz betrifft, daß durch die Sonnenhitze die kräftigsten Bestandtheile ausgezogen, und daß die Gährung durch das Auf- und Abladen zu rechter Zeit gedämpfet werde: so muß jeder Haus- und Landwirth bey seiner Heuärnde die Sonnenwärme und Witterung in alle Wege beobachten, in den heißen Mittagsstunden das Heu ruhen lassen, die Bearbeitung desselben und das Aufladen selbst, in die Nachmittags- oder Abendstunden, wenn keine trübe Wolken aufsteigen, verschieben. Das läugne ich aber gänzlich, daß, wenn durch eine darin gebliebene überflüssige Feuchtigkeit die Gährung entstehen sollte, solche durch das bloße Auf- und Abladen gedämpfet würde. Vielmehr brennt sich das Heu auf dem Boden; die blätterreichen Futterkräuter werden schwärzlich; die ganze Masse des Heues wird bitter und sauer; und anstatt daß von dieser Fütterung das Vieh gesund werden, gute Milch und Butter geben sollte, wird man von allem das Gegentheil erfahren.

55 St. der gel. Beytr. zu den Braunschw. Anz. v. J. 1772, Col. 345, 599.
No. 37 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1772, S. 501, f.

Wenn bey dem Heumachen ein Regen fällt, so muß man das ausgebreitete und naß gewordene Heu nicht umwenden, sondern es so, wie es liegt, trocknen lassen, welches auch gar bald geschieht, indem solche Regen selten anhaltend sind. Wendet man hingegen dieses Gras, welches beynahe trocken gewesen, nunmehr aber durch einen Zufall auf der Erde wieder naß geworden ist, um, so thut die Feuchtigkeit der Erde demselben großen Schaden. Läßt man es aber liegen, so wird der naß gewordene obere Theil gar bald wieder trocken werden, indem die darauf gefallene Nässe nur leicht ist, und die Sonne und Luft eine große Kraft haben.

Wenn dieses alles geschehen ist, kann das Heu so hingeworfen werden, daß es bequem zu laden liege; und alsdann ist es in dem gehörigen Zustande, eingefahren zu werden.

Ob das Heu gehörig trocken sey, wissen erfahrne Wirthe durch das Gefühl zu erkennen. Sonst erforscht man es auch auf die Art, daß man eine Hand voll Heu in die Luft wirft. Fällt es geschwinde und senkrecht herunter, so ist es noch feucht: flattert es aber umher, und fällt langsam, so ist es ein Zeichen, daß es trocken sey.

Das Heusammeln an und vor sich selbst kann zwar von Weibspersonen, wenn sie nur sonst von dem gehörigen Alter, Stärke und Tüchtigkeit sind, eben so gut, als von Mannspersonen, verrichtet werden; doch erfordert es an vielen Orten, wo das Heu nicht sofort, als es gesammelt worden, eingefahren werden kann, die Nothwendigkeit, daß dasselbe in große Haufen, welche bis zum Winter stehen bleiben, gebracht werde. Zur Setzung solcher Haufen gehört nun allerdings eine Geschicklichkeit, die man eher von einer Manns- als Weibsperson vermuthen kann. Findet man nun un-

ter seinen Dienstleute keine Weibsperson, die dazu tüchtig wäre: so ist eine Herrschaft allerdings berechtigt, zu verlangen, daß die zu Handdiensten verpflichteten Unterthanen der Reihe nach hiezu eine tüchtige Mannsperson stellen müssen.

So wenig in Ansehung des Getraide- als Heusammelns, kann ein gewisses Tagewerk mit Zuverlässigkeit bestimmet werden, weil diese Arbeiten gar zu sehr von der Beschaffenheit der Witterung, die weder in der Herrschaft noch der Unterthanen Gewalt steht, abhängt. Solches aber hindert nicht, daß nicht bey der allgemeinen Vertheilung der Dienste auf die vorfallenden Wirthschaftsgeschäfte, auch hierunter etwas gewisses festzusetzen möglich sey; wovon ich weiter unten bey Gelegenheit der Heufuhren, sprechen werde.

Bey dem Aufladen des Heues, ist dahin zu sehen, daß es mit in die Bäuche des Heuwagens geladen, recht derb eingetreten und vollkommene zwey- oder vierspännige Fuder gemacht werden. Jedes Fuder wird mit dem so genannten Heubaum, Wiesbaum oder Wiesenbaum (verd. Wieselbaum) gebäumet, d. h. das auf dem Wagen liegende Heu wird mit einem geraden und starken Baume, welcher so lang ist, daß er hinten und vorn über den Wagen hinaus reicht, befestiget, indem man den Baum, der Länge nach, oben auf das Heu leget, und die beyden Enden vorn durch eine Kette, und hinten mit einer starken, ungefähr 12 bis 16 Ellen langen, Leine oder Seil, welches die Heuleine oder das Heuseil genannt wird, fest an den Wagen anzieht, damit die Ladung dadurch beysammen bleibe.

Zu den Heufuhren werden gemeiniglich sehr große Wägen genommen, welche 50, 60 bis 80 Centner fassen, und schwere mit Eisen beschlagene Räder haben, und daher mit hinlänglich starken Pferden bespannet werden müssen. Auf Wiesen von sehr festem Boden

ist

ist keine Bedenklichkeit deßhalb vorhanden; auch ist an solchen Wiesen nicht viel gelegen, weil ihr Gras von keinem besondern Werthe ist. Zwar wächst das beste Gras eben nicht auf losem und sumpfigem, aber doch auf settem und weichem Boden. Läßt man nun über diesen schwere Wägen gehen, so zerschneiden und zerreißen sie ihn in hundert Furchen und Löcher, die zwar in der Folge sich wieder erheben können, aber doch, wie die Erfahrung lehrt, entweder sehr spät, oder grossentheils gar nicht. Wird dieses einige Jahre wiederholt, so wird endlich die Wiese wie eine Scheuntenne zusammen gefahren, und die fruchtbar gewesene fette Wiese ist nun an den vierten Theil ihres Ertrages herab gesetzt. Es müssen daher zu den Heufuhren auf serten weichen Wiesen, kein schwere und große, sondern nur kleine und leichte Fuhrwerke mit breiten unbeschlagenen Pochrödern gelassen, und das Heu also eingefahren, oder die Wägen doch nur auf solche Stellen der Wiese geführet werden, die fest genug sind, den einschneidenden Rädern zu widerstehen; oder man muß, wenn die Wiese keine solche Plätze hat, den Wagen außerhalb oder an ein Ende derselben stellen, und das Heu dahin tragen lassen. Es wird zwar einigen mehrern Aufwand von Zeit und Arbeit erfordern, um das Heu tragen zu lassen; allein, durch eine wohlgeordnete Einrichtung können alle Schwierigkeiten leicht überwunden werden. Bey dem Aufsammeln und Laden des Heues können viele Menschen, die so gar aus Lust mit Arbeiten, auch Kinder, angestellet werden; und das Tragen des Heues bis an die Stelle, wo es geladen wird, erfordert alsdann so wenig Zeit und Aufwand, daß, die Beschwerlichkeiten nicht einmal gerechnet, die man mit Mühe, auch Gefahr des Umwerfens, wobey sogar Pferde und Gespann Schaden leiden können, zu überwinden hat, wenn man in weiche Wiesen schwere Wägen schicket, ich es fast auf mich

nehmen wollte, in kürzerer Zeit und mit geringern Kosten eine weiche Wiese auf diese Art mähen und abbringen zu lassen, als ein anderer, der dieses auf jene Art mit schweren Wägen, die auf der Wiese herum gefahren werden, es würde möglich machen können. Es ist aber ein Unterschied zu machen, wenn die Wiesen in einem Mohre (einem sumpfigen, morastigen Lande, von einem schwarzen Boden, dergleichen dasjenige ist, woraus Torf gegraben wird,) liegen, wie in manchen niederdeutschen Gegenden gefunden wird, wo die Menschen keinen Schritt thun können, ohne bis an die Waden, oder noch tiefer, einzusinken, und wo also mit Pferden und Wagen die Gefahr verhältnißmäßig noch größer ist. Hier findet das Tragen des Heues, welches auf solchen Mohrwiesen gemacht wird, bis zu einer festen Stelle, auf welcher der Wagen steht, deswegen nicht Statt, weil solche Mohre gemeiniglich von sehr großem Umfange sind, mithin das Tragen zu viel Zeit und Menschen erfordern würde, und doch bey dem Tragen die schwer beladenen Menschen fast dieselbe Gefahr des Einsinkens laufen würden, als Wagen und Pferde. Man hat daher eine andere Art, die Wägen und Pferde auf die mohrigen Wiesen zu bringen, ohne sie der Gefahr des Versinkens auszusetzen, ersonnen. Die Räder sind nämlich nicht nur, auf die bereits erwähnte Art, mit einem viel breitern Rande versehen, damit sie mit weniger Schärfe einschneiden mögen, sondern die Wägen selbst sind auch kleiner, und werden nicht überladen; das Hauptwerk aber kömmt auf die Pferde an, die mit ihren Füßen weit tiefere Löcher schlagen können, als die Räder. Diesen Pferden werden daher hölzerne Tafeln unter die Hufeisen geschoben, dergestalt, daß sie dadurch zwar am Gehen nicht sehr gehindert werden, aber doch auch die Tafeln nicht abschütteln können. Denn gleichwie ein Pfahl in einen Sumpf weit tiefer einfährt, als ein Bret, welches horizontal dahin geworfen wird,

so

so schwer es auch in der Mitte beladen seyn möge: also kann auch das Pferd, welches auf vier Tafeln steht, nicht so leicht, und auch lange nicht so tief eindrücken, als mit den bloßen Hufeisen. Die Menschen selbst, die bey der Heuärnde sich beschäftigen, bedienen sich dieser Vortheile an ihren Füßen, davon wir einen Theil der Möglichkeit bey unsern Gärtnern sehen, die ihre Pflanzenländer ebenfalls mit Bretchen, die sie sich unter den Füßen befestigen, fast auf gleiche Weise, wie durch die Walze geschieht, auf der Oberfläche zusammen drücken, und in dieser Art zu treten sehr geübt sind. Dasjenige, was ich bisher gesagt habe, ist nur von solchen Mohren, die nicht ausgestochen werden, zu verstehen.

Was die obere Einrichtung der Heuwägen betrifft, so geschieht das Einfahren des Heues am besten mit solchen Wägen, worauf man ein Leitergitter auf Stützen oder Rungen gelegt hat, welche Stützen man beym Abladen an der einen Seite wegnimmt, welches die Arbeit sehr befördert.

Einen in England gebräuchlichen einspännigen Heukarren, sieht man Fig. 1313 abgebildet. Die Räder sind 10 Fuß hoch und 10 Zoll breit. Die Achse A ist länger, als gewöhnlich, und geht mitten durch den Karren, damit sie verhüte, daß solcher nicht so leicht umfalle, und die Stangen mit des Pferdes Brust gleich mache.

In Bergslagen, in Schweden, bedient man sich gewisser Heuschlitten, die auf dem Grase so leicht laufen, als auf dem Eise. Sie sind etwas länger und breiter im Gange, als die gewöhnlichen Schlitten, haben einen Boden von dünnen Bretern, und eine Erhöhung an beyden Seiten, damit das Heu sicher liegen möge.

Auch bey den Heufuhren muß man, wo möglich, keine Frohnfuhren gebrauchen, sondern diese lieber auf

Geld setzen. Denn zu eben der Zeit, da die herrschaftlichen Wiesen gemähet und abgebracht werden, haben auch die Unterthanen und Bauern mit ihren eigenen Wiesen zu thun, wo es denn hart und gewissermassen grausam wäre, den armen Landmann zur Versäumung seiner eigenen Aernde zu zwingen, um die herrschaftliche zu befördern.

Die Heufuhren gehören hienächst auch zu denjenigen nach Tagen eingerichteten Bauerdiensten, wobey von Seiten der Bauern der größte Mißbrauch und eine Menge von unausstehlichen Betriegereyen ausgeübet wird. Es kömmt auch hiebey, so wie bey den Getraidefuhren, theils auf die Ladung, und theils auf die Entfernung der Wiesen, von welchen das Heu geholet und heran gefahren werden muß, an. Sind die Wiesen nahe bey dem Dorfe, und höchstens nur eine Viertelmeile davon entfernt, so geschieht einem dienstbaren Bauer nicht zu viel, wenn er täglich 2 Fuder, und zwar in Ansehung der zweyspännigen, à 8, und der vierspännigen à 12 Ctn., anzufahren angehalten wird. Ist der Ort, von welchem das Heu geholet werden muß, dem Dorfe noch näher, als $\frac{1}{4}$ Meile, so können ganz füglich 3 bis 4 Fuder von ihm verlangt werden. Muß er aber eine Meile, und weiter, dornach fahren, so thut er genug, wenn er täglich 1 Fuder heran rücket. Denn nicht allein das Auf- und Abladen des Heues nimmt viele Zeit weg, sondern es muß auch bey dem Heufahren, wegen der großen und hohen Wägen viel Behutsamkeit beobachtet werden, und es kann daher damit nicht so eilig, als bey andern Lasten möglich ist, zugehen. Nach dem Verhältniß des Gespannes, sollte zwar ein vierspänniger Bauer, wenn ein zweyspänniger 8 Ctn. ladet, noch einmal so viel, nämlich 16 Ctn. fortschaffen. Wegen der Last selbst gienge solches auch gar wohl an, indem man die gewöhnliche Ladung für 1 Pferd, auf 6 Ctn. rechnet, die

von

ren mir bestimmten Heufuder aber weit weniger betragen. Allein, mehrentheils fehlt es auf den gemeinen Bauerwägen an Platz zu mehrerm Heu. Ein überladenes Fuder Heu aber wird sehr leicht umgeworfen, und der daraus entstehende Schade trifft allemal den Herren selbst. Indessen ist hiebey unter dem Heu, ob solches klein- oder stark-halmig ist, ein Unterschied zu machen, indem von dem erstern, weil dasselbe weniger Platz einnimmt, ganz füglich ein Paar Centner mehr, als von dem letztern, aufgeladen werden können.

Gleichwie ferner überhaupt die guten und schlimmen Wege einen großen Einfluß in alles Fuhrwerk haben, und die aufzuladende Last nicht allein mit den Kräften des Gespannes, sondern auch mit der Beschaffenheit des Weges in einem Verhältniß stehen muß: so hat man dieses auch bey den Heufahren nicht außer Augen zu setzen. Auf weichen, morastigen und tiefen Wiesen, wo öfters Pferde und Wagen einsinken, können daher nicht so starke Fuder, als auf hohen und trocknen, geladen, und dem Bauer anzufahren zugemuthet werden. Bey dergleichen Umständen ist es billig, daß von der oben bestimmten Centnerzahl, sowohl bey den zwey- als vierspännigen Heufudern, etwas verhältnißmäßiges abgezogen werde. Eine allgemeine Bestimmung läßt sich hierunter nicht angeben, weil auch selbst die tiefen Wiesen nicht alle gleich sumpfig und morastig sind, sondern in der einen immer besser fortzukommen ist, als in der andern. Eine billig denkende Herrschaft wird hierunter schon von selbst solche Maßregeln zu treffen wissen, deren Beobachtung den Bauern nicht zu ihrem Verderben gereicht. Sollen aber die Heufuhren, welche die Bauern verrichten müssen, nicht ganz vereitelt werden, so wird für die zweyspännigen 6, und bey den vierspännigen 10 Ctn. eine Last bleiben, welche sie auch auf sumpfigen Wiesen allemal abzufahren im Stande sind. Sonst kann

ein Grundherr auch diesem Verluste an den Heufuhren bey tief liegenden Wiesen gar leicht dadurch entgehen, wenn er das darauf gewonnene Heu nur bey Frostwetter, welches auch die Moräste und Sümpfe stehend macht, abfahren läßt. Er wird dadurch nicht allein sich selbst einen Vortheil stiften, sondern auch den Bauern in diesem ihren Dienstgeschäfte eine große Erleichterung verschaffen. Denn, wenn auch gleich die Bauern auf einer morastigen Wiese einige Centner weniger aufzuladen die Erlaubniß haben, so werden doch allemal die Pferde dabey weit mehr abgemattet, als wenn sie auf festem Wege ihre volle Ladung hinter sich haben.

Es ereignet sich nicht selten, daß die Wiesen, auf welchen das abzufahrende Heu befindlich ist, zwar an sich selbst morastig, und mit schwerer Last nicht wohl zu befahren sind, das Heu aber nur einige hundert Schritt vom festen Lande steht, und, wenn es dahin gebracht worden, die oben bestimmte Centnerzahl gar füglich aufgeladen und fortgeschaffet werden kann. Hiebey entsteht nun die Frage: Ob die Bauern nicht schuldig seyn, bey solchen Umständen, so viel Heu, als zu einem vollen Fuder erfordert wird, auf zwey oder dreymal heraus auf das feste Land zu rücken, solches alsdann gehörig aufzuladen, und solcher Gestalt ihre gehörige Fuder abzuliefern? Da die Bauern den ganzen Dienstag in herrschaftlichen Arbeiten zubringen müssen, so sehe ich keinen Grund ab, warum sie auch nicht hiezu verbunden seyn sollten, zumal da die Anzahl der Fuder, welche ihnen nach meinem Vorschlage in einem Dienstage auferleget worden, dergestalt gemäßigt ist, daß sie zu diesem Herausrücken des Heues auf das feste Land noch immer Zeit genug übrig behalten.

Ich habe, z. B. wenn das abzuholende Heu nicht über $\frac{1}{4}$ Meile von dem Gute steht, das Tagewerk der Bauern bey den

Heu-

Heufuhren auf 2 Fuder bestimmt. Rechnet man denselben nun auch zum Aufladen eines jeden Fuders 1 Stunde, zum Abladen ½ Stunde, und zum Hin- und Herfahren 1 Stunde: so wird der Bauer doch überhaupt zu diesen beyden Fudern mehr nicht als 5 Stunden nöthig haben, folglich noch Zeit genug, das Heu vorher aus den Wiesen heraus zu rücken, übrig behalten, zumal in derjenigen Jahrszeit, wo die Wiesen morastig sind, eben nicht die kürzesten Tage zu seyn pflegen.

Die Bestimmung der Bauerfuder nach Centnern, wird vielleicht manchen zu weitläuftig scheinen, indem der bloße Augenschein hierunter sehr betrieglich ist, und man ein Fuder Heu, nach dem bloßen äußern Ansehen, in Ansehung seines Gewichtes, nicht so genau schätzen kann. Ich gebe dieses gar gern zu; indessen werden noch immer Mittel und Wege, jedes Fuder Heu ohne viele Umstände und Zeitverlust abzuwägen, vorhanden seyn. Man hat in großen Heumagazinen solche Wagen, auf welchen ein ganzes Fuder Heu nebst dem Wagen Raum hat, und gewogen werden kann. Von dem Betrage des Gewichtes wird der Wagen als Tara abgezogen, und alsdann ergiebt sich die Zahl der aufgeladen gewesenen Centner Heu von selbst. Die Einrichtung solcher Heuwagen werde ich weiter unten beschreiben. In einer großen Wirthschaft, wo ordentlicherweise eigene Heuscheunen befindlich sind, wird solche Wage in der Scheune gar leicht angebracht werden können; und die dazu erforderlichen Kosten sind auch nicht für wichtig genug zu achten, um deshalb eine so löbliche Wirthschaftsordnung gänzlich zu unterlassen. Der Bauer wird sich schon von selbst in Acht nehmen, daß er nicht zu wenig auflade, wenn er nur weiß, daß solche Wage, wodurch seine hierunter begangene Betriegerey entdecket werden kann, vorhanden ist. Es wird daher, wenn die Sache einmal eingerichtet ist, nicht immer alle Heufuder abzuwägen nöthig seyn, sondern nur bey denen geschehen dürfen, bey welchen man, dem äußern Ansehen nach,

einen

einen Zweifel hat, ob sie auch das gehörige Gewicht enthalten möchten. Diejenigen, die hiebey auf unrechtem Wege betroffen sind, müssen nicht allein dafür gehörig bestrafet, sondern auch, das fehlende Heu ausser ihren Diensttagen nachzuhohlen, angehalten werden. Dieses und das Daseyn der Wage zusammen genommen, wird die unfehlbare Wirkung thun, daß sich so leicht keiner auf dergleichen Unterschleife betreten lassen wird.

Wer die Kosten zur Anschaffung einer solchen Heuwage scheuet, und lieber bey dem Alten bleiben will, dem wird freylich die Bestimmung der Bauerheufuder nach Centnern nichts helfen, und er wird beständig bey diesem Dienstgeschäfte der Discretion der Bauern, ob sie viel oder wenig aufladen wollen, ausgesetzt bleiben. Doch will ich, diesen Schlendrians-Wirthen zum Besten, einige Kennzeichen angeben, wornach man beurtheilen kann, ob ein Fuder Heu gut oder schlecht geladen sey. Auch hier hat der Bauer mancherley Kunstgriffe, um dem Herren ein Blendwerk vorzumachen. Man sieht öfters zwey Bauerfuder gegen einander, wovon das eine über die Leitern sehr hoch, das andere aber nur ganz flach geladen ist. Dem äußern Anscheine nach sollte man glauben, daß jenes weit mehr Heu, als dieses, in sich enthielte. Allein man irret sich, und bey einer genauern Untersuchung wird sich das gerade Gegentheil hievon finden. Der Raum zwischen den Leitern ist der Ort, wo ein guter und ehrlicher Lader das meiste Heu anbringt. Seine Leitern stehen nicht allein in der gehörigen Weite aus einander, sondern er tritt auch das dazwischen geladene Heu so fest ein, daß man bey der Untersuchung eines solchen Wagens kaum mit der Hand hinein kommen kann. Ein Bauer hingegen, der die Absicht hat, seine Herrschaft bey den Heufuhren zu hinterziehen, zwingt nicht allein die Leitern, so viel als mög-

lich, zusammen, um den Raum zwischen denselben desto enger zu machen, sondern wirft auch das Heu ganz lose hinein, ohne es mit den Füßen einzutreten. Um jedoch dem Fuder ein Ansehen zu geben, und der Herrschaft ein Blendwerk zu machen, thürmet er über die Leitern desto mehr Heu auf, welches aber, weil es niemals so fest, als das zwischen den Leitern liegende eingetreten werden kann, nur immer eine Kleinigkeit beträgt. Man kann ganz sicher rechnen, daß ein in den Leitern wohl und tüchtig geladenes Fuder ein Drittel mehr Heu enthält, als ein anderes, bey welchem diese Ladungsart nicht beobachtet worden, ob es gleich über die Leitern eine weit merklichere Höhe hat. Die Verkürzung der Heuwägen ist ebenfalls ein Kunstgriff, dessen sich die Bauern bey diesem Wirthschaftsgeschäfte gemeiniglich zu bedienen pflegen. Daß auf einen kurzen Wagen nicht so viel Heu, als auf einen langen, geladen werden könne, giebt schon die Vernunft, weil auf diesen beyden Wägen nicht einerley Raum vorhanden ist. Will nun eine Herrschaft diesen gewöhnlichen Bevortheilungen der Bauern ausweichen, so muß sie eines Theils darauf halten, daß die Wägen die gehörige Länge haben, und die Leitern nicht über den Hinterwägen hervor stehen. Hienächst kann man die von den Bauern angefahrnen Fuder Heu, ob sie gut und tüchtig geladen seyn, nicht besser prüfen, als wenn man in das zwischen den Leitern geladene Heu mit der Hand hinein fährt. Kann man in dasselbe nicht allein mit der Hand, sondern auch wohl mit dem ganzen Arme, ohne Mühe hinein bringen, so ist es ein sicheres Merkmal, daß der Bauer schlecht geladen habe. Findet man aber, bey dieser Probe, das Heu zwischen den Leitern dermaßen fest zusammen gepacket, daß es Mühe verursachet, mit der Hand oder dem Arme hinein zu bringen, so kann man überzeugt seyn, daß der Bauer ehrlich gehandelt, und gut geladen habe.

Diese

Diese wirthschaftliche Untersuchungen würden von keinem Nutzen oder Wirkung seyn, wenn der Grundherr nicht das Recht hätte, die schlechten Lader für ihre hierunter ausgeübte Betriegereyen gehörig zu bestrafen, und von ihnen, wegen der erlittenen Verkürzung in seinen Diensten, eine billigmäßige Entschädigung zu fordern. Es ist daher nicht ungerecht, wenn ein Bauer der von einer solchen bey den Heufuhren in Ansehung der schlechten Ladung begangenen Betriegerey überzeuget worden ist, außer dem Dienste, an seinen Freytagen noch ein zweytes Fuder heran zu fahren angehalten wird. Will dieses noch nicht fruchten, so verfährt ferner eine Herrschaft nicht ungerecht, wenn sie ihn, außer dieser Schadenersetzung, noch überdieß mit einer willkührlichen Strafe beleget. Auch selbst den Zeitpächtern, welchen sonst nur der bloße Dienstzwang verstattet ist, kann dieses nicht verwehret werden.

Oeconomia forensis, 5 Th. S. 127, und 6 Th. S. 151, fgg.

Wenn die Heuärnde angeht, findet eine gewisse besondere Speisordnung Statt, welche von der Speisung in der Getraideärnde etwas abgeht. Ich werde hier, mit dem beliebten Hrn. Verfasser der Hausmutter, das Schema zur Speisung in der Heuärnde, auf den August, nach der Rocken- und Weizenärnde stellen, obgleich bey zwey- oder dreyschürigen Wiesen, die erste Heuärnde schon um Johannis fällt. Man muß daher bey dem Schema an den August denken, wenn darin einiger Vorkosten Erwähnung geschieht, die als Zeitspeisen in gedachtem Monate, aber nicht im Junius, zu haben sind.

Eine Aerndewoche fürs Grasmähen.

Montag.

Frühstück im Hause, um 5 Uhr. Branntwein, Butter und Bärmkuchen.

Früh-

Frühstück im Felde, um 7 Uhr. Hirsesuppe, gekochte Eyer, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Grünkohl und geräucherter Schinken, oder dergleichen Schulterblatt. Butter.
Vesperbrod. Brod, Butter und Käse. Zuweilen wird auch in den ersten Tagen des Grasmähens, noch wohl Bärmkuchen zum Vesperbrod in dem Korber den Schnittern mit ins Feld gegeben.
Abendbrod. Eyer und gekochte Gurken. Butter.

Dienstag.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Heidegrützsuppe, gekochte Eyer, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Kartoffeln mit Hammelfleisch. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Eyerkuchen und gekochte Gurken oder gemeiner Salat, wenn letzterer noch im Garten befindlich ist. Butter.

Mittwoche.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Hafergrützsuppe, Brod und Butter.
Mittagsmahlzeit. Linsen und geräucherte Schellrippen, oder dergleichen Schulterblatt.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Graupensuppe, Eyerkuchen, Butter.

Donnerstag.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Hirsesuppe. Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Erbsen und Fleisch, frisches oder geräuchertes. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Kartoffelsuppe. Butter.

Freytag.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Heidegrützsuppe, Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Pastinaken mit Enten- oder Gänsefleisch. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Eyerkuchen, oder vom Mittage übrig gebliebenes Fleisch und Gurken. Butter.

Sonnabend.

Frühstück im Hause. Wie am Montage.
Frühstück im Felde. Hafergrützsuppe, Butter und Brod.
Mittagsmahlzeit. Mohrrüben und Saubohnen mit Speck oder Schulterblatt. Butter.
Vesperbrod. Wie am Montage.
Abendbrod. Graupensuppe, Eyerkuchen, Butter.

Sonntag.

Mittagsmahlzeit. Erbsen und geräuchertes Fleisch.

In der Heuärnde wird den Schnittern nicht mehr, wie in der Getraideärnde, ganzes oder starkes, sondern Nach- oder Speisebier, auch bey den Mittagsmahlzeiten kein Branntwein mehr gegeben.

Das Frühstück im Felde, welches mit der Suppe angefangen wird, muß, wie in der Getraideärnde, den Schnittern zugeschickt werden. Das Vesperbrod hingegen müssen sich die Schnitter in einem Kober (einer Tabel,) wie auch das Getränk, selbst mitnehmen, wenn sie des Mittags im Hause gegessen haben.

Wenn die abzumähenden Wiesen vom Hause allzu weit entfernt sind, so ist es besser, den Schnittern die Mittagsmahlzeit, das Vesperbrod und das nöthige Getränk, hinaus zu senden, damit sie durch Hin- und Hergehen nicht unnüzerweise die Zeit verbringen.

Sind die Wiesen meilenweit vom Hause entlegen, welches gemeiniglich das Schicksal hoch gelegener Oerter ist, da läßt man die Gracmäher mehrentheils hinfahren, und sogleich das auf so viele Tage benöthigte Essen mitnehmen, als sie von Hause wegbleiben müssen um die Wiesen hinter einander weg abzumähen. In diesem Falle hat das Herkommen schon gewisse Speisen, ihrer Art und Vielheit nach, festgesezt, welches eine Hausmutter wissen und beobachten muß.

Aerndewoche zum Heumachen, nachdem das Gras abgemähet worden.

Montag.

Frühstück im Hause. Hirsesuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Klöße und Speck. Butter.
Vesperbrod, ist nicht mehr gebräuchlich; es wäre denn, daß die Leute von ihrer Mittagsmahlzeit im Felde sich noch etwas erübriget hätten. In diesem Falle müssen sie sich eigens

eigens dazu nicht hinsetzen, sondern sie müssen ihr Butterbrod stehenden Fußes aus der Hand essen. Es wird ihnen also kein Vesperbrod besonders in einem Kober, wie in der Getraidearnde, eingesteckt und mitgegeben, oder gar nachgesendet.

Abendbrod. Graupensuppe und Eyerkuchen. Butter.

Dinstag.

Frühstück. Hafergrützsuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Kartoffeln und Knackwurst. Butter.
Abendbrod. Hirsesuppe und Eyerkuchen. Butter.

Mittwoche.

Frühstück. Heidegrützsuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Pastinaken mit Tauben gekocht. Butter.
Abendbrod. Hafergrützsuppe, Eyerkuchen, Butter.

Donnerstag.

Frühstück. Kuchensuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Erbsen und gebratener Speck. Butter.
Abendbrod. Erbsesuppe von dem Reste des mittäglichen Erbsengerichtes. Eyerkuchen. Butter.

Freytag.

Frühstück. Hirsesuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Grünkohl und Knackwurst. Butter.
Abendbrod. Hafergrützsuppe, Eyerkuchen und gekochte Gurken. Butter.

Sonnabend.

Frühstück. Heidegrützsuppe, Butter und Käse.
Mittagsmahlzeit. Linsen und gebratener Speck. Butter.
Abendbrod. Buttermilchsuppe, Eyerkuchen, Butter.

Sonntag.

Mittagsmahlzeit. Erbsen und Fleisch, welches frisch oder geräuchert seyn kann.

Zu Ersparung der Zeit, muß den Leuten beym Hauen das Mittagsessen auch heraus getragen oder gefahren werden, wenn die Wiesen nicht nahe am Hause liegen.

Wenn das Nachbier von den Grasmähern bereits vertrunken worden, müssen sich die Heumacher auch wohl mit gutem Kosent begnügen.

Wenn die Mittagsmahlzeit auf der Wiese zwar verzehrt worden, und unvermutheter Regen die Leute herein treibt, muß die Hausmutter, wenn sie Tagelöhner weibliches Geschlechts hat, solche nicht entlassen, sondern sie nebst ihren eigenen Mägden im Hause, oder auf dem Hofe, oder in den Gärten, zu anderer Arbeit sogleich anstellen, damit ihre Mittagsmahlzeit nicht vergebens und ungerechnet genossen sey. Sie muß daher niemals ohne Plan seyn, damit sie sofort wisse, was bey geänderter Witterung mit den Leuten anzufangen sey. Der Hausvater aber muß alsdann auch die Knechte und die Tagelöhner männlichen Geschlechts anweisen, was sie währendem Regenwetter thun sollen. Eben so gut ist es, wenn das Wetter vormittags noch unentschieden ist, und man doch auf den Mittag, falls noch Heuwetter würde, die Tagelöhner nicht zusammen bringen könnte, daß man ihnen das Frühstück gebe, und sie zu andern Arbeiten anstelle, die sie den ganzen Tag beschäftigen, wofern das Wetter nicht gut würde. Käme aber Sonnenschein, so wäre gar viel verloren, wenn man nun nicht die ganze Anzahl seiner Leute beysammen hätte, um das Geschäft des Heuens zu vollenden. Ein versäumter halber Tag kann sehr schaden.

Nichts ist übler und verdrießlicher, als wenn das Heu naß eingeführt wird, weil es sich gemeiniglich über einander entzündet, und dem Vieh in der Fütterung recht zu einer Pest wird. Es bekömmt einen bittern Geschmack, welcher von dem feinen sich anlegenden Schimmel herrührt; und dieser ist dem Viehe so schädlich, daß man es zu Tode damit füttern kann. Dieser Schimmel ist auch die Ursache, daß Heu, welches bey anhaltendem Regen sich auf der Wiese in Haufen sehr erhitzt hat, und beym Streuen oft recht dampfet, hernach, wenn es bey Sonnenschein trocken gemacht wird, im Wenden einen Staub von sich giebt, als wenn es verschlämmt wäre.

Im 19. St. der hannöver. gel. Anz. v. J. 1753, Col. 247, f. giebt ein gewisser Schelwerth folgende Ursachen an, wodurch das Heu in eine Flamme geräth. 1) Wenn das Heu naß eingebanset wird; 2) wenn

2) wenn viel Wegewartkraut und rother Heinrich in dem Heu befindlich ist; 3) ist dasjenige Heu, welches auf niedrigen und feuchten Wiesen wächst, einer Gefahr der Entzündung weit mehr unterworfen, als dasjenige, so auf hohen, trocknen und bergigen Wiesen wächst; indem in jenen das vorgenannte Kraut sich häufig findet, und das Heu von feuchten Wiesen, weil es weicher, fetter und saftreicher, als das von trocknen Wiesen, zu seyn pflegt, sich viel fester auf einander packt, zumal wenn es nicht recht trocken eingebracht ist.

Daß der rothe Heinrich und das Wegewartkraut an dem Entzünden des Heues Schuld seyn, darin irret man sich. Alles Gras und Kraut, welches ein häufiges wesentliches Salz, und nach seiner Einäscherung ein häufiges Laugensalz liefert, ist hieran hinderlich; dasjenige Gras hingegen, welches hievon größtentheils befreyet ist, insonderheit das langschössige zackige Wiesengras, ist hiezu am ersten fähig. Wenn dasselbe mit einer gewissen Feuchtigkeit eingebanset wird, kömmt es damit in Arbeit, daß es sich erhitzt, und, wie man sich auszudrücken pflegt, brennt. Ist dieser Feuchtigkeit so viel, daß es bey dieser Arbeit nicht völlig ausdünsten kann, so wird es zu Mist. Wenn dieser Feuchtigkeit etwas weniger ist, oder vor seiner völligen Auszehrung etwas Luft bekömmt, so verbrennt es dieses Gras, daß es schwarz wird. Wenn aber diese Feuchtigkeit ein Gleichgewicht hat, der Ballen Heu auch nicht allzu klein, und vornämlich wenn er sehr dicht auf einander gedrückt ist, so jagt diese Hitze die innere Feuchtigkeit gänzlich hinaus, daher man an dem Rande eines solchen Heuhaufens die Feuchtigkeit tropfenweise hängen findet. Durch die Arbeit der innern Hitze wird dieses innere Heu zu einer völligen Kohle, welche sich von selbst entzündet, so bald sie von der äußern Luft Gelegenheit bekömmt, ihr Feuer auszubreiten.

29. St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1752, Col. 407, f.
Part of letter from Mr. *Ant. van Leeuwenhoek*, to John Chamberlayne, dated Delft, March 2, 1705, concerning the vitrifyed Salts of calcin'd Hay, ſt. im XXIV. B. der Philoſ. Tranſact. No. 296, for Febr. 1705, S. 1856—1859.

Um das naß eingebrachte Heu geſchwinder zu trocknen, und zugleich zu verhindern, daß daſſelbe ſich nicht erhitze und entzünde, pflegt man daſſelbe ſchichtweiſe zu legen, ſo daß immer eine trockne Schicht mit einer feuchten abwechſelt. An andern Orten wird daſſelbe mit Bretern überleget, und mit Steinen beſchweret, um ihm auf ſolche Art die Luft zu benehmen. Es hat aber dem ungeachtet zuweilen nicht verhütet werden können, daß nicht das Heu ſich entzündet hätte, und eine wirkliche Flamme an der Seite ausgeſchlagen wäre. Man pflegt deswegen die Einſcheuerung des Heues in Gebäude, welche von Grund auf damit angefüllet werden, dergeſtalt zu verrichten, daß man in jede der 4 Ecken eine Tonne ſetzt, und um ſolche das Heu bis an deren Rand banſet; alsdann vermittelſt einiger an einen Balken angebrachter Leinen und Rollen die Tonnen weiter in die Höhe zieht, und um dieſelben mit Einbringung des Heues bis oben hinauf fortfährt, wodurch alſo gleichſam 4 Schornſteine entſtehen, aus welchen die Hitze des Heues, und zwar meiſtens ſo ſtark, daß man die Hand nicht darüber halten kann, in die Luft fortgeht. Durch dieſes Mittel wird auch das Heu friſch gehalten, und vor allen dumpfigen Geruch bewahret. In eben dieſer Abſicht pflegen die Holländer durch die Heuhaufen hölzerne Röhren zu legen, die oft nur aus Bretern zuſammen geſchlagen ſind. Man kann freylich erwarten, daß auf dieſe Art der Luft ein Ausweg, und der Fäulung eine Hinderung gemacht wird. Einige legen Kieſelſteine dazwiſchen, um zu verhindern, daß das Heu nicht ſo feſt auf einander liege; oder vermengen es mit grob zerhacktem Rockenſtroh. Man kann auch in den Heuſcheunen,

vor

vor Einfahrung des Heues, nach dem Maße ihrer Größe, an 2, 3 oder 4 Orten, starke und lange Pfähle, in Form eines Zirkels, 1 Elle groß, in die Erde schlagen, so daß jeder Pfahl ½ Elle von dem andern entfernt ist; diesen Pfählen giebt man, sowohl in der Mitte, als oben, durch hölzerne Leisten Stärke, damit das Heu sie nicht zusammen presse, mithin die übrigen Oeffnungen verschließe, die Ausdünstung der Feuchtigkeiten hindere, und die Absicht vereitele. Weil auch die Sandsteine Feuchtigkeiten an sich ziehen, so ist, in Ermangelung jener Anstalten, oder auch neben denselben, zu geschwinderer Erreichung der Absicht, ein bewährtes Hülfsmittel, Sandsteine in die Heuhaufen zu stecken. Weil diese aber doch vermöge ihrer Schwere sich zu sehr nach der Tiefe senken, und überdieß das jährliche Aus- und Einwerfen derselben beschwerlich ist, so kann man in die Mitte des Heubodens von unten herauf einen starken Pfeiler von Sandstein oder Wacke aufführen, der zwar eben, aber nicht breit aufgesetzt, und, mehrerer Sicherheit halber, mit eisernen Bolzen befestiget wird. Dieser Pfeiler zieht alle Feuchtigkeit aus dem Heu an sich, und verdunstet dieselbe wieder, wenn der Heuboden leer ist, und die Luft frey um ihn wirkt.

In einigen Gegenden in Schweden, werden von denen, die beträchtliche Heuärnden, und dickes und fettes Gras, welches schwer trocknet, haben, gewisse Rüstungen gebraucht, die sie Haßjör nennen. Wenn das Gras gemähet, ausgebreitet, und etwas trocken geworden ist, schlägt man die Maschine von so vielen Reihen, als nöthig ist, auf. Es werden nämlich mit einem Stoßeisen Löcher in die Erde gemacht, und darein die so genannten Haßjegubbar, oder Hakenpfähle, in einer Reihe gesetzt. Dieses sind starke Pfähle, 6 bis 7 Ellen lang, etwa so dick, wie ein Mann im dicken Beine ist. Das Ende, welches in die Erde kömmt, wird spitzig gehauen. Von diesem Ende an, etwa 6 bis 7 Quartier, wird ein Loch, ein wenig schief hinunter, durchbohret, und 2½ bis 3 Quartier davon in die Höhe wieder eins auf gleiche Art, und so mehrere, in gleicher Entfernung,

die Höhe des Pfahles hinauf. In diese Löcher werden hölzerne Zacken oder Stifte, die etwa 2½ Quartier lang, und so stark sind, daß sie die darauf zu legenden Stangen mit dem Heu tragen können, geschlagen. Diese Pfähle mit den Zacken werden alsdann fest in die Erde gestoßen, so daß sie etwa 8 bis 9 Ellen von einander abstehen. Solchen Zwischenraum nennt man einen Gälf. Die Pfähle müssen sich ein wenig hinten über neigen, insonderheit gegen Norden, und werden auch auf beyden Seiten mit 4 bis 5 Ellen langen Stützen befestiget, damit die Stangen, oder so genannten Hasßjöro, welche 10 bis 12 Ellen lange abgerindete Fichtenstangen, und dicker als starke Hopfenstangen sind, desto fester auf den Zacken zwischen den Pfählen liegen mögen. Unterdessen, daß man diese Maschine aufschlägt, wird das Gras in Schwaden gehärket, in Bünde zusammen gefasset, und auf die Stangen geleget. Wenn die unterste vollgesetzt ist, wird auf die nächsten Zacken die zweyte Stange geleget, und solchergestalt mit Legung des Heues bis oben hinauf, und bis alle Gälfe voll sind, fortgefahren. Auf der obersten Stange muß vornämlich das Heu recht eben geleget werden, damit bey einfallendem langsamen Regen keine Lecken entstehen. Nach 8 oder 14 Tagen, nach dem die Witterung ist, wird das Heu eingefahren. Auf jetzt beschriebene Art wird um Fahlun mit dem Heu verfahren.

Fast ein gleicher Gebrauch ist in Jämteland, insonderheit bey abgelegenen Mohrwiesen, von welchen das Heu nicht eher, als im Winter, abgefahren werden kann. Man hängt daselbst das nasseste Gras auf solchen Hasßjör, wo es in wenig Tagen vom Winde völlig trocken wird. Die Hasßjör werden daselbst auf folgende Art gemacht. Zweypaar Pfähle werden in den Boden so weit von einander eingeschlagen, daß 3 vollkommene Heubünde dazwischen liegen können. Unten am Boden werden Stücke oder Büsche gelegt, damit das Heu nicht im Wasser sinke. Auf solche Unterlagen werden 3 Bünde oder Arme voll in der Reihe zwischen den Pfählen, und darauf eine Stange geleget, und so weiter schichtweise, bis es 18 Bünde sind, die man für ein Winterfuder für ein Hauptvieh rechnet.

Schwedisches ökonom. Wochenbl. Greifsw. 1765, 8. S. 309, fgg.

Wenn das Heu gehauen, gedörret und eingebracht worden, wird es entweder in besonders dazu erbauten und bestimmten Scheuern, (Heuscheuern, Heuscheunen) oder auf Böden (Heuböden,) Fr. Fenil, Gré-

Grénier à foin, wozu besonders die Böden über den Kornscheuern oder über den Viehställen genommen werden, aufbewahret. Alle Behältnisse, in die wir unser neues Heu bringen, müssen billig vorher wohl gereiniget werden. Denn nichts zieht die Feuchtigkeit und allen übeln Geruch so leicht und so bald an sich, als dieses. Man wird daher wohl thun, wenn man, nach geschehener Reinigung, wozu ich auch eine sorgfältige Durchlüftung des Bodens rechne, denselben mit gut getrocknetem und dürren Stroh, wenigstens eine Hand dick, über und über bestreuet, und alsdann das Heu darauf legt, dieses aber oben ebenfalls mit Stroh wohl bedeckt. Ist noch Vorrath von altem, reinem und wohlbehaltenem Futterstroh da, so wollte ich rathen, immer mit einer Schicht Stroh auf eine Lage Heu abzuwechseln. Die Vortheile dieses Verfahrens sind unschätzbar. Das Stroh bewahrt das Heu vor dem Erhitzen, welches sich so oft ereignet, und allemal schädlich ist. Dagegen erhält das Stroh vom Heu einen angenehmen Geruch, und wird alsdann vom Vieh sehr gern gefressen. Haferstroh wird also unter das Kuhheu, Gerstenstroh unter das Pferdeheu, und so die andern Arten des Futterstrohes unter das Heu, welches für die übrigen Thiere gehört, eingeschichtet. Auf diese Weise dauert Heu und Stroh viele Jahre, und beydes ist in diesem Zustande gesundes und nahrhaftes Futter. Auf den Böden über den Ställen sieht man nur vornämlich auf die Reinhaltung des Heues von den aus den Ställen sich hinauf ziehenden Dünsten und Gestank; daher bestreuet man nur den Boden dick mit gemeinem, aber trocknen, Stroh, ehe man das Heu darauf legt, so zieht das Stroh alle Dünste und Feuchtigkeiten an sich, und das Heu bleibt trocken, wohlschmeckend, und vor aller Fäulung sicher. Die Dünste aus den Ställen ziehen um desto mehr hinauf, wenn in den Viehställen, wie an vielen Orten,

zumal bey den Bauern, üblich ist, oben über den Balken bloße Stangen gelegt, und diese Schütte bey Schütte mit Stroh bedeckt werden. Es ist aber dem Heu allemal zuträglicher, und in Feuersbrünsten sicherer, die Ställe mit ordentlichen Decken zu versehen, und zwischen den Balken alles mit Strohlehm auszustaken; oder, welches fast noch besser ist, die Balken mit Schwarten zu belegen, und über diese einen Lehm-Aestrich zu schlagen. Zugleich muß man das Heu und anderes Futter vom Dache so weit ablegen, daß man auf allen Seiten neben dem Dache an dem Heu herum gehen kann, und folglich so, daß das Heu allemal nur auf der Mitte des Stalles liege. Wer es also leget, wird allezeit reines und gesundes Futter für sein Vieh behalten; da hingegen andere, welche es an die Dächer legen, wo es nicht nur den aus dem Stalle aufsteigenden Dunst und Gestank in sich zieht, sondern auch von der Wetterfeuchtigkeit am Dache benetzet wird, nur dumpfiges, staubiges und ungesundes Futter bekommen.

Wer mehrere Kosten anwenden will, kann über den Heubödden Dampfzüge und Zugessen, wie über den Getraidescheunen, anbringen. Von doppeltem Nutzen sind dieselben, wenn man sie aus den Ställen durch die Heubödden, welche gemeiniglich darüber ihren Platz haben, führt, über der Fassung aber auf dem Hahnenbalken, 4 Oeffnungen läßt, wodurch die Dünste von dem Heu ihren Ausgang finden. Eine ausführlichere Beschreibung dieser Einrichtung wird im Art. Stall vorkommen.

Zur Erhaltung des in nasser und unbeständiger Witterung etwas feucht und zähe eingefahrnen Heues, hat man bereits im 18. B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. d. Wiss. a. d. J. 1756, S. 70, f. den Rath ertheilt, zwischen jedem Rechenzuge, den man in die Scheuer oder auf den Boden bringt und

herum

herum wirft, eine Hand voll Salz auszustreuen, und zwar auf eben die Art, wie der Ackermann die Saat weit aus einander streuet. Man behauptet, daß das zähe eingeführte und auf solche Art mit Salz bestreute Heu sich nicht erhitze, noch viel weniger dumpfig werde, sondern beständig kalt bleibe und seine grüne Farbe behalte, auch feucht und gesund bleibe. und dem Vieh zugleich Lust zum Saufen mache, wovon sich dasselbe allezeit wohl befindet und mehr Milch giebt. Auch wenn man das Heu ganz trocken einführen könne, sey es doch nützlich, Salz darunter zu streuen, weil das Salz die natürliche Feuchtigkeit desto mehr bewahret, und durch einige Feuchtigkeit hindert, daß das Heu nicht zerbröckelt noch verspillet wird. Auch in Amerika ist das Einsalzen des vom Regen verdorbenen und auf dem Felde beynahe verfaulten Heues gebräuchlich. So bald eine Schicht Heu, ungefähr 6 Zoll dick gelegt ist, wird sie ganz mit Salz überstreuet; darauf werden andere Schichten Heu geleget, und auf gleiche Weise wieder mit Salz bestreuet, bis alles Heu aufgeschobert ist.

Im 11. St. des Goth. gemeinnützl. Wochenbl. v. J. 1770. und 51. St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schles. v. e. d. J. theilt Jemand folgende Nachricht von dem Einsalzen des Heues, aus eigener Erfahrung, mit. Auf einen einspännigen Karren Heu nimmt man 1 Mäßchen Salz; auf ein zweyspänniges Fuder, 1½ bis 2 Mäßchen, u. s. f. Ueberhaupt kann man lieber etwas mehr, als weniger, nehmen, indem es bey dem Füttern im Winter wieder zu gute kömmt. Wenn eine Schicht Heu auf den Boden gelegt worden, streuet man etwas Salz auf dasselbe herum, und fährt damit bey jeder Schicht fort, bis man auf das oberste etwas reichlicher, als auf die andern, ausstreuet. Wenn das eingelegte Heu nach etlichen Tagen zu dünsten anfängt, so zergeht das eingestreute Salz, und dringt in das Heu hinein, von welchem es hernach nicht wieder getrennt wird.

Der Nutzen davon ist dieser: 1) Das saure, grobe und schilfige Heu, welches an sumpfigen Orten wächst, und von den Pferden noch zur Noth, von den Schafen und dem Rindvieh aber gar nicht gefressen wird, wird, auf diese Art zubereitet,

gar gern gefressen. Ich habe den Unterschied vielmals mit Augen gesehen, da grobes uneingesalzenes Heu von dem Vieh verachtet, eben dasselbe aber eingesalzen, mit Appetit gleich dem guten Heu verzehrt wurde. Die Ursache hievon ist leicht zu errathen; denn da alles Vieh das Salz liebt, das Heu, welches rauh und grob ist, auch dadurch etwas mürber gemacht wird, so wird es, auf solche Weise zubereitet, lieber gefressen. Diejenigen also, die solche Wiesen haben, die schlechtes Heu geben, können durch dieses Einsalzen ihr Heu etwas verbessern, wenigstens den Vortheil erlangen, daß das Vieh dasselbe frißt, und nicht, wie sonst geschieht, unter sich tritt. Auch diejenigen, welche ihr Heu auf etliche Jahre einlegen wollen oder aufbehalten müssen, oder die mit dem Heu ins Wetter kommen, daß es etwas bleich wird und von seiner Güte ein merkliches verliert, können es durch das Einsalzen dahin bringen, daß es von dem Vieh gern genossen wird. Ja, ich glaube, daß es bey großen Magazinen, wo vieles Heu von verschiedener Güte über einander gelegt wird, guten Nutzen stiften sollte. Ich kenne einen Wirth, dem ich dieses Mittel bekannt machte, der von der Zeit an, alles schlechte Heu in der Gegend um einen wohlfeilen Preis zusammen kaufte, aber gleichwohl so guten Abgang hatte, daß die Fuhrleute es nicht begreifen konnten, warum ihre Pferde das dem Ansehen nach schlechte Heu so gern fräßen. 2) Ist solches eingesalzene Heu allem Vieh, besonders den Schafen, gesund. Denn das Salz ist letztern, bekanntermaßen, eine Arzeney, die ihr Blut reinigt, und sie vor vielen Zufällen bewahrt. Sie gedeihen daher noch einmal so gut, wenn sie ordentliches Salz bekommen. Ich glaube aber, daß es ihnen weit zuträglicher wäre, wenn sie das Salz nach und nach, als wenn sie dergleichen viel auf einmal bekommen, wie solches bey dem alle 14 Tage bis 3 Wochen gewöhnlichen Salzen geschieht. Denn da fallen sie es sehr begierig an, überfressen sich, und bekommen nicht selten üble Zufälle; fressen sie aber eingesalzenes Heu, so bekommen sie solches nach und nach, und müssen sich nothwendig gut dabey befinden. In der Lausitz und einigen andern Gegenden auf den Gütern pflegt man den Schafen ganze Stücke Salz hinzusetzen, von welchen sie nach Belieben lecken, und wobey sie sich weit besser befinden, als wenn sie, nach der gewöhnlichen Weise, das Salz auf einmal bekommen. Es würde daher nicht unrecht seyn, wenn man, um dieses Nutzens willen, das gute eben sowohl als das schlechte Heu einsalzte. 3) Man verliert das eingestreute Salz nicht; denn das Vieh, welches dergleichen Heu

frißt,

frißt, verlangt kein Salz. Daher diejenigen, welche ihr Vieh alle 14 Tage salzen müssen, solches kaum in 6 Wochen nöthig haben; ja, wenn es beständig dergleichen Heu frißt, so hat man, solches zu thun, gar nicht nöthig".

Die Heuböden sind mit, einander gerade, oder meist, gegenüber stehenden Fenstern oder Oeffnungen, und diese mit Drahtgittern zu versehen, damit die Luft wechseln, und von einfliegenden und einsteigenden Thieren darin nicht gemistet werden könne. Vornämlich ist im Anfange der Zugang der freyen Luft nöthig. Wider die Mäuse und Ratzen auf den Heuböden, sind die Fallen, wenn deren mehr als einerley Art aufgestellet wird, das sicherste Mittel. Gift dagegen hin zu setzen, ist gänzlich zu widerrathen. Allenfalls können, bis man genugsame Fallen angeschaffet hat, Katzen geduldet werden; solche Katzen aber schlagen, wegen des baldigen Verwöhnens, selten recht ein, und richten auch selbst auf den Futterböden viel Ungelegenheit an. Die Verunreinigung des Futters verursachet eine faulende Gährung, oder Schimmel und Moder, welche das Futter unbrauchbar machen.

In den Scheuern, zumal wenn solche gemauert sind, wie gemeiniglich die herrschaftlichen Scheuern auf den Meierhöfen aus starken Mauern bestehen, darf das Heu niemals an die Mauerwände angeschlagen werden, sondern man muß einen leeren Raum von 1½ bis 2 Schuh, zwischen dem Heue und der Mauer lassen, damit Platz zum Ausdünsten und zu der reinen frischen Luft bleibe. In einigen Gegenden, wo eine gute Ausübung der Landwirthschaft beobachtet wird, pflegt man in den Scheuern das Heu, (welches aber durchaus trocken seyn muß,) zu beyden Seiten der Dreschtenne auszubreiten, und auf das Heu die Winter- und Sommerfrüchte zu legen, welche dasselbe dergestalt fest zusammen drücken, daß es schwer hält, nur einen einzigen Heuhalm heraus zu ziehen. Weil es

nun

nun beschwerlich, ja fast unmöglich ist, das Heu unter dem Getraide mit den Händen oder Fingern heraus zu rupfen: so hat man die so genannten Heurupfer erfunden. Diese werden gemeiniglich von einem Stabe von hartem Holze verfertiget, welcher vorn spitzig gemacht wird, und zu beyden Seiten zwey gegen einander stehende Aeste hat, die bis auf zwey Zoll abgeschnitten sind. Die Spitze an dem Heurupfer bekömmt also die Gestalt einer Nadel in einem Compaß, oder eines Pfeiles. Man läßt dergleichen auch von Eisen verfertigen, und einen 1½ oder 2 Schuh langen, hölzernen Stiel daran machen. Mit der Spitze sticht man in das Heu hinein und zieht zurück, so wird jedesmal ein Büschel Heu mit heraus gezogen. Der Nutzen einer solchen Einrichtung ist dieser, daß das Heu in einer gleichen Festigkeit und Schwere über einander liegen bleibt, und den Geruch besser beysammen erhält.

In guten und feuchten Jahren hat man öfters solche reiche Heuärnden, daß die Scheuern und Böden nicht hinreichend sind, dasselbe zu fassen, und man daher genöthiget wird, dasselbe in so genannte Heuscheiben zusammen zu bringen, und aus diesen hernach Heuschober aufzuschichten, oder Heuberge und Heumagazine zu errichten. Unter Heuscheiben, welche auch Klatschen, Schoberklatschen, oder Schoberflecke genannt werden, versteht man runde Haufen oder vielmehr Scheiben, welche 5, 6 bis 8 Klafter im Umkreise haben, aber nur ½ Elle hoch sind, und aus den Wetterhaufen des gemäheten Heues gemacht werden. Wenn das Heu völlig trocken ist, werden aus diesen Heuscheiben, große, runde, oben spitzig zugehende Haufen, welche man Heufehme, Heufeimen (s. Th. XII, S. 425,) Heuhaufen, Heuschober, Heuschocke, Heustapel, Heustöcke, im Oberd. Trisien, im Osnabrück. Duuf, Röckel, nennt, zusammen gesetzet.

Einen

Einen Heuschober anzulegen, in welchem sich das Heu erhalten soll, dazu gehört trocknes Heu, welches durchaus eine gleiche Dürre hat; und es muß bey klarem Wetter auf folgende Art geschehen. Man sucht einen erhabenen Ort aus, der von keiner Ueberschwemmung erreicht werden kann, welcher auch nicht zu nahe bey bewohnten Häusern, oder bey einem Dorfe liegt, damit, bey entstehender Feuersgefahr der Schober von keinen Flammen ergriffen werden möge, folglich einen etwas entfernten Ort, welcher erhaben liegt, und dessen Boden von einer trocknen Erdart ist. Daselbst richtet man hohe und starke Stangen oder Pfähle auf, in der Höhe wie man die Schober zu schlagen gedenkt; doch niemals über $3\frac{1}{2}$ Klafter. Diese Stangen werden nicht so wohl zur Haltung der Schober, als vielmehr zum Ziele genommen, wie nahe und wie weit man mit dem Heue den Abstand davon zu nehmen hat; auch damit man oben am Ende eine Stürze oder einen Hut von Stroh, Schilf oder Rohr, über den Schober befestigen könne. Der Umfang oder Umkreis des Heues um die Stangen kann 3 Klafter im Durchschnitt halten. Das Heu, welches um die Stangen herum gelegt wird, darf solche bis auf 2, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Schuh, nicht berühren, damit eine hole Oeffnung um die Stangen herum von 3 bis 4 Schuh im Diameter daselbst bleibe, welche zur Ausdünstung für das Heu und zum Eindringen der frischen Luft nöthig, und für das Heu nützlich ist. Das Heu muß so fest, als möglich, auf einander geschlagen und zusammen getreten werden. So oft man ungefähr 3 Schuh hoch Heu um die Stangen herum auf einander geschlagen hat, muß mit einem Rechen das gegen die Stangen hervor ragende Heu abgerechet, und der Höhlung eine gleiche Weite beybehalten werden. Auswendig geht diese Heupyramide nach oben allmählich zugespitzt, bis sie ihre bestimmte Höhe erreicht hat. Zu ihrer Befestigung gegen heftige

Sturm-

Sturmwinde hängt man, wenn die Höhe des Heues 1 Klafter über der Erde ist, Aeste, die wie eine Gabel gewachsen sind, hin und wieder gegen die Windseiten. Um die Stangen, und auf die buschigen Zweige dieser Aeste wird wiederum Heu geschlagen, bis man mit der Höhe zu Ende ist. Dieses verbindet das Heu und die Schober dermaßen zusammen, daß sie den stärksten Stürmen widerstehen können. Oben über dem Heue wird die Stürze oder das Dach an der Stange befestiget. Dieses überdeckt den Schober, und verhütet, daß kein Regen in die Höhlung eindringen kann. Um dieses Dach herum müssen Reife von krumm gebogenen starken Ruthen oder Gerten, mit langen hölzernen Gabeln, in den Schober gesteckt und befestiget werden, damit sich das Dach durch den Wind nicht in die Höhe sträuben möge. Bey den auf solche Art verfertigten Heuschobern hat man nicht zu befürchten, daß jemals einiges Heu verderben werde.

In England hat man eine Art von Heumagazinen, deren von Stroh oder Schilf gemachte Dächer beweglich sind, damit sie, so wie der Vorrath vom eingesammelten Heue abnimmt, herunter gelassen werden, und wenn man es haben will, ganz nahe über demselben hängen können; siehe Fig. 1314. Man trifft sie auch häufig in den holsteinischen Marschländern an, wo man sie Heuberge nennt. Unten ist ein leerer Platz von der Höhe, daß man im Winter Wägen, Pflüge und anderes Ackergeschirr darunter stellen kann. Alsdann kömmt ein einfacher bretener Boden, worauf das Heu gelegt wird. Kalm, in seiner Beschreibung der Reise nach dem nördlichen Amerika, thut eines solchen Magazines, welches es in Hereford-Shire, in einem Forste angetroffen hat, Erwähnung. Die Einrichtung des ganzen Gebäudes war diese. Man hatte in jeder Spitze des abgezeichneten Viereckes einen Pfahl eingeschlagen, welcher 15 Ellen lang war.

Die

Die Pfähle waren 7 Ellen von einander entfernt. Zwischen diesen war unten ein Verschlag von eichenen Bretern gemacht, dessen Höhe von dem Boden 4 Ellen betrug. Ueber demselben schwebte ein Halmdach, welches auswärts gebogen war, und die Hälfte eines Achteckes vorstellte, welches von gleichschenkeligen Dreyecken eingeschlossen wird. Seine untere Verbindung aber bestand aus Hölzern, die an den Ecken in einander gefüget waren. Diese bildeten also ein Quadrat, welches die Pfähle aufs genaueste umschloß, so daß jeder Winkel einen davon in sich fassete. Damit aber die Bewegung eine größere Festigkeit haben möchte, war noch ein besonderes Bret, welches an beyden Enden ausgerundet worden, von einer Fuge der Raute nach der andern angenagelt, welches eine Art von Dreyeck hervor brachte; denn die Krümmung selbst gab hiezu die eine Seite ab, und die beyden andern wurden durch die Winkel formiret. Jezt hatte also das Dach seine Haltung, und konnte an den Pfählen, nach Verlangen, erhöhet und erniedriget werden. Er hat auch einige dieser Scheuern gesehen, bey denen die Schwellen der Bedeckung die Ständer nur von innen, doch ganz genau, berührten, indem diese durch einen hölzernen Bogen gingen, der an jenen befestigt war. Sonst war in Ansehung der übrigen Einrichtung nichts verändert. Denn durch die Pfähle waren in beyden Fällen viel Löcher über einander gebohrt, welche ganz durchgingen, und für dicke eiserne Nägel oder Bolzen bestimmt waren, welche das Dach aufhalten sollten. Wenn man daher dasselbe zu erhöhen hatte, mußte ein Kerl bey jeder Ecke aufsteigen, und mit der Schulter die Last allmählich an den Ständern hinauf schieben, so weit man es haben wollte. Hier wurde alsdann das Eisen eingesteckt, auf welchem die Bedeckung hernach ruhete; so wie man jenes nur ausziehen durfte, wenn diese eine niedrigere Stellung erforderte. Die Dicke der Halmlagen,

lagen, aus denen das Dach bestand, betrug etwas weniger als 1 Fuß. Das Heu hält sich auf diese Art ungemein gut, weil die Luft beständig durchstreichen kann. Nur das äußere leidet etwas vom Regen, und wird bleich.

Sonst wird in England das Heu gemeiniglich in Haufen oder Stapeln aufbehalten, welche man Fig. 1315 abgebildet sieht. Die Bereitung eines solchen Stapels geschieht nicht viel anders, als man mit der Ladung eines Fuders auf den Wagen thut, und wird nur, so viel möglich, derb zusammen getreten und gestampfet, auch von außen wohl gekämmet und geschlagen, um es in die verlangte Figur zu bringen. Es kömmt also 1) vornämlich auf die Figur an, welche, da die Leute dazu geübt sind, sehr artig und accurat gemacht wird, auch also zu machen nöthig ist. Der Vortheil besteht hauptsächlich darin, den Haufen unten schmal, gegen die Mitte am breitesten, von da aber bis zur obersten Höhe wieder abhängig und scharf zu formiren, just wie das Satteldach eines Hauses. 2) Daß der Haufen nicht auf der bloßen Erde stehen muß. Weil nun in England der Schnee fast niemals ¼ Elle hoch liegt, so macht man das Gerüst, welches in etlichen, mit Bretern weitläuftig belegten, Balken bestehe, kaum ½ Elle hoch; dieses muß also in Deutschland, wegen des Schnees, wenigstens 1 Elle hoch seyn. 3) Daß derselbe mit langem Stroh belegt oder gedecket wird, wie man das Dach eines Hauses zu bedecken pflegt; doch reicht das Dach nicht weiter, als bis über die Mitte, wo der Haufen gegen den Fuß anfängt schmal zu werden, indem der ganze untere Theil frey und unbedeckt bleiben muß, um das Durchstreichen der Luft zu genießen. Zur Bedeckung wird gemeiniglich Weizenstroh genommen. Man sticht, in dieser Absicht, da wo die Bedeckung angehen soll, mit einem zugespitzten Stocke, längs den Seitenlagen, häufige

fize Löcher, und zwar horizontal ein. Hierauf nimmt man Bündel von dem langen Halme, und macht an dem einen Ende bey jedem eine Flechte. Diese wird hernach, vermittelst des Stabes, in die gemachten Löcher hinein gepreſſet, so daß ſie in denſelben recht feſt ſitzen muß. Wenn man auf ſolche Art mit der unterſten Reihe fertig geworden iſt, fährt man, ungefähr ½ Elle höher, fort, eine nach der andern, mit der vorigen parallel, auszuſtechen, und eine neue Schicht von Halmbündeln zu befeſtigen, welche jedesmal das obere Ende der niedrigern bedeckt. Solcher Geſtalt kömmt man endlich bis zum Gipfel. Dieſer erfordert eine beſondere und noch dauerhaftere Bedeckung. Man belegt ihn daher, der Länge nach, mit trocknem Farnkraute, und hienächſt mit Halm. Und da auch die vorige Verbindung hier nicht Statt findet, wird eine andere gebraucht, welche zugleich dem ganzen Dache noch eine ſtärkere Haltung giebt. Man heftet nämlich von beyden Seiten, über dem Strohe, eine lange Stange, durch verſchiedene dazu abgeſchlitzte Aeſte, welche einem Haken gleichen. Denn dieſe drücken, indem ſie in das Heu mit Gewalt getrieben werden, zugleich das Holz mit nieder, und geben dadurch dem Strohe die nöthige Befeſtigung. Eine ähnliche wird an den Ecken, welche die Giebel mit dem Dache machen, angebracht, indem auch hier durch gekrümmte Aeſte lange Stangen angeklammert werden, welche verhindern, daß der Wind die Bedeckung nicht ſo leicht faſſen und abwerfen kann. Das Stroh liegt vier bis fünf Zoll dick. Die ſehr großen Haufen, welche wenigſtens 24 Ellen lang, und 10, oder mehr, breit ſind, werden allemal nach obgedachter Figur gemacht, und heißen Reaks; die kleinern aber, vornämlich für das Grummet, macht man öfters rund, und heißen alsdann Cocks. Das Heu hält ſich ſo vortrefflich darin, daß

man sich an dem Geruche vergnüget, wenn der Haufen aufgerissen oder angeschnitten wird.

Die Art aber, das Heu davon zu nehmen, ist so merkwürdig als bequem. Man bedient sich hiezu eines langen Messers, just wie die englischen Sägen sind, wie man denn auch nicht anders als solche Sägen dazu nimmt, nachdem die Zähne ab- und solche scharf geschliffen sind; Fig. 1316. Hiemit schneidet und sticht man von oben herab in den Heuhaufen, und so gleichfalls von allen Seiten ꝛc. um allemal ein rechtwinkelig viereckiges Stück herunter zu schneiden. Diese Stücke sind gemeiniglich etwas über 1 Elle lang, fast eben so breit, und eine gute halbe Elle dick. Sie lassen sich ganz heraus nehmen ohne zu zerreißen, sind ziemlich derb, und werden alsdann kreuzweise mit einem Strohseile gebunden, um sie fortzuschaffen. Sie laden sich überaus bequem, und werden nach dem Gewichte verkauft. Wenn nun eine Seite oder Schicht also viereckig bis auf den Boden heraus geschnitten ist, fährt man also fort, ferner von oben bis auf den Boden ein Stück nach dem andern herunter zu schneiden. Es schadet dem Haufen nichts, wenn er also angeschnitten ist, weil es so gerade und hart wie eine Wand da steht, und allemal zwey oder mehr rechtwinkelige Seiten darstellt. Man fährt fort, in der Maße das Heu herab zu schneiden, bis der Haufen verbraucht ist, welches bisweilen kaum in einem Jahre geschieht, ohne diese Wände zu bedecken. Es wird aber eine geübte Hand dazu erfordert, daß man gerade steche und schneide, theils um die Stücke fein ganz und eben heraus zu schneiden, theils eine gerade perpendiculäre Wand zu lassen. Ein solches Heu wird von den Rindern mit so großer Begierde verzehrt, daß sie fast alles andere Futter stehen lassen, wenn sie dieses haben können. Es halten auch alle erfahrne Haus- und Landwirthe solches den Kühen gar zuträglich, indem sie einen starken

Durst

Durst danach empfinden, und eine Menge Wasser darauf trinken, welches die Milch bey ihnen vermehrt.

No. 9 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1765, S. 69, f.
Leipz. Samml 184 — 1[illegible] St. Lpz. 1767, 8. S. 85, fgg.
v. Ekhart Experimentalökonomie, nach der Ausgabe des Hrn. Kammerr. Suckow, Jena, 1778, gr. 8, S. 130.
Peter Kalms Beschreibung der Reise nach dem nördl. Amerika, 1 Th. Gött. 1754, gr. 8. S. 256, fgg.

In Ungarn macht man aus dem abgemäheten und getrockneten Heue kleine Haufen, die man Petrenzen nennt. Eine Petrenze ist so viel, als 2 Personen auf 2 Stangen tragen können. Solche tragen sie auf Stangen zu 30, 40, auch 50, zusammen, und formiren einen kegelförmigen Haufen daraus, welchen sie einen Schober oder Kegel nennen. Diese Schober läßt man nach Gelegenheit auf der Wiese stehen. Wenn sich das Heu gut gesetzt hat, legen sie an den untern Theil des Kegels, ungefähr 2 Schuh hoch von der Erde, eine doppelte Kette, spannen 6 oder 8 Ochsen an die Kette, und führen diesen Schober, der seine 25, 30, auch mehr Centner wiegt, ohne Wägen, bisweilen aber auch mit Wägen, wieder auf einen andern Platz, wo sie dieser Schober zu 2, 3, 4 auch mehr hundert zusammen wieder auf einen Haufen führen; diesem Haufen aber geben sie die Form eines länglich gedeckten Hauses, dessen Breite 4 bis 5 Klafter, die Länge 10, 20, 30, 40 und mehr Klafter, die Höhe aber der Breite gleich ist. Einen solchen Haufen nennen sie eine Triste. In diesen Tristen bleibt das Heu Sommer und Winter unter freyem Himmel in offenem Felde stehen, bis man dessen benöthiget ist, da man dann solches durch eine Heuscheere oder eine Hacke abstücht oder abhacket, und dem Viehe auch wieder unter freyem Himmel, ohne Krippe, zur Winterszeit bey Regen und Schnee zum Futter reichet.

42. St. der Stutg. physik. ökonom. gemeinnützlichen Wochenschrift v. J. 1757, Col. 650.

In Liefland fängt die Heuärnde in der Mitte des Junius an, und dauert oft bis in den Herbst hinein; und doch bleiben jährlich manche Heuschläge, wo Ueberfluß daran ist, ungemähet. An Grummet ist also gar nicht zu denken. In einigen Gegenden hat man auf dem Heuschlage Scheunen, in welche das trockne Heu zusammen geführt wird. Das meiste Heu bleibt in großen sogenannten Kujen unter freyem Himmel stehen, bis man es im Winter bey bequemerer Zeit, und wenn man über die gefrorenen Moräste fahren kann, nach Hause führt. Das Heu wird zuvörderst in kleine runde Haufen, welche Saden oder Heurucken heißen, gesammelt. Unten liegen 2 Baumzweige, an welche man ein Pferd, oder auf weichem Boden ein Paar Ochsen spannet, um die Saden zusammen zu führen, und sie in Kujen zu schlagen. Diese sind große zirkelrunde spitzige Haufen, welche unten von eingeschlagenen und mit Strauchwerk durchflochtenen Pfählen zusammen gehalten werden. Wo Herbstüberströhmungen zu befürchten sind, setzt man die Kuje auf ein starkes, aus 4 Pfählen bestehendes, Gerüst. Es ist nichts unerhörtes, mitten im Wasser zu mähen, und das Gras zum Trocknen auf Anhöhen zu tragen. Weil feucht zusammen geworfenes Heu zu rauchen anfängt, und verbrennt, wenn die Kuje nicht bald aus einander gerissen und von neuem getrocknet wird, so macht man sie durch eingesetzte dünne Balken lieber etwas hohl. In sorgfältig gemachten Kujen kann das Heu über ein Jahr stehen, ohne zu verderben. Die Zeichnung einer Heukuje, die eben aufgeworfen wird, imgleichen der Schober (Saden), wovon eine auf Stangen herbey gefahren wird, liefert Fig. 1317.

Aug. Wilh. Hupel topographische Nachrichten von Liefs- und Esthland, 2. Band, Riga 1777, 8. S. 306, f.

Da wir so mannigfaltige Gattungen der Pflanzen auf unsern Grasfeldern haben, und hier grobes, dort feines,

feines, hier süßes, dort saures Heu machen; so ist es nicht nur schon an sich, der verschiedenen Güte des Grases wegen, nöthig, das Heu zu sortiren, sondern es macht auch der verschiedene Geschmack der Thiere, und ihre verschiedene Art, dieses Geschäft nothwendig. Und zwar muß dieses sogleich bey der Aernde auf der Wiese geschehen. Allenfalls kann der etwann auf den Wiesen hierin begangene Fehler, bey dem Einbringen des Heues in die Scheuern oder auf die Böden verbessert werden. Das feinste und kräftigste Kleehen, wird für die jungen Kälber sowohl, als für die Fohlen und Lämmer; die zweyte Sorte zartes gutes Blumenheu, für die Mutterschafe; das dritte an Güte, für die Milchkühe und das gelte Schafvieh; das vierte für die gelten Kühe und die Zugochsen, auf ihre Böden geschaffet. Alles langhalmige, in etwas schilfige und saure Heu wird für die Pferde allein gefahren. Das ganz grobe Heu wird auf einen Boden allein gebracht, und mit unter dem Häckerling für die Mastochsen geschnitten, auch das beste davon des Abends auf die Raufen gesteckt.

Was mit verschlämmtem und verdorbenem Heu anzufangen sey, werde ich weiter unten lehren.

Das andere Gras, welches auf den zwey- oder dreymähdigen Wiesen nach dem ersten Abmähen wächst, wird bereits erwähntermaßen, Nachgras oder Grummet genannt. Nachdem das erste Heu eingebracht worden, muß man, vornämlich bey heißer und dürrer Witterung, wobey die Graswurzeln sehr verdorren, die Wiesen mit hinlänglicher Wässerung erquicken, damit die Wurzeln dadurch erfrischet, desto geschwinder und häufiger wieder zum Wachsthum angetrieben werden, mithin das Grummet desto stärker und kräftiger wachsen könne. Dieses Nachgras läßt man, nachdem es die Umstände des Eigenthümers er-

fordern, entweder von dem Boden abfressen, oder zu einer neuen Aernde zum Abmähen heran wachsen.

Ist das Nachgras zum Abhüten bestimmt, so muß das große Vieh zuerst darauf gelassen werden, und alsdann müssen die Schafe folgen. Diese fressen noch, wenn Ochsen und Kühe nichts mehr finden können. Hernach läßt man den Boden einige Wochen ruhen, damit er sich wieder erhole; alsdann kann das Vieh wieder darauf getrieben werden. Ist hingegen das Grummet zu einer neuen Aernde zum Abmähen bestimmt, so geschieht dieses, wie oben erwähnt worden, auf zweymähdigen Wiesen um Aegidii; sind die Wiesen aber dreymähdig, so werden sie das erstemal gleich nach Pfingsten, das zweytemal nach Johannis, und zum drittenmal um Michaelis gehauen. In vielen Wirthschaften wird das Grummetmachen wegen der Aernde und Saatzeit sehr spät vorgenommen. Mancher Haus- und Landwirth bildet sich ein, daß sein Grummet auch wohl noch wachsen soll, wenn es gleich wegen einfallender langen und kalten Nächte schon gelb wird. Am besten ist, 14 Tage vor Michaelis die Arbeit vorzunehmen, um spätestens um Michaelis fertig zu seyn. Das Grummet trocknet ohnehin schwer, weil die Tage im Sept. schon kurz sind, und oft wenig Sonne ist, hingegen allemal sehr starker Thau fällt. Bey dem Grummetmähen muß man nicht gleich wieder den Schwaden fort, wie die Wiese zum Heu gehauen worden, den Gang nehmen, sondern das Grummet gerade die Quere über die Heuschwaden, welche an manchen Orten noch zu erkennen sind, hauen; auf solche Art wird der am Heu gebliebene Kamm von der Sense recht ergriffen, und kaum rein und gut mit in das Grummet gebracht werden. Dadurch erhält man auch die Wiesen am besten gleich. Am besten ist es, wenn das Grummet sogleich nach dem Hauen auf Wagen geladen, und nahe am Gute oder Hause

gebrei-

gebreitet wird, weil man auf solche Art alle Stunden des guten Wetters zum Trocknen mitnehmen kann. Denn es muß, ehe es auf den Boden gebracht wird, ebenfalls, wie das Heu, recht trocken seyn. Weil dasselbe kürzer ist, als das Heu, so klebt es, wenn es nicht recht trocken geworden, auf dem Boden desto eher zusammen, erhizt sich und wird dumpfig. Diese dumpfige Klumpen sind dem Viehe, wenn es damit gefüttert wird, schädlich. Man kann zwar dem Uebel dadurch in etwas abhelfen, wenn man die Klumpen gut aus einander zupfet, indessen behält das Grummet doch immer etwas Schädliches an sich, und verursachet den Thieren, zumal im Winter, wenn sie nicht viel arbeiten, gefährliche Verstopfungen. Ist der zur Aufbehaltung des Grummets bestimmte Boden über den Viehställen, so muß man denselben, wenn er nicht ausgestakt oder mit einem Lehmästrich versehen ist, vorher über den Stanzen, die auf den Balken liegen, mit gutem trocknen Stroh, wenigstens eine Hand dick, wohl bestreuen, und alsdann das Grummet darauf legen, welche Vorsicht auch oben bey Aufbewahrung des Heues empfohlen worden ist. Uebrigens muß man mit dem Grummet im Sortiren und Vertheilen für das Vieh gleichen Unterschied, wie mit dem Heu machen. Von dessen besondern Anwendung zur Fütterung, werde ich weiter unten sprechen.

So bald der Jahrwuchs von Heu und Grummet völlig eingebracht ist, hat ein Verwalter das Heuregister, d. i. ein besonderes Verzeichniß dessen, was in dem Jahre an Heu und Grummet gewonnen worden, seiner Herrschaft zur Nachricht einzusenden. Ein solches Regiſter wird tabellarisch eingerichtet; und es werden darin angemerket: 1) die Namen der Wiesen und Grasplätze, und deren Lage; 2) der Inhalt eines jeden Stückes; 3) die Anzahl der darauf gewon-

nenen Heufuder; 4) der Ort, wohin das Heu gebracht ist, oder wohin es, wenn man einen Ueberfluß davon hat, verkauft worden; und was der Schäfer bekommen hat; 5) die Anzahl der eingebrachten Fuder Grummet; 6) wohin sie gekommen sind; 7) die Namen derjenigen, die das Gras und Grummet gehauen haben; 8) der Lohn, um welchen jeder Acker von dieser oder jener Wiese gehauen worden; 9) die Namen der Fröhner und Taglöhner, welche Heu und Grummet gemacht haben; 10) welche Wiesen zur Frohne, und welche um Lohn dürre gemacht worden, nebst den Unkosten; und endlich, 11) was an Wiesen vermiethet gewesen, und 12) was dafür bezahlt worden.

Ich komme zur Betrachtung des Maßes oder Gewichtes des Heues. Wenn das Heu von Domänen- oder Privatgütern, der Kammer oder der Herrschaft richtig verrechnet werden sollte, so müßte die Anstalt auf dieselben Grundsätze des Raumes und des Gewichtes zugleich gegründet werden, welche bey den Getreidemaßen Statt finden, und worüber ich mich im Art. Kornmaß näher erklären werde. Man müßte nämlich festsetzen, daß ein Korb von einem gewissen Raume mit Heu so angefüllet würde, daß der los darauf liegende schwere Deckel bis zu einer gewissen bezeichneten Stelle, zu welcher er hinab sinket, den Raum bezeichne, welcher so oder so viel Pfunde halten müßte, wenn das Heu von guter Beschaffenheit seyn soll, und hingegen bis zu einer tiefern Stelle ein geringeres Gewicht, wenn es von schlechterer, und bis zu einer noch tiefern Stelle, ein noch geringeres Gewicht, wenn es von noch schlechterer Beschaffenheit seyn soll. Allein, die große Verschiedenheit der Gattungen, der geringe Werth des Heues in solchen Voluminibus, und das Ansehen eines übertriebenen Künstelns, welches sich nicht

nicht bezahlt macht, lassen nicht vermuthen, daß ein solches Heumaß jemals zu Stande kommen oder Beyfall finden dürfte. Es möge aber zu Stande kommen oder nicht, so will ich hier die Sache nehmen, wie sie nach der wirklichen Einrichtung der meisten Heuwirthschaften zu nehmen ist.

Die gewöhnlichste Weise das Heu zu messen, bezieht sich auf das Gewicht, welches vermittelst der so genannten Schnellwage, nicht durch Gewichtsteine, sondern durch Zahlen gefunden wird. Es ist fast keine mittelmäßige Stadt in Deutschland, und kein Heumagazin von einiger Bedeutung, wo nicht eine solche Heuwage, wodurch ein ganzer mit Heu beladener Wagen aufgezogen wird, und deren Einrichtung ich sogleich beschreiben werde, zu finden wäre. Auf Domänen- oder Privatgütern aber in der Aernde das eingebrachte Heu auf solche Weise zu wägen, würde viel zu beschwerlich, und doch immer nur ein sehr betrüglicher Augenpunct seyn, um danach die Richtigkeit oder Redlichkeit des Verwalters zu beurtheilen. Denn dasselbe Fuder Heu, welches in der Aernde vielleicht 40 Centner gewogen hat, wiegt nach einigen Wochen oder Monaten, wenn es wieder aufgeladen und gewogen wird, gewiß keine 35 Centn. mehr. Bey einer grossen Einnahme könnte also der redlichste Mann in den Verdacht eines großen Betriegers gerathen. Dergleichen Heuwagen sind mehr für das Commerz, um jeden Käufer und Verkäufer nach einer gewissen angenommenen Probe zu überzeugen, die man aus der Wage findet, als für die Kammern, Gutsbesitzer und Heumagazine. Die strengste Pünctlichkeit kann hier nichts helfen; die Kammer oder Grundherrschaft muß dem Gewissen des Verwalters das meiste überlassen; indessen folgt daraus doch nicht, daß die Heuverwaltung gar keiner Verrechnung fähig sey, oder daß die Rechnung keinen Nutzen habe. Wenn man eigene Wäge

hat, die bey der Heuärnde gebraucht und auf eine gewöhnliche beständige Art geladen werden, so kann man den Gehalt einer solchen Heufuhre treffend genug dem Gewichte nach bestimmen, so daß man mit der Anzahl der Fuhren auch zugleich den Heugewinn nach Centnern finden kann. Die Abgaben hingegen geschehen nicht Wagen- oder Fuhrenweise, sondern nach Binden (Gebünden, oder so genannten Rationen), die ein gewisses Gewicht halten müssen, welches ihnen zu geben eine kleine Wage von einigen Pfunden hinlänglich ist, zumal, wenn der Heubinder, wie die meisten sind, mechanisch genug ist, das rechte Gewicht sogleich mit dem Arme, womit er die Ration zusammen rasset, zu treffen, ohne bey dem Abwägen viel davon reißen zu dürfen. Eine Fuhre Heu von 40 Centn. kann indessen immer auf 42 bis 43 Ctn. im Gewichte vermehrt werden, weil das Stroh, womit man die Rationen bindet, und das, was man, um besser hinzureichen, an dem vollen Gewichte einer jeden Ration fehlen zu lassen pflegt, bey einer Menge von 400 Rationen leicht 2 bis 3 Ctn. im Gewichte betragen kann. Dieses führe ich nur an, um im Vorbeygehen zu zeigen, wie ungewiß der Fuß seyn würde, die Rechnung des Verwalters zu prüfen, wenn man die große Heuwage für allgemein hinreichend halten wollte, und wie viele Gelegenheit ein eigennütziger Verwalter dabey haben könnte, sich ansehnliche Vortheile zuzueignen, und doch noch den Ruhm eines grundehrlichen Mannes dabey zu verdienen.

Der sicherste und kürzeste Weg würde, meiner geringen Einsicht nach, also dieser seyn, nicht nur eigene Heuwägen zu halten, die, bis zu einer gewissen Höhe geladen, für so und so viel Centner altes, oder so und so viel Ctn. neues Heu haltend angesehen werden, und in dem Heumagazine selbst gewisse voll gebansete Räume ihrem Gehalte nach auszumessen, auch an der

Wand

Mann zu bezeichnen, um, nach dem einen sowohl als dem andern Gesichtspuncte, immer den Vorrath unfehlbar calculiren zu können, und alsdann das Heu für die Pferde und für anderes Vieh in Rationen binden zu lassen. Alsdann kann die Rechnung mit Ordnung geführet werden; man kann jeden Tag wissen, wie viel Pfunde Heu verfüttert worden, und wenn man auch, wie ich bey der Viehzucht gern zugebe, nicht so streng, als bey den Pferden, das Regulativ beobachten kann, sondern dem Verwalter und Hofmeister überlassen werden muß, das Regulativ nach den Erfordernissen der veränderlichen Umstände zu erhöhen oder zu erniedrigen, so kann doch auf das genaueste bestimmet werden, um wie viel jeden Tag das Regulativ erhöhet worden ist.

Wenn es leicht möglich wäre, daß alles Heu auf den Magazinen in Rationen auf einmal gebunden würde, so wäre nichts leichter, als alle Einschwindungsaufrechnungen der Verwalter überhaupt abzuschaffen. Denn, wenn der Mann 1000 Pfund empfangen, und in zehnpfündige Rationen hat binden lassen, so hat er 100 Rationen, davon ihm keine einzige verloren gehen muß, ohne sich darum zu bekümmern, ob eine jede einzele Ration viel oder wenig an ihrem Gewichte verliere; er hat genug für seine Redlichkeit bewiesen, wenn er 100 unverdächtige Rationen aufweisen kann, sie mögen, zusammen genommen, noch wirklich 1000 Pfund wiegen oder nicht, und die Knechte müssen mit dem Gewichte zufrieden seyn, wie der Bauer, der 1 Pfund geräuchertes Fleisch eben so hoch schätzt, als 2 Pfund frisches, auch eben so satt davon wird. Indessen, da dieses nicht so leicht anzuführen ist, als es scheint, weil die Anstalt einen allzu gekünstelten und mißtrauenden Anschein hat, welches bey dem meisten Theile der dabey beschäftigten Menschen nur um so viel mehrere Begierde erwecken könnte, die Anstalt beschwerlich oder lächerlich zu machen, zumal, wenn der Cameralist, wie gemeiniglich zutrifft, der Mann ist, dem allein die Ausführung solcher Vorschläge ohne dazu gehörige Unterstützung überlassen ist, der alsdann den ganzen hellen Haufen wider sich haben wird, so oft er durch einen gewissen Zwang etwas einführen will, welches mit Arbeit und Kosten verknüpft ist, die man bisher nicht gehabt

habt hat, und nur jetzt erst anwenden will, um die Verwalter und die übrigen zu beschleichen; weil also, sage ich, eine solche Universalheubindungsanstalt in jedem deutschen Lande schief beurtheilt werden würde: so will ich auch hier nichts weiter darüber sagen, sondern das übrige dem Provinzialton einer jeden Kammer, oder dem Gutbefinden und Willkühr einer jeden Gutsherrschaft, überlassen, und nur noch dieses, in Ansehung des gewöhnlichsten Heurechnungsstyles, erinnern, daß die Kammer oder Gutsherrschaft sich begnügen würde, daß der Verwalter mit seiner Rechnung hinaus reicht, ohne von ihm Ueberschuß zu fordern; aber doch auch nicht gestatten müßte, daß, wie man auf manchen Magazinen schon die Erfahrung gehabt hat, 100 und mehrere 100 Centner jährlich für Abgang verrechnet werden. Der Verwalter richte sich bey der Abgabe der Rationen danach, etwa so wie bey einigen im Gewichte veränderlichen Waarenartikeln der Kaufleute so genanntes Gutgewicht und Zuwagen eingeführt sind; warum sollte man auch nicht umgekehrt Rückgewicht und Einschwand gelten lassen, so daß, wenn der Vorrath von zehnpfündigen Rationen, die vor 3 Monaten gebunden worden, nun zu Ende geht, die neue Provision auch nicht schwerer gebunden werden müßte, als eine Ration der zu Ende gehenden Provision schwer wäre, die vielleicht ein halbes Pfund leichter ist, als sie vor 3 Monaten war?

An einen deutschen Kammerpräsidenten, ein deutscher Bürger, von Hrn. Kammerdirect. und geh. Rath Springer,) 1. Abschnitt, Riga und Lpz. 1775, 8. S. 493, fgg.

Die großen Heuwagen, dergleichen die ehemalige Heuwage in Leipzig war, und wie man sie noch an verschiedenen Orten hat, sind dergestalt eingerichtet, daß man den Wagebalken umwenden kann, da auf der einen Seite der kurze Arm länger ist, als auf der andern. Da die Leipziger Heuwage im Jahre 1717 wandelbar geworden, wurde sie, auf obrigkeitliche Verordnung, von dem berühmten Jac. Leupold mit einer neu verbesserten ersetzt. Es hat Letzterer eine Beschreibung davon, 1718, auf 3 Bögen in 4. unter dem Titel: Die Leipziger Heuwage, oder Beschreibung einer großen Schnellwage, wie selbige nicht nur zu dem Heu, solches in ganzen Fudern auf dem

Wagen,

Wagen, sondern auch die größten Fässer und Ballen, von 3 bis 60 Centner, auf das genaueste auszuwägen, gebraucht wird; ein Werk, so gleichfalls auf Packhöfen, Zeug- und Gießhäusern, und allen Orten, wo schwere Lasten zu wägen sind, mit grossem Vortheil, Menage und Behendigkeit zu gebrauchen ist; mit unterschiedlichen Figuren, nebst 2 K. T. herausgegeben, welche er hernach in seinem Theatro statico, S. 46, fgg. widerholet hat. Die Verbesserung besteht darin, daß die Wage dauerhafter, beständiger, schneller, und dennoch bequemer ist. Es ist solche keine Schüssel- gleicharmige oder Kramer-, sondern eine Schnell- oder italiänische Wage. Sie ist also angelegt, daß das größte Fuder Heu, sammt dem Wagen, bequem aufgezogen, und auf das accurateste gewogen werden kann, welches sonst auf keiner andern Wage möglich ist; doch können auch allerley Güter, große Fässer und Ballen, welche über 20 Centn. sind, und die andern Wagen zu sehr belästigen und ruiniren würden, darauf gewogen werden, zugleich auch geringere bis 3 Ctn., und zwar sehr accurat, indem die Wage auf 30 bis 58 Centner, 1 Pfund, ja noch weniger ausagt.

Beschreibung der Stücke und Theile dieser Wage.

Fig. 1318 a). FG, der große eiserne Balken, an 6 Ellen lang, dessen Länge, Breite und Stärke nach dem Maßstabe No. 1. beurtheilet werden kann. H, die Scheere, in welcher der Hauptzapfen oder Bolzen geht, und womit die Wage aufgehängt wird. I, der Haken. K, der Schieber oder Läufer, woran das ordentliche Gegengewicht hängt. A, das ordentliche Gegengewicht, welches beständig hängen bleibt. B, das andere Anhängegewicht, welches an den äußersten Nagel B gehänget wird, wenn von 11 bis 20, und von 38 bis 58 gewogen wird. C, das dritte Gegen- oder Anhängegewicht, welches von 20 bis 58 Centn. gebraucht wird, und beständig an dem Nagel C hängt. L, der Haken, welcher bey M einen

Ring N

Ring N hat, an dem die 4 Ketten zum Wagen, oder die Güter anzuhängen, eingemacht sind. Dieser Haken wird in den Zapfen D eingehängt, wenn von 3 bis 20 Centn., und in den Zapfen E, wenn von 30 bis 58 Ctn. gewogen wird. O, ist der obere Theil des Hakens L. perspectivisch entworfen. PQ, die Abtheilung, wie solche auf der andern Seite des Wagebalkens FG steht, da die erste Reihe von 3 bis 12, und die andere von 11 bis 20 Ctn. besteht.

In Fig. 1318 b), ist der Läufer oder Schieber nach dem Maßstabe No. 2. nach allen seinen einzelen Stücken gezeichnet. A, B, die beyden Platten oder Tafeln von Messing, damit solche auf dem Eisen nicht angreifen. a, das Charnier oder Gewerbe, so mit einem eisernen Stift in der eisernen Platte C befestigt ist, damit sich solche auf- und zuthun können, weil der Balken vorn stark und hinten schwach ist. C, zwey eiserne Platten, zwischen welche L das grose Stück, in welchem der Perpendikel, statt der Zunge, hängt, befestiget ist, doch so, daß es etwas dazwischen auf- und abgeschoben werden kann, und zwar durch den Wirbel FG und die daran steckende Rolle K, welche auf der einen Seite höher als auf der andern ist. D, die stählerne Feder, welche die Platten A beständig andrückt. E, ein Eisen mit einer runden Platte b, welche auf C geschraubet wird; unten ist der Zapfen mit seiner Schärfe e, woran der halbe Zirkel Q mit seinem Gegengewicht A hängt. FG, ein Stab auf beyden Seiten mit Handhaben, in dessen Mitte die Rolle oder Walze K ist, wodurch das Eisen e mit dem Perpendikel unten mit den 3 Füßen fg auf dem Balken gerichtet wird, und die 2 Rollen in die Höhe kommen, damit solches fest stehe. K, die Rolle, deren Loch außer dem Centro ist. L, die große Platte, welche zwischen den beyden Platten C beweglich steht; sie hat oben den Perpendikel N, welcher bey m vorwärts, und bey n seitwärts abgebildet ist. M, eine Oeffnung in L, in welcher der Cylinder K durch die Handhabe FG herum gedrehet, und mithin die Platte L höher und niedriger gestellet werden kann. O, die zwo Walzen oder Rollen, welche zwischen den Platten C mit dem Stift P beweglich inne stehen, und in die beyden Ausschnitte h i des Eisens L sich hinein begeben, wenn es fest stehen soll. Q, ein eiserner Bogen mit stählernen Pfannen, woran das Gewicht A hängt, und auf der Schärfe der Zapfen e ruhet. R, der Haken zum Gewicht.

Die messingenen Platten A und B schneiden mit ihrer Schärfe oder äußern Fläche p q gegen die Scheere die Theilung ab.

Fig.

Fig. 1318 c) zeigt ein Stück des Wagebalkens perspectivisch nach dem Maßstabe No. 2.

Fig. 1318 d) eine Winde mit einer Schraube ohne Ende, womit die Wagebalken aus der Kette gehoben und eingehänget werden kann. In Fig. 1318 m) und n) ist diese Winde mit L bezeichnet.

Fig. 1318 e), der Schieber, im Profil, mit allen seinen Theilen, welche wie in Fig. 1318 b) mit Buchstaben bemerkt sind.

Ob gleich Ketten und Haken über 3 Centner schwer sind, so behält doch der Balken auch auf 3 Ctn. Uebergewicht, so, daß die erste Theilung, Fig. 1318 f) PQ, erst mit dem dritten Centner anfängt. Das Gegengewicht A ist beynahe ½ Ctn. schwer. Der Zwischenraum von einem Ctn. zum andern beträgt an 11 Zoll. Auf die erste Linie von Q bis P kommen 12 Ctn. Hieben hängt aber die Last in dem weitesten Abstande bey D, und wird nur das eine Gewicht A am Läufer gebraucht. Demnächst ist ein besonderes Gewicht B geordnet, welches an die Achse B gehängt wird, wie solches Fig. 1318 h) zu sehen ist, so daß, wenn dieses Gewicht B also angehängt, und der Schieber mit seinem Gewichte A wieder zur Achse gerückt wird, es wieder 11 Ctn. beträgt, wie Fig. 1318 f) bey PQ zu sehen ist, und kommen wieder 9 Theile, so, daß man bis auf 20 Ctn. gelangt. Es sind aber 11 und 12 Ctn. zweymal zu haben, nämlich auf der obern Linie einmal am Ende, und auf der untern am Anfange. Ist aber die Last mehr als 20 Ctn. so muß der Haken D auf die Achse E kommen, und das dritte Gewicht C an die Achse C des langen Armes gehängt werden, wie Fig. 1318 i) zeigt, das Gewicht B aber bleibt weg. Wenn nun das Gegengewicht A bey a steht, und C in der Achse C hängt, so giebt es 20 Ctn. und am Ende bey H 40; alsdann beträgt der Zwischenraum etwa 5 Zoll. Sind 40 Ctn. noch nicht genug, so muß zum Gewicht C auch das Gewicht B an die Achse B gehängt werden, wie Fig. 1318 k) zeigt. Es fängt, wenn das Gewicht A unter a hängt, mit 38 an, so, daß 38, 39 und 40 zweymal sich finden, und geht bis 58 Ctn. Es hat also diese Wage 3 Gegengewichte und 5 Achsen, da hingegen die vorige nur 3 Achsen und 2 Gegengewichte hatte.

Durch diese getroffene neue Veränderung erlangt man eine schnellere, accuratere, und vornämlich eine beständige Wage. Denn, je näher die Last an dem mittelsten Hauptnagel hängt,

desto kürzer und leichter kann der Wagebalken seyn, und desto weniger Gegengewicht ist nöthig. Da bey dem vorigen Balken die Last nur an 3 Zoll vom Centro war, so war kein stärkerer Balken, und auch kein schwereres Gegengewicht nöthig. Je näher die Zapfen beysammen sind, desto mehr und leichter ist die Wage dem Defect unterworfen; denn wo die Schärfen von den Zapfen auf einer Seite nur um ein Haar mehr oder weniger, als auf der andern, sich abarbeiten, so wird es, wenn das Gewicht weit abhängt, Achtel- und Viertel-Centner betragen; je weiter hingegen die Zapfen vom Centro abstehen, desto weniger spürt man den Abgang, und die Wage bleibt richtiger. Daher das engste Spatium an dieser Wage 7, und das andere 14 Zoll ist. Weil nun der Anhängepunct weit vom Centro ist, so muß nothwenig, wenn viel auf einer Wage gewogen werden soll, der andere Theil auch lang seyn. Zu einer grosen Länge, und vielem Gegengewichte, welches über 3 Ctn. beträgt, gehört auch ein starker Balken, wiewohl er am Ende noch keinen Zoll dick ist, wegen seiner Breite aber sich doch nicht biegen kann. Diese Wage mit 3 Gewichten ist also besser, als die bisherigen mit 2 Gewichten, und zwar aus folgenden Ursachen: 1) weil die Zapfen viel weiter von einander sind; und also nicht so leicht wandelbar werden, oder solches doch weniger zu spüren ist. 2) Die Wage darf nicht umgewendet werden, und die Schärfen der Zapfen stehen in accurater Linie, wie es die Kunst und Natur erfordert. 3) Der Schieber mit dem Anhängegewichte, hat einen besondern Vorzug vor allen bisherigen, weil er auf Rollen läuft, und mithin leicht zu bewegen ist, und dennoch auch fest gestellet werden kann; imgleichen, daß die Platten, welche die Theile abschneiden, allzeit anliegen, und doch die Stange nicht abschleifen, welches sonst geschieht, so gar, daß es die Theilung ausschleift. 4) Die Wage darf nicht von einander genommen werden, sondern es kann alles beysammen bleiben, und 5) dennoch durch eine Person von mittelmäßiger Stärke leicht aus- und eingebracht werden, ungeachtet es zusammen an 7 bis 8 Centn. wieget.

Ob gleich eine Wage im Anfange noch so accurat ist, so wird solche doch zuletzt falsch, oder wenigstens faul. Solches aber entsteht, wenn sich die Schärfen von den Zapfen abarbeiten, welches endlich doch geschehen muß, wenn es auch diamantene Zapfen wären; denn der öftere Gebrauch und die schwere Last verursachen dieses nothwendig. Theils entsteht auch der

Fehler

Fehler an einer Wage, wenn die Stange, Läufer und Ketten von dem vielen hin und her schieben sich abnützen. Bey dieser Wage aber hat man dieses gar nicht, oder nur wenig, zu befürchten, weil der Schieber mit dem Gegengewichte auf Rollen läuft, und sich also nicht abarbeiten kann, auch weil weder die Wage noch das Gegengewicht viel hin und her geschleppt werden darf. Denn wenn die Stange oder das Gegengewicht nur etliche Loth geringer werden, so beträgt solches endlich viele Pfunde. Ferner entstehen auch die Fehler von den Ketten, wenn dieselben durch vieles hin und her schleppen abgenützt werden; welches aber, wenn die Ketten hängen bleiben, auch nicht mehr so sehr zu befürchten ist. Vermuthet man aber, daß die Wage etwas unrichtig geworden sey, so muß sie wieder mit accurat abgezogenem Gewichte probirt werden; doch ist nicht nöthig, solches von Centner zu Centner zu thun, sondern nur mit 12 Ctn.; und weil man die Zahl 12 zweymal darauf hat, so ist ganz leicht zu finden, wo der Fehler sitzt. Wenn es auch einmal nöthig seyn sollte, die Zapfen heraus zu nehmen, so sind dieselben hier nicht so eingesetzt, wie sonst geschieht, sondern sie sind unten eingefeilt, wie Fig. 1318 l) bey a b zu sehen ist, und oben ist ein dünner stählerner Keil c d eingetrieben; wenn dieser durchgeschlagen wird, ist der Zapfen alsdann leicht heraus zu nehmen.

Wie die Wage, zum Gebrauche, auf die Straße zu schaffen, und wieder hinein zu bringen, zeigen Fig. 1318 m) und n).

1. Man überlegt zuvörderst, wie schwer ungefähr das Gut, welches gewogen werden soll, ist. Ist es unter 20 Ctn., so bleibt die Kette mit dem Haken auf dem äußersten Zapfen D; ist es über 20 Ctn., so hängt man den Haken mit der Kette in den andern Zapfen E.

2. Man schiebt das Gegengewicht nach dem äußersten Theile der Wage gegen Z.

Die Kette umzuhängen, bringt man die Wage etwas hinaus, daß das Stück Kette K am hölzernen Balken über den Haken M zu stehen kömmt; alsdann nimmt man die Winde L, hängt sie mit dem einen Ende, darin keine Zähne sind, in die Kette K, mit dem andern fasset man den Bügel M, hebt den Haken nebst den Ketten etwas in die Höhe, daß er von dem Zapfen D oder E los kömmt, und läßt ihn wieder nieder, daß dieser oder der andere durch kann, und hängt den Haken alsdann auf.

3. Soll die Wage heraus auf die Straße geschafft werden, so zieht man an dem Seil bey H, bis es nicht mehr geht, und die Kette MN bey O steht, wie Fig. 1318 n) zeigt, hängt das Seil in den Haken P, nimmt die Winde L, hängt sie mit dem einen Haken in die Kette K, faßet mit dem andern Haken der gezähnten Stange den Wagebalken b y der Zahl 45, und windet den Balken so hoch, daß der Haken von der Scheere R in die Oeffnung der Stange S gethan werden kann. Hierauf macht man die Kette M N in V los, wie auch die kleine Kette mit dem Haken W, und hängt sie beyseit; faßet alsdann den Haken R und das Eisen S mit der rechten Hand zusammen, läßt mit der linken den Wagebalken vermittelst der Winde nieder, bringt die Winde an ihren Ort, und hängt hernach die Wage wie es recht ist. Der andere Theil des Wagebalkens bey Z bleibt im Haken der Kette X Y liegen, bis sich derselbe bey dem Wägen selbst aushebt. Hierauf wird das Gut oder der Wagen, wie gewöhnlich, angehängt, und durch die große Winde a vermittelst des Baumes b in die Höhe gewunden, daß es frey schwebet, und endlich gewogen.

Wie mit Anhängung der Gewichte und Ketten zu verfahren sey, zeigen Fig. 1318 g), h), i) und k).

Ist die Last durch die Winde a wieder nieder gelassen, so wird dieselbe los gemacht.

Soll aber die Wage wieder hinein geschaffet werden, so schiebt man zuvörderst das Gegengewicht an das Ende der Wage, nimmt die Winde L, hängt sie an die Kette K, und faßet den Balken bey No. 4, windet ihn in die Höhe, und nimmt den Haken der Scheere aus. Ferner nimmt man die Kette M N, und schließt die Tasche davon wieder um den Balken, hängt auch die kleine Kette mit dem Haken in W ein; läßt die Wage vermittelst der Winde nieder, und hängt sie an ihren Ort; nimmt endlich das Seil von dem Haken P, und zieht mit dem Theile E die Wage völlig wieder hinein.

Die ganze Wage aber mit der Last wird, wenn solche im Eisen s hängt, durch den Hebel b b, dessen Achse bey c, und da der kurze Theil 4, der lange aber an 18 Fuß lang ist, gehoben und nieder gelassen, und zwar vermittelst einer eisernen Winde mit der Schraube ohne Ende, und der eisernen gezahnten Stange, wodurch ein Mann gar füglich 60 bis 70 Ctn. heben, auch ohne Gefahr die Kurbel stehen lassen kann.

Wie Abtheilung theils mit dem Zirkel, theils mit justirtem Gewichte auf den Balken zu bringen, kann man a. anz. O. selbst nachlesen.

Da

Da die jetzt beschriebene Leipziger Heuwage, wegen ihrer großen Last aus- und ein zu schaffen, viel Umstände und Behutsamkeit erfodert, dieses aber wegen des einmal vorhandenen Gebäudes nicht anders eingerichtet werden konnte, so hat Leupold noch zwo andere Arten der Einrichtung einer so großen Waage, die man wegen ihrer Last nicht an- und einhängen kann, und dennoch aus dem Gebäude auf die Straße und wieder hinein schaffen muß, so daß dieses ohne Winde, und von einer nicht allzu starken Person geschehen kann, angegeben.

Die erste Art findet man Fig. 1319 a) abgebildet. AB; ein starker hölzerner Hebel oder Balken, dessen Achse, C; bey B ist ein starkes Eisen mit einem Oehr, in welches ein Haken E, der am Stabe EF ist, eingeschoben werden kann, vermittelst des eisernen Stabes TV, welcher bey G am Stabe mit einem beweglichen Bolzen, woran 2 umlaufende Scheiben a b stecken, befestigt ist. Dieser Stab hat bey H gleichfalls 2 Scheiben, so, daß er durch die 4 Scheiben auf den Baum NM, vermittelst des Seiles IKL, über die Scheiben I und K leicht kann hin und her gezogen, und dadurch auch zugleich die Stange OP, welche mit ihrer Scheere und Haken im Eisen F hängt, hinten aber bey O in einem Haken, der an der Kette OW, und diese an der Scheibe H fest ist, also, wenn das Seil L bey Z gefasset wird, daß der Stab TV mit seinen Rollen und Stab GF nebst der Wage sich herein zieht, bey K aber sich hinaus begiebt. Der Stab TV mit seinen Walzen G und H ist Fig. 1319 b) von oben herab, oder im Grunde, der Haken FG aber perspectivisch abgebildet; doch sind an beyden die Rollen ab einerley. Wenn der Hebel durch die Winde Q und Stange RS bey B mit der Wage erhoben wird, muß sich auch zugleich der Stab TV nebst den Rollen erheben. Allein, man könnte eine viereckige Hülse zwischen die beyden Rollen G machen, daß der Stab EF darin auf und ab steigen, und oben mit einem Ansatz auf der Hülse ruhen könnte, so würde es ein noch besseres Ansehen machen.

Eine andere Art einer großen Waage, ohne Hebel, die an einem Orte, wo der Platz oder das Gebäude allzu niedrig ist, zu gebrauchen wäre, stellt Fig. 1320, im Profil vor. AB, ist die Wage, mit ihrem Zugehör, welche mit der Scheere A

und dem Haken eben so, wie die vorige Art, aufgehängt ist, nur daß sie von der Straße herein geschaffet, und daß anstatt des Hebels, eine starke Kette H I an das Eisen C D befestigt ist; dieses Seil geht über 2 Scheiben, K und L. und alsdann über eine Walze M, woran ein Stirnrad ist, in welches ein Getriebe von einem andern kleinen Rade N eingreift, das durch eine Schraube ohne Ende, vermittelst der Kurbel O, umgetrieben wird. Um die Wage hinaus zu schaffen, ist weiter nichts nöthig, als daß daß Seil vermittelst der Kurbel O auf M gewunden werde, so zieht es das Eisen D E, und mithin auch die Wage nach sich auf die Straße. Zum Einschaffen aber muß das Seil H losgelassen, und an dem kleinen Seil bey O gezogen werden.

Eine noch bequemere Einrichtung einer Heuwage hat Hr. Prof. **Penther**, im 4. Th. seiner Anleitung zur bürgerl. Baukunst, Augsb. 1748, f. S. 57, fgg. angegeben. Er beschreibt zugleich die Anordnung eines Wagehauses, welche ich bey dieser Gelegenheit zugleich anzeigen werde.

In ansehnlichen Handelsstädten ist das Wagehaus, welches gemeiniglich nur mit dem Namen die Wage angedeutet wird, ein unentbehrliches Gebäude, wie es dann auch wohl gar in andern Städten gefunden wird, wenn sie auch von keiner sonderlichen Wichtigkeit sind, wiewohl im letztern Falle die Wage bisweilen mit in dem Rathhause angebracht zu werden pflegt. Es dient aber dieses Gebäude, daß darin allerhand Kaufmannswaaren, sie mögen in Ballen, Kästen oder Fässern eingepackt seyn, mit ihren Behältnissen gewogen, und den Centnern und Pfunden nach angegeben werden können, wonach die Frachten regulirt oder wodurch anderer Nutzen gestiftet werden kann. Ja, das Wagehaus dient nicht nur Kaufmannswaaren, sondern auch andere schwere Lasten zu wägen; daher allerhand Wagen von ziemlicher Größe und Accuratesse darin vorhanden, und dergestalt angebracht seyn müssen, daß die zu wägenden Sachen füglich auf die Wageschalen gebracht oder an die Wagebalken angehängt und gewogen werden

den können, wozu die Gestalt und Verrichtung des Gebäudes mit den Wagen, und die Lage oder der Ort des Gebäudes beförderlich seyn können. Weil nun das Wagehaus ein öffentliches Gebäude und öfters dem Staate sehr einträglich ist, (wie dann die Amsterdamer zwo Wagen jährlich, nach Phil. Zesens Zeugniß, bereits vor 80 Jahren, ein Jahr ins andere gerechnet, 200000 Fl. eingebracht,) so verlohnt es schon die Mühe, daß es auch ein äußeres gutes Ansehen erhalte.

Ein ziemliches Beyspiel eines solchen Wagehauses haben wir an einer der eben genannten Amsterdamer Wagen. Sie ist von ziemlichem Ansehen aus gehauenen Steinen, wiewohl noch etwas nach alter Bauart. Es sind 7 Eingänge darin; in jedem hängt eine starke Wage; und in dem Gebäude hängen noch etwas kleinere Wagen; doch ist dabey noch keine Heuwage, um ein ganzes Fuder Heu zu wägen; welche Heuwagen auch dienen können, schwere Geschütze zu wägen. Ueber dem untern Geschoß ist das zweyte, zu welchem zu gelangen vornher eine große doppelte steinerne Freytreppe vorhanden ist.

Hrn. Penther's Entwurf eines Wagehauses, stellt Fig. 1321 a), b), c) und d) vor. Fig. 1321 b) ist der Grundriß der untern, und Fig. 1321 a) der Grundriß der obern Etage.

In Fig. 1321 b), oder der untern Etage, sind 9 Oeffnungen oder Eingänge, wovon 8 zu Wagen, und die 9te h y a bloß zum Eingange dient. Die zwo Hauptöffnungen gehen bis in die zwote Etage, und daselbst sind zwo große Stangenwagen, welche zu Heuwagen oder zu schwerem Geschütze dienen können. Inwendig im Gebäude sind bey b, c, d, e und f, noch fünf Wagen. Bey g ist eine Küche für den Wageninspector, (oder wie er sonst heißen kann) welcher in der zweyten Etage, Fig. 1321 a), seine Wohnung hat, bestehend aus 3 Stuben a, a, a, und 4 Kammern b, b, b, b. Für die Wagen h, i, k, l, m, n, Fig. 1321 b), sind besondere verschlossene Kammern, in welche durch gewisse Winde

Wagen, wenn sie nicht gebraucht werden, herein gezogen werden können, daß die äußern Thüren oder Oeffnungen mit 2 eisernen Thorflügen, welche außen vorgeschlagen sind, zugemacht werden können. Beym Gebrauche werden die eisernen Thüren geöffnet, und zurück an die Mauern geschlagen, die Wagen aber werden hervor gelassen, daß die eine Wageschale außer dem Gebäude befindlich ist, welches zu bequemerer Aufbringung der auf Schleifen heran geführten Lasten dient. Damit aber die vorragenden Wageschalen nicht vom Regenwetter belästiget werden, ist ein an den beyden langen Seiten durchhin laufendes Dach nüzlich, welches auch dazu dient, daß ein und andere Waaren, wenn sie nicht gleich gewogen werden, im Trocknen liegen können. Dieses Dach findet man in Fig. 1321 d) bey a b, vorgestellt. Die verschlossenen Kammern dienen, daß hauptsächlich darin die Gewichte jeder Wage, und der in dem Gebäude befindlichen benachbarten Wagen aufgehoben und verwahrt, auch sonst wohl nöthige Sachen darin beygelegt werden können. Daß auch die zur Heuwage angefahrnen Fuder Heu, oder andere schwere Lasten, als: Geschüz ꝛc. füglich an gehörigen Ort unter die Stangenwagen gebracht werden können, ist aus dem Grundrisse, Fig. 1321 b) deutlich zu ersehen, da die breiten und hohen Oeffnungen eine Ein- und Durchfahrt gestatten, folglich das Centrum gravitatis der zu wägenden Lasten mitten unter den Punct der Stangenwage, woran sie gehängt werden sollen, zu bringen.

Was die Heu- oder große Stangenwage und ihre eigentliche Einrichtung betrifft, so ist dieselbe folgende. Die Stangenwage selbst ist 10 Fuß lang, und wieget an Eisen ungefähr hundert Pfund. Sie hängt am Ende eines hölzernen Druchebels, (Vectis heterodromus) welcher aus einem Zimmerstücke besteht, und 20 Fuß lang ist, dergestalt, daß der kurze Arm des Hebels 4, und der lange 16 Fuß lang ist. Der lange Arm des Hebels kann vermittelst einer Maschine die aus einer Schraube ohne Ende mit ihrem Stirnrade besteht, durch eine Kette, welche unten um die Welle des Stirnrades und in der Höhe um eine andere Welle gewickelt werden kann, auf und nieder gesenkt werden. Diese Wellen sind 1 Schuh im Diameter; das Rad ist 4 F. hoch, und hat 60 Zähne, deren jeder etwas über 1 Zoll dick ist. Die Kurbel an der Schraube ohne Ende ist 1 F. lang. Bey solchen Umständen kann ein Mann, wenn er 30 Pfund Kraft anwendet, ein schweres Fuder Heu samt der Wage in die Höhe ziehen, an welcher lezterm hierauf die Gegengewichte zu appliciren sind,

sind, und also die Schwere des Fuders Heu ausfindig zu machen ist. Im Grundriß, Fig. 1321 a) zeigen sich bey d und c die Grundrisse gedachter Maschinen, im Profil Fig. 1321 c) aber, sieht man dieselben im Durchschnitt und Aufriß, wie man denn auch hier den großen Hebel, die daran hängende Wage, ein Fuder Heu im Durchschnitt, wie auch eine Kanone im Durchschnitt, erblickt. Die Maschine muß vor sich von gehöriger Stärke und daneben wohl befestigt seyn, indem, wenn das Fuder Heu schwebet, dessen Last durch den Hebel die Maschine theils in die Höhe ziehen, theils die Schraube ohne Ende heraus drücken will; in welcher Absicht an der obern und untern Decke Träger gezogen, und daran die Balken angeankert sind, damit ein Balken dem andern zu Hülfe kommen möge. An die untern Balken ist die Maschine mit ihren Schwellenstücken befestigt, bis an die obern Träger aber gehen die Hauptständer, an welchen sie ihren Halt haben. Die schrägen Streben sind wider das Herausdrücken der Schraube ohne Ende.

Die vorbeschriebene Leupoldische Heuwage ist ein gar zu sehr zusammengesetztes und beschwerliches Werk, insbesondere wegen Heraus- und Hineinbringung und Anhängung der Wage an den großen Hebebaum. Dieser ganze Proceß fällt bey der Pentherischen Wage völlig weg, indem der Wagebalken allemal an dem großen Hebebaum hängen bleibt, und doch vor Schnee und Regen gesichert seyn kann, wenn man Thüren vor den Obertheil der großen Oeffnung macht, so weit als die obere Etage geht, welche hier im Aufrisse, Fig. 1321 d), als weggelassen vorgestellt wird, damit man durch die Oeffnung oder das Portal frey durchsehen, und die Maschinen auch von vorn, imgleichen die Unterlage des großen Hebebaumes erblicken möge.

Das Profil, Fig. 1321 e) bedarf keiner weitern Erklärung, da es sich selbst erläutert. Bey dem Aufriß Fig. 1321 d) aber ist noch etwas zu erinnern. Da, wie oben gedacht worden, ein solches Waagehaus auch schon von außen ein gutes Ansehen verdient, weil es ein öffentliches Gebäude ist, welches in großen Handelsstädten viel einbringt: so hat Hr. Penther das seinige vorn und hinten mit ansehnlichen Giebeln versehen, doch aber nur toskanische Ordnung dazu genommen, und solche mit Bossage belegt, weil zur Stärke dieses Gebäudes auch eine verstärkte Architectur sich gut schicket. An den Ecken ist gleichfalls Bossage. Das Architrab besteht aus einem Ueberschlag, Hohlleisten, Oberstreifen und Un-

Unterstreifen; der Dachsims aber kann aus 1) einem Ueberschlag, 2) Rinnleisten, 3) Riemen, 4) Hohlleisten, 5) Kranzleisten, 6) Wulst, 7) Riemen und 8) Hohlleisten bestehen; hievon stoßen die drey letzten Glieder wider des Architrabes Unterstreifen, der Kranzleisten wird so groß wie des Architraben Oberstreifen, und tritt wider denselben; das dritte und vierte Glied hat gleiche Gestalt mit des Architrabes Ueberschlag und Hohlleisten, und es treten solche wider einander; der Rinnleisten und sein Ueberschlag treten wider den Vorten, indem sie über das Architrab überstehen. Einen noch vollkommenern Begriff von dieser Zusammentretung kann man sich aus Fig. 1321 e) machen, worin jedoch der Vorsprung des Risalits zu zwey Model, oder so stark, als ein ganzer Pfeiler dick ist, genommen worden.

Was endlich die Lage eines solchen Gebäudes betrifft: so befindet sich an einigen Orten die Wage am Marktplatz; welches aber Hr. Penther um zwo Ursachen willen tadelt. Die erste ist, daß am Markte schon Auflauf und Beengung genug ist, welcher durch die Wage nicht noch mehr vergrößert werden darf. Die zwote ist, daß die Wage mit ihrer Gestalt, der Einrichtung und Einfassung seines Marktplatzes (wovon im Art. Markt Anzeige geschehen wird) zuwider laufen möchte; daher er sie lieber an einer Hauptstraße haben will, die von ziemlicher Breite ist, daß sich noch ein Heuwagen gehörig umwenden kann; oder sie könnte auch an einem kleinen Nebenmarkte liegen. Die ganze Einrichtung ist zwar so gemacht, daß an allen vier Seiten unten Oeffnungen und oben Fenster sind; dem ungeachtet aber kann das Gebäude doch mitten in einer Straße stehen, wenn es nur zu beyden Seiten Hofraum und dazu Einfahrten hat. Ja, es könnten die Seiteneinfahrten gar überbauet werden, und dadurch der Schein einer oder zwo Lücken in der Mitte eines Häuserplatzes gar benommen werden, wenn die Ueberbauung auch nur einen Gang abgäbe. Wollte man aber dazu gar einen Nebenmarkt anwenden, und die Wage in dessen Mitte setzen, so wäre der Zugang dazu ganz ungezwungen. Sollte auch das Wagehaus ein Eckhaus seyn, würde es doch nicht ohne Nutzen seyn; die Heufuder aber würden zurück geschoben werden müssen, wenn die Wägung vollbracht ist; in welcher Absicht die Einfahrt ein wenig Berg an angelegt werden könnte, um das Zurückschieben Berg unter zu erleichtern. Fig. 1321 f) ist der Grundriß zu einem solchen Eckwagehause, wobey seitwärts keine Nebenthorwege seyn dürfen. Wenn es seyn müßte, könnte die

Heu-

Heuwage auch so angelegt werden, daß man nur mit einem Heuwagen an das Wagehaus heran, nicht aber hinein fahren dürfte, und dabey doch die Stangenwage zurück zu ziehen nicht nöthig hätte, in welchem Falle aber eine Ueberbauung nöthig wäre, dergleichen Fig. 1321 g) vorstellt.

In No. 2. des Leipz. Intell. Bl. v. J. 1777, S. 19, steht folgender Anschlag über eine so genannte Schnell- oder Heuwage, auf welcher man große Lasten, Fässer, und ganze Fuder Heu, mit einemmal wägen kann; von 3 Centn. an bis auf 60 und mehrere Centner. Der Wagebalken, oder die eiserne Stange ist überhaupt 6½ Elle lang; unter derselben ist zuvörderst die stählerne Hauptwelle, oder das Hypomochlion, der Ruhepunkt, und nächstdem noch 4 andere stählerne Wellen, um die Wage verändern zu können. An der Hauptwelle des Balkens ist die große und starke Schere, mit einem starken Haken, welcher die ganze Wage und alles zu wägende tragen muß. Auf den Wagebalken kömmt die Schiebmaschine, welche auf 2 Rollen hin und her geht, auch an den Seiten die Vielheit der Centner, und vermittelst einer beweglichen Zunge den geraden Stand der balanzirenden Wage anzeigt. An diese Schiebmaschine wird unten das beständige Gegengewicht von Eisen angehängt, neben welchem noch zwey andere, die mit jenem von gleicher Schwere sind, nämlich jedes à 1 Ctn., gefertiget werden. An dem kurzen Ende der Wage wird an einem starken Haken ein großer Ring befestiget, und in demselben 4 Ketten, jede zu 9 Ellen, mit runden Gelenken gehängt, um einen Wagen an den 4 Achsenschenkeln in die Höhe zu heben. An dem langen Ende der Wage wird eine große Winde angebracht, ungefähr wie diejenigen sind, welche man zu einem sechsspännigen Lastwagen gebraucht. Mit dieser Winde, deren Stange mit Zähnen 6 Ellen lang seyn

muß, wird das Fuder Heu, oder jede andere zu wägende Last, ins Schweben gebracht.

Nach dieser Beschreibung erbietet sich ein sehr geschickter, dem Publikum bereits bekannter, Mechanicus in Churſachsen, dergleichen Heuwage, gut und tüchtig gearbeitet, inclusive aller dazu gehörigen, auch hier nicht angeführten, einzelnen Stücke, auch der Transportkosten, (wenn selbige wegen der Entfernung nicht gar zu beträchtlich sind) um und für 200 Rthlr. völlig zu fertigen und einzurichten, so, daß ohne Anstand damit gewogen werden kann. Doch versteht es sich ohnehin, daß dieses bloß von der Wage und den dazu gehörigen Stücken, nicht aber von dem Gebäude oder der Bedeckung der Wage zu verstehen sey.

Bey dem Heu ist noch dessen Nutzung, und die bey dessen Verbrauch zu beobachtende vernünftige Sparsamkeit zu betrachten übrig. Eine Materie von weitem Umfange, wobey ich mich aber der möglichsten Kürze befleißigen werde, ohne jedoch etwas Wesentliches zu übergehen.

Wenn es unläugbar ist, daß nur allein diejenigen Landgüter für vollkommen geachtet werden können, die neben einem fruchtbaren und wohl bestellten Ackerbau auch zugleich einen, wo nicht überflüssigen, doch hinreichenden Zuwachs an Heu und Gräserey haben: so folgt auch von selbst, daß in allen und jeden Landwirthschaften an der richtigen Anwendung des Wiesewachses und Heuschlages sehr viel gelegen sey. Nicht alle Güter haben gleich starken Heuschlag und Wiesewachs, sondern die Natur hat dieses nützliche Gewächs sehr verschieden vertheilt. Man kann die sämtlichen Landgüter, in Ansehung des Heufutters in drey Classen eintheilen. Auf einigen wird nur so viel Heu, als zur Unterhaltung des zur Wirthschaft erfoderlichen Viehes nöthig ist, gewonnen. Andere aber haben überflüssigen Wiesewachs; und andere hingegen sind entweder gar nicht damit versehen, oder haben doch nicht

so

so viel, als zur Nothdurft erfordert wird. Bey einer jeden Art dieser verschiedenen Landgüter müssen besondere Regeln beym richtigen Verbrauch und Anwendung des allenthalben nöthigen Heufutters beobachtet werden. Das, was man auf den Gütern der zweyten Classe hierunter vornehmen kann, findet bey denen aus der ersten Classe keine Statt, und bey denen aus der dritten Classe ist man noch mehr eingeschränkt. Damit ich nun die in dieser Materie vorkommenden Warheiten desto deutlicher aus einander zu setzen im Stande seyn möge, will ich bey den darüber anzustellenden Betrachtungen diese dreyfache Eintheilung der Landgüter zum Grunde legen, und, was bey einer jeden besonders zu erinnern nöthig ist, vortragen.

1. Wir haben es demnach zuvörderst mit solchen Gütern, auf welchen das zur Nothdurft erforderliche Heu gewonnen wird, zu thun. Ehe wir aber zu den Regeln, die in dergleichen Wirthschaften bey der richtigen Anwendung des Heufutters nöthig sind, schreiten können, müssen wir untersuchen und festsetzen wie viel Heu eigentlich zur Nothdurft eines Gutes erfordert werde. So lange wir dieses nicht bestimmt haben, werden wir auch von dem richtigen Verbrauch des nothdürftigen Heues nichts gewisses und zuverlässiges zu sagen vermögend seyn.

Ich muß hiebey zum voraus erinnern, daß ich unter dem Worte Nothdurft nicht bloß dasjenige, was zur kümmerlichen und höchst nothwendigen Erhaltung des Viehes erfordert wird, sondern ein solches Quantum, wobey alle Arten desselben zu allen Zeiten bestehen und richtig auskommen können, verstehe.

Der Gebrauch des Heufutters ist für das Vieh bestimmt; der Hauptendzweck aber, warum man in einer Wirthschaft Vieh hält, zielt auf die nutzbare Erhaltung des Ackerbaues ab. Man muß also bey Entscheidung der Frage, wie viel Heu in einer Wirthschaft

zur

zur Nothdurft erfordert wird, zweyerley in Erwägung ziehen. Erstlich muß man einen gehörigen Ueberschlag machen, wie viel Vieh man gebrauche, um seinen Acker in der gehörigen Cultur und Düngung zu erhalten. Zweytens aber muß ein Landwirth bestimmen, was und wie viel eine jede Art des Viehes an Heu nöthig habe. Wer in dieser Ordnung verfährt, wird die Quantität des Heues, die er in seiner Wirthschaft nöthig hat, mit vieler Zuverlässigkeit festsetzen können.

Wenn ich gesagt habe, daß man, um das Quantum des nothdürftigen Heues zu bestimmen, zuvörderst einen Ueberschlag machen müsse, wie viel Vieh man zur gehörigen Cultur und Düngung des unter dem Pflu ge habenden Ackers nöthig habe, so will ich, um die Sache genauer zu fassen, zugleich dasjenige, was ich unter der gehörigen Düngung verstehe, anzeigen. Diejenigen, die ihren Acker in neunjährigen Dünger erhalten, können noch unter die mittelmäßig guten Wirthe gerechnet werden; für sehr gute Wirthe aber hält man billig diejenigen, welche mit der Düngung alle sechs Jahre herum kommen. Den Ruhm eines außerordentlich guten Wirthes aber verdient man ohne Zweifel alsdann, wenn man alle Jahre dem drittten Theile seines ganzen Feldes frischen Dünger geben kann. Es fragt sich also, welche von diesen drey Stufen der Düngung bey der Bestimmung des erforderlichen Viehes und dazu benöthigten Heues zum Grunde zu legen sey. Man muß in allen Dingen, wo es auf Festsetzung allgemeiner Regeln ankömmt, die Mittelstraße halten; und ich trage daher kein Bedenken, auch in dem gegenwärtigen Falle zu behaupten, daß es genug sey, wenn der Viehstand in einer Wirthschaft dergestalt beschaffen ist, daß man den dabey befindlichen Acker beständig in sechsjährigem Dünger erhalten kann. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß ein Wirth, welcher sich in Umstände, alle Jahr

den

den dritten Theil seines ganzen Feldes zu bedüngen, setzen kann, noch weit besser daran sey, und daß solche Güter einen großen Vorzug haben. Allein, es wird nur wenige Wirthschaften geben, wo solches, wenn alles in einem richtigen Verhältniß bleiben soll, ohne Beyhülfe allerhand gekünstelter Düngungsarten, zu bewerkstelligen möglich ist; das außerordentliche kann überdies keine allgemeine Regel abgeben, und es finden sich auch, vornämlich im Brandenburgischen, verschiedene Gegenden, in welchen eine so oft wiederhohlte Düngung den Aeckern mehr schädlich, als nützlich, seyn würde. Man wird z. B. in dem Havellande überall Güter antreffen, wo ein großer Theil des Viehmistes verbrannt wird, indem die dortigen Aecker, wenn sie allzu oft gedünget werden, mehr Disteln, als Getraide, bringen.

Damit ich auch dasjenige, was eine jede Art des Viehes zu ihrer erforderlichen Unterhaltung an Heu gebrauche, etwas eigentlicher bestimmen möge, so glaube ich, daß ein Landwirth hierunter ebenfalls eine sichere Mittelstraße gehe, wenn er für jedes Hundert Mutterschafe 100, für jedes Hundert Schöpse und anderes Geltvieh, 50, für eine melkende Kuh 12, für ein Stück geltes Vieh 6, für einen Zugochsen 8, und für ein Pferd 15 Centner aussetzt. Ich glaube, diesen Vorschlag dergestalt eingerichtet zu haben, daß, wofern nur eine vernünftige Ordnung in der Fütterung selbst beobachtet wird, keine Art des Viehes Noth dabey leiden darf, sondern damit in allen Zeiten und Umständen hinlänglich auskommen kann. Ich weiß übrigens wohl, daß man das Heu gemeiniglich nach Fudern zu rechnen, und es auch solcher Gestalt unter das Vieh zu vertheilen pflegt; da aber die Fuder theils nach dem Unterschiede der Anspannung, und theils nach einer geschickten oder ungeschickten Art zu laden sehr verschieden sind, so ist diese Rechnung nicht genau

genug, um gewisse Grundsätze darauf zu bauen. Die Art, das Heu nach Centnern zu rechnen, ist unstreitig viel bestimmter und ordentlicher. Ich verlange aber deshalb nicht, daß ein Wirth ein jedes Fuder Heu, ehe er es von den Wiesen abfahren läßt, vorher wägen soll; wiewohl solches nichts unmögliches wäre, und zur Erhaltung guter Ordnung vieles beytragen könnte. Er darf nur, wenn er die Anzahl der Centner, die für eine jede Viehsorte geleget werden sollen, bestimmt hat, seine Fuder nach dem Augenmaß schätzen, so wird ihm die Eintheilung des erforderlichen Heues nach Centnern niemals schwer fallen. Man sehe hiebey dasjenige nach, was ich oben, S. 200, fgg. hievon gesagt habe.

Hieraus erhellet nun ganz deutlich, daß ein Landgut, auf welchem so viel Heu gewonnen wird, daß das zu einer alle 6 Jahr herum kommenden Düngung des ganzen Feldes erforderliche Vieh die oben angegebene Quantität bekommen kann, zu der Classe derjenigen Landgüter, welche mit dem nothdürftigen Wiesewachs versehen sind, zu rechnen sey. Ich werde dieses durch ein angenommenes Beyspiel noch näher zu erläutern suchen.

Auf einem Gute, welches in 2 Felder getheilt ist, und in jedem Felde 500 Scheffel Aussaat hat, werden, wenn keine Bauern vorhanden sind, zur tüchtigen Cultur der Aecker ungefähr 15 Pferde und 24 Zugochsen erfodert, an nutzbarem Vieh aber können nur füglich 1000 Stück Schafe, und 50 Stück Melkkühe, nebst dem dazu gehörigen gelten Rindvieh mit 25 Stück gehalten werden. Die Anzahl von Vieh ist, wenn nur bey dem Einstreuen die gehörige Ordnung und Sorgfalt beobachtet wird, völlig hinreichend, so viel Mist zu machen, daß die Aecker bey einem solchen Gute, wenn sie nur erst einmal in Ordnung sind, alle 6 Jahre frisch gedünget werden können.

Will man nun ferner wissen, wie viel das Vieh auf einem solchen Gute an Heufutter nöthig habe, so ist die Rechnung gar leicht gemacht, indem man nur den oben bestimmten Satz dabey zu Grunde legen darf.

350	Mutterschafe, à 100 Ctn. beträgt	=	350 Centn.
650	Schöpse und Gelttieh, à 50 Ctn.	=	325 =
50	Stück Melkkühe, à 12 Ctn.	=	600 =
25	Stück gelttes Vieh, à 6 Ctn.	=	150 =
24	Stück Ochsen, à 8 Ctn.	=	192 =
50	Stück Pferde, à 15 Ctn.	=	350 =
	Summa		1967 Centn.

Wer also bey dem angegebenen Ackerbau so viel Heu gewinnt, der darf um die genügliche Unterhaltung seines Viehes auf keinerley Weise bekümmert seyn. Und die Güter, wo Wiesewachs und Ackerbau in einer solchen erwünschten Uebereinstimmung stehen, sind gewiß die glückseligsten. Wie sehr der Acker bey dem Mangel des nöthigen Wiesewachses leide, oder doch seinem Besitzer weit mehrern Kummer und Sorgen mache, ist einem Jeden zur Genüge bekannt. Diejenigen Güter, welche mehr Wiesen, als das Verhältniß ihrer Aecker erfodert, haben, sind zwar nicht so schwer zu bewirthschaften, und überhaupt ist der Ueberfluß des Wiesewachses niemals so, wie der Mangel desselben schädlich; indessen bleibt es doch allemal eine Unvollkommenheit eines Gutes, weil der Heuschlag, welcher nicht den eigenen Aeckern zu gute kommen kann, nur halb genüzt wird.

Nachdem ich bisher gezeigt habe, wie viel ein vernünftiger Landwirth zu einer wohl eingerichteten Haushaltung an Heufutter nöthig habe, so muß ich auch die Regeln, die bey dieser ersten Classe der Landgüter in Ansehung der richtigen Verwendung des Heues in Acht zu nehmen sind, bestimmen. Die glückselige Beschaffenheit solcher Landgüter verursachet, daß ich bey denselben weit wenigere besondere Anmerkungen, als bey den übrigen beyden Classen, zu machen nöthig haben werde. Alles, so bey den mit dem erforderlichen Heu versehenen Landwirthschaften zu erinnern nöthig seyn wird, beruhet auf zwey Stücken. Erstlich erfordern es die verschiedenen Eigenschaften sowohl des Heues, als auch des Viehes, daß einer jeden Viehsorte diejenige Art des Heues, die seiner Natur und Umständen am gemäßesten ist, gegeben werde; und hienächst ist hier eben sowohl, wie bey der Strohfütterung, eine

gewisse Ordnung in Ansehung der Witterung und Jahrszeiten zu beobachten. Wird eins von diesen beyden Stücken außer Augen gesetzt, so kann ein Landwirth auch bey einem vollkommen zureichenden Wiesewachs den Wohlstand seines Viehes gehörig zu unterhalten und zu befördern verhindert werden.

Die erste Hauptregel, die bey dem Verbrauche und der richtigen Anwendung des Heues zu beobachten ist, besteht also darin, daß man einer jeden Viehsorte diejenige Art des Grases, die ihr am zuträglichsten ist, zu genießen gebe. Um dieses gehörig befolgen zu können, müssen wir theils die verschiedenen Heuarten kennen lernen, theils aber auch, welchem Vieh vor andern das beste gebühre, und welches hingegen sich an dem schlechtern am ersten begnügen lassen könne, untersuchen.

Der Unterschied des Heues, in Ansehung seiner Güte und Eigenschaften, ist sehr mannigfaltig. Ich werde hier, um von meinem Hauptzwecke nicht zu weit abgeführet zu werden, nur bey einigen allgemeinen Eintheilungen des guten und schlechten Grases stehen bleiben, und insonderheit diejenige Verschiedenheit des Heues, die in den meisten Landwirthschaften vorzukommen pflegt, in Betrachtung ziehen. Die Ursachen des so vielfältigen Unterschiedes des Heues, liegen entweder in dem Gewächse des Grases selbst, oder in der Lage der Wiesen, oder auch in der Zeit und Witterung.

Was die Verschiedenheit des Heues in Ansehung seines Gewächses betrift, so pflegt man dasselbe insonderheit in saures und süßes, imgleichen in grobes und feines einzutheilen. Daß das süße und feine Gras vor dem sauern und groben den Vorzug habe, lehrt die Erfahrung zur Genüge. Ein süßes Gras oder Heu nennt man dasjenige, in welchem die öhligen Theile durch Luft und Sonne gehörig ausgearbeitet und zur Vollkommenheit gebracht worden; saures hin-

ge-

gegen dasjenige, in welchem die öhligen Theile zu keiner solchen Vollkommenheit gediehen, sondern noch sehr mit scharfen und gleichsam unreifen Säften vermischt sind. Da nun die öhligen Theile den meisten und besten Nahrungssaft geben, so muß nothwendig süßes Gras und Heu dem Viehe gedeihlicher als das saure seyn. In dem groben Grase können zwar die öhligen Theile zu ihrer gehörigen Vollkommenheit gelanget seyn, es führt aber dieselben nicht in so großer Menge bey sich, welches aus seinen groben Theilen selbst abzunehmen ist. Ueberdieß ist auch natürlich, daß das feine und weiche Heu von dem Vieh weit besser als das grobe verdauet werden könne, und also auch aus diesem Grunde zur Nahrung weit geschickter sey. Das beste Heu ist wohl unstreitig dasjenige, welches nicht allein aus einem von der Sonne wohl durchkochten Grase besteht, sondern auch dabey mit vielem Klee und andern stärkenden und gesunden Kräutern untermischt ist. Hingegen giebt es auch unter dem Grase verschiedene Kräuter und Gewächse, die, wo nicht allen, doch wenigstens einigen Vieharten schädlich sind. Ein sorgfältiger Wirth muß daher wohl untersuchen, ob sich auf seinen Wiesen solche Pflanzen zeigen, damit er bey der Sortirung und Vertheilung des Heues darauf Rücksicht nehmen, und nicht öfters aus Unwissenheit Schaden anrichten möge.

Der zweyte Grund, worauf der so vielfältige Unterschied des Grases und Heues beruhet, besteht in der verschiedenen Lage der Wiesen. Man theilt dieselben gemeiniglich in Feld- und Waldwiesen ein. Aus der Erfahrung ist bekannt, daß die Feldwiesen zwar nicht so viel, dagegen aber ein weit gesünderes und gedeihlicheres Heu, als die Waldwiesen, bringen. Auf den Feldwiesen, welche hoch und im Freyen liegen, können die in dem Grase befindlichen öhligen Theile durch die beständig darauf liegende Sonnenhitze

weit besser durchkochen und zu ihrer Vollkommenheit gebracht werden; auf den Waldwiesen hingegen hat das Gras von oben gar zu vielen Schatten, und von unten gar zu viele Nässe, mithin bleiben die Säfte zu scharf und zu roh. Da nun, eben aus dieser Ursache, vorgedachtermaßen, das süsse Heu vor dem sauern, in Ansehung seiner Güte, sehr vieles voraus hat, so ist auch leicht einzusehen, warum das auf den Feldwiesen gewonnene Heu dem Viehe zuträglicher, als das von den Waldwiesen, sey.

Da aber sowohl die Feld- als Waldwiesen, nicht einerley Boden und Lage haben, sondern darunter ein sehr großer Unterschied angetroffen wird, so ist gewiß, daß nicht alle Feldwiesen gleich gutes, und auch nicht alle Waldwiesen gleich schlechtes Gras zeugen. Nachdem ihre Lage und Boden mehr oder weniger vortheilhaft ist, ist auch das auf ihnen gewonnene Heu besser oder schlechter. Ja, die große Verschiedenheit dieser beyden Stücke kann verursachen, daß man öfters von der vorhin festgesetzten Regel abgehen, und gewissen Waldwiesen einen Vorzug vor den Feldwiesen einräumen kann. Unter diesen leztern bringen diejenigen das beste Heu, welche etwas hoch liegen, daß das Regenwasser darauf nicht stehen bleibt, sondern wieder bequem abschießen kann. Das auf denselben wachsende Gras besteht fast aus lauter Kräuterblättern, und kann bey dem Viehe die Stelle einer Arzeney vertreten. Nur ist es Schade, daß es so sparsam wächst. Indessen kann man auch versichert seyn, daß ein Fuder von solchem Heu dem Viehe mehr, als drey andere, nützet.

Zu dem Feldwiesenheu kann man auch das Brachheu nennen. Die Einrichtung der wenigsten Wirthschaften erlaubt es, dergleichen Heu zu sammeln, weil an den meisten Orten die Brache zur Hütung unentbehrlich ist. Insonderheit geht solches auf denjenigen Gütern, wo Herrschaften und Unterthanen gemeinschaft-

schaftliche Hütung mit einander haben, gar nicht an. Ueberdieß ist auch das Brachheumachen den Aeckern schädlich, und sauget die in ihnen steckende Fettigkeit aus. Denn es ist gewiß, daß das Gras, wenn es zu derjenigen Vollkommenheit, da es zu Heu gesammelt werden kann, gelangen soll, mehr Nahrungssäfte, als wenn es mitten unter seinem Wachsthum abgefressen wird, erfordere, und daß also auch dadurch dem Acker eine größere Menge seiner bey sich führenden öhligen Theile entgehe. Hienächst ist auch nicht zu läugnen, daß durch das Brachheumachen dem Acker wenigstens derjenige Dünger, den das Vieh sonst bey dessen Beweidung darauf zurück zu lassen pflegt, entzogen wird. Ein Acker also, der zum Brachheu gebraucht wird, muß nothwendig mehrere Früchte bringen, wofern man nicht die ihm dadurch entgehenden mehrern Kräfte durch eine öftere Düngung ersetzen will. Wem aber weder vorerwähnte Hindernisse im Wege stehen, noch auch die Entkräftung der Aecker ein hinlänglicher Grund, diese Wirthschaft zu unterlassen, zu seyn scheint, der kann allerdings auf seinen Brachen ein sehr gesundes und nahrhaftes Gras gewinnen.

Daß das Gras von den Brachen überhaupt mehr Nahrungssäfte, als alles andere, bey sich führe, sieht man ganz deutlich an den Kühen, die damit gefüttert werden, indem sie weit mehr Milch darnach geben. Es ist aber hiebey auch unter den Brachen selbst ein Unterschied zu machen; denn es wächst nicht auf allen ein gleich gutes und gedeichliches Gras. Dasjenige, welches auf fetten lehmigen Weizenäckern gewonnen wird, ist nicht viel nütze, indem es gemeiniglich nur aus allerhand groben Blumen besteht; die gelinden Kornäcker hingegen bringen, wenn sie noch genug Düngung bey sich haben, das beste Brachheu.

Daß das Heumachen auf den Brachfeldern, weder für eine sehr nützliche noch nothwendige Sache zu halten sey, von A. J. S. st. im 14. St. der ökon. Nachr. der patriot. Gesellsch. in Schlesien v. J. 1779, S. 109, f.

Bey den Waldwiesen kömmt zuvörderst viel darauf an, ob sie groß und geräumig, oder aber klein und

von Waldung enge eingeschlossen sind. Da auf jenen das Gras keinen Mangel an Sonne hat, sondern durch deren Wärme hinlänglich zubereitet und zur Vollkommenheit gebracht werden kann, so bringen solche Wiesen auch ein ganz gutes und gedeihliches Heu, wofern nur der Grund nicht gar zu sumpfig und morastig ist. Auf den kleinen, um und um mit Wald eingeschlossenen hingegen wird nur ein saures und ungedeihliches Gras erzeuget, indem, wie ich schon einigemal erinnert habe, die öhligen Theile in demselben nicht genug ausgearbeitet werden können. Es zeigt sich auch bey dem auf den Waldwiesen gewonnenen Heu ein großer Unterschied, nachdem dieselben hoch oder tief liegen. Die hoch liegenden Waldwiesen tragen bisweilen, wenn sie nur nicht gar zu enge eingeschlossen sind, sondern freye Luft und Sonne haben, ein eben so gutes und nutzbares Gras, als die Feldwiesen; und man hat dabey den großen Vortheil, daß sie eine weit reichere Heuärnde geben, und noch überdieß zweymal gehauen werden können, welches bey den wenigsten Feldwiesen angeht. Allein, die tief liegenden und einen morastigen Boden habenden Wiesen bringen ein desto schlechteres Heu, welches, wo nicht gar schädlich, doch von wenigem Nutzen ist, und dem Viehe wohl noch viel mehrere Kräfte, als das bloße Stroh, geben kann. Insonderheit ist, bey Beurtheilung der Güte des auf den Waldwiesen wachsenden Heues, darauf zu sehen, ob und wie dieselben der Ueberschwemmung ausgesetzt sind. Es giebt wohl wenige von solchen Wald- oder eigentlicher zu reden, Stromwiesen, welche hievon ganz und gar befreyet seyn sollten. Die Ueberschwemmung ist auch den Wiesen an und für sich selbst nicht schädlich, sondern kann ihnen vielmehr unter gewissen Umständen zum großen Vortheil gereichen. Sie ist nämlich den Wiesen zuträglich, wenn sie nicht zu unrechter Zeit, erfolgt, und auch das Wasser nicht

lange

lange darauf stehen bleibt, sondern bald wieder abschießt.

So giebt es z. B. in Schlesien keine bessere und fruchtbarere, als die an dem Bober gelegenen Wiesen. Dieser Fluß tritt zwar öfters aus, allein die von ihm verursachten Ueberschwemmungen währen nur wenige Tage, indem das Wasser in kurzer Zeit wieder verschießt, und die Wiesen nur gleichsam, um sie desto fruchtbarer zu machen, tränket. Es führt dieser Fluß, weil er von Natur einen festen und steinigen Grund hat, auch nicht so vielen Schlamm bey sich, als welcher, wenn er auf den Wiesen zurück bleibt, ein sehr schädliches Gift für das Gras ist. Man findet auch daher an dem Bober viele dreymähdige Wiesen, und das Gras ist noch in der dritten Tracht weit frischer und dicker, als man es auf vielen andern, wenn sie zum erstenmal gemähet werden, antrifft. Zwar ergießt sich der Bober auch bisweilen zur Unzeit, entweder kurz vor, oder wohl gar mitten in der Heuärnde. Allein, gleich wie der Schade, den er in dem leztern Falle verursachet, zu den in allen Wirthschaften unvermeidlichen Unglücksfällen gehört, und überdieß durch die zu andern Zeiten von ihm herrührende größere Fruchtbarkeit völlig ersezt wird, so ist auch in dem erstern Falle die Ueberschwemmung derselben deshalb nicht so nachtheilig, weil, wie schon gedacht worden, das ausgetretene Wasser bald wieder verschießt, und in die Ufer des Flusses zurück tritt. Weit gefährlicher und schädlicher hingegen sind solche Ueberschwemmungen auf den an der Oder liegenden Wiesen. Dieser Strom tritt nicht so bald wieder in seine Ufer zurück, sondern bleibt wohl öfters 3 bis 4 Wochen auf den überschwemmten Orten stehen, und läßt überdies einen häßlichen und stinkenden Schlamm zurück. Geschieht die Ueberschwemmung im Winter oder Frühlinge, wo das Gras erst zu wachsen anfängt, so kann sie auch auf diesen Wiesen mehr für eine Wohlthat der Natur, als für ein Uebel, angesehen werden. Das lange Stehen des Wassers sowohl, als auch der zurück bleibende häßliche Schlamm vertreten alsdann, ohne dem Grase Schaden thun zu können, die Stelle einer höchst nöthigen Düngung, indem auch die besten Oderwiesen, wenn sie in langer Zeit nicht bewässert worden, gar sehr zurück schlagen und in ihrer Fruchtbarkeit nachlassen. Ganz anders aber ist es beschaffen, wenn sich die Oder kurz vor der Heuärnde, und zu einer Zeit, wo das Gras recht im Begriff, seine gehörige Reife und Vollkom-

menheit zu erlangen, steht, erglest. Das Gras versauert nicht allein durch das viele und allzu lange stehende Wasser, sondern es bleibt auch der sonst zur Düngung sehr nützliche, für das Vieh aber höchst schädliche Schlamm auf denselben zurück; und man kann in der That mit der Verfütterung eines solchen Heues, wenn es auch sonst seinem Gewächse nach von der besten Art wäre, nicht behutsam genug verfahren. Wenn dergleichen zur Unzeit überschwemmtes Gras noch vor der Heuärnde einen starken Regen bekömmt, so wird zwar dadurch vieles von dem schlammigen Wesen wieder abgespühlet, indessen hat es doch immer einen großen Grad seiner Güte verloren. Von dem Verfüttern des verschlämmten Heues, werden weiter unten besondere Bemerkungen, Versuche und Erfahrungen vorkommen.

Drittens verursachet auch die Zeit und Witterung einen gar merklichen Unterschied in der Güte und Gedeihlichkeit des Heues. Die meisten Waldwiesen werden des Jahrs zweymal gehauen, das erste im Anfange oder in der Mitte des Junius, und das zweytemal zu Ende des Augustes. Daß das erstere ein weit kräftigeres Futter für das Vieh, als das letztere sey, ist schon aus der täglichen Erfahrung hinlänglich bekannt; und auch mit der Vernunft kann man die Gründe dieses Unterschiedes einsehen. Zuvörderst ist gewiß, daß das Erdreich, welches in einem Jahre eine doppelte Heuärnde liefern soll, seine meisten fetten und öhligen Theile, als welche sich am leichtesten aufschliessen, schon dem ersten hervorgebrachten Grase mitgetheilt hat, und also das zweyte Gras davon nicht mehr so viel erwarten kann. Weil hienächst das in der zweyten Aernde gewonnene, oder das Grummet, aus eben derjenigen Wurzel, welche bereits das Heu gezeuget hat, hervor wächst, eine alte Wurzel aber, bekanntermaßen, ihren Pflanzen nicht so viel Säfte, als wenn sie noch jung und folglich poröser ist, zuführen kann, so ist auch hieraus offenbar, daß dasselbe nicht so viel öhlige und fette Theile, als das aus einer frischen und jungen Wurzel hervor gesprossene und genährte Gras, an sich haben kann. Endlich muß man dabey

in

in Erwägung ziehen, daß, ob gleich die Wärme der Sonne sehr vieles dazu beyträgt, daß die in den Pflanzen steckenden fetten und öhligen Theilchen wohl zubereitet werden, eine beständige und gar zu große Hitze doch auch nothwendig eine merkliche Verminderung derselben verursachen müsse. Da nun das Grummet, von seinem ersten Hervorsprossen und zartesten Anfange an, die allergrößte Sonnenhitze auszustehen hat, das Heu hingegen in seinem ersten Wachsthum dieselbe nur auf eine sehr gemäßigte Art genießt; so kann man auch dieses für eine nicht ungegründete Ursache annehmen, warum das Heu bey seiner Verfütterung weit mehrere Kraft, als das Grummet, beweiset, indem es eine ausgemachte Wahrheit bleibt, daß alles Gras, ja alle Vegetabilien, nach der Maße, als sie mehr oder weniger von wohl zubereiteten fetten und öhligen Theilen an sich haben, auch mehr oder weniger ernähren und stärken.

Daß auch die Witterung einem Heu vor dem andern einen großen Vorzug gebe, ist ebenfalls eine durch die tägliche Erfahrung vollkommen bestätigte Wahrheit. Es würde aus den so eben angeführten Gründen leicht zu beweisen seyn, daß auch die Witterung, die das Gras zu seinem Wachsthum gehabt hat, sehr vieles zur Güte des Heues beytrage. Da aber dieses eine bloß unnütze Frage seyn würde, so will ich mich auch dabey nicht aufhalten, sondern nur derjenigen Witterung, die in der Heuärnde einfällt, mit wenigem Erwähnung thun. Daß ein trocken gehauenes, gesammeltes und eingebrachtes Heu dem Vieh weit angenehmer sey, und ihm auch wirklich besser gedeihe, als dasjenige, welches, nachdem es abgesondert worden, in einem oder andern mit ihm vorgenommenen Geschäfte beregnet, oder sonst auf andere Art naß geworden ist, daran zweifelt Niemand, und es ist also solches zur Bestätigung des von mir behaupteten Satzes, daß

die Witterung ebenfalls einen Unterschied unter dem Heu mache, völlig hinreichend. Da nun ein Haus- und Landwirth die Witterung zu keiner Zeit in seiner Gewalt hat, sondern sich dieselbe, so wie sie eintrifft, gefallen lassen muß, so kann auch in so weit Niemand die Beregnung seines in Schwaden liegenden oder in Haufen und Schobern stehenden Heues gänzlich vermeiden. Indessen ist gewiß, daß ein unter seiner Zubereitung beregnetes Heu allemal sehr vieles von seiner natürlichen Güte verliert, und demselben ein unberegnetes und trocken eingebrachtes, wenn es auch gleich an und für sich von schlechterm Gewächse ist, weit vorzuziehen ist. Das beste Schafheu ist mir, wenn es auf dem Schwaden viel Nässe hat ausstehen müssen, nicht so lieb als ein trocken eingebrachtes Ochsenheu. Eben die Bewandtniß hat es mit allen andern Arten des Heues.

Ein Landmann hat, wie schon erwähnt worden, die Witterung freylich nicht in seiner Gewalt; es haben aber doch dabey verschiedene Muthmaßungen, woraus man ein anhaltendes trocknes oder nasses Wetter schließen kann, Statt. Er handelt also vernünftig, wenn er wenigstens sein bestes Heu nur zu einer solchen Zeit, wo er aus wahrscheinlichen Gründen eine beständige trockne Witterung hoffen kann, hauen läßt.

Man hat überhaupt angemerkt, daß die Witterung vor Johannis gemeiniglich weit trockner und beständiger, als nach Johannis, ist. Ein Landwirth würde also sehr wohl thun, wenn er sein Heu, so viel möglich, vor Johannis einzusammeln bemüht wäre. Da auch an vielen Orten, wie in Schlesien, gemeiniglich um Johannis die meisten und großen Ueberschwemmungen sich zu ereignen pflegen, so ist es auch aus diesem Grnnde den Besitzern der an Flüssen gelegenen Güter anzurathen, ihr Heu, wenigstens das beste, vor Johannis abzubringen. Wenn sie auch gleich bey einer frühern Heuärnde einigen Abgang in der Menge spüren sollten,

so

so ist doch solches mit der Gefahr, dasselbe ganz und gar verdorben zu sehen, in keine Vergleichung zu setzen.

Wir haben solchemnach die verschiedenen Arten des Heues, woraus der so mannigfaltige Unterschied in seiner Güte entsteht, kennen lernen. Damit wir nun auch wissen mögen, wie eine jede Art des Heues am besten und wirthschaftlichsten anzuwenden sey, so müssen wir ferner die verschiedenen Viehsorten durchgehen, und welche vor andern die beste Fütterung nöthig haben, oder sich mit einer schlechtern begnügen können, untersuchen. In dieser Ordnung werden wir einsehen lernen, welchem Viehe das beste, welchem das schlechtere, und welchem endlich das schlechteste Heu zu geben sey.

Die Entscheidung der Frage, welchem Vieh das gute, und welchem hingegen das schlechte Heu zu geben sey, gründet sich überhaupt auf den einzigen Grundsatz: Je zärter ein Vieh ist, und je mehr Kräfte und Nahrungssäfte es zu seiner Bestimmung braucht, desto besser muß das Heu, wodurch es ernähret werden soll, seyn. Die Wahrheit dieses Satzes fällt einem Jeden von selbst in die Augen, und ich will mich daher mit dessen weitläuftigern Ausführung nicht aufhalten, sondern vielmehr sogleich die Anwendung davon zeigen.

Daß in einer Wirthschaft an der Erziehung des jungen Viehes sehr vieles gelegen sey, wird Niemand läugnen. Will man von dem Viehe, wenn es zu seinen nutzbaren Jahren gekommen ist, den gehörigen Nutzen ziehen, so muß man nothwendig dafür sorgen, daß es in der Jugend gehörig gewartet und gepfleget werde. Insonderheit muß man es in dem ersten Jahre, da es wegen seiner zarten Gefäße noch nicht alle Arten der Nahrung vertragen kann, wohl in

Acht nehmen, indem dasselbe, wenn es im Anfange in der Pflege und Fütterung verwahrloset ist, niemals recht tauglich wird. Da das Schaf- und Rindvieh den Kern der ganzen Wirthschaft ausmacht, so folgt auch von selbst, daß ein vernünftiger Haushälter auf die Wartung und Erziehung der Kälber und Lämmer die meiste Sorgfalt wenden müsse. Den Lämmern und entwöhnten (Anbinde-) Kälbern muß also das beste Heu, welches ein Landwirth nur aufbringen kann, gewidmet werden. Wie viel an ihrer tüchtigen Erziehung gelegen sey, ist schon vorhin erwiesen worden; daß sie aber, wenn sie wohl gedeihen, und in ihren nutzbaren Jahren den Wohlstand ihres Herren befördern helfen sollen, mit solchem Heu und Futter, welches ihrem zarten Alter gemäß ist, versehen werden müssen, fällt wohl einem Jeden bey der geringsten Ueberlegung von selbst in die Augen. Man bedenke nur die zarten Gefäße dieser Thiere, welche bisher, und so lange sie die Muttermilch genossen, mit den feinsten Säften unterhalten worden sind. Wenn man nun diese junge Creaturen bey ihren ersten Mahlzeiten sogleich mit hartem und groben Futter abspeisen wollte, so würde eine solche Veränderung nicht allein zu stark seyn, sondern sie würden es auch weder recht genießen noch verdauen können, am wenigsten aber dürften sich die daraus entstehenden groben Säfte für ihre zarte Gefäße schicken. Ein recht feines und blätteriges Feldwiesenheu ist wohl, wenn man es haben kann, das sicherste und beste Futter für junge Lämmer und Kälber; und noch besser ist es, wenn man ihnen alles Heu dieser Art geben kann. Es ist hierunter mit den Anbindekälbern noch fast behutsamer, als mit den Lämmern, zu verfahren. Die Lämmer kann man doch ohne Gefahr zum Grase lassen, und man braucht bey ihnen das Heu nur zur Winterszeit. Mit den Kälbern aber darf man solches in dem ersten halben Jahre

nicht

nicht wohl wagen, sondern sie müssen binnen dieser Zeit beständig mit trocknem Futter unterhalten werden. Je besser nun das Heu ist, welches man ihnen giebt, desto besser gedeihen sie, und desto mehr Hoffnung kann man auch von dem Nutzen, den sie künftig bringen werden, haben. Uebrigens bekommen von dem feinsten, kürzesten und süssesten Heu auch die Kaninchen.

Die zweyte Gattung des guten Heues bestimmt ein sorgfältiger Landwirth billig für seine Mutterschafe. Das ganze Gebäude des Schafviehes überhaupt ist viel zärter, als bey allem andern, und also bedarf es schon aus diesem Grunde einer feinern Nahrung. Die Mutterschafe aber müssen überdies den Stamm der Schäferey beständig unterhalten, und die zu solcher Absicht nöthigen Lämmer nicht allein tragen, sondern auch eine geraume Zeit lang mit ihrer Milch ernähren. Es ist unläugbar, daß hiezu nicht allein mehrere, sondern auch, wenn Mutter und Lamm in gutem Stande erhalten werden soll, bessere Nahrungsmittel erfordert werden. Da nun unter allem Futter, welches dieses Vieh gewöhnlicher Weise genießt, das Heu die meisten Nahrungssäfte verschaffen muß: so ist auch leicht einzusehen, warum, nach den Lämmern und Anbindekälbern, den Mutterschafen die beste Sorte desselben gebühre. Man giebt ihnen gern, wenn man hinlänglich damit versehen ist, das auf trocknen Feldwiesen gewonnene Heu. An solchen Orten, wo es gar keine oder nicht zulänglich Feldwiesen giebt, müssen sie zwar auch mit demjenigen, so auf den Wald- oder Flußwiesen wächst, zufrieden seyn. Indessen wird ihnen doch jederzeit das beste und feinste darunter ausgesuchet. Insonderheit muß man ihnen kein saures oder stark bereznetes Heu geben; am allersorgfältigsten aber ist zu verhüten, daß es mit keinen schädlichen Gewächsen untermengt sey.

Da an einigen Orten, wie z. B. in Schlesien, gemeiniglich die Schäfer die Aufsicht bey dem Heumachen haben, so kann man ihnen, in Ansehung des für die Lämmer und Mutterschafe bestimmten Heues, ganz sicher die freye Wahl lassen, weil doch dieselben vor allen andern das beste haben müssen. Das Heu für die Schöpse und das übrige gelte Schafvieh aber muß ein Landwirth selbst bestimmen, weil sonst der Schäfer auch für diese das beste wegnehmen, und das andere nicht unter ihrer Aufsicht stehende Vieh, welches dessen doch mehr benöthigt ist darben lassen würde. Man pflegt zwar das Grummet auf eben solche Art, wie das Heu, zu vertheilen, und für jede Viehsorte auch eine gewisse Anzahl Fuder, nach dem Verhältniß der ganzen bestimmten Summe, davon legen zu lassen. Weil aber, insonderheit in Schlesien, der ganze Wohlstand einer Landwirthschaft gar zu sehr von der guten Beschaffenheit der Schäfereyen abhängt, diese aber ohne eine ganz besondere Aufmerksamkeit für die Mutterschafe in keinem recht blühenden Stande erhalten werden kann, so thut man nicht unrecht, wenn man dieselben mit dem Grummet ganz und gar verschonet, und ihnen das ausgesetzte Quantum in lauter gutem, in der ersten Aernde gewonnenen, Heu giebt. Man kann dagegen lieber dem Geltvieh etwas mehr von dem Grummet zutheilen, weil dasselbe, wenn nur der Halm nicht gar zu grob und hart ist, sich noch eher mit einem unkräftigern Futter, behelfen kann.

Nach den Mutterschafen haben wohl unstreitig die Kühe das meiste Recht zu den guten und vor andern vorzüglichen Heuarten. Man fordert von ihnen nicht allein gesunde und starke Kälber, sondern auch einen reichen Ueberfluß von Milch und Butter. Beydes kann nicht anders, als durch ein kräftiges und gedeihliches Futter erhalten werden. Hieraus ist also abermal offenbar, daß man die nutzbaren Kühe mit keinem groben, sauern und unkräftigen Heu abspeisen, sondern ihnen das beste, so, nach gehöriger Versorgung der Mutterschafe, in der Wirthschaft vorhanden ist, aufbehalten müsse. Weil aber das Gebäude der Kühe nicht so zart, als bey den Schafen ist, man auch in einer wohl eingerichteten Wirthschaft ihre Pflege

und Unterhaltung nicht bloß auf das Heu ankommen läßt, sondern ihnen noch überdieß auf vielerley Art zu Hülfe zu kommen sucht: so kann auch das für sie gewidmete Heu-Quantum gar füglich mit einigen Fudern Grummet, wenn es nur von gleichem Gewächse, als das Heu selbst ist, untermenget werden. Man würde auch sonst, wenn man diese Viehsorte gleichfalls mit lauter Heu von der ersten Aernde versorgen wollte, mit der oben gemachten Rechnung nicht auskommen, indem der daselbst entworfene Etat beydes, Heu und Grummet, in sich schließt. Indessen muß man für die kalbenden Kühe ein Paar recht gute Fuder von dem rechten Aernheu legen, und ihnen davon, von der Zeit an, da sie entlassen sind, bis acht Tage nach der Kalbung, geben lassen, weil sie dadurch in einen recht milchreichen Zustand, der sich, so lange sie melk sind, spüren läßt, gesetzt werden.

Wenn man nun solchergestalt das nöthige Heufutter für sein junges und nutzbares Vieh bestimmt, und einer jeden Sorte nach ihren Umständen das ihrige zugetheilt hat, muß man auch an das Zug- und Geltvieh denken, und hiebey ebenfalls in Ansehung der verschiedenen Güte des Heues einen Unterschied machen.

Die Schafe und Kühe nehmen mit ihren Lämmern und Kälbern wohl das beste Heu in der Wirthschaft weg. Ist aber alsdann noch etwas von einer guten und gedeihlichen Art übrig, so kömmt es den Zugochsen zu. An vielen Orten müssen sich diese mit dem allerschlechtesten abspeisen lassen; allein ich halte solches nicht für wirthschaftlich. Ein kluger und vernünftiger Landwirth sieht sehr wohl ein, wie viel an tüchtigem Zugvieh gelegen sey, und daß er es daher demselben an guter Fütterung, ohne welche es unmöglich in tauglichem Stande erhalten werden kann, niemals mangeln lassen müsse. Die Zugochsen sind zwar den Winter über unnütz, weil sie ihr Futter mit

der gegenwärtigen Arbeit nicht verdienen, und sind also hierin den Pferden, welche Winter und Sommer mit vielem Nutzen gebraucht werden können, weit nachzusetzen. Man muß aber dagegen auch bedenken, daß die Ochsen nicht den ganzen Winter durch Heu bekommen, sondern sich den größten Theil desselben an Stroh, Spreu und Ueberkehr begnügen lassen müssen. Das Heu giebt man ihnen erst ungefähr 4 Wochen vor der Pflugzeit, damit sie die zu dieser schweren Arbeit nöthigen Kräfte bekommen mögen. Will man ihnen nun zu solcher Zeit, wo sie die Kräfte auf den ganzen Frühling, bis sie auf die Grasung kommen können, sammeln müssen, ein grobes und ungedeihliches Heu, welches öfters noch unkräftiger als bloßes Stroh ist, vorlegen, so muß man es sich auch nicht befremden lassen, wenn man mit seiner Feldarbeit allenthalben zurück bleibt, und mit der Saatzeit später, als seine Nachbarn, fertig wird.

Die alsdann nächstfolgende Heusorte bekömmt das gelte Schaaf- und Rindvieh. Zwar muß auch das junge Vieh nach dem ersten Jahre nicht gänzlich in der Fütterung verabsäumet werden; da es jedoch seine Nahrung nur hauptsächlich zum Wachsthum gebraucht, ein allzu schnelles und durch einen gar zu großen Zufluß der Nahrungssäfte erzwungenes Wachsthum aber nichts nütze ist, indem das Vieh dadurch ein schwaches Gebäude bekömmt: so ist hieraus offenbar, daß das Junge oder Geltvieh keines so kräftigen Heues, als das nutzbare und bereits arbeitende, bedürfe.

Bey den ausgewachsenen Schöpsen, welche auch mit unter das Geltvieh gerechnet werden, fällt zwar diese Ursache weg; allein, sie haben dagegen auch nicht so viele Nahrungssäfte, als die Mutterschafe nöthig, und können sich also auch mit einem geringern Heu behelfen.

Endlich

Endlich müssen sich, wenn alles übrige vertheilt ist, die Pferde mit dem schlechtesten begnügen lassen. Man darf nicht glauben, als wenn das gute Heu den Pferden nichts weiter, als das schlechte, nütze; vielmehr ist es gewiß, daß es bey demselben eben so, wie bey allem andern Vieh, einen großen Unterschied ausmache. Da aber die Pferde, theils wegen ihres stärkern Gebäudes, und theils, weil sie nebst dem Heu beständig anderes kräftiges Futter bekommen, das gute Heu nicht so unentbehrlich, als die übrigen Viehsorten, nöthig haben, so wird ihnen nur aus dieser Ursache die letzte Stelle bey der Vertheilung desselben angewiesen. Indessen ist diese Regel nicht bey allen Pferden anzubringen. Diejenigen, die schon ein gewisses Alter erreicht, und die gefährliche Druse überstanden haben, können schon ein etwas härteres Heufutter vertragen. Junge Pferde hingegen, und welche die Druse noch nicht gehabt haben, muß man bey der Heuvertheilung nicht so weit zurück setzen, sondern mit einer etwas bessern und feinern Art versorgen. Insonderheit ist es von großem Nutzen, wenn man, wo nicht allen, doch wenigstens den jungen, noch unter der Druse stehenden Pferden alles überjährige Heu geben kann, weil, der Erfahrung zu Folge, das frische Heu nicht allein den mit der Druse behafteten Pferden höchst schädlich ist, sondern diesen Zufall auch wohl gar bey denen, die ihres Alters wegen schon davon befreyet seyn sollten, verursachen kann. Wäre man auch nicht das ganze Jahr hindurch altes Heu seinen Pferden zu geben im Stande, so muß man doch wenigstens im Anfange darauf bedacht seyn, damit erst die in dem neuen Heu steckenden Crudităten etwas verfliegen können.

Es würde einem Landwirthe wenig helfen, wenn er gleich einer jeden Viehsorte sowohl das erforderliche Quantum, als auch die ihm gebührende Art des Heues bestimmet und zugetheilt hätte, wofern er nicht auch zugleich

gleich dafür Sorge tragen wollte, daß solches demselben in der gehörigen Zeit und Ordnung gereichet werde. Es würde eines Theils dem Viehe nicht auf die beste Art zu Nutze kommen, und andern Theils sich auch bey dem reichlichsten Vorrath zuletzt ein Mangel ereignen. In allen Theilen der Wirthschaft kömmt es vornämlich auf eine genaue Beobachtung der rechten Zeit und Ordnung an. Ich werde aber von der bey dem Verfüttern des Heues zu beobachtenden Ordnung hier nur etwas weniges erinnern, und das übrige an seinem Orte, wo ich von der richtigen Anwendung des Strohes handeln werde, nachholen.

Man muß zuvörderst den Verbrauch des Heues, so wie den Verbrauch des Strohes, nicht der Willkühr des Gesindes überlassen, sondern beydes unter genauer Aufsicht verwahren, und das nöthige täglich heraus geben lassen. Man trifft, obgleich das Heu weit vorzüglicher und kostbarer ist, in den meisten Wirthschaften hierunter eben so viele Nachlässigkeit und Unbehutsamkeit, als bey dem Stroh, an. Man begnüget sich damit, daß man die für eine Viehsorte bestimmten Antheile entweder über die Ställe, oder an andern bequemen Orten besonders leget, und läßt alsdann das Gesinde nach eigenem Gefallen damit schalten und walten. Es ist ganz natürlich, und die tägliche Erfahrung bestätiget es auch genug, daß hieraus eben derjenige Nachtheil, der bey einer unordentlichen Strohwirthschaft erfolgt, entstehen müsse. Das Vieh bekömmt, wenn das Gesinde die freye Disposition davon hat, das ihm auf das ganze Jahr gewidmete Heu zur Unzeit, und muß alsdann, wenn es ihm am nöthigsten wäre, Mangel daran leiden. Wer dieses verhüten will, der muß das Heu, eben so wie das Stroh, der Aufsicht eines treuen und vernünftigen Menschen übergeben. Hienächst trägt es auch viel zur Ordnung bey, wenn man das sämtliche für jede Art des Viehes gelegte

legte Heu bey müßigen Stunden in gewisse proportionirte Bünde, von etwa 8 bis 16 Pfund vermittelst eines Strohseiles binden, und solche bis zur Zeit, wenn die Heufütterung angeht, aufbehalten läßt. Diese Einrichtung hat den großen Vortheil, daß man, wie viel Heu das Vieh täglich bekömmt, mit vieler Zuverlässigkeit wissen, und daher einen desto sicheren Ueberschlag von dem ganzen Quanto, damit solches zureichen möge, machen kann. Läßt man hingegen das Heu uneingebunden liegen, und nur jedesmal so viel, als man nach bloßem Gutdünken für nöthig erachtet, von dem ganzen Haufen wegraffen, so kann dabey die Rechnung leicht triegen, und sich zuletzt ein unangenehmer Mangel äußern. Es kann auch, wenn das Heu auf gedachte Art eingebunden ist, dem Viehe mit desto mehrerer Ordnung, nachdem es die Witterung erfordert, bald abgebrochen und bald wieder zugesetzet werden, welches sonst, ohne diese Vorsicht, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist.

Da der Wohlstand des Viehes nicht so wohl auf die Menge des Futters, als vielmehr auf eine bey der Fütterung beobachtete gute Ordnung, ankömmt, so findet dieses insonderheit auch bey dem Verbrauche des Heues Statt, und fast jede Viehsorte erfordert hierunter ihre eigene Regeln. Ich werde daher von einer jeden derselben das Nöthige besonders anzeigen.

Die Schäferey kostet unstreitig das meiste Heu, und sie kann auch dasselbe am wenigsten entbehren. Es ist daher an dem ordentlichen Verfüttern und der richtigen Anwendung des Heues vor allen andern sehr vieles gelegen. Man kann zwar die Schäfer nicht so, wie das andere Gesinde einschränken, sondern muß ihnen, wie mit allem Futter, also auch mit dem Heu, schon mehrere Freiheit lassen, zumal sie, vermöge ihrer Profession, die rechte Zeit und Ordnung bey dem Heufüttern am besten verstehen müssen. Indessen sind

dieselben doch nicht ohne alle Aufsicht zu lassen, sondern vielmehr, wegen der ihnen so gewöhnlichen Betrügereien, beständig gleichsam von weiten zu beobachten. In dieser Absicht ist unumgänglich nöthig, daß ein Landwirth in den Regeln, die bey der Fütterung des Schafviehes nöthig sind, nicht ganz unwissend sey. Kann er gleich nicht bey einem jeden Futter, welches der Schäfer den Schafen vorleget, gegenwärtig seyn, so ist es ihm doch nicht unmöglich, denselben in so weit zu beobachten, daß er das ihm anvertraute Heu nicht zu unrechter Zeit verfüttere.

Bey dem Verfüttern des für das Schafvieh bestimmten Heues ist besonders eine vernünftige Beurtheilung der Zeit und Witterung nöthig. Wird diese unterlassen, so kann es leicht geschehen, daß das oben festgesetzte Quantum, so reichlich und hinlänglich es auch sonst eingerichtet ist, doch nicht zureichen will, sondern die Schafe dabey zuletzt Mangel leiden müssen.

Das beste und zuträglichste Futter ist wohl ohne Zweifel das lebendige Gras. Das Heu, welches nur ein erstorbenes und getrocknetes Gras ist, wird nur gleichsam in subsidium gebraucht, um die Schafe, wenn ihnen die grünen Fluren und Felder verschlossen sind, nicht ohne alle kräftige Nahrung zu lassen. Man muß daher im Herbste, so lange die Schafe noch ausgetrieben werden können, an kein Heufüttern denken, sondern solches bis auf eine Zeit, wo das Vieh dessen mehr benöthigt ist, aufheben. Ist gleich das Gras, welches sie im Herbste genießen, nicht so kräftig und nahrhaft, als das im Sommer, so können sie doch deshalb keine Noth leiden, weil ihnen das Strohfutter, in welchem sie, außer den darunter vermengten trocknen Grase und Kräutern, noch manches gutes Körnchen antreffen, dabey mit zu Hilfe kömmt. Eben die Bewandtniß hat es auch, wenn in den Wintertagen ein trockner Frost den Schafen die Saatfelder öffnet,

dergestalt, daß sie sich täglich wenigstens 2 bis 3 Stunden mit dieser sie über alles stärkenden Nahrung erfrischen können. Wer bey solcher Witterung und Umständen seinen Schafen noch außerdem vieles Heu verlegen wollte, würde nicht allein sehr verschwenderisch handeln, sondern auch den Schafen selbst dadurch schaden. Die Saaten, die sie alsdann genießen, führen mehr öhliges und fettes bey sich, als ihnen dienlich wäre, wenn es nicht durch das trockne Strohfutter wieder temperirt und auf solche Art unschädlich gemacht würde.

Zu den Zeiten, wo die überall mit Schnee bedeckten Felder die Schafe beständig in dem Stalle zu bleiben nöthigen, brauchen diese Thiere das für sie aufgehobene Heu am nöthigsten. Es ist daher eben so vernünftig, als nothwendig, daß man ihnen dasselbe alsdann in gehöriger Menge vorlege. Jedoch müssen die Raufen nicht ohne Noth gar zu voll gestecket werden, weil, wenn man ihnen auf einmal zu viel vorlegt, vieles davon unter die Füße getreten wird, und also ohne dem Vieh zu Nutze zu kommen, verloren geht. Man lasse lieber des Tages ein oder ein Paarmal öfter Heu geben. Dadurch wird man den Schafen mehr Vortheil stiften, und auch an dem Heu selbst ersparen.

Da die Mutterschafe überhaupt das Heu am nöthigsten brauchen, so ist auch auf das ordentliche Verfuttern desjenigen, welches für sie bestimmt ist, am meisten Achtung zu geben. Man verlangt von denselben, daß sie nicht allein gute und starke Lämmer tragen und zur Welt bringen, sondern auch diese nachher mit hinlänglicher Milch und Nahrung versehen sollen. Daß dieses nicht zu erwarten sey, wenn man sie nicht beständig in gutem Futter erhält, und insonderheit zu der Zeit, wenn sie ihren jungen Lämmern wiederum Nahrungssäfte mittheilen sollen, nicht von Kräften kommen läßt, lehren Vernunft und Erfahrung. Man

muß daher die Mutterschafe nicht nur in der Lammzeit, sondern auch schon 14 Tage vorher, am stärksten mit Heu füttern.

Die Ursachen, warum das gelte Schafvieh mit wenigerm und schlechterm Heu auskommen könne, erhellen aus dem Vorhergehenden. Indessen ist doch auch bey der Heufütterung, in Ansehung dieser Viehsorte, der Unterschied zu machen, daß man den Jährlingen, oder vorherigen Lämmern, darunter einen Vorzug gebe. Daß diese Gefäße derselben noch zarter, als bey den bereits völlig ausgewachsenen, seyn, kann man aus dem Laufe der Natur leicht einsehen; und die Erfahrung lehrt es auch, daß sie in einem harten und anhaltenden Winter weit eher entkräftet werden. Kömmt man ihnen alsdann nicht mit hinlänglichem Heu zu Hülfe, so fallen sie wie die Fliegen dahin, und man bringt deren öfters nur sehr wenige aus dem Winter.

Daß die Kühe, so lange sie noch zu Felde gehen, keines Heues benöthigt seyn, ist einem Jeden, ohne mein Erinnern, bekannt. Denn ob sie gleich jederzeit und insonderheit in den letzten Tagen des Herbstes, wo das Gras auf den Hütungen nicht mehr so häufig und kräftig ist, eines Bey- oder Nebenfutters bedürfen, so besteht doch solches nur entweder in geschnittenem Klee und Grase, oder wenn man dergleichen nicht mehr haben sollte, in allerhand andern Feld- und Gartengewächsen. Ein Mehreres vom Heufüttern der Kühe wird im Art. Kuh vorkommen.

Von der Ordnung des Heufütterns bey dem Zugvieh, werde ich in den Art. Ochs und Pferd das Nöthige beybringen.

II. Was die Güter, welche überflüssigen Heuschlag haben, oder auf welchen mehr Heu gewonnen wird, als zu der Erhaltung des bey demselben befindlichen Viehstandes nöthig ist, betrifft: so ist zuvörderst die

die Frage zu erörtern: Ob es besser und Vernünftiger gethan sey, diesen Ueberfluß zu verkaufen, oder denselben, wo nicht ganz, doch zum Theil, dem eigenen Viehe zukommen zu lassen? Wenn ich mich nach der gemeinen Sprache, auch selbst guter und bewährter Wirthe richten wollte: so müßte ich, diese Frage zum Besten des Viehes zu entscheiden, und demselben allen Ueberfluß, den es nur immer zu verzehren vermögend wäre, zu zuerkennen, keinen Augenblick Anstand nehmen. Man hält gemeiniglich die Heuverkäufer für schlechte Wirthe, und glaubt, daß man den Zuwachs davon unmöglich besser anwenden könne, als wenn man denselben seinem Viehe ohne Unterschied Preis giebt. Nur allein diejenigen Wirthschaften, wo das Vieh gleichsam im Heue schwimmt, und wo man in den Misthaufen öfters eben so viel Heu als Stroh antrifft, werden für gesegnet und wohlgeordnet gepriesen. Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Wohlstand des Viehes, und mithin auch des ganzen Landgutes, mit einem reichen Zuwachse des Grases auf das genaueste verknüpft sey. Allein, es ist zwischen den beyden Dingen, ob das Vieh mit Heu reichlich versorget werden müsse, und ob ihm dasselbe sogar im Ueberflusse zu reichen sey, ein sehr großer Unterschied zu machen. Das erste wird die ganze vernünftige Welt bejahen müssen; und diejenigen Landwirthe, die es ihrem Viehe, bey einem reichen und überflüssigen Zuwachse an Heu, um solches für baares Geld zu verkaufen, fehlen lassen, sind keine ächte und kluge Haushälter. Daß man aber, nachdem daß Vieh mit dem benöthigten Heu schon reichlich versorget worden, ihm auch noch den Ueberfluß Preis geben, und sich dadurch einer öfters ansehnlichen baaren Einnahme berauben solle, scheint mir verschiedene Bedenklichkeiten bey sich zu führen. In allen Dingen ist ein gewisses bestimmtes Maß zu halten, dessen Ueberschreitung lauter Un-

ordnung nach sich zieht; und es ist nicht abzusehen, warum nur allein die Fütterung des Viehes unbestimmt bleiben sollte. Vielmehr glaube ich, daß man darin ebenfalls zu weit gehen, und durch Ueberfluß Schaden anrichten könne. Es wird hoffentlich ein Jeder das oben vorgeschlagene, für jede besondere Viehart zu bestimmende Quantum dergestalt beschaffen finden, daß jede Art des Viehes reichlich damit auskommen, und wenn bey dessen Verfüttern die gehörigen Maßregeln beobachtet werden, in dem bestmöglichsten und nutzbarsten Stande erhalten werden könne. Ist aber dieses, so muß es ja wohl für eine sehr unwirthschaftliche Verschwendung angesehen werden, wenn man es dabey nicht bewenden lassen, sondern dem Viehe alles, was nur zuwächst, vorwerfen will. Nicht der Ueberfluß des Futters, sondern eine dabey beobachtete vernünftige Ordnung erhält den Viehstand in blühendem Flor.

Bey allen Landwirthschaften geht der Hauptzweck dahin, daß man aus seinen Produkten allemal das meiste baare Geld, als nur möglich ist, löse. Wer es hierin dem andern zuvor thut, wird mit Recht für den besten Wirth gehalten. Wenn ich nun auch zugeben wollte, daß die Nutzbarkeit des Viehes durch den Ueberfluß des Heues wirklich höher, als bey dem blos reichlich zulänglichen Futter, getrieben werden könne, so wird es doch darauf ankommen, ob solches mit dem Vortheile, den man aus dessen Verkauf zu erwarten hat, in Vergleichung zu setzen sey. Wir wollen uns, mehrerer Deutlichkeit halber, hievon durch ein Beyspiel zu überzeugen suchen.

Ich will annehmen, daß auf einem Landgute von gleichem Ackerbau, als ich oben, S. 222, f. angeführt habe, an statt 1967 Centner, gerade noch einmal so viel, nämlich 3934 Centner, an Heu gewonnen werde. Da zur reichlichen Unterhaltung des mit dem Feldbau dieses Gutes in einem richtigen Verhältniß stehenden Viehstandes nur 1967 Ctn. erfordert werden,

den, so ist offenbar, daß die andern 1967 Ctn. als ein Ueberfluß anzusehen sind. Es fragt sich also: ob der Eigenthümer wirthschaftlicher handle, wenn er diesen Ueberfluß an fremde Liebhaber für baares Geld überläßt, oder ob es vortheilhafter sey, daß er die seinem Vieh sonst bestimmten Heuportionen verdoppele, und sie dadurch, welches ohnedies nur von Kühen und Schafen verstanden werden kann, nutzbarer zu machen suche? Da die Entscheidung dieser Frage, bereits erwähntermaßen, hauptsächlich darauf beruhet, in welchem Falle das meiste baare Geld zu hoffen sey: so ist gewiß, daß die übrig bleibenden 1967 Ctn. Heu, wenn man den Ctn. auch nur für 6 Gr. verkaufte, bey deren Veräußerung doch eine Summe von ungefähr 420 Rthlr. betragen würden. Wollte ich nun auch zugeben, daß, wenn dieses überflüssige Heu an das Vieh gewandt würde, eine Kuh à 2 Rthlr. und 100 Schafe auf 2 Ctn. Wolle, der Stein à 4 Rthlr. gerechnet, jährlich höher genutzet werden könnte, so käme doch bey 50 Kühen und 1000 Schafen, durch diesen Weg, mehr nicht als 180 Rthlr., und also 240 Rthlr. weniger, als bey dem Verkaufe, heraus. Nach dieser Vergleichung der auf beyden Seiten zu hoffenden Vortheile wird nun ein jeder vernünftiger Wirth leicht von selbst beurtheilen können, was ihm am zuträglichsten sey, und welches er dem andern vorzuziehen habe.

Man wird vielleicht hiegegen einwenden, daß ein Landwirth nicht bloß auf die mehrere Nutzbarkeit seines Viehes sehen, sondern sein Augenmerk hauptsächlich auf die Vermehrung des Düngers, und die davon zu erwartende Verbesserung seiner Aecker, richten müsse, solche Absicht aber nicht besser befördert werden könne, als wenn man sein gewonnenes Heu dem Viehe recht in vollem Ueberflusse vorwirft, indem man dadurch in den Stand gesetzt wird, desto mehr Stroh in den Dünger zu verwenden. Der Satz, daß die Vermehrung des Düngers eine Hauptsorge in der Wirthschaft sey, ist richtig; nur fragt es sich, ob das verschwendrische Heufüttern zur Erhaltung dieser Absicht wirklich so viel beytrage, als viele glauben, und es auch zu seyn scheint. Es ist ausgemacht, daß es bey der Düngerwirthschaft nicht so wohl auf die Menge, als viel-

vielmehr auf die innere Kraft und Güte des Düngers ankomme, und das diese durch das allzu häufige Einstreuen gar leicht verhindert werden könne. Wäre es also gleich wahr, daß man durch die Verschwendung des überflüssigen Heues die Anzahl der Mistfuhren höher brächte, so würde doch den Aeckern dadurch kein wahrer und wesentlicher Nutzen zufließen, indem sie das, was sie auf einer Seite an der Menge des Düngers gewinnen, wieder auf der andern an dessen Güte verlieren müssen. Daß die Excremente des Viehes, welches vollauf zu fressen bekömmt, nicht allein häufiger seyn, sondern auch, nach der verschiedenen Güte des genossenen Futters, mehrere Düngungskraft bey sich führen, will ich nicht in Abrede stellen. Es ist aber, daß ich es noch einmal wiederhole, gewiß, daß bey dem oben bestimmten Quanto, wenn ordentlich und vernünftig damit umgegangen wird, alle und jede Viehsorten reichlich versorget seyn; und der Augenschein wird es zeigen, daß das überflüssige mehr unter die Füße und in den Mist getreten, als von dem Viehe genossen, und auf solche Art durch den natürlichen Gang in Dünger verwandelt wird. Mit dem Heue aber die Ställe zu streuen, und es solchergestalt bloß als ein Vehiculum des Düngers zu gebrauchen, wird wohl so leicht Niemand billigen können.

Ob sich nun gleich aus den bisher angeführten Gründen deutlich genug ergiebt, daß es weit rathsamer und wirthschaftlicher sey, den Ueberfluß des Heues zu verkaufen, als denselben mit dem Viehe unnöthigerweise zu verschwenden: so wird ein vernünftiger Wirth, dessen Landgut mit mehrerm Heuschlag, als er zur reichlichen Unterhaltung seines Viehstandes nöthig hat, gesegnet ist, dennoch allemal wohl thun, daß er von Zeit zu Zeit eine Jahres-Nothdurft in Vorrath hält. Dieses ist aus einem doppelten Grunde rathsam. Erstlich kann es, insonderheit an denjenigen Orten, wo

der

Wiesewachs öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, gar leicht geschehen, daß das gewonnene Heu verdirbt, und zum Gebrauche untüchtig gemacht wird. Wenn nun auf solchen Gütern, welche vor andern mit Wiesen und Gras versehen sind, der Viehstand allemal sehr ansehnlich ist, so geräth man in solchen Fällen, wegen des Heumangels, in eine desto grössere Verlegenheit; und wenn solches von fremden Orten erkauft werden muß, so fällt die baare Ausgabe manchen ziemlich hart und empfindlich. Hat man aber die erwähnte Vorsicht gebraucht, so kann man dergleichen Ueberschwemmungen und andere in diesem Theile der Landwirthschaft vorfallende widrige Begebenheiten weit gleichgültiger ansehen. Zweytens aber hat man auch von einem solchen beständigen Heuvorrathe noch den Vortheil, daß man seinem Viehe nicht sogleich das frische Heu, wie es von den Wiesen kömmt, vorlegen darf, sondern es, da ein solches Magazin jährlich abgewechselt und aufs neue angefüllet werden muß, fast insgesamt mit altem Heu füttern und unterhalten kann. Endlich giebt es auch bisweilen Gelegenheiten, wo man mit dergleichen Heuvorrathe, wenn man gleich desselben in seiner eigenen Wirthschaft nicht benöthigt ist, einen ansehnlichen Gewinst machen kann. Doch ist, einen Heuvorrath über ein Jahr aufzubehalten, nicht rathsam. Denn das alte Heu ist nicht, wie der alte Wein, mit Vortheil zu conserviren.

Nachdem es also ausgemacht ist, daß es am vernünftigsten und vortheilhaftesten gehandelt sey, wenn man, unter den vorhin angezeigten Umständen, den Ueberfluß seines Heues in Geld zu setzen suchet, so fragt es sich dabey ferner: Ob man mehr Nutzen und Vortheil davon habe, wenn man solches machen und alsdann verkaufen läßt, oder ob es besser gethan sey, daß man es auf dem Halm verkaufe oder

vermiethe? Hierunter eine allgemeine Regel fest zu setzen, geht wegen der gar zu großen Verschiedenheit der Umstände, die dabey vorfallen können, nicht wohl an. Der Unterschied in der Menge der Arbeitsleute, imgleichen in der Lage und Beschaffenheit der Wiesen, und andere dergleichen Dinge mehr, machen bald dieses, bald jenes, nützlicher. Wer sich also hierunter nicht irren, und in seinen Einkünften nicht Schaden thun will, der muß solches alles genau in Erwägung ziehen. Ich werde hiezu eine kurze Anleitung geben, und diese Verschiedenheit mit wenigem aus einander zu setzen suchen.

Ein Wirth, der auf seinem Landgute so viel eigene Arbeitsleute hat, das er durch dieselben nicht allein die für seinen Viehstand erforderliche Nothdurft, sondern auch das überflüssige Heu, ohne die übrigen Wirthschaftsgeschäfte zu versäumen, bereiten und machen lassen kann, hat daran allerdings mehrern Vortheil, als wenn er dasselbe auf dem Halm verkauft. Insonderheit ist solches an Orten, wo das Heu allemal in einem gewissen hohen Preise ist, wie in Schlesien, vorzüglich rathsam.

Man darf, um sich hievon zu überzeugen, nur von dem Heu, welches in mittelmäßigen Jahren auf den zu vermiethenden Wiesen gewonnen werden kann, einen Ueberschlag machen, und solchen mit dem gewöhnlichen Miethzinse in Vergleichung setzen. Eine Wiese, die an Heu und Grummet in mittelmäßigen Jahren 40 Fuder, das Fuder zu 15 Ctn. gerechnet, bringt, wird an denen Orten, wo nicht ein ganz ausnehmender Grasmangel ist, schon ziemlich hoch vermiethet, wenn man dafür jährlich einen Pachtzins von 80 Rthl. bekömmt. Da nun die 40 Fuder Heu, welche darauf gewonnen werden können, 600 Ctn. betragen, so würde man bey selbsteigener Einärndung des Heues, wenn man den Centner auch nur für 6 Sgr. verkaufte, doch wenigstens 150 Rthlr. und also 70 Rthlr. mehr, als bey der Vermiethung, erhalten. Zwar muß hievon auf die Kosten für das Heumachen etwas abgerechnet werden; allein, solches kann bey eigenen Leuten nur ein weniges betragen, und kömmt gegen einen so wichtigen Vortheil in gar keine Vergleichung.

Hat

Hat hingegen ein Landgut nicht so viele Arbeitsleute, als zur Machung des überflüssigen Heues, ohne Versäumniß der andern Wirthschaftstheile, erfordert werden: so ist man freylich, die Vermiethung der Wiesen vorzuziehen, und also diesen offenbaren Vortheil fahren zu lassen, genöthigt. Das Heu, welches man nicht selbst nöthig hat, bloß durch fremde Leute hauen, dörren und sammeln zu lassen, ist mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft. Es muß daher ein Wirth, der solches unter diesen Umständen unternehmen will, alles wohl überlegen, damit er nicht, anstatt des davon gehofften Vortheiles, Schaden habe. An vielen Orten kann man nicht einmal so viel fremde Leute, als zum Heumachen gehören, aufbringen; und da muß die Sache von selbst unterbleiben. In denen Gegenden aber, wo sie zu bekommen sind, kann man zwar zu dem Grashauen auch auswärtige, nicht in demselben Dorfe wohnende, Mähder, nehmen, weil diese Arbeit nicht so sehr durch die geringste Veränderung des Wetters unterbrochen wird. Die Leute aber, die zum Dörren und Sammeln gebraucht werden, müssen nothwendig in dem Dorfe selbst, oder doch wenigstens so nahe, wohnen, daß man sie jederzeit in ein Paar Stunden beysammen haben kann. Man hat sonst nichts als unnöthige Kosten, Verdruß und Unbequemlichkeiten davon, und läuft am Ende mit dem Heu selbst, wenn es nicht zu rechter Zeit wahrgenommen werden kann, Gefahr. Wer die Hindernisse, die in der Heuärnde öfters so häufig und unvermuthet vorfallen, nur ein wenig überlegen will, der wird dieses Bedenken nicht ungegründet, und folglich, bey dergleichen Beschaffenheit, das eigene Machen des überflüssigen Heues wohl nicht rathsam finden. Ist aber in dem Dorfe selbst die nöthige Anzahl fremder Leute zu bekommen, so darf man sich nicht bloß durch die mehrern Kosten abhalten lassen. Wenn nur die Arbeiter in der Nähe sind, so

wird

wird es noch allemal vortheilhafter bleiben, den Ueberfluß seines Heues selbst sammeln zu lassen, als das Gras auf dem Halm zu vermiethen.

An einigen Orten, wo das Heu sehr wohlfeil ist, als z. B. in den brandenburgischen Brüchen und Holländereyen, pflegen die Eigenthümer des Wiesewachses das Heu um die Hälfte machen zu lassen, dergestalt, daß die eine Hälfte des Heues denjenigen, die es entweder selbst, oder durch ihre Leute machen lassen, anstatt des Lohnes überlassen wird, die andere aber dem Besitzer der Wiese bleibt. Es ist dieses an und für sich, sowohl für die Eigenthümer, die ihren Wiesewachs nicht mit ihren eigenen Leuten bestreiten können, als auch für solche Wirthe, denen es an Heuschlag auf ihren Gütern fehlt, sehr bequem. Jene nutzen ihre Wiesen, ohne deshalb die geringste baare Auslage thun zu dürfen; diese aber kommen zu dem benöthigten Heu auf eine sehr leichte Art, und ersparen gleichfalls eine ansehnliche Ausgabe, die sie sonst auf Erkaufung desselben verwenden müßten. Indessen ist dieses für die Eigenthümer nur in solchen Gegenden, wo das Heu in sehr niedrigem Preise ist, rathsam.

Bey Entscheidung der Frage, ob man den überflüssigen Wiesewachs selbst zum Verkauf einärnden lassen, oder aber auf den Wiesen das stehende Gras vermiethen solle, kömmt, bereits erwähntermaßen, auch die Lage und Beschaffenheit der Wiesen selbst in Betrachtung. Sind die Wiesen in der Nähe gelegen, dergestalt, daß man nicht allein die zum Heumachen nöthigen Arbeiter zu allen Zeiten bey der Hand haben, sondern auch das gewonnene Heu ohne viele Versäumniß abführen kann: so ist dieses allerdings ein richtiger Bewegungsgrund den zum Verkauf bestimmten Wiesewachs selbst einärnden zu lassen. Der im Vorhergehenden bemerkte Vortheil wird alsdann durch nichts gemindert, und man würde sich bey solchen Umständen

durch

durch die Vermiethung der Wiesen, wenn zu deren Abbringung Leute genug vorhanden sind, um so mehr Schaden thun, als man auf die Arbeiter, die man in der Nähe hat, jederzeit weit besser Achtung zu geben im Stande ist. Kömmt zu dieser Lage der Wiesen noch hinzu, daß das Landgut selbst in einer solchen Gegend liegt, wo das Heu zu allen Zeiten, und für einen vorzüglich hohen Preis an den Mann gebracht werden kann: so wird das eigene Heumachen um so rathsamer.

Wer z. B., damit ich bey Schlesien bleibe, in der Gegend um Breslau überflüssigen Wiesewachs besitzt, der wird, wofern es sonst seine übrigen Wirthschaftsumstände erlauben, denselben bey selbsteigener Machung des Heues allemal weit höher, als bey der Vermiethung des Grases, nutzen können. Denn, da es in dieser volkreichen Stadt, wenn man auch gleich die daselbst zu Friedenszeiten liegende Reiterey nicht mitrechnen will, sehr viele Pferde benöthigt sind, und die wenigsten Eigenthümer sich mit dem auf das ganze Jahr erforderlichen Heu, theils wegen Mangel des Platzes, und theils aus andern Ursachen, versehen können: so wird dasselbe, wenn der erste Vorrath consumirt ist, gemeiniglich sehr stark gesuchet, und muß alsdann natürlicherweise weit theuerer bezahlt werden. Gleiche Bewandtniß hat es mit allen gras- und wiesenreichen Landgütern, welche in der Nähe großer und volkreicher Städte liegen. Es ist auch diese Nähe nicht etwa auf eine Viertel- oder halbe Meile einzuschränken; bey den 2 bis 4 Meilen entfernten Gütern wird es noch ebenfalls rathsam seyn. Wenn man einen Centner von eigen gewonnenem Heu für 10 bis 12 Sgr., als welches in solchen Gegenden nichts seltenes noch ungewöhnliches ist, anbringen kann, so darf man sich eine 2 bis 4 Meilen weite Fuhre nicht gereuen lassen.

Befindet man sich aber mit seinem Landgute in einer Gegend, wo alles um und um mit hinlänglichem Heu versehen, und aus den benachbarten Städten keine besondere Nachfrage zu erwarten ist, so giebt dieses die Sache allerdings eine ganz andere Gestalt. Die Vermiethung des Grases auf den Wiesen kann alsdann vortheilhafter werden, zumal wenn diese noch überdies auch von dem gute selbst entfernt liegen, und also

so

so nicht ohne viele Unbequemlichkeit abgebracht werden können.

Ich habe oben, S. 225, fg. den Unterschied zwischen Feld- und Waldwiesen gezeigt, und die verschiedenen Wirkungen der auf letztern öfters zu befürchtenden Ueberschwemmungen erklärt. Auch dieses muß in Ueberlegung gezogen werden, wenn man diese aufgeworfene Frage, ob es besser sey, den Ueberfluß des Heues selbst machen zu lassen, oder dasselbe auf den Wiesen zu vermiethen, gründlich beurtheilen will. Da die Feldwiesen gemeiniglich ein weit schöners und gedeihlicheres Gras, als die in Wäldern und an Flüssen gelegenen tragen, so findet ein solches Heu auch weit eher Liebhaber, und es wird daher der Eigenthümer solches allemal für einen höhern Preis verkaufen können. Die Feldwiesen sind auch meistentheils weit näher und bequemer gelegen. Es wird also nicht allein bey dem Machen die Arbeit auf denselben weit leichter, sondern es kann auch die Abfuhre des daraus gesammelten Heues, weil sie gemeiniglich hoch liegen und einen festen Grund haben, mit weit wenigerer Beschwerlichkeit geschehen; da hingegen dieses auf den Waldwiesen öfters sowohl Menschen als Vieh viel Mühe verursachet. Ueberdies sind die Feldwiesen größten Theils von den Aeckern umschlossen. Da nun die Heuärnde eher als die Getreideärnde einfällt, so geht es so genau nicht ab, daß nicht bey der Vermiethung des Grsaes an fremde Leute, in dem herum stehenden Getraide, bald durch gemachte Fußsteige, bald durch die Abführung des Heues selbst, und auf andere Art mehr, immer etwas Schade angerichtet werden sollte. Und wenn es auch nur in Kleinigkeiten bestände, so veranlasset es doch immer Verdruß und Zänkereyen, welche einem Ruhe liebenden Gemüthe höchst unangehm sind. Alles dieses aber kann vermieden werden, wenn man dergleichen Feldwiesen selbst abärnden läßt; wenigstens ist der Schade, den

man sich dabey selbst thut, und welcher öfters wegen der Lage der Aecker unvermeidlich ist, nicht so empfindlich, als wenn er von Fremden geschieht. Aus den bisher erwähnten Umständen ergiebt sich nun von selbst, daß, wenn man einen Ueberfluß an Feldwiesewachs hat, dessen Vermiethung niemals so rathsam, als bey den Fluß- und Waldwiesen, seyn werde.

Ich will aber hiedurch keinesweges behaupten, daß bey den Waldwiesen die Vermiethung des Grases schlechterdings vortheilhafter, als das eigene Heumachen, sey. Sie bringen, wie ich bereits oben erwähnt habe, öfters ein eben so gutes und noch wohl besseres Heu, als die Feldwiesen, und haben überdies in Ansehung der Menge desselben allemal einen großen Vorzug. In solchem Falle wird auch bey den Waldwiesen die Vermiethung des Grases dem eigenen Heumachen billig nachstehen müssen. Allein, bey den meisten von dieser Art Wiesen wird die Nutzung durch die öftere Ueberschwemmungen zweifelhaft. Man hat öfters die größte Hoffnung zu einer reichen Heuärnde; ehe man es sich aber versieht, tritt der nahe gelegene Fluß aus seinen Ufern, und vereitelt in kurzer Zeit alle unsere Hoffnung. Da es vernünftig ist, daß man zuvörderst denjenigen Wiesewachs, welchen man für seinen eigenen Viehstand bestimmt hat, zu retten suchet: so ist es auch ganz natürlich, daß das überflüssige, da man erst zuletzt, und nachdem das nothdürftigste in gehörige Sicherheit gebracht worden, daran denken kann, die größte Gefahr auszustehen hat, auch daher nicht selten ganz und gar verdirbt, und verloren geht. Man wird also, ohne mein Erinnern, von selbst einsehen, daß bey Wiesen, die einer öftern, zur Unzeit erfolgenden Ueberschwemmung ausgesetzt sind, die Vermiethung des Grases dem eigenen Heumachen ohne alles Bedenken vorzuziehen sey. Ob gleich diejenigen, welche solchen gefährlich gelegenen Wiesewachs miethen, bey Bestim-

stimmung des Pachtzinses allerdings darauf mit sehen, und daher denselben nicht so hoch, als sonst geschehen würde, eingehen: so hat der Eigenthümer doch allemal eine gewisse und zuverlässige Nutzung. Es laufen auch die Miether bey dergleichen Wiesewachs nicht so viele Gefahr, als die Eigenthümer, indem sie solches, weil es bey ihnen das nothdürftigste ist, so bald sich nur Anzeigen einer bevorstehenden Ueberschwemmung hervor thun, unverzüglich zu retten Anstalt machen können, da hingegen es bey dem Eigenthümer, aus den vorhin angeführten Ursachen, nur erst ganz zuletzt ein Gegenstand seiner Sorgfalt wird.

III. Es sind endlich noch diejenigen Landgüter zu betrachten übrig, welche entweder gar keinen Wiesewachs haben, oder doch nicht so viel eigenes Heu gewinnen, als zur hinlänglichen Unterhaltung ihres Viehstandes erforderlich ist. Es ist wohl unstreitig, daß bey dieser Klasse die Wirtschaft am allerschwersten fällt, und ein Landwirth in dergleichen Umständen mehr, als sonst, die Regeln einer vernünftigen Sparsamkeit zu beobachten nöthig hat. Der Zustand eines Landgutes, welches an Heu und Wiesewachs Mangel hat, ist, wenn man die Sache recht erwäget, bedenklicher, als man dem ersten Anscheine nach glauben sollte. Es giebt viele Güter, wo nicht ein einziges Fuder Heu, geschweige dann so viel, als zur hinlänglichen Nothdurft erforderlich ist, auf einigem Grunde und Boden gewonnen wird. An solchen Orten, wo in der Nachbarschaft ein Ueberfluß an Heu ist, wird dieser Mangel noch einigermaßen erträglich, indem man dasselbe allemal für einen billigen Preis, entweder mieth- oder auch kaufweise, bekommen kann. Allein, es ereignet sich öfters, daß in der benachbarten Gegend kein Heu zu verkaufen ist, sondern solches mit der größten Beschwerlichkeit viele Meilen weit geholet werden muß. Und gemeiniglich trifft dieses solche Güter, welche ein

star-

starkes Ackerwerk haben, und wo der Boden an und für sich sehr gut und fruchtbar, folglich um so mehr einer sorgfältigen Cultur und Düngung werth ist. Will man auf solchen Gütern wirthschaftlich verfahren, so kann man weder den Viehstand geringer, als nach dem oben angegebenen Verhältniß erfordert wird, anlegen, noch auch das Vieh Noth leiden lassen. Beydes würde der Düngung, und mithin auch dem Ackerbau, worauf doch bey solchen Wirthschaften fast alles ankömmt, höchst nachtheilig seyn. Sollte man aber das sämtliche abgängige Heu für den theuersten Preis kaufen, und es noch überdies einen so weiten Weg herbey holen müssen, so würden die darauf zu verwendenden Kosten öfters den ganzen Nutzen übersteigen.

Bey uns wird der Heuhandel den Besitzern und Eigenthümern der Wiesen und den Gastwirthen überlassen; in andern Ländern aber, insonderheit in Frankreich, und zwar vornämlich zu Paris, wo der Handel damit Jedermann frey steht, giebt es eigene Kaufleute, die damit en gros und en détail handeln, welches letztere insonderheit die Höker, Lichtzieher, Frucht- und Kräuterhändler, die Gastwirthe, Pferdehändler, und Pferdeverleiher thun, denen insgesamt durch eine Menge von Verordnungen vorgeschrieben ist, wie sie sich bey ihrem Heuhandel verhalten sollen, deren vornehmste Artikel man beym Savary Diction. univ. de commerce, Th. 2, S. 464, fgg. findet. Der Verkauf des Heues geschieht sowohl in Deutschland als in andern Ländern, im Ganzen, entweder nach Schiffladungen, Fudern oder Centnern; im Kleinen aber nach Bünden.

Bedenken eines fränkischen Landwirthes über einige Fragen, den wirthschaftlichen Erkauf des Heumutters betreffend: 1. Ob ein Landwirth, welcher Heumangel bey seinem Gute hat, vortheilhaft thut, Wiesen dazu zu kaufen; 2. oder, ob jährlich Heu von den Wiesen, oder endlich, 3. ob es im Winter zu erkaufen und zu erhandeln sey? st. im 4 B. der ökon. Nachr. Leipz. 1752, 8. S. 628—634.

Eines sächsischen Landwirths Discours über vorstehendes Bedenken, st. im 5 B. ders. 1753, S. 277—298.

Wie haben sich nun die Eigenthümer solcher Güter, welche entweder gar keinen, oder doch nicht hinlänglichen Wiesewachs haben, zu verhalten? Hiebey ist zuvörderst als eine unumstößliche Regel voraus zu setzen, daß der Viehstand weder verringert, noch das Vieh Noth leiden müsse. Hiedurch würde zwar der Sache auf der einen Seite abgeholfen, auf der andern aber desto mehr Schade angerichtet werden. Kurz, es wäre unvernünftig, wenn man, um den Erkauf des sonst nöthigen Heues zu vermeiden, entweder weniger Vieh, als das Verhältniß des Ackerbaues erfordert, halten, oder aber dem Vieh selbst an seiner nöthigen Unterhaltung selbst etwas abbrechen wollte. Diese Regel läßt uns also keine andere als solche Mittel übrig, wodurch dem Gute weder in der Menge des Viehes, noch in dessen guten und reichlichen Fütterung etwas entzogen wird. Ein Wirth der einen Mangel an Wiesewachs hat, und dessen so kostbaren als beschwerlichen Erkaufung so viel als möglich entübriget seyn will, muß das abgängige Heu durch andere Dinge von gleicher Güte, und mit wenigern Kosten, zu ersetzen suchen. Dieses ist der Hauptpunct, worauf die ganze Sache ankömmt. Nicht aber alle Arten des Viehes können das Heu gleich gut entbehren, und statt dessen mit anderer Fütterung unterhalten werden. Fast mit einer jeden hat es hierunter eine andere Bewandtniß, wie ich an seinem Orte ausführlicher zeigen werde

Wie dreyßig einschännige Sommerlasten Heu auszutheilen seyn, daß sich damit sechzig große und kleine Stücke Vieh über Winter füttern lassen, viele Jahre lang versuchet; eingegeben von L. W. Rothof, st. im 20 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d J. 1758, S. 287, fgg

Damit der viele Staub und die Unreinigkeiten, welche gemeiniglich bey dem Heue zu seyn pflegen, dem Viehe nicht schaden, muß man alles Heu, ehe man es dem Viehe giebt, wohl ausschütteln; welches am bequemsten, so oft man füttert, in dem Futter-

gange,

gange, über einem an dessen Ende gestellten Gefäße, oder bretternen Kasten, worüber ein Drahtgitter ist, geschiehr, wobey man mit ein und eben derselben Mühe noch einen Vortheil erhält; denn es sammelt sich in gedachtem Verschlage der so mannigfältig nützliche Heusame.

Was die Nutzung des Grummets betrifft, so pflegt man dasselbe den Pferden nicht gern zum Futter zu geben, weil sie davon matt werden, und wenn sie ziehen und arbeiten müssen, zu schwitzen pflegen. Hingegen kann man es für die Ochsen, Kühe und Ziegen, auch für die jungen Fohlen und Kälber wohl gebrauchen, wenn es gleich nicht so gar dürr ist, weil sie es nur desto lieber fressen, auch das Melkvieh desto mehr Milch davon bekömmt. Auf großen Schäfereyen giebt man den Schafen gemeiniglich auch etwas Grummet, doch ist das Heu allemal für sie gedeihlicher.

Verdorbenes, von langen Regen angelaufenes oder verfaultes Heu und Grummet, darf keiner Art des Viehes gegeben werden. Das verschlämmte Heu und Grummet, lassen einige, wenn es wieder trocken geworden ist, ausdreschen, damit der Staub heraus komme. Andere lassen es, in dieser Absicht, in reinem Flußwasser abspühlen, und alsdann trocknen. Allein, ein solches Heu taugt zu weiter nichts, als in den Mist geworfen zu werden, weil man bey dessen Verfüttern zu viel waget. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß dadurch allein in ganze Heerden tödtliche Seuchen gebracht worden sind, so viele Vorsichtigkeit man auch anzuwenden glaubte, indem man das Heu auf der Tenne dreschen ließ. Denn aller Koth geht doch durch das Dreschen nicht ab; und überdies ist es ein äußerst beschwerliches Geschäft, da die ganze Scheune mit dem dichten Staube erfüllet wird, der sich in das einzebansete Getraide oder Heu, und auf die Lungen der Dreschyer zieht, daß sie davon krank werden. Dieses aus-

gedroschene Heu würde jedoch auch in Gefahr seyn, zu schimmeln, wenn man es einhausen wollte; ein Zufall, dem besonders auch jedes alte Heu sehr ausgesetzt ist, wenn das Dach, unter welchem es liegt, nicht Luftzug genug hat.

Ob gleich verschlämmtes Heu und Grummet bisher, nach allen ökonomischen Grundsätzen als eine höchst schädliche Fütterung für alle Arten von Vieh verworfen worden, so scheint es indessen doch aus nachstehenden, in einem an der Elbe liegenden churfächsischen Amte angestellten Erfahrungen, als ob solches Heu ohne Bedenken verfüttert werden könnte.

Die mehresten zu diesem Amte gehörigen Wiesen sind im J. 1769, zu der Zeit, als das Heu reife, von der Elbe und Saale überschwemmet, und das Heu ganz ausserordentlich verschlämmet worden. Die Wiesen mußte man nach abgelaufenem Wasser gleichwohl mähen, und das verschlämmte Heu in Verwahrung bringen lassen, damit man es im Winter bey dringenden Fällen dennoch, so viel möglich, nutzen könnte. Dieses verschlämmte Heu wollte man, zur Sicherheit, sogleich auf den Wiesen durchdreschen, und von dem Schlamme reinigen lassen, fand aber, bey angestellter Probe, daß es allzu sehr zerschlagen wurde, und nur mehrentheils die Stängel übrig blieben. Auch ließ man zur Probe etliche Fuder waschen, und alsdann erst trocknen, welches aber gar nicht gut anschlug, indem es ausgelanget worden, und auf dem Boden gänzlich verdorben ist. Der grose Mangel aber, welchen man an reinem Heu hatte, veranlassete, daß mit dem geschlämmten folgende Proben gemacht wurden.

1. Man hat 6 gesunde Schafe besonders gestellt, und sie 6 Wochen lang mit lauter verschlämmtem Heue gefüttert, nach dieser Zeit aber 2 davon geschlachtet, und ganz rein und gesund befunden. Die übrigen 4 Stück aber hat man gezeichnet, und unter der Heerde gehen lassen, da sie ebenfalls frisch und gesund geblieben sind.
2. Dem Rindvieh, welches man zur Mastung aufstellte, hat man auch verschlämmtes Heu ganz allein gegeben, und hat beym Schlachten desselben wahrgenommen, daß solches nicht nachtheilig gewesen ist.
3. Einigen Stücken Zuchtvieh hat man in einer Hand verschlämmtes Heu, und in der andern reines Grummet vorgehalten. Das Vieh fraß das erstere, und verschmähete das leztere, weil das Heu einen weit bessern Geruch hatte, als

das

das Grummet, welches in feuchter Witterung eingebracht werden mußte.

4. Man hat nach diesen Proben das verschlämmte Heu auf den Schäfereyen ohne Nachtheil wirklich verfüttern können, und hiebey nüzlich befunden, solches vorher durchklopfen, und alsdann wohl ausschütteln, nicht aber dreschen zu lassen, weil durch das Dreschen die guten und gedeihlichen Blättchen abgeschlagen werden, und nur mehrentheils die Grashängel übrig bleiben.

Aus diesen, mit aller Vorsicht gemachten, Proben erhellt, daß ein verschlämmtes Heu, wenn es recht trocken gemacht werden kann, nicht gänzlich zu verwerfen sey, und daß man es unschädlich füttern könne. Bey dem Grummet hingegen möchte mehr Gefahr seyn, welches nicht recht trocken eingebracht werden kann, weil solches zähe bleibt, einen dumpfigen Geruch bekömmt, und ungedeihlich fällt.

No. 15 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 141.
32 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. J. 1770.

Ueber vorstehende Proben hat Jemand im 36 St. der gel. Beytr. zu den braunschw. Anz. v. e. d. J. seine erfahrungsmäßige Gedanken folgendermaßen eröffnet.

„Sechs Wochen sind niemals genug, um zu erfahren, ob die Fütterung des verschlämmten Heues dem Viehe schädlich gewesen sey, oder nicht; am wenigsten ist solche Zeit bey dem Schafviehe hinlänglich. Hat sich dieses beym Winterfutter lövisch oder ungesund gefressen, so findet man solches bey der Schur desselben, und im Nachsommer; auch kann das verschlämmte Heu einigen Stücken Vieh mehr Schaden thun, als andern. Recht gesunde Schafe überwinden dieses leicht, auch alsdann, wenn der Vorwinter gut war. In diesem Falle ist solches auch nicht so hartfräßig, sucht die besten und gesundesten Futter und Heuhalme aus; auch führen die grünen Weidekräuter das genossene überschwemmte Heu wiederum gelinde ab. Ferner thut dieses nicht so großen Schaden, wenn dem Schafvieh, welches wegen übler Witterung und Schnee nicht ausgetrieben werden kann, des Tages einmal, oder um den zweyten Tag unausgedroschene Erbs- Wicken- und Bohnenwellen oder Bünde gegeben werden; diese haben gleichfalls eine reinigende Kraft bey sich. Nimmer aber wird man mir glaubend machen, daß im entgegen gesetzten Falle die Fütterung des verschlämmten Heues anzurathen sey. Freylich ist sol-

ches kein Gift, welches in einigen Wochen das Vieh tödtet; aber gewiß ist es, daß diese Fütterung den Keim zu vielen, vornämlich Lungen- und Magenkrankheiten legt. Hätte das an der Elbe liegende chursächsische Amt mit seinem verdorbenen Heu nur die trächtigen Schafe füttern lassen, wie gewiß würden solche verlammet haben! Hätte es hiemit seine Fohlen und Pferde füttern lassen, wie gewiß würden solche auf die Drüse gefallen seyn! Diese Erfahrung ist mir ganz unumstößlich, da ich an einem Orte öconomisiret habe, wo ich sonst jährlich eine Ueberschwemmung meiner Wiesen erleben mußte.

Jedoch ist keine Regel ohne Ausnahme. Bey der Ueberschwemmung selbst ist zu unterscheiden, aus welchen Erdarten das Bett des Flusses besteht. Sandiger Boden schadet nicht so viel, als ein lehmiger Grund. Der ausgeflossene Sand legt sich auf den überschwemmten Wiesen eher an den Boden, da hingegen der Lehm an die Halme und Blätter reicht, und an den Futterkräutern kleben bleibt. Je länger das Gras ist, desto mehr wird es überschwemmet und an die Erde gezogen; je kürzer es hingegen ist, desto weniger geschieht solches. Auch wenn die Wiesen ganz voll Wasser stehen, kann man doch solches eigentlich keine Ueberschwemmung nennen; denn die Ueberschwemmung, oder, eigentlicher zu reden, die Ueberschlämmung der Wiesen geschieht in den Tiefen und Gründen des Wiesengrundes, wohin der ausgetretene Strom seine Richtung nimmt; an die Anhöhen stauet sich nur das Wasser. Der Pachter aber bläset nur so viel Lärm, damit er desto mehr Erlassung am Pachtgelde erhalten möge. Ferner kömmt es auf die Länge der Zeit, und auf die warme und kalte Witterung an; denn je länger die Ueberschwemmung dauert, und je wärmer die Witterung der Zeit einfällt, desto schädlicher, faulender und inficirender wird alsdann das abzuärndende Heu. Es ist nicht so schädlich zur Fütterung des Viehes, wenn dieses, so bald das Wasser abgeflossen ist, gehauen und recht trocken gemacht wird, als wenn das Gras länger stehen bleibt, und der Schlamm in demselben bewächst. Dieses und mehrere andere Fälle muß ein erfahrner Landwirth voraus setzen, wenn er von der Fütterung eines verschlämmten Heues gründlich reden will. Denn nach der zweyten Probe sind zwar die übrigen vier Stück Schafe gezeichnet, und unter die Heerde herum gegangen. Allein, wenn wirklich überschwemmtes Heu, welches stinkend, faul und inficirend befunden ist, nicht etwann unter den vorhergehenden Präcautionen gefüttert worden, so kann der Eigen-

thü-

Hüner dieser Schafe jezt wohl sagen, daß seine 4 Stück gesund seyn; ich zweifle aber, daß er solches im Nachsommer, um welche Zeit ich ihm das Kröpfen, und das Schwellen des Magens derselben prognosticiren muß, auf das Winterfutter bekräftigen wird, denn beym geringen Anfang und Auferung der Lungenzerschwüre kann ein Schaf wohl 3 Jahre hingehen, ehe es daran stirbt.

Die drey aufgestellten Proben betreffend, so ist verschlämmtes Heu alles ungesunde Futter, und alle faule Weide, dem Mastvieh nicht eben so sehr nachtheilig, wenn solches bereits Fleisch und Fett gesezt hat. Wollte man hingegen den Mastvieh, wenn es aufgestellet wird, noch mager ist, und also beym Anfange der Mastung, verschlämmtes schwarzes Heu geben, so würde dieses Vieh ungesund werden und sterben, aber nie sich fett füttern lassen. Dieses beweisen hundert Erfahrungen, auch wenn man ungesunde, auch verfütterte, Schafe auf die schönsten fetten Weiden treiben wollte; an statt daß diese feist werden sollten, möchte solche, nach dem gemeinen Sprichworte, die Sonne umscheinen.

Daß das Vieh verschlämmtes Heu gern frißt, ist bey den Wiesen eine richtige Erfahrung, welche saures Gras tragen, weil das eingetretene Wasser ihm die widrige Säure benimmt; die angegebene Ursache aber ist unrichtig. Denn wenn man das überschwemmte Heu als zur Fütterung des Viehes schädlich angeben will, so muß es keinen bessern Geruch, als das Grummet haben, sondern es muß stinken, faul, mulstrig und modrig seyn; hat es noch den Wiesengeruch, und riecht nach seinen Kräutern, so kann man dieses kein verschlämmtes und zur Fütterung schädliches Heu nennen. Nasses Grummet muß man niemals einfahren. Mein ökonomischer Satz ist dieser: lieber auf dem Felde und den Wiesen, als in Scheunen und Gebäuden, verderben! Denn eine Stunde in freyer Luft beym Wind und Sonnenschein kann meine einzuscheuernden Früchte eher vor der Fäulniß präserviren, als wenn ich diese zehnmal in den dumpfigen Gebäuden umlegen lassen wollte.

Ist endlich das Aufschütteln zur Reinigung des Heues hinlänglich, so braucht man freylich das Dreschen nicht. Inzwischen ist es nicht vernünftig, noch weniger ökonomisch, mit Fütterung einiger Fuder von verdorbenem überschwemmten Heu ganze Schäfereyen zu wagen, vornämlich, wenn die Fütterung und die Früchte wohlfeil sind. Lieber seinem Vieh mässig und gesundes Futter gegeben!“

Zu mehrerer Bestätigung dieser Wahrheit, dient folgende Bemerkung, in No. 44 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1778.

„Der Muldestrom überschwemmte, zu Anfange des Jul. 1772, sämtliche an demselben gelegene Wiesen dergestalt, daß das Gras durchaus voll Schlamm war. Als das Wasser sich wieder verlaufen hatte, trat gutes warmes Wetter ein, wobey das verschlämmte Gras recht trocken gemacht werden konnte, da es dermaßen staubte, daß es die Leute auf den Wiesen sowohl, als hernach, kaum aussiehen konnten, und voll Staub waren. In der ganzen Gegend einige Meilen weit, war kein gutes und reines Heu für Geld zu bekommen, wenn man es auch gern bezahlt hätte.

Nun mußte auf Mittel und Wege gedacht werden, den Schlamm davon wegzuschaffen. Es wurde daher gedroschen, und, so viel als möglich, vom Schlamme gereiniget. Dabey aber befand sich, daß alles Geblättere und Gesäme mit los geschlagen wurde, und der übrig gebliebene Grasstängel gleichsam wie Bindfaden aussahe. Da aber kein anderes reines Futter zu bekommen war, so war man genöthigt, solches verschlämmte Heu für das Schaf- und Rindvieh zu verfüttern wobey man beobachtete, daß dem Rindviehe beym Fressen der Staub zum Halse heraus zog; gleichwohl fraß das Rind- und Schafvieh solches Heu. Man befürchtete zwar, es möchten üble Folgen daraus entstehen, allein man spürte nichts; das Schafvieh war im folgenden Frühjahre eben so gesund, als es zum Winter eingeschlagen ward, und so war es auch mit dem Rindviehe. Das einzige, was man dabey that, war dieses: Das Schafvieh wurde im Frühjahre mit guten Kräutern, als: Reinfarn, Wermuth ꝛc. welche jedem Schäfer bekannt sind, und mit untergemengtem Salz, ein paarmal mehr, als sonst gewöhnlich, gefüttert, welches die Wirkung that, daß solches, da es im Frühjahre beym Austreiben auch Grünes zu fressen fand, etwas stärker, als sonst, larirte. Dem Rindviehe wurde im Frühjahre die Ader geöffnet und etwas Blut weggelassen, auch täglich, ungefähr 14 Tage lang, schwarzes Salz zum Lecken in die Tröge geworfen. Es wurde weder an den Schafen, noch dem Rindviehe, etwas ungesundes gespüret. Das verschlämmte Gras muß aber allemal erst recht getrocknet werden.

Hienächst ist nicht aus der Acht zu lassen, daß, seit 1752, vier oder fünfmal eben dergleichen Ueberschwemmungen der Mulde geschehen sind. Besonders hatte in den Jahren 1771

und

und 1772 der Muldestrohm fast 3 Wochen außer seinen Ufern gestanden, und sämtliche Wiesen voll Schlamm geführt. Und ob man gleich glaubte, daß im J. 1772, da das Wasser am längsten gestanden, das Gras in eine Fäulung würde gegangen seyn, so hat man solches doch abhauen lassen, und nachdem es wohl getrocknet war, dem Schaf- und Rindvieh verfüttert, dabey aber nicht gemerkt, daß es ihnen geschadet hätte. An dem Elbstrome hingegen ist solches Heu nicht füglich zu verfüttern, indem, wenn derselbe austritt, das Wasser länger stehen bleibt, und dadurch verursachet, daß das Gras in Fäulung geht, weil die Elbe einen zähern Schlamm mit sich führt, dagegen der Schlamm von der Mulde nur mehr sandig ist.

Bey Absonderung des Lehnes und Erbes, sind die Allodialerben, das ihnen zugefallene Heu dem Lehensfolger gegen eine billigmäßige Vergütung zu überlassen, schuldig. Daß das Heu, wenn es noch bey Lebzeiten des Erblassers abgebracht und gesammelt worden, oder solches, nach dem sächsischen Rechte, innerhalb des 30sten geschehen ist, den Allodialerben zugehöre, darin sind alle Rechte und Rechtslehrer einig. Da die Allodialerben diejenigen Beylaßstücke, welche zur Fortsetzung der Wirtschaft auf einem Lehngute unentbehrlich sind, nicht in natura mit wegnehmen dürfen, sondern solche, gegen Vergütung, bey dem Gute lassen müssen: so findet dieses auch in Ansehung der unentbehrlichen Wirtschaftsproducte und mithin auch des Heues, Statt. Ohne das benöthigte Vieh kann der Ackerbau nicht bestellet, noch sonst die Wirthschaft fortgesetzt werden; ohne Heu aber kann das Vieh nicht gefüttert und in brauchbarem Stande erhalten werden. Gleich wie aber bey den dem Lehensfolger zu überlassenden unentbehrlichen Beylaßstücken, kein willkührlicher Preis Statt finden kann, sondern dieselben nach ihrem wahren Werthe geschätzet werden müssen: so muß auch, in Ansehung des dem Lehensfolger zu überlassenden Heues, ein gleiches geschehen. Weder der Lehensfolger aber, noch die Allodialerben, können hierunter, wenn es nicht mit

beyder Theile Einwilligung geschieht, einen Preis bestimmen, sondern es muß dieses Heu von vereideten Sachverständigen, wozu sich erfahrne Schäfer und Kuhpächter am besten schicken, nach seinem gegenwärtigen wahren Werthe gewürdiget werden; und was diese bestimmen, müssen beyde Theile sich gefallen lassen. Die zuverlässigste Schätzung des Heues geschieht nach Centnern. Bey der gewöhnlichen Taxierungsart nach Fudern wird gewöhnlich ein Theil verkürzet. Da aber die Allodialerben nur die nothwendigen und unentbehrlichen Beylaßstücke dem Lehensfolger zu überlassen schuldig, die überflüssigen aber mit sich zu nehmen ganz wohl befugt sind: so muß dieser Unterschied auch in Ansehung des Heues beobachtet werden. Nur dasjenige, was zur Bestreitung der Wirthschaft auf dem Landgute unentbehrlich nothwendig ist, kann der Lehensfolger gegen Vergütung verlangen; dasjenige hingegen, was hiezu nicht gebraucht wird, sondern zum Verkauf an Fremde übrig ist, muß er den Allodialerben, wenn er sich nicht besonders mit ihnen darüber vergleichen kann, ohne Widerrede überlassen. Sollte über das Quantum des Heues, welches zu Fortsetzung der Wirthschaft nöthig ist, Streit entstehen, so muß solches nach dem Verhältniß des gegenwärtigen Viehstandes entschieden werden, und man kann dabey die obige Bestimmung, was eine jede Viehart nach wirthschaftlichen Grundsätzen zu ihrer reichlichen Fütterung jährlich an Heu nöthig habe, zum Grunde legen.

Zuweilen finden sich in dem Heue besondere Würmer, die ungefähr ½ bis 1 Zoll lang sind, und schwarze oder braune Köpfe mit scharfen Beißzangen haben, welche das ganze Heu zerfressen und zu Häckerling zermalmen. Da man, nach den mit dem, im IX Th. S. 702 erwähnten, Kreutzburger Düngesalze angestellten

Ver-

Versuchen, befunden hat, daß dasselbe Regenwürmer-schnecken und anderes Ungeziefer gänzlich vertilget, so dürfte solches auch vermuthlich die das Heu zernagenden Würmer vertreiben, wenn dasselbe schichtweise auf das Heu gestreuet wird. Ob man davon viel oder wenig nehmen müsse, wird jeden Landwirth die Anwendung lehren. Der Gebrauch bleibt hiebey noch übrig, da das Düngesalz vom Heu ausgeschüttelt wird, und auf den Wiesen mit besonderm Nutzen zu gebrauchen ist.

No. 47 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 450.

Nach Schirach's Bemerkung, ist dieses Insect, welches das Heu zernaget, eine Raupe. Er fand, als er sie mit einem guten Ocularglase genau betrachtete, daß jede ein hornartiges röthliches Köpfchen hatte, welches mit scharfen sägenförmigen Beißzangen bewaffnet war. Der ganze Leib ist etwas rauch, doch nicht so rauch, als die gemeinen Raupen, aus welchen so mancherley Schmetterlinge werden. Sie hat vorn 6 spitzige Füße, in der Mitte 14 aber etwas stumpfe, und am Ende wieder 2. Sie kann vor- und rückwärts gehen. Wenn man sie zerschneidet, läuft eine grüne Materie heraus, welche deutlich anzeigt, daß sie sich von den Säften des Heues nähret. Den Ursprung dieser Raupe schreibt er einer fliegenden Wassermotte zu, welche ihre Eyer in das Wiesengras legt. Diese Eyer kommen mit dem zu Heu gemachten Grase auf die Heuböden und werden daselbst ausgebrütet. Manche Wirthe, deren Heu sehr damit beläftigt ist, legen das Heu um, um durch dieses Lüften das Wachsthum der Raupen zu hindern. Einige suchen dieselben durch Salzwasser zu tilgen. Vermuthlich finden diese Raupen auf Heuböden, die wenig Luft haben, ihre Nahrung besser, als in solchen, wo die Luft hinzu kann, wie es auch bey den Kornwürmern ist. Der gemeine Mann ist, nebst dem Schaden des Zerfressens, noch in einer besondern Furcht. Er glaubt, wenn das Rindvieh diese Raupen fressen würde, so würden sie sich in dem Magen und in den Därmen anlegen, und diese durchfressen; allein, dieses verhindern physische Ursachen. Alle solche Insecten sind mit ihrer Nahrung gleichartig, und werden also von dem Viehe mit verdauet. Eine Parallele sind die Maden in dem Käse, in den schönsten Herzkirschen, Pflaumen und anderm Obste. Wie viele derselben werden

den nicht unvorsichtiger Weise von den Menschen, ohne Schaden, verzehrt!

No. 51 des Leipz. Int. Bl. v. J. 1770, S. 497, 498.

Von dem Heu auf Kornböden, als einem Mittel wider Kornwürmer, s. unter Korn = Wurm.

Für das Wild hat man in Thiergärten und Gehägen besondere Heuscheunen, Heuschoppen, Wildschoppen, oder Gebäude, dasselbe über Winter darin mit Futter zu erhalten. Es muß dieselbe an einer Sommerseite, oder an einem abhängigen Berge, wo die Sonne warm anscheint, unweit eines Wassers, welches nicht zufriert, und wo dicke Behältnisse vorhanden sind, ungefähr 16 Ellen lang und 8 E. breit angeleget, und mit doppelten Raufen gemachet werden. Oben darüber aber kömmt der Heuboden, den Vorrath aufzuheben; in dessen Mitte wird ein Loch gelassen, das Heu in die Raufen zu werfen und zu vertheilen. Dergleichen Heuscheunen muß man nach der Größe des Forstes, und Anzahl des Wildes, etliche haben. Wenn nun der Winter kömmt, und die Hirsche insgemein nach der Brunst noch mager sind, muß ihnen sofort mit Heufutter, als: Genisle (Pfriemenkraut) und Mistel, wie auch mit gefällten jungen Kiefern, davon sie die Rinde zu schälen pflegen, geholfen werden. Wenn es aber wieder aufthauet, wird das Wild durch sein Ausbleiben von selbst anzeigen, daß es nichts mehr nöthig habe; und es kann alsdann die Fütterung gespart werden. Von der Nordseite, wo das ungestümste Wetter herkömmt, müssen billig zur Beschirmung gute Dickichte vorhanden seyn, damit das Wild vor Ungewitter, Frost, Schnee oder schlackigen Wetter einigen Schutz haben könne, weil sonst kein Wild in eine vermachte Heuscheune einkriechen, sondern vielmehr sich davor entsetzen und scheuen würde. An einigen Orten gehen die Raufen unter dem Dache allenthalben umher, und das Heu liegt beständig darin, dergestalt,

daß

daß so viel Heu, als das Wild abfrißt, von inwendig an dessen Stelle nachfällt. Einige, die nicht so viel Unkosten auf die Scheune wenden wollen, lassen das Heu bundweise in dem Gehölze auf die Sträuche hängen, das Wild damit zu füttern. Weil aber die Sonne, Regen und Luft die besten Kräfte des Heues ausziehen, und nichts als dürre Spreu oder Stroh nachlassen, so wird wenig oder nichts davon gehalten.

* * *

In dem Pflanzenreiche kömmt das Wort Heu auch in den Namen verschiedener Pflanzen vor. So wird das Johanniskraut, Hypericum *Linn.* imgleichen das Ascyrum *L.* hartes Heu oder Hartheu genannt; s. Th. XXII, S. 46. Das Bockshorn, Trigonella Foenum graecum *L.* ist unter dem Namen des griechischen Heues bekannt, von welchem ich sogleich handeln werde.

Heu, (Brach-) s. oben, S. 226.

—— (candisch) wohlriechende Binsen, Andropogon Schoenanthus *L.*; s. Th. V, S. 327.

—— (feines) s. oben, S. 225.

—— (Feldwiesen-) s. oben, S. 225, f.

—— (griechisches,) griechischer Klee, Bockshorn, Bockshornkraut, Fönugrek, Fenugrek, Siebenzeiten, Ziegenhorn, Aegoceras, Buceras, Foenum graecum sativum *C. B.* Foenum oder Fenum graecum *Offic.* Trigonella Foenum graecum, leguminibus sessilibus strictis erectiusculis, subfalcatis, acuminatis caule erecto *Linn.* Engl. Fenu-greek, ein Pflanzengeschlecht, dessen Blumen 10 Staubfäden haben, welche 2 Körper ausmachen. In Niedersachsen nennt man es mit einem aus dem Lat. verstümmelten Namen, fine Magrete. Die dünne faserige Wurzel treibt schwache, aber aufrecht stehende, grüne, von unten auf mit Aesten besetzte, etwa 2 Fuß lange Stängel. Die gestielten Blätter sitzen einander wechselsweise

weise gegen über, und sind aus 3, am Rande zart eingekerbten, Anfangs schmalen, hernach breiten Blättchen zusammen gesetzt. Die Blattansätze sind spitzig, und umgeben die im Blätterwinkel platt aufsitzenden Blumen. Die Blumenblätter sind weißlich; das Fähnchen ist eyrund, stumpf, und ein wenig rückwärts gebogen; die Flügel sind kleiner, schmäler, auswärts gerichtet, das untere kielförmige liegt unter den Flügeln fast ganz verdeckt. Die lange, schmale, platte, sichelförmige, aufwärts gerichtete Schote (bey welcher man, der Gestalt nach, einige Aehnlichkeit mit den Hörnern eines Bockes zu finden geglaubt hat, daher auch die Benennung Bockshorn enstanden ist,) endigt sich mit einer langen, dünnen, leeren Spitze, und enthält dicht an einander gesetzte, gelbliche beynahe viereckige Samen. Man nennt dieses insgemein das zahme Fönugrek, Foenum graecum sativum, womit in Persien ganze Aecker besäet werden, und welches auch in den südlichen Gegenden von Frankreich, wie auch in Deutschland, vornämlich bey Bamberg, Nürnberg und Thüringen, gebauet wird. Das wilde Fönugrek, Foenum graecum sylvestre, welches in Montpellier wachsen soll, treibt außer dem aufgerichteten Stängel auch kriechende Ranken aus der Wurzel, und hat rauche Schoten. Die ganze Pflanze hat einen sehr starken Geruch. Das Land, auf welchem sie am besten fortkömmt, ist ein lockerer brauner Lehm, der mit Dünger nicht fett gemacht worden ist. Diesen Boden muß man von allen Wurzeln des Unkrautes reinigen, ihn zweymal wohl pflügen und fein egen, ehe man den Samen aussäet. Die beste Zeit den Samen zu säen, ist zu Ende des Augustes, oder zu Anfange des Septembers. Man säet ihn, wie die Erbsen, in seichte Grübchen. Die Reihen müssen 2 Fuß weit von einander entfernt seyn, und der Same muß 1 Zoll weit von einander in die Grübchen gesäet werden.

Wenn

Wenn die Pflanzen im Frühlinge zu dicht beysammen stehen, kann man sie leicht mit einer Hacke verdünnen, wenn man den Boden reiniget. Wird der Same um gedachte Zeit gesäet, so werden die Pflanzen nach 3 bis 4 Wochen aufgehen. Kömmt zu gleicher Zeit auch einiges Unkraut zum Vorschein, so muß der Boden, bey trocknem Wetter, so geschwinde als möglich, vom Unkraute gereiniget werden. Sind die Pflanzen 1 Zoll hoch geworden, so muß die Erde um ihre Stängel herum aufgehäufet werden, auf eben die Art, wie man es mit den Erbsen zu machen pflegt. Dieses wird die Stämme gegen die starken Winde in Sicherheit setzen; und wenn eine Reihe Erde auf der mitternächtigen oder Morgenseite jeder Reihe in die Höhe gezogen wird, werden die Pflanzen von den aus diesen beyden Gegenden herkommenden brennenden Winden nicht beschädiget werden können. Denn obgleich diese Pflanzen in einem mittelmäßigen Winter nicht beschädiget werden, so werden sie doch, wenn die Kälte zu strenge ist, zu Grunde gerichtet. Da aber diese Pflanze den Winter hindurch überall bleibt, wo Erbsen stehen, so werden beyde einerley Schicksal haben. Im Frühlinge muß der Boden abermal bey trocknem Wetter gegeet werden, um das Unkraut zu vertilgen; auch muß die Erde wieder um die Pflanzen gehäufet werden. Den Boden muß man, so viel als möglich, beständig vom Unkraute reinigen, weil dieses sonst die Pflanzen bald überwächst, und sie sehr schwächt. Wenn sich nun ihre Schoten zu bilden anfangen, kann man sie nicht genug der Sonne und Luft aussetzen.

Wenn der Same im Herbste ausgesäet wird, werden die Pflanzen weit stärker wachsen und mehr Nebenzweige treiben, als diejenigen, welche im Frühlinge aufgehen; man wird also auch viel mehr Samen bekommen. Diese werden auch ihre Blüthen 5 bis 6 Wochen früher bringen, und also auch diese leichter reif

werden

werden können. Um aber das Reifen derselben besser zu befördern, muß der Gipfel der Pflanzen in der Mitte des Junius mit einer Gartenscheere abgeschnitten werden. Um diese Zeit werden sich die Schoten an dem untern Theile bilden, und alsdann wird das Wachsthum derselben sehr durch das Abköpfen der Stängel befördert werden, wie man dergleichen insgemein mit den Gartenbohnen zu machen pflegt. Denn, läßt man die Pflanzen so hoch wachsen, als sie wollen, so mißrathen die untern Theile öfters, oder haben wenigstens nicht Nahrung genug; die an dem obern Theile befindlichen aber werden insgemein erst spät reif. Wenn also das Abköpfen der Stängel unterlassen wird, werden sich die untern Schoten öffnen und den Samen fallen lassen, ehe die obern haben reif werden können. Man muß daher, um die einen zu erhalten, die andern abschneiden; alsdann werden die Schoten zu gleicher Zeit und noch dazu weit eher, reif werden. Wenn der Sommer sehr warm ist, so wird der Same im August reif.

Wenn der Same gelb zu werden anfängt, muß man öfters darnach sehen, daß die Stauden bey Zeiten abgeschnitten oder ausgerauset werden. Wenn man dieses so lange aufschieben wollte, bis aller Same reif und gelb geworden ist, würde man um den größten Theil der Körner kommen. Denn wenn sie beregnet werden, laufen die mehresten aus den Schoten heraus. Wenn sie also nicht zu gleicher Zeit reif werden wollen, und hin und wieder reife Stauden sich finden, muß man solche hinweg nehmen, bis die übrigen auch vollends zur Reife gelangt sind. Man läßt die abgeschnittenen oder ausgerauften Pflanzen 5 bis 6 Tage liegen, damit sie dürre werden, wendet sie aber, während dieser Zeit, zwey bis dreymal um, damit die Schoten gleich dürre werden. Hernach wird der Same entweder sofort auf dem Felde ausgedroschen, oder die Hal-

me

me werden nach Hause und in eine Scheune gebracht, um sie nach Bequemlichkeit ausdreschen zu können. Oder man bringt die frisch abgeschnittenen und ausgerauften Pflanzen sogleich nach Hause auf einen luftigen Boden, läßt sie nebst den Schoten recht trocken werden, und drischt sie hernach. Nach dem Dreschen muß die Scheuntenne recht sorgfältig wieder gekehret und gereiniget werden, damit keine Samenkörner zurück bleiben, und unter andere Kornfrüchte kommen. Die ausgedroschenen und recht trocken gewordenen Samenkörner darf man auch nicht dick auf einander schütten, weil sie sich sonst erhitzen, und davon schwarz und unscheinbar werden. Man muß sie auch allein aufbewahren, damit sie nicht mit andern, vornämlich Getraidesamen, vermenget werden. Denn wenn Korn oder Malz damit verunreiniget ist, schmeckt das Brod und Bier darnach. Daher ist vielleicht der Aberglaube entstanden, daß das Getraide, wenn es auf Aecker gesäet würde, worauf vorher Jönugrek erbauet worden, einen besondern Geruch annehme.

Der Same ist der nützlichste Theil dieser Pflanze, und giebt einen ganz besondern und starken Geruch von sich. Weil derselbe so hart ist, daß er in einem Mörser nicht zerstoßen werden kann, muß man ihn auf der Mühle mahlen lassen. Die Roßärzte gebrauchen denselben häufig, und mischen ihn unter das Futter der Pferde, wenn sie husten, oder damit sie davon fetter und ansehnlich werden. In Persien soll man das Rindvieh damit mästen. In Aegypten pflegt das Frauenzimmer den gekochten Samen zu essen, damit sie fett werden. Der Same und das daraus gemachte Mehl wird gemeiniglich zu Bähungen, Bädern, Umschlägen und Klystieren genommen, indem derselbe eine erweichende, zertheilende, lindernde und schmerzstillende Kraft besitzt, auch alle Arten von Geschwulsten heilet. Der Same, mit Wasser abgekocht, giebt einen Schleim,

den man bey entzündeten Augen äußerlich, nicht ohne Nutzen, gebraucht. Man bedient sich dieses Schleimes auch innerlich wider Schmerzen in den Därmen und Uringängen. Das aus den Samen gepreßte Oehl kömmt unter erweichende und lindernde Salben und Pflaster. Endlich wird der Same auch in der Färbekunst gebraucht, wovon ich sogleich mit mehrerm sprechen werde.

Das Kraut giebt ein gutes Futter für das Vieh. Hr. Gleditsch empfiehlt diese Pflanze den Bienenfreunden, indem die Bienen in das Innere ihrer Blumen leichter, als in viele andere verwandte Blüthen, kommen können, und ihnen fast eben so angenehm sind, als die von Meliloten.

Wenn man den zu einem Pulver oder Mehl gemachten Bockshornsamen oder Fönugrek, 1. mit Wasser eine Zeit lang kochet, so erhält man ein Decoct, welches so dick und schleimig ist, daß es sehr langsam, und nur ein geringer Theil davon, durch Löschpapier läuft. Das Durchgelaufene ist zwischen den Fingern noch immer sehr schleimig, und gleichsam fettig, anzufühlen. Dieses Decoct hat einen widerigen Geruch, wie auch einen ekelhaften, schleimigen und unangenehm bittern Geschmack. Die Farbe desselben ist, wenn es sehr gesättigt ist, weingelb, und wird, wenn man es mit vielem Wasser verdünnet, zu einer angenehmen blassen grünlichgelben Farbe. 2. Mit aufgelöseter Pottasche wird die Farbe des Decoctes etwas mehr dunkelgelb, und nach einiger Zeit legt sich an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes etwas weniges von einer schleimigen Substanz an, welche sich zwar in zugegossenen Salzsauren verdünnen, aber nicht auflösen läßt. 3. Mit aufgelöstem Kochsalz wird das Decoct etwas trübe; und nach und nach setzt sich etwas von einer schleimigen Substanz an die Seiten und auf den Boden des Gefäßes, welches sich weder

von

von aufgelöseter Pottasche noch von einem Sauren auflösen läßt. 4. Wenn man mit dem Decocte aufgelöseten Salmiak vermischt, so scheidet sich ebenfalls, wie bey der Vermischung mit Kochsalz, eine schleimige Substanz, aber in weit größerer Menge. Das Geschiedene theilt der zugegossenen Pottaschensolution einige gelbe Farbe mit, doch bleibt das meiste davon unaufgelöset liegen. 5. Wenn man mit dem Decocte Salzsaures vermischet, so schlägt sich daraus nach einiger Zeit eine graue Substanz nieder; der darüber stehende Liquor hat alsdann sehr wenig Farbe. Vermischt man aufgelösete Pottasche damit, so erfolgt ein sehr gelindes Aufbrausen, und der Liquor, welcher fast gar keine Farbe hat, wird sofort bräunlichgelb, ungefähr wie ein alter Rheinwein, gefärbt. Die niedergeschlagene Substanz wird zum Theil von der Pottaschensolution aufgelöset, welche davon auch etwas gelb gefärbt wird. 6. Der aufgelösete Alaun verursachet, wenn er mit dem Fönugrekdecoct vermischet wird, die Scheidung einer gelblichweißen Substanz, welche ungefähr wie zusammen gelaufenes Eyweiß aussieht. Der darüber stehende Liquor sieht ganz klar und hell aus, und hat eine angenehme grünlichgelbe Farbe. Vermischt man mit demselben aufgelösete Pottasche, so schlägt sich eine weißliche Substanz nieder, und der Liquor erhält eine etwas mehr gesättigte gelbe Farbe. Die aus der Vermischung des Alauns mit dem Decocte niedergeschlagene gelblichweiße Substanz färbt die zugegossene Pottaschensolution mit einer blaßgelben Farbe, und bleibt fast unaufgelöset liegen, doch verändert dieselbe die Farbe und wird bräunlich. 7. Mit Zinnsolution wird das Decoct trübe, und es schlägt sich eine häufige, ebenfalls wie ein zusammen gelaufenes Eyweiß, faserige schwefelgelbe Substanz nieder. Der darüber stehende und durchgeseihete Liquor bleibt trübe und sieht blaßgelb aus. Vermischt man mit

demselben aufgelöfete Pottasche, so schlägt sich sofort eine weißliche Substanz nieder, der Liquor wird etwas klärer, aber nicht völlig, und erhält auch eine etwas stärkere gelbe Farbe, wiewohl dieselbe noch immer zu den blaßgelben gehört. Die aus der Vermischung der Zinnsolution mit dem Decocte niedergeschlagene faserige schwefelgelbe Substanz färbt zwar die zugegossene Pottaschensolution blaßgelb, bleibt aber unaufgelöset zurück, und bekömmt eine höhere gelbe Farbe. 8. Durch aufgelöseten grünen Vitriol wird das Decoct sogleich trübe, und es schlägt sich eine schwärzlich- oder bräunlichgraue Substanz nieder. Der darüber stehende Liquor sieht bräunlichgelb aus. Wird derselbe mit einem Alkali vermischt, so erfolgt sogleich eine Präcipitation, und es schlägt sich eine Substanz nieder, welche anfänglich blaugrün aussieht, an der Luft aber braun wird. Die aus der Vermischung des grünen Vitrioles mit dem Decocte niedergeschlagene bräunliche schwarzgraue Substanz giebt dem zugegossenen Alkali eine rothbraune Farbe, es bleibt aber vieles unaufgelöset liegen. 9. Mit blauem Vitriol wird das Decoct trübe, und nach einiger Zeit sezt sich eine Menge einer zeisiggrünen Substanz. Der darüber stehende Liquor hat eine blasse grünlichgelbe Farbe. Vermischt man mit demselben aufgelöfete Pottasche, so schlägt sich etwas weniges von einer bräunlichen Substanz nieder, und der Liquor wird etwas mehr grün. Die aus der Vermischung des blauen Vitrioles mit dem Decocte niedergeschlagene zeisiggrüne Substanz färbt die Pottaschensolution grasgrün, es bleibt aber ein beträchtlicher Theil unaufgelöset liegen.

Nach den hier angezeigten Versuchen ist wohl kein Zweifel, daß die vornehmste Mischung des Jönugreks in sehr häufigen öhlichtschleimigen Theilen beskehe, welche mit einer beträchtlichen Menge erdichter und einer weit geringern Quantität harziger Theile vermischt

sind.

sind. Diese letztern scheinen mit den schleimigen Theilen sehr genau vereinigt, oder doch durch die häufig dazwischen gesetzten öhlichtschleimigen Theile von einander so entfernt zu seyn, daß sie von denselben nicht leicht gänzlich getrennt werden können, wofern nicht die Mischung der öhlichtschleimigen Theile gestört oder sehr verändert worden ist. Außer diesen Substanzen ist auch, wie der bittere Geschmack wohl vermuthen läßt, eine seifenartige salinische Substanz mit denselben verbunden, wodurch die öhlichtschleimigen und harzigen Theile eine noch genauere Vereinigung erhalten zu haben scheinen, so daß sie auf diese Weise desto leichter in dem Wasser auflöslich werden, und mit demselben eine genaue Vereinigung eingehen können. Was das eigentlich färbende Wesen des Fönugreks betrifft, so ist dasselbe wohl vorzüglich in den harzigen Theilen zu suchen; es scheint aber auch auf gleiche Weise in den öhlichtschleimigen Theilen eingeschlossen zu seyn. Ueberhaupt ist das färbende Wesen darin nicht häufig vorhanden, und von einer solchen Beschaffenheit, daß es mehr eine von Natur bereits ausgedehnte, als dicht vereinigte oder concentrirte Substanz zu seyn scheint.

Wenn man das Fönugrek zum Färben der Wolle oder des Tuches gebrauchen will, so muß man den Kessel oder das Gefäß, worin gefärbet werden soll, mit der Färbebrühe nicht viel über die Hälfte anfüllen, weil dasselbe sehr stark aufschäumt und leicht überläuft. Ueberhaupt wird bey diesem Färbemateriel ein gemäßigtes Feuer, wodurch die Färbebrühen in einem gelinden Kochen erhalten werden, am dienlichsten seyn. Was die Vorbereitungen des Tuches betrifft, so hat sich Hr. D. Pörner, bey den damit angestellten Versuchen, der Vorbereitung mit Wasser, mit Kochsalz, und mit Alaun bedient.

I. Versuche mit Tuch, welches durch bloßes Wasser vorbereitet worden.

Tuch eine halbe Stunde im Wasser gekocht, und in dem nach und nach erkalteten Wasser etliche Tage eingeweicht, erhält aus den mit Fönugrek bereiteten Färbebrühen folgende Farben:

1. Mit Fönugrek ohne Zusatz, eine sehr schwache und blasse erdgelbe Farbe.
2. Mit gleichen Theilen Kochsalz und Fönugrek, eine schwache bräunlichgelbe Farbe.
3. Mit 2 Th. Kochsalz und 1 Th. Fönugrek, eine ziemlich gesättigte und dunkle bräunlichgelbe Farbe.
4. Mit gleichen Theilen Salmiak und F., eine schwache und blasse meergrüne Farbe.
5. Mit 2 Th. Salmiak und 1 Th. F., eine dergleichen gesättigtere und dunklere.
6. Mit gleichen Theilen Weinsteincremor und F., eine schwache und blasse gelbe Farbe, welche in das erbsfarbene fällt.
7. Mit 2 Th. Weinsteincremor und 1 Th. F., eine dergleichen etwas weniger gesättigte Farbe.
8. Mit 12 Th. Weinessig und 1 Th. F., eine schwache und blasse erdgelbe Farbe.
9. Mit 24 Th. Weinessig und 1 Th. F., eine schwache und blasse grünlichgelbe Farbe.
10. Mit gleichen Theilen Alaun und F., eine schwache und blasse gelbe Farbe, welche ins schwefelgelbe fällt.
11. Mit 2 Th. Alaun und 1 Th. F., eine dergleichen blassere Farbe.
12. Mit gleichen Theilen Gyps und F., eine ganz angenehme strohgelbe Farbe.
13. Mit 2 Th. Gyps und 1 Th. F., eine dergleichen etwas gesättigtere.
14. Mit 1 Th. grünen Vitriol und 2 Th. F., eine helle bräunliche.
15. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine dergleichen etwas gesättigtere und dunklere.
16. Mit 1 Th. blauen Vitriol und 2 Th. F., eine ganz feine zeisiggrüne.
17. Mit gleichen Theilen blauen Vitriol und F., eine dergleichen etwas dunklere.

18. Mit

18. Mit 1 Th. Zinnsolution und 2 Th. F., eine strohgelbe Farbe, welche etwas lichter oder blasser, als No. 12, ist.

19. Mit 1 Th. Zinnsolution, 2 Th. Kochsalz und 2 Th. F., eine sehr blasse gelbe Farbe, welche noch blasser, als No. 6 und 7, ist, und in das erbsfarbene fällt.

20. Mit 1 Th. Alaun, 2 Th. Kochsalz und 2 Th. F., eine schwache und blasse, aber ganz angenehme schwefelgelbe Farbe, welche ein wenig ins grünliche fällt.

Durch das Kochsalz erhalten die färbenden Theile des Fönugreks in den Fasern der Wolle zwar eine mehrere Festigkeit; doch ist von diesen Farben, da sie nicht lieblich ausfallen, für sich kein Gebrauch zu machen.

Durch die gehörige Proportion des Essigs erhalten die färbenden Theile des Fönugreks eine etwas mehrere Befestigung.

Die beyden mit Alaun erhaltenen Farben, No. 10 und 11, verändern sich an der Luft, indem sie blasser und zugleich etwas grünlich werden.

Die beyden mit Gyps erhaltenen Farben, No. 12 und 13, verlieren ebenfalls an der Luft viel, und werden blaß.

Die mit Zinnsolution erzeugte blaßgelbe Farbe, No. 18, wird an der Luft noch etwas blasser, zugleich aber auch etwas grünlich. Man muß daher, wenn man sich dieses Zusatzes bey dem Gebrauche des Fönugreks bedienen will, denselben in noch geringerer Quantität, als hier geschehen ist, zusetzen.

Die blaßgelbe Farbe No. 19, bey welcher ein gemischter Zusatz von Zinnsolution und Kochsalz gebraucht worden ist, wird an der Luft etwas dunkler, und scheint nicht viel zu verlieren.

Die mit Kochsalz und Alaun erhaltene blasse schwefelgelbe Farbe No. 20, wird an der Luft blasser und verliert einige Theile, doch bleibt sie ähnlich, da hingegen die mit Alaun erhaltenen Farben grünlich werden.

Die meiste Veränderung machen der grüne und blaue Vitriol, als welche durch ihre metallische Theile oder Erden die gelbfärbenden Theile des Fönugreks, indem sie sich mit denselben vereinigen, der Luft verändern, daß alsdann vermittelst des grünen Vitriols bräunliche Farben, No. 14. 15, und vermittelst des blauen Vitriols grüne Farben, No. 16. 17, hervorgebracht werden. An der Luft verhalten sich diese Farben sehr gut, verlieren nichts, und verändern sich auch sonst auf kei-

ne andere Weise; daher diese Färbebrühen sowohl für sich, als vornämlich bey Vermischung mit andern färbenden Körpern nicht ohne Nutzen angestellt werden können.

II. Versuche mit Tuch, welches durch Kochsalz vorbereitet worden.

Wenn man Tuch, welches im Wasser etliche Tage lang eingeweicht und alsdann stark ausgepreßt worden, in Salzwa er legt, es in demselben 3 Tage lang liegen läßt, hierauf dasselbe gelinde ausdrückt, und sodann mit den aus Hönugrek bereiteten Färbebrühen kocht, so erhält es folgende Farben:

21. Mit Hönugrek ohne Zusatz, eine erdgelbe Farbe.
22. Mit 2 Th. Kochsalz und 1 Th. F., eine dunkle gelbe Farbe, welche ins bräunliche fällt.
23. Mit gleichen Theilen Alaun und F., eine schwache schwefelgelbe Farbe.
24. Mit 1 Th. Alaun und 3 Th. F., eine gesättigtere und höhere schwefelgelbe Farbe.
25. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine hellbraune Farbe.
26. Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine hellgrüne Farbe.

Die erdgelbe Farbe No. 21, ist etwas gesättigter und lichter, und überhaupt lieblicher, als die natürliche Farbe No. 1, sie ist aber noch weniger dauerhaft, und geht an der Luft fast ganz verloren.

Die durch Kochsalz erhaltene dunkle gelbe Farbe, No. 22, ist etwas lichter und lieblicher, als die durch eben diesen Zusatz erhaltene Farbe No. 2. Sie wird an der Luft etwas blasser.

Die durch gleiche Theile Alaun und F. erzeugte schwefelgelbe Farbe, No. 23, ist etwas dunkler, als die auf eben diese Weise erhaltene Farbe No. 10, von welcher sie sich auch darin unterscheidet, daß sie an der Luft fast gar nichts verliert, und auch sonst keine Veränderung leidet.

Ganz anders verhält sich die mit 1 Th. Alaun und 3 Th. F. erhaltene Farbe, No. 24; es fällt dieselbe zwar etwas gesättigter und höher aus, leidet aber an der Luft viel Veränderung, indem sie blasser und zugleich etwas schmutzig wird.

Die durch grünen Vitriol erzeugte lichtbraune Farbe No. 25, ist gesättigter, als die auf eben diese Weise bereitete, No. 15. Sie verändert sich an der Luft wenig.

Die mit blauem Vitriol bereitete hellgrüne Farbe No. 26, ist gesättigter und lieblicher, als die durch eben diesen Zusatz erhaltene, No. 17; ist aber nicht so beständig, doch bleibt sie sich sehr ähnlich, und kann mit Vortheil gebraucht werden.

III. Versuche mit Tuch, welches durch Alaun vorbereitet worden.

Wenn man Tuch, welches etliche Tage im Wasser eingeweicht worden, mit Alaun eine halbe Stunde lang kocht, und in dem nach und nach erkalteten Alaunbade 48 Stunden liegen läßt, so erhält dasselbe aus den mit Fönugrek bereiteten Färbebrühen folgende Farben:

27. Mit Fönugrek ohne Zusatz, eine sehr angenehme citronengelbe Farbe.
28. Mit 2 Th. Kochsalz und 1 Th. F., eine bräunlichgelbe Farbe.
29. Mit 3 Th. Kochsalz und 1 Th. F., eine dergleichen etwas dunklere Farbe.
30. Mit 1 Th. Alaun und 2 Th. F., eine etwas schmutzige schwefelgelbe Farbe.
31. Mit 1 Th. Alaun und 4 Th. F., eine angenehme lichte schwefelgelbe Farbe.
32. Mit gleichen Theilen grünen Vitriol und F., eine schwache und blasse bräunliche Farbe.
33. Mit blauem Vitriol in eben der Proportion, eine gelbgrüne Farbe.

Die Vorbereitung des Tuches durch Alaun ist wohl ohne Zweifel bey dem Gebrauche des Fönugreks eine der besten und vortheilhaftesten, weil auf diese Weise die beste gelbe Farbe von dem Fönugrek erhalten wird. Die vorzüglichste unter den hier angezeigten Farben, ist die ohne Zusatz bereitete citronengelbe Farbe No. 27. Sie hat ein liebliches Ansehen, und verändert sich auch wenig an der Luft; sie wird zwar etwas blasser, bleibt sich aber doch fast gänzlich ähnlich, so daß sie allerdings unter den festen Farben einen Platz verdient. Nächst dieser ist die mit 1 Th. Alaun und 4 Th. F. erhaltene Farbe No. 31, die beste.

Die mit Kochsalz bereiteten Farben No. 28 und 29, sind keine angenehme Farben. Andere von dieser Art, z. B. die Farben No. 2, 3 und 22, welche das auf andere Weise vorbereitete Tuch erhalten hat, können, ob sie gleich nicht zu den anmuthigsten gehören, dem ungeachtet gebraucht werden.

Die mit grünem Vitriol erhaltene bräunliche Farbe No. 32, ist zwar schwächer und blaßer, als die durch eben diesen Zusatz bereiteten Farben No. 15 und 25, kann aber auch in ihrer Art gebraucht werden, weil man auf diese Weise eine besondere Schattirung von einer bräunlichen Farbe erhält, welche nicht viel Kosten verursachet, und doch dauerhaft ist.

Die mit blauem Vitriol erhaltene gelbgrüne Farbe No. 33, ist von den auf eben diese Weise bereiteten Farben, No. 17 und 26 unterschieden; und da sie sich ebenfalls an der Luft gut hält, so kann auch von dieser ein guter Gebrauch gemacht werden.

Ob gleich das Fönugrek, in Betrachtung der gelb färbenden Eigenschaft vor andern gelb färbenden Körpern nichts voraus hat, so kann doch dasselbe wegen der einzigen, No. 27 angezeigten, ganz feinen und dauerhaften gelben Farbe theils für sich allein, theils aber auch zu Vermischung mit andern färbenden Körpern gebraucht werden. Wenn man überdieß bedenkt, daß dasselbe eine sehr schleimige Beschaffenheit hat, und dadurch die Färbebrühen verdicket, so kann es, wenn man auch auf dessen färbende Substanz sein Absehen nicht richten wollte, dem ungeachtet bey dem Gebrauche einiger anderer färbenden Körper den Vortheil verschaffen, daß die färbenden Theile derselben mit den Fasern des Tuches bisweilen genauer vereiniget werden können. Da sich aber auch in dem Fönugrek eine besondere gelb färbende Substanz befindet, welche in ganz andern Behältnissen, als bey andern gelb färbenden Körpern, enthalten ist: so ist gewiß, daß durch die Vermischung des Fönugreks mit andern Färbematerialien Farben von besondern Schattirungen erhalten werden können, und man wird auch überzeugt werden, daß man sich oft einiger Zusätze, welche bey dem

Ge-

Gebrauche des Fönugreks allein keine besonders liebliche Farben gegeben, bey den Vermischungen desselben mit gutem Erfolge bedienen kann.

Hr. D. Pörner hat auch Versuche mit dem Fönugrek angestellt, in wie fern dadurch Kattune oder baumwollene Zeuge Farben erhalten können. Aus diesen Versuchen, welche man im 3. Th. seiner chymischen Versuche und Bemerkungen zum Nutzen der Färbekunst, Lpz. 1773, gr. 8. S. 70—79, findet, erhellet, daß man sich in Ansehung einer festen Farbe auf baumwollenen Zeugen von dem Fönugrek wenig zu versprechen habe, und wenn noch hierin etwas zu erwarten ist, daß solches am ersten durch den grünen und blauen Vitriol zu erhalten sey. Gesetzt aber, daß in Betrachtung einer festen gelben Farbe auf Kattun von dem Fönugrek nichts zu hoffen wäre, so ist deswegen noch nicht bestimmt, daß dieser Körper bey dem Färben der baumwollenen Zeuge ganz ohne Nutzen seyn sollte, indem derselbe wegen seiner schleimigen Beschaffenheit, wie bereits bey den mit Tuch angestellten Versuchen angemerkt worden, bey den Färbebrühen, welche mit andern Färbematerialien bereitet werden, bloß als ein Zusatz, welcher eine verdickende Eigenschaft besitzt, einige Vortheile verschaffen kann.

Eben Desselben Versuche, welche durch Vermischung des Fönugreks mit andern färbenden Körpern, als: mit Brasilienholz, mit Krapp, mit Indigtinctur, und mit Blauholz, sowohl auf Tuch als Kattun, angestellt worden sind, findet man in angeführtem Werke, S. 361—383.

In Gärten erzieht man, um der Mannigfaltigkeit willen, noch verschiedene andere Arten des griechischen Heues, als: das stachelige oder größere cretensische griechisch Heu mit vielen Schoten, Trigonella spinosa

nosa *L.*; die Trigonella polycerates *L.*; die Trigonella platycarpos *L.*; die Trigonella ruthenica *L.* welche aber, so viel mir wissend ist, weiter zu nichts zu gebrauchen sind. Den Samen derselben muß man sofort an solche Orte säen, wo die Pflanzen stehen bleiben; denn sie lassen sich nicht wohl versetzen. Säet man sie im Herbste, auf eben die Art, wie bey der ersten Sorte gezeigt worden ist, aus, so werden die Pflanzen zeitiger blühen, auch wird man sicherer Samen hoffen dürfen, als von solchen Pflanzen, die erst im Frühlinge gesäet worden sind. Sie erfordern keine andere Cultur, als daß man sie, wenn sie zu dicht beysammen stehen, verdünnen, und auch vom Unkraute fleißig reinigen muß. Einige wenige Pflanzen von jeder Sorte werden in einem Garten genug seyn; denn sie sind nicht sonderlich schön.

Heu, (grobes) siehe oben, S. 225.
—— (Hart- oder hartes) s. oben, S. 269.
—— (Heilig-) Medicago *L.*; s. Klee. (Schnecken-)
—— (Kamel-) wohlriechende Binsen, Andropogon Schoenanthus *L.*; s. Th. V, S. 327.
—— (Klapp-) s. Th. XIII, S. 335.
—— (Klee-) s. Klee.
—— (medisch) Medicago *L.*; s. Klee. (Schnecken-)
—— (saures) s. oben, S. 224, f.
—— (Schaft-) Equisetum hyemale *L.*; s. in S.
—— (spanisches) } Esparsette, Hedysarum Onobry-
—— (Stachel-) } chis *L.*; s. Th. XI, S. 562.
—— (Stoppel-) s. Stoppel.
—— (süßes) s. oben, S. 224.
—— (Waldwiesen-) s. oben, S. 225, f.

Heu-Aernde, siehe oben, S. 148.
Heu-Barn, s. Heu-Bucht.
Heu-Baum, s. oben, S. 164.
Heu-Berg, s. oben, S. 190.

Heu-Blume, im gem. Leben Blumen, welche um die Heuärnde blühen.

Heu-Boden, s. oben, S. 182.

Heu-Bucht, im Oberd. der Heubarn, ein besonderer Verschlag in einem Stalle, darin das für die Pferde oder Zugochsen, auf eine ganze oder auch wohl nur auf die halbe Woche gehörige Heufutter bundweise gesteckt und verwahret wird. Man pflegt sie gemeiniglich über den Futterkasten anzubringen, und mit einer Fallthüre und Vorlegeschlosse zu versehen.

Heu-Bund, ein Bund Heu, d. i. eine gewisse Menge vermittelst eines Strohseiles zusammen gebundenes Heu. Auf Höfen und bey wohl eingerichteten Haushaltungen werden auf ein Pferd in 24 Stunden 8 Pfund Heu gerechnet, und die Heubünde in solcher Schwere darnach gemacht.

In den Gasthöfen und Wirthshäusern in Berlin, muß ein Bund Heu, welches mit 1 Gr. 6 Pf. bezahlt wird, 6 Pfund halten.

Heu-Einsalzen, s. oben, S. 185, fgg.

Heu-Feym, Heu-Feimen; s. oben, S. 188.

Heu-Fuhre, s. oben, S. 168, fgg.

Heu-Futter, das Heu als ein Futter für das Vieh betrachtet.

Heu-Gabel, Nieders. Hauforke, Fr. Fourche à faner, eine zweyzackige eiserne Gabel, welche sowohl an Größe als an Länge des Stieles, alle andere bey einer Wirthschaft nöthige Gabeln übertrifft. Man braucht solche, sowohl die großen Heuschöber und Heufeimen damit zu machen, als auch das Heu aus den Schöbern auf den Wagen zu reichen und aufzuladen, und wieder abzuladen, imgleichen in Pferdeställen, das Heu damit auf die Raufe zu stecken. So fern man auch die Garben damit auf- und abladet, heißt sie auch die Reichgabel.

Das hätt ich mit der Heugabel nicht in ihm gesucht, im g. L. das hätt ich mir auf keine Weise von ihm vorgestellet.

Heu-

Heu-Gewinn, die Gewinnung, d. i. Verfertigung und Einärndung des Heues. Ein Gut hat vielen Heugewinn, wenn es viel Heu machen kann.

Heu-Hachel, s. Heu-Hechel.

Heu-Handel, s. oben, S. 257.

Heu-Haufen, s. oben, S. 188.

Heu-Hechel, Heu-Hachel, Ononis *L.*; s. Th. XXII, S. 250.

Heu-Karren, s. oben, S. 167.

Heu-Land, Land, von welchem das Gras abgemähet und zu Heu zubereitet wird; Nieders. Mädland, Mäde.

Heu-Leine, s. oben, S. 164.

Heu-Lieferung, s. Furrage, Th. XV, S. 475, fgg.

Heu-Macher, Heu-Mäher; s. Heu-Vogel.

Heu-Meister, an einigen Höfen, z. B. an dem kaiserlichen Hofe zu Wien, ein Hofbedienter, welcher das für den Marstall nöthige Heu in seiner Aufsicht und Berechnung hat.

Heu-Monat, der siebente Monat im Jahre, mit einem römischen Namen der Julius: siehe dieses Wort.

Heu-Pferd. 1. Eine im g. L. übliche Benennung der Libelle, d. i. eines großen Insectes mit vier netzförmigen Flügeln, mit welchen es einen schwirrenden Laut in der Luft macht, einem geschlanken Leibe von grüner und glänzender Farbe, und abgesonderten heraus stehenden Augen, welches sich zur Zeit der Heuärnde häufig auf den Wiesen sehen lässet; Libella s. Libellula grandis *Linn.* Es führt bey dem großen Haufen mancherley seltsame Namen, welche zum Theil von einem alten Aberglauben herrühren, nach welchem man dasselbe oft für verwünschte und verwandelte Personen hält. Sie wird es bald Herr Gottespferdchen, Gottespferd, bald des Teufels Reitpferd, in Jütland Fandens Ridehest, in Bremen das Ritterpferd, imgleichen Reereer, bald die Jungfer, Wasserjungfer,

fer, die verfluchte Jungfer, Wasserhexe, die Nymphe, Wassernymphe, Graswetze, Schneidermetze, im Franz. Demoiselle, in Sachsen die Drachenhure, in der Mark Brandenburg Schillebold (*) u. s. f. genannt.

Dieses Insect, wovon es mancherley Arten giebt, welche an Gestalt, Farben und Größe, von einander unterschieden sind, wird sonst nur in mehrerer Menge nahe an stillstehenden großen Gewässern jährlich gesehen. An seinem langen, dünnen, runden, aus vielen Gelenken zusammen gesetzten Leibe, befinden sich 6 lange und geschlanke Füße, ein langer Schwanz, und 4 überaus zarte Flügel, welche mit allerhand Farben wie ein Regenbogen spielen. Sein Kopf, welcher dicker als der Leib ist, scheint lauter glänzende Augen zu seyn, daher dieses Insect an einigen Orten auch die Perle genannt wird. Es hat 2 Hörner, und in dem Maule 2 Zähne, mit welchen es scharf zwicken kann. Es läßt seine Brut, welche wie Fischrogen aussieht, in das Wasser fallen. Aus derselben kriecht, in den ersten sonnenreichen Tagen des Maymonates, ein Wurm mit 6 rauchen Füßen, deren jeder 6 Glieder und 2 Klauen hat. Dieser Wurm sitzt am Ufer des Wassers ein Paar Stunden still, verändert sich, wickelt seine Flügel aus, und fliegt nach einigen Stunden davon. Denn an dem Orte, wo der untere Leib an den obern gefügt ist, sind 4 kleine Beulen zu sehen, in welchen die Flügel verschlossen sind, die, wenn der

Wurm

(*) Von schielen, schillern, mit verschiedenen Farben spielen, und Bold, Bolz, Bolzen; ersteres, weil seine Flügel und Leib allerley Farben spielen; letzteres, weil sein Leib, der cylinderförmigen langen Figur wegen, mit neben aus stehenden Flügeln, wie eine Federkiel aussieht. Denn so hieß vor Alters ein Federkiel mit der Fahne ein Bolz, z. B. ein Gänsebolz, weil die Pfeile gemeiniglich mit Federn besetzt wurden. Nach anderer Meinung heißt dieses Insect darum Schillebold oder Schillebolzen, weil es, wie ein Bolzen oder Pfeil, schnell und gerade fortschießt.

Wurm sich verändert, sich ausbreiten, und aus einem kriechenden ein fliegendes Thier machen. Die Männchen haben hinten am Schwanze ein zangenförmiges Werkzeug, um das Weibchen in der Begattung fest zu halten. Das Zeugungsglied ist am ersten Ringe des hintern Körpers gleich am Bruststücke. Das Weibchen biegt deswegen, indem das Männchen dasselbe mit gekachter Zange am Halse packet, den hintern Körper wie einen Reif, um das männliche Glied zu erreichen, und so sieht man sie zuweilen wie einen ovalen Ring in der Luft herum fliegen.

Die Hühner, besonders die Glucken, und ihre Küchlein, fangen dieses Insect an denen Orten, wo es jährlich und häufig zu Hause ist, zur Speise, und werden davon ungemein fett. Die alten Hühner aber dauern davon nur 1 Jahr, und man darf sie nicht länger gehen lassen; sie bekommen zuletzt einen ganz dicken Kropf, in welchem man, wenn man ihn aufschneidet, einen recht festen Ballen zusammen gedrängter Heupferde, die vielleicht, ihrer langen Flügel wegen, endlich eine Unverdaulichkeit verursachen, antrifft. Diese Nachricht wird daher den Hausmüttern dazu dienen, daß, wenn ihre Hühner auf dieses Insect zu starke Jagd gemacht haben, und davon zuletzt einen dicken Kropf davon tragen und behalten sollten, sie nur allein die jungen, nicht aber die alten, Hühner das Jahr über gehen lassen. Uebrigens aber lebt das Heupferd nicht nur von Insecten, sondern auch von Vegetabilien. Daß es die kleinern Insecten fangen müsse, ist daraus zu schließen, weil es, nach einigem Stillstande in der Luft, gleich einem Raubvogel, sehr schnell in gerader Linie fortschießt. Es fängt so gar die Bienen nahe an den Körben weg, trägt sie fort, setzt sich auf einem Baume nieder, und verzehrt sie. Uebrigens hat schon Frisch angemerkt, daß sich die Libellen von andern fliegenden Insecten, die kleinen von Fliegen, die größern

so

so gar von den Papilionen, insonderheit den weißen, nähren, und sie häufig wegfangen.

27. St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1771, S. 223.

Die Heupferde nähren sich aber auch von Vegetabilien, und sind insonderheit dem Sommergetreide sehr schädlich, indem sie die Schüsse, so bald sie aus der Erde hervorkommen, dermaßen tief abfressen, daß diese selten wieder ausschlagen, und das Korn eingeht, und in der Erde verfault. Das Gegenmittel wider diese Geschöpfe ist von besonderer Art. Man hat bemerkt, daß sie den Geschmack der Bitterkeit gar nicht ausstehen können. Gemeiniglich kochen die Landleute Wermuth in Wasser, und sprengen es über die Saaten, welche das Heupferd zerfrißt. Ein noch stärkeres Mittel aber hat man an den Coloquinthen, als dem häßlichsten Bittern in der Welt. Eine sehr kleine Quantität davon theilt ihren Geschmack einer großen Menge Wassers mit; dieses muß über das Getreide gesprenget werden, und wird allemal von guter Wirkung seyn.

2 An einigen Orten führt auch die Heuschrecke diesen Namen; siehe dieses Wort.

Heu-Recht, das Recht, das auf einer Wiese wachsende Gras zu Heu zu machen. Eine Wiese hat Heurecht, wenn sie nur so lange gehäget werden darf, bis sie gemähet und das Heu eingebracht worden. Im Gegensatze des Gartenrechtes. Siehe auch Heu-Wiese.

Heu-Register, siehe oben, S. 199.

Heu-Rupfer, siehe oben, S. 188.

Heu-Same. 1. Der Same derjenigen Grasarten, welche ein gutes Heu geben. In weiterer Bedeutung versteht man darunter allen Samen, welchen man von allerhand auf den Wiesen wachsenden Kräutern und Pflanzen, Grase, Klee und andern Blumen, wenn sie völlig reif sind, bekömmt, in so fern er mit dem Heu eingeführet wird, auf den Heuböden und in den Heuställen ausfällt, welcher zusammen gefeget und gesie-

bet wird, und wovon der reine Same etwa zu Ende des Märzes, wenn bald ein Regen zu vermuthen ist, mit Asche und Taubenmist vermengt, oder auch allein, auf neu angerichtete Wiesen oder unfruchtbare Grasplätze in alten Wiesen gesäet wird. Die Mittel, guten Heusamen zu diesem Behuf zu bekommen, werde ich, so Gott will, im Art. Wiese anzeigen.

Dieser Heusame ist auch ein vortreffliches Mittel, Schafe und Federvieh ohne viele Kosten zu mästen. Man läßt in dieser Absicht einen großen Korb mit doppeltem Boden machen. Zwischen den beyden Böden müssen die perpendikulären Stäbe so weit aus einander stehen, daß die Schafe mit den Köpfen bequem durchkommen können. Oben aus dem Korbe läßt man das große Vieh fressen. Der durch den ersten Boden, als durch ein Sieb fallende Heusame, und was sonst abfällt, dient den Schafen zu einem vortrefflichen Futter, nach welchem sie sehr fett werden. Eben diesen Abfall kann man auch zum Mästen der Truthühner gebrauchen, wenn man solchen mit dem Teige, den man ihnen gewöhnlich giebt, vermischet.

Mercure Danois, v. J. 1758.
23. St. der hannöv. Beytr. v. J. 1759, Col. 367.

Eine andere Methode ist diese. Man läßt einige mit Böden versehene Körbe flechten, an deren Seiten Löcher offen bleiben, wodurch die Schafe mit dem Kopfe kommen können. In diese Körbe wirft man nach und nach alles Heu, welches dem Viehe gegeben werden soll, da dann die Schafe den Kopf in die Körbe stecken, und nicht sowohl von dem Heu fressen, als es, nur aufrühren und in die Höhe schütteln, wodurch es geschieht, daß fast aller Same, der in dem Heu ist, wieder auf den Boden fällt. Diesen fressen sie sehr begierig, und sie werden in kurzer Zeit danach nicht allein fett, sondern auch ihr Fleisch sehr schön und wohlschmeckend. So bald man merkt, daß aller im Heu befindliche Same von den Schafen verzehret ist, wirft man es heraus, thut frisches hinein, und giebt das ausgeworfene dem andern Vieh. Diese Körbe müssen nicht breiter gemacht werden, als daß zwey gegen einander über stehende Schafe oder Schöpse mit dem Maule einander erreichen, und

also den Samen auch fassen können, welcher mitten auf den Boden des Korbes fällt. Die Löcher oder Oeffnungen der Körbe müssen auch eine hinlänglich geräumige Höhe bekommen, damit die Schafe Raum und Macht genug haben, das Heu recht zu schütteln.

Um das Federvieh, insonderheit kalekutische Hühner, ohne sonderliche Kosten mit dem Heusamen zu mästen, klopfet man jedes Heubund, ehe man es dem Vieh oder den Pferden vorwirft, in der Scheune mit Stecken, und schüttelt es hernach, damit der Same ausfalle. Diesen vermenget man mit Hafermehl oder Rockenkleyen.

Der verbesserte ökonomische Tausendkünstler, Ulm, 1767, 8. S. 484, f.

Auch zum medicinischen Gebrauche ist der Heusame in verschiedenen Fällen dienlich. Heusame und Kamillenblumen als ein Umschlag warm aufgelegt, zertheilt Geschwulste. In Contracturen der Glieder, insonderheit der Füße, setzt man diese öfters in ein Dunstbad von Heusamen, und räuchert hernach mit dem trocknen Samen. In Nierenschmerzen und Harnstrenge, kocht man Säckchen mit Heusamen in Wasser, drückt sie aus, und legt sie in der Gegend der Nieren und der Scham auf.

2. An einigen Orten ist der Sichelklee, der auf den Wiesen wächset, und ein gutes Futterkraut ist, Medicago falcata *Linn.* unter dem Namen des schwedischen Heusamens bekannt; vermuthlich, weil man den Samen dazu aus Schweden bekommen hat. Siehe unter Klee.

Heu-Schaub, in einigen Gegenden, der auf den Wegen, Feldern u. s. f zur Warnung aufgesteckte Strohwisch; siehe Säge-Wisch.

Heu-Scheibe, siehe oben, S. 188.

Heu-Schein, ein Schein, d. i. Neumond in dem Julius oder Heumonate; siehe Schein.

Heu-Scheuer. 1. Eine Scheuer oder Scheune, zur Aufbewahrung des Heues und Grummets; siehe oben, S. 182, f.

2. In Thiergärten und Gehägen, ein Gebäude für das Wild, dasselbe den Winter über mit Futter darin zu erhalten; siehe oben, S. 268.

Heu-Schlag, s. Häge-Schlag.

Heu-Schlitten, siehe oben, S. 167.

Heu-Schober, siehe oben, S. 188 und 195.

Heu-Schoppen, s. oben, S. 268.

Heu-Schrecke, s. Heuschrecke.

Heu-Schuppen, s. oben, S. 268.

Heu-Seil, s. oben, S. 164.

Heu-Sense, s. oben, S. 152.

Heu-Stock, s. oben, S. 188.

Heu-Vogel, ein Name, welcher im gem. Leben dem Bienenfraße oder Immenwolfe, einer Art Bracher oder Brachvögel gegeben wird, welcher an andern Orten auch der Heumacher oder Heumäher heißt; vielleicht weil er einsam auf den Wiesen herum geht, und daselbst die Bienen aufsucht; Merops, Apiaster, Arquata in desertis *Klein*. Es ist einer von den Brachvögeln oder größern Sichlern (Sichelschnäblern, Numenii *Klein*.), der einen gekrümmten, dreyeckigen und oberwärts erhabenen Schnabel, mit gleich langen Kiefern, lange hervor ragende Flügel, und einen gespaltenen handbreiten Schwanz hat, dessen Federn blau oder grünlich, und die mittelsten die längsten sind. Sein Kopf ist groß, die Stirn grünblau, der Scheitel rothgrün oder roth, der Strich längs dem Kopfe schwarz, das Kinn gelb, der Nacken grünroth, die Brust röthlich und weiter unten blau, die Schwungfedern an der Spitze schwarz, die ersten blaugrün, die mittlern pomeranzengelb, und die letzten blau. Man kann seine Stimme weit hören.

Heu-Wage, siehe oben, S. 171, und 204, fgg.

Heu-Wagen, s. oben, S. 164, fgg.

Heu-Wiese, eine Wiese, welche Heurecht hat, d. i. von welcher das Gras zu Heu gemacht werden darf; zum

Unter-

Unterschiede von denjenigen Wiesen, welche zu allen Zeiten für das Vieh offen stehen müssen. Siehe auch Heu-Recht.

Heu-Würmer, siehe oben S. 266, fgg.

Heuen, siehe oben, S. 147.

Heuer, ein Nebenwort der Zeit, dieses Jahr, in diesem Jahre, welches im Hochdeutschen nur noch im g. L. üblich ist; im Gegensatze des Oberdeutschen firn und fern, voriges Jahr. Das Obst ist heuer gut gerathen. Der Wein wird heuer schwerlich reif werden. Ich habe ihn heuer noch nicht gesehen.

Im Lat. horno, im Nieders. jarel, wie wekel, diese Woche, vermuthlich von dem alten he, ha, Hebr. הַ, dieser, dieses, und Ar, Jahr, wie heint, bey dem Ottfried hinaht, von diesem Vorworte und Nacht. Siehe Heuerig, Heut und Heut.

Heuer, (die) ein Wort, welches nur noch im g. L., besonders Niedersachsens, üblich ist, sowohl den Vertrag über den Nießbrauch eines Grundstückes gegen eine gewisse Abgabe, die Miethe, den Pacht, als auch diese Abgabe selbst zu bezeichnen. Die Heuer eines Hauses, eines Ackers, eines Gutes, eines Weinberges u. s. f. Jemanden die Heuer aufsagen. Die Heuer bezahlen. Ein Haus zur Heuer bewohnen, zur Miethe. In einigen Gegenden ist es männlichen Geschlechtes, und bedeutet alsdann auch den Pachter oder Miethmann. Daher die Zusammensetzungen Heueracker, Heuerfeld, Heuergut, Heuerland, Heuerwiese, Grundstücke, welche man zur Heuer, d. i. in Pacht, hat oder austhut, Heuersmann und Heuerleute, Pachter oder Miethmann, Pächter oder Miethleute, Heuerjahr, das Pachtjahr, Heuerschilling, das Pacht- oder Miethgeld, Heuerkorn, Korn, welches statt des Pachtgeldes gegeben wird u. s. f.

Im Niedersächsischen, wo dieses Wort eigentlich einheimisch ist, Hür, im Dän. Hyre, im Albanischen Kopá. Nicht

von dem vorigen Nebenworte, wie Frisch will, als wenn es so viel hieße, als der heurige Genuß, ein Zins, sondern von dem Wall. hwr, der Lohn, daher noch im Engl. Hire, den Lohn, und to hire, um Lohn dingen bedeutet. Im Angels. ist Hyra. die Zinsen. Siehe Heuern.

Heuerig, zusammengez. heurig, das Beywort von dem Nebenworte heuer, was in diesem Jahre ist, oder geschehen ist, oder noch seyn und geschehen wird; im Gegensatze des fernig. Die heurigen Früchte. Heuriges Obst. Heuriger Wein. Im heurigen Jahre.

1. **Heuerling**, Hürling, von dem Nebenworte heuer, im g. L., ein Ding, welches von diesem Jahre ist, in diesem Jahre gezeuget oder erzeuget worden. So werden die jungen Fische von diesem Jahre häufig Heuerlinge genannt, unter welchem Namen in Oberdeutschland, besonders die jungen Bärse von diesem Jahre (s. Th. III, S. 563) bekannt sind. Siehe auch Grühe, Th. XX, S. 163. In Strasburg werden die jungen einjährigen Hechte Heuerlinge genannt. Junge Lämmer, imgleichen im Weinbaue junge Nebenschösse von diesem Jahre führen gleichfalls den Namen der Heuerlinge

2. **Heuerling**, im g. L., besonders Niedersachsens, ein Miethmann, welcher zur Heuer wohnet; imgleichen, der sich um Lohn zu einer Sache dingen läßt, ein Miethling; von Heuer, Lohn, und dem folgenden Zeitworte.

Heuern, (*) im g. L., besonders Niedersachsens, miethen, pachten, von Grundstücken. Ein Gut, ein Haus, einen Acker, einen Garten, eine Wiese heuern. Daher die Zusammensetzungen abheuern, ausheuern und verheuern.

(*) Im Niederf. hüren, ehedem huren, im Dän. hyre, im Schwed. hyra, im Angels. hyran, im Engl. hire, im Holl. huuren. Siehe die Heuer. In härtern Mundarten lautet dieses Zeitwort heuren.

Heulen. (*) 1. Dieses Wort drückt einen starken, gedehnten, kläglich und zugleich widerlich klingenden Laut aus, welchen ein starker Wind, wenn er sich an einem Orte fängt, imgleichen die Hunde zu manchen Zeiten, wie auch die Wölfe, welche auch davon den Namen haben, zu machen pflegen; von denen man daher auch sagt, daß sie heulen. Die Winde heulen durch die gebogenen Gipfel. Man muß mit den Wölfen heulen; wer unter den Wölfen ist, muß mit heulen, L. Ululа cum lupis, Fr. il faut hurler avec les loups, d. i. man muß sich in die Zeit schicken; man muß zuweilen, der Gesellschaft zu gefallen, manches mitmachen, das man im Grunde eben nicht für recht erkennt. Bey den Jägern heulen auch die Hohl- oder Ringeltauben, wenn sie sich locken, welches von andern rücksen genannt wird.

2. In engerer Bedeutung von Menschen, mit lauter und zugleich kläglicher Stimme weinen, wo dieses Wort einen verächtlichen Nebenbegriff hat, so wie diese Art zu weinen selbst etwas Niedriges und Verächtliches verräth; ob es gleich in Luthers deutschen Bibel sehr häufig für laut weinen, laut klagen gebraucht wird. Sie schreyt nicht, sondern heult aus voller Lunge, Fr. elle ne crie pas, elle hurle, sagt man von einer Person, die ein widrig klingendes wehklagendes Geschrey erhebt. Figürlich auch, einen ähnlich widerlichen Laut von sich geben. Eine Orgel heult, wenn sie verstimmt ist, oder wenn eine Pfeife auch ungerührt eine Stimme von sich giebt.

(*) Im Niederf. hulen, im Engl. howl, im Dän. hyle, im Schwed. ulfwa, im Isländ. ylfa, yla, im Finnischen ulwoa, im Franz. heurler, hurler, im Ital. hurlare, im Span. ahullar, aullar, im Lat. eiulare, ululare, im Gr. ολολυζειν, ὑλαειν, im Hebr. אלל, im Arab. אלל; über welche Uebereinstimmung man sich wundern darf, da alle diese Wörter, so wie gellen, hallen, schallen u. s. f. den Laut nachahmen, welchen sie ausdrücken.

Heul-Kreisel, siehe Kreisel.

Heune, (der) ein nur noch unter dem großen Haufen, besonders Niedersachsens, übliches Wort, wo es gemeiniglich Hüne lautet, und verschiedene Bedeutungen hat.

1. Ein Fremder, ein Ausländer. Wenigstens erklärt Kilian das Niederländische Heyn auf diese Art. Besonders pflegte man ehedem die Wenden mit diesem Namen zu belegen, da er denn sehr deutlich mit dem Worte Hunne überein kömmt. Die Wenden und Heunen, Abent. bey dem Frisch.

2. Ein Riese, wenigstens legt man heut zu Tage dem Worte diese Bedeutung bey. Er ist so groß wie ein Heune. Daher auch die Grabhügel der ehemaligen heidnischen Einwohner Deutschlandes, welche noch an vielen Orten angetroffen werden, bey dem großen Haufen unter dem Namen Heunengräber oder Hünengräber, Hünenbetten, Hünenhügel, bekannt sind. Indessen steht es dahin, ob diese Bedeutung wirklich alt ist, und ob sie nicht erst in den spätern Zeiten aus Unkunde der vorigen oder folgenden Bedeutung entstanden ist.

3. Bey den alten Friesen bedeutete Hüne oder Hünne, einen Todten, und in Gröningen und dem Osnabrückischen wird ein Todtenkleid noch jetzt ein Hünenkleid oder Heinenkleid genannt.

Heurath, (die) die Verbindung zweyer Personen, zum ehelichen Stande; wo dieses Wort von beyden dazu gehörigen Personen gesagt werden kann. Auf die Heurath gehen oder ausgehen, eine solche Verbindung zu treffen suchen; im g. L. auf die Freyd gehen. Sie haben eine Heurath unter sich verabredet, beschlossen. Eine Heurath stiften, so fern solches von Mittelspersonen geschieht. Die Heurath vollziehen, 1. Mace. 10, 56. Eine gute Heurath treffen. Eine vortheilhafte Heurath thun. Die Heurathen schlagen nicht allemal glücklich aus.

Die-

Dieſes Wort lautet ſchon bey dem Willerath Hirat, im Schwabenſp. Heurat. Man ſchreibt es bald Heirath, bald Heyrath, beydes aber aus Unkunde der wahrſcheinlichſten Abſtammung, welche indeſſen ſo ausgemacht noch nicht iſt. Wachter und Ihre leiten es von dem alten Hiu, Hew, Familie, Haus, und raten, zubereiten, verbinden, her, welche Ableitung dadurch wahrſcheinlich wird, daß Ottfried hiun wirklich für heurathen gebraucht. Indeſſen hat doch Friſchens Ableitung in vielen Stücken eine überwiegende Wahrſcheinlichkeit, der es von Heuer und heuern abſtammen läſſet, nicht ſo fern ſolches miethen, ſondern käuflich an ſich bringen, bedeutet, weil bey den älteſten Völkern die Weiber gekauft werden mußten. In einem 1501 zu Rom gedruckten deutſch-italien. Vocabulario heißt maridare, heiren und maridato, geheiret; und im Holländ. iſt noch izt verheuren für verheurathen üblich. Friſch führt im Art. Kaufen verſchiedene Beyſpiele an, woraus erhellet, daß man noch lange, eine Frau, einen Mann kaufen, für heurathen geſagt, und das Dän. gifte, Schwed. gifta und Isländ. gipta haben auch keine andere Bedeutung; ſo wie die Römer locare, elocare und collocare in ähnlichen Verſtande gebrauchten. Die lezte Sylbe — ath würde alsdann das Suffixum — de ſeyn, welches in Zierath, Heimath, dem Oberd. Hemath für Hemd u. a. m. gleichfalls in ath über gegangen iſt. Die Holländer ſagen noch jezt Huerde. In Stade heißt Huurfrouw, eine Ehefrau. In dem Schwabenſpiegel haben einige Abſchriften für Heurath, Haylach, welches alte oberdeutſche Wort in einer Urkunde von 1450 Heylach, und in dem augsburgiſchen Stadtbuche Heylech lautet, aber zu dem Worte heilig gehört, welches ehedem auch ein Sacrament, und in engerer Bedeutung die Verabredung und Vollziehung des Sacramentes der Ehe bedeutete. Nach eben dieſem Muſter könnte auch das alte hir, heilig (ſ. Hehr) in Betrachtung kommen, von welchem Hirde, Heirde, Heirath, eben daſſelbe bedeuten würde.

Daher heurathen, eine Heurath treffen, ſchlieſſen. In einigen Gegenden braucht man dieſes Zeitwort ſchon, wenn die künftige Ehe nur zwiſchen zween Perſonen verabredet worden, beſonders nach der feyerlichen Verlobung; am häufigſten aber nach der feyerlichen Einſegnung vor dem Altare, da es dann von beyden Perſonen geſagt werden kann. Werden Sie

nicht bald heurathen? Sie hat schon geheurathet. Sie wollen einander heurathen. Reich heurathen, eine reiche Person heurathen. Glücklich, unglücklich, schlecht, gut heurathen, eine glückliche oder unglückliche Heurath thun u. s. f. Imgleichen, sich um eine Person ehelich bewerben. Um eine Person heurathen. Nach Geld heurathen, eine reiche Person zu heurathen suchen.

In dem 1523 zu Basel gedruckten N. T. Lutheri wird heurathen als ein unbekanntes Wort durch mannen, eelichen erkläret.

Daß die Heurath, oder die Verbindung zweer Personen zum ehelichen Stande, die Wurzel und die Stütze der menschlichen Gesellschaft sey; wie das erste Muster dieser Vereinigung beschaffen gewesen; die Nothwendigkeit der gesetzlichen Ehen zur Bevölkerung; die Hindernisse, welche der Beförderung des Ehestandes im Wege stehen; die Mittel, den Ehestand zu befördern und zu verbessern; Gedanken über die Beförderung der ehelichen Fortpflanzung der bürgerlichen Gesellschaft; dasjenige, was zur Rechtmäßigkeit einer Ehe gehört; die Ehestiftung; das Eheverlöbniß u. s. f. siehe im X. Th. S. 143, flg.

Das gar zu frühe Heurathen ist der Bevölkerung schädlich. Der Same ist vor dem männlichen Alter noch nicht reif genug, und die Spannnerven des Zeugungsgliedes werden, wenn es zu früh gebraucht wird, bald schlaff. Das männliche Alter tritt aber bey allen Völkern nicht zu einer Zeit ein. Das Klima und die Nahrung machen hierin einen großen Unterschied. Die Morgenländer werden eher mannbar, als die Abendländer; das macht theils ihre warme Zone, und theils verursachen es ihre überaus nahrhafte Speisen. Es würde daher nicht rathsam seyn, den Gebrauch der Morgenländer, früh zu heurathen,

bey

bey den Abendländern einzuführen. Die Beherrscher Europens haben zwar nicht das Staatssystem des Lykurg angenommen; aber sie unterhalten doch, sowohl zu Friedens- als Kriegszeiten, zahlreiche Armeen, welche Leute erfordern, die von Natur einen dauerhaften Körper haben, zumal da sie jetzt nicht so früh in die Winterquartiere gehen, als vormals, und durch Wind und Wetter öfters mehr leiden, als vom Feinde. Mit der Schifffahrt hat es gleiche Bewandtniß. Ehedem sahe man nach Martini, und bis zum März, kein Schiff in der Ostsee; jetzt befährt man sie den ganzen Winter durch. Es ist nicht nöthig, daß ich hieraus die schädlichen Folgen ziehe; ein jeder sieht sie von selbst ein. Wollte man mir den Einwurf machen, daß die Juden, ob sie gleich in kalten Ländern wohnen, dennoch früh heuratheten, zum Theil viele Kinder zeugten, und theils auch ein hohes Alter erreichten: so dient darauf zur Antwort, daß die Juden nahrhaftere Speisen (*) genießen, als die Christen; daß jene ihre Kinder der Kälte nicht so sehr aussetzen, als diese; daß die Juden nicht so viele Gelegenheiten zu Ausschweifungen in der Liebe haben, als die Christen, welches theils ihre Religion, theils ihre Abneigung, welchen den Christen schon in der Kindheit gegen die Juden beygebracht wird, und theils die Polizey, unter der sie leben, verursachet; daß die Juden keine schwere Arbeit, die sie entkräften kann, verrichten, und daß hundert Juden, die vor dem 20sten Jahre heurathen,

(*) Fazzello gedenkt verschiedener Weiber, die an 40 Kinder gehabt haben; und Carrera einer Frau, die 47 Kinder geboren hat. Sollte die Fruchtbarkeit der sicilianischen Weiber wohl nicht von ihren nahrhaften Speisen herkommen; und sollte die Gewohnheit solches nicht anzeigen, da die Begleiter des Brautpaares nach den Trauungsceremonien, auf den Bräutigam und die Braut Hände voll Weizen werfen, und damit den ganzen Weg über bis in das Haus des Bräutigams fortfahren.

then, doch nicht so viele Kinder zeugen, als hundert Christen, die erst zwischen dem 20 und 30sten Jahre heurathen.

Den Frauenspersonen kann die gar frühe Verheurathung ebenfalls schädlich werden, zumal, wenn die Männer von der Natur stark begabet sind und ein hitziges Temperament haben. Sie werden zum Concipiren öfters untüchtig gemacht; oder wenn sie mit der Zeit auch schwanger werden, so laufen sie bey der Geburt doch mehrere Gefahr, als andere, die zur animalischen Fortpflanzung reif geworden sind. Das Klima hat hieran auch seinen Antheil, so wie es überhaupt alle Geburten erleichtert oder erschweret. In kalten, besonders aber bergigen Gegenden, sind die Geburten schwer und gefährlich; in warmen und niedrigen Gegenden sind sie leichter. An einigen Orten in der Schweiz und auf den Alpen stirbt fast die Hälfte der Weiber im Kindbette; daher diejenigen, welche es nur irgend thun können, sich etliche Wochen vor ihrer Niederkunft in niedrige Gegenden begeben.

Im Königreiche Decan, in Ostindien, werden die Kinder überaus jung verheurathet. So bald der Knabe 10, und das Mädchen 8 Jahre alt ist, lassen die Aeltern sie zusammen schlafen, und einige bekommen in diesem Alter schon Kinder. Allein, die Weiber, welche so zeitig Kinder bekommen, hören insgemein, wenn sie 30 Jahr alt sind, auf, mehrere zu gebären, und werden ungemein runzelig.

Die mauritschen Weiber gebären schon im 11ten Jahre, und werden zuweilen in einem Alter von 22 Jahren Großmütter; dafür aber hören sie auch bereits im 30sten Jahre auf, zu gebären.

In welchem Alter verschwindet die Hoffnung der Jungfern, einen Mann zu erhalten, oder welches ist das höchste Alter, in dem das Frauenzimmer heurathet? Ueber diese Frage sind noch bisher, da man so viele Wahrscheinlichkeiten berechnet hat, keine Beobachtungen angestellet worden. Desto größer ist

das

das Verdienst eines Predigers in Schweden, des Hrn. Hedin, welcher dergleichen in seinem Kirchspiele Kräcklinge, im Stifte Nerike und Sternanäs, wo in allem 800 Seelen sind, gemacht hat. Er hat seit 37 Jahren, nämlich vom März 1739 an, bis dahin 1776, jedesmal, wenn eine verheurathete Person, oder ein Wittwer, oder eine Wittwe, in seiner Gemeine mit Tode abgieng, genau nachgefragt und aufgeschrieben, wie alt die Person gewesen, als sie sich zum erstenmal verheurathet habe. Ferner fragte er alle Verheurathete, Wittwer und Wittwen in seiner Gemeine, die noch im März 1776 lebten, wie alt sie gewesen, als sie zum erstenmal in den Ehestand getreten. Hieraus machte er einen Auszug und folgende Tabelle.

Die Zeile A bedeutet das Alter der Heurathenden; die Zeile M die Anzahl der Bräutigame; und die Zeile W die Anzahl der Bräute. Z. B. in der 4ten Reihe: im Alter von 18 Jahren haben 2 Jungesellen und 17 Jungfern, in Zeit von 37 Jahren, in Kräklinge geheurathet.

A.	M.	W.	A.	M.	W.
15	0	2	33	10	9
16	0	2	34	11	12
17	0	10	35	8	5
18	2	17	36	6	7
19	3	17	37	4	3
20	8	26	[illegible]	7	5
21	10	18	[illegible]	1	8
22	10	23	40	1	7
23	11	25	41	3	2
24	34	24	42	3	1
25	29	24	43	1	3
26	29	26	44	0	1
27	27	23	45	0	2
28	20	20	46	0	1
29	25	12	47	0	1
30	21	15	48	0	1
31	24	14	49	1	1
32	15	11	50	0	2
			51	1	0

Also hält sich die wahrscheinlichste Hoffnung alter Jungfern in Kräcklinge bis ins 34ste, oder gar bis ins 40ste Jahr, und stirbt erst mit dem 51sten gänzlich ab. Bey Hagestolzen aber bricht sich dort der Muth zu heurathen schon im 44sten Jahre völlig.

Ich halte es der Absicht gegenwärtigen Werkes gemäß, die bey verschiedenen Völkern gewöhnlichen Heurath- und Hochzeitgebräuche zu erzählen, da dieselben die ökonomische und Polizeyverfassung nach ihrer großen Verschiedenheit auf eine angenehme Art erläutern.

Billig mache ich in Europa mit den Heurathgebräuchen unserer alten ehrlichen Deutschen den Anfang, um so mehr, da ich darin ein Muster der Keuschheit und nachahmungswürdigen Anständigkeit aufstellen kann, welches schon Tacitus, in seinem Buche von den Sitten der Deutschen, Cap. 18, bewundert hat. „Ihre Ehen," spricht er: „haben ein ernsthaftes Ansehen, und dieses verdient unter ihren übrigen guten Sitten allerdings das größte Lob; denn „sie sind unter den ausländischen Nationen fast die einzigen, welche sich mit einer Gattin begnügen lassen, „ich möchte wenige ihrer Edeln ausnehmen, welche „nicht aus Wollust, sondern aus andern Ursachen, „davon abweichen." Die erste Sorge bey ihren Heurathen gieng auf die Gleichheit des Standes, wodurch dem Nachtheil einzelner Familien und den Unordnungen im gemeinen Wesen sehr glücklich vorgebeuget wurde. Das longobardische Gesetzbuch, Tit. 88, L. 9, 10. hat darin die strengsten Vorschriften gegeben, und festgesetzt, daß, wenn ein Leibeigener eine Freye zur Einwilligung in eine Heurath bringt, er am Leben gestraft werden solle, die Frauensperson aber, welche so wenig edeln Stolz besaß, ward der Willkühr ihrer Aeltern überlassen, sie entweder zu tödten, oder außer der Pro-

vinz

vinz zu verkaufen, und mit dem Ihrigen zu machen, was ihnen beliebte. **Adam von Bremen** bezeuget, daß dieses unter den Sachsen ebenfalls auf die strengste Art beobachtet worden, und man dem guten Rathe des in Liebessachen so bewanderten **Ovids** gefolget sey:

Si qua voles apte nubere, nube pari.

Hatte dieser Punct seine Richtigkeit, so war das nächste Augenmerk auf die Blutsverwandtschaft gerichtet. Weit entfernt, die Sitten der Perser und Griechen nachzuahmen, giengen sie lieber zu weit, als daß sie sich der Blutschande hätten wollen schuldig machen. Sowohl K. **Rothar**, in den longobardischen Gesetzen, L. 2, Tit. 8, als auch die alemannischen Gesetze, so gelinde diese sonst sind, verbieten die zu nahe verwandten Eheverbindungen bey harter Strafe. (*) In Ansehung des Alters, in welchem junge Leute heurathen konnten, war zwar nicht unter allen besondern Völkerschaften einerley Gebrauch; überhaupt aber merkt **Julius Cäsar** von den Deutschen an, daß sie sich eine Ehre daraus machten, nicht als Jünglinge zu heurathen, und es für eine Schande hielten, wenn Jemand unter 20 Jahren eine Frauensperson berührt hatte. (**) **Tacitus** (***) bezeugt solches nicht nur von den Männern, daß sie im Heurathen ein männliches Alter abgewar-

(*) Im letztern heißt es Tit. XI, §. 1. „Wir verbieten alle zu „nahe verwandte Ehebündnisse, dergestalt, daß es unerlaubt „seyn soll, Schwiegermutter, Schwiegertochter, Stiefmutter, Stieftochter, Brudertochter, Schwestertochter, „Bruderfrau, Frauenschwester zu heurathen. Auch sollen „sich nicht Bruder- oder Schwesterkinder mit einander ehelich verbinden. Wer dawider handelt, soll gewärtig seyn, „daß das Band der Ehe gerichtlich aufgehoben wird, und alles sein Vermögen dem Fiscus anheim falle. Geringern „Leuten wird die Uebertretung dieses Gesetzes, bey Verlust ihrer Freyheit verboten."

(**) Infra annum vicesimum foeminae notitiam habuisse, in turpissimis habent rebus. — Longissima apud eos pubertas. L. VI. *de bello gall.* MELA L. III, c. 3.

(***) Am ang. Orte C. 20.

gewartet, sondern daß man auch den Jungfern Zeit gelassen, eine so wichtige Verbindung mit reifem Verstande einzugehen. Varro (*) kann sich gar nicht darein finden, daß die deutschen Jungfern 20 Jahr alt werden mußten, ehe sie heuratheten, da die römischen mit Ungeduld kaum das 12te erwarten konnten. Bey jenen hieß es:

Este pares, ob hoc concordes vivite; nam vos
Et decor & cantus & amor sociavit, & *aetas*.
Tit. Jul. Calpurnius.

Nicht bloß die Einwilligung der Braut, sondern vornämlich ihrer Aeltern und Anverwandten, konnte die Verbindung rechtsbeständig machen. Der Bischof zu Autun hob deswegen ein schon 30 Jahr bestandenes Ehebündniß auf, weil es wider der Aeltern Willen vollzogen war; daher, nach Tacitus Bericht, Aeltern und Anverwandte allemal bey der Verlobung zugegen seyn mußten; und wenn der Bräutigam von solchem Eheversprechen hernach abgieng, wurde er nach den Gesetzen als strafbar angesehen, (**) indem die Verlobung gesetzmäßig geschehen war. Eben dieser Grundsatz, daß keine Ehe ohne Einwilligung der Aeltern, Anverwandten oder Vormünder als rechtmäßig sollte angesehen werden, setzte diejenigen, welche ein Mädchen mit Gewalt oder durch Ueberredung entführten, in die alleräußerste Gefahr. K. Theodoricus bestimmt dem Jungfernräuber Lebensstrafe, und dem Mädchen, wenn es in die Entführung gewilliget hat, war keine geringere aufbehalten, — pariter occidatur. Ja, wenn Aeltern oder Vormünder säumig waren, den Entführer gerichtlich zu belangen und anzuklagen, wurden sie selbst in das Elend verwiesen. Otto der Große setzt in der 967 bekannt gemachten Constitution fest, daß, wenn solche Leute hernach auch ehelich verbunden wür-

(*) Lib. II, c. 1.
(**) — culpabilis judicatur, *L. Salic.* Tit. LXX, §. 1.

werden, und sie in der größten Eintracht lebten, man sie doch gerichtlich zum Schwert verdammen sollte, indem alle Ehen auf freyer Wahl, und nicht auf Raub beruhen sollten.

Wie hätte ich einem deutschen Freyer rathen wollen, um ein Mädchen anzuhalten, ehe er wirkliche Verdienste um das Vaterland, er mochte solche zu Hause oder im Kriege erworben haben, aufweisen konnte. Wer die von Feinden eroberten Siegeszeichen seiner Braut zu Füßen legen, oder ihr die Narben auf der Brust zeigen konnte, welche das feindliche Schwert ihm beygebracht, der gieng mit gutem Glücke auf die Heurath aus. Zuweilen waren die losen Mädchen wohl noch gar so eigensinnig, daß sie von ihrem Bräutigam forderten, vor ihren Augen in einem Zweykampfe Sieger zu werden; denn da das Hauptverdienst der Nation in der Tapferkeit bestand, so erforderten sie tapfere Väter, weil man sonst, nach ihrem Vorurtheil, keine tapfere Kinder erwarten könnte.

Hierauf bezogen sich auch die Geschenke, welche der Bräutigam, nach Tacitus Bericht, der Braut geben mußte. Dieses war nicht etwa weiblicher Schmuck, und zum Vergnügen erfundene Galanterien und Nipes oder Kleinigkeiten, sondern ein Joch Ochsen, ein gezäumtes Pferd, nebst Spieß und Schild, dem man jedoch zuweilen auch eine Zither beyfügte, wogegen sie ebenfalls etwas an Waffen dem Bräutigam überreichen mußte.

Die Absicht dieser kriegerischen Beschenkung hat uns Tacitus (*) umständlich entdeckt. Die Braut, spricht er, sollte sich dadurch zur Beständigkeit zur Ausübung der Tugend ermuntern, und sich erinnern, daß sie vom Kriege nicht ausgenommen, sondern schuldig sey, im Krieg und Frieden eine Gefährtin ihres Mannes zu bleiben; wovon man auch viele Beyspiele antrifft, daß die Weiber ihre Männer mitten in die Schlacht begleitet haben. War

(*) Annal. L. I. c. 57.

War doch die Gemahlin des Arminius, ihrer Schwangerschaft ungeachtet, ihrem Manne nicht von der Seite gewichen, als er wider ihren eigenen Vater die Waffen führte.

Diese Geschenke waren vermuthlich der Brautschatz, welchen der Mann seiner Frau zubringen mußte. Denn in Deutschland herrschte nicht die Gewohnheit der Römer, die wir auch noch heutiges Tages haben, daß von dem weiblichen Geschlechte ein Brautschatz verlangt wird, sondern der Mann mußte solchen der Frau zubringen. Zuletzt wurde er gar durch Gesetze bestimmt, und auf den zehnten oder vierten Theil seines Vermögens, oder auch auf eine gewisse Summe Geldes festgesetzt; wovon man in Hachenbergs Germ. med. Diss. V. §. 6, Beyspiele angeführt findet. Außerdem empfieng die Braut auch noch eine Morgengabe. Ob diese mit dem Methium, dessen Einige noch gedenken, (ein Braut- oder Hochzeitgeschenk, welches ein Bräutigam der Braut gab; ganz, wenn sie eine Jungfer war; halb, wenn er sie als Wittwe heurathete) einerley oder verschiedene Geschenke gewesen seyn, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; so viel ist gewiß, daß sowohl der Vater der Braut, als auch ihre Brüder, ihr besonders Geschenke gaben, welche Faderfium, Faderphium oder Phaderphium (*) genannt wurden. Ueber alles, was die Braut von ihrem Bräutigam oder Anverwandten erhielt, wurde in Gegenwart erbetener Zeugen eine Verschreibung, welche Fabula genannt wurde, beygelegt.

Am Tage der eigentlichen Verbindung erschien der Bräutigam bey den Aeltern der Braut; und diese hatten die Gewalt und das Recht, diese feyerliche Handlung zu verrichten, welches hernach an die Geistlichkeit übertragen wurde. In den ältern Zeiten waren beyden

(*) Von Vater und Erbe, oder vielmehr von Faber, anstatt Vater, und Fio, Güter, Vermögen.

den Theilen die Köpfe ganz kahl geschoren, welches der Bräutigam an der Braut, und diese wieder an jenem verrichten mußte: hernach aber behielt die Braut ihre Haare, welche ungebunden um ihre Schultern hiengen, und mit einem Kranze von Blumen und Kräutern geziert waren, worüber eine Schleppe hieng. Ihr Brauthabit war, nach des Abtes von Urlsperg Bericht, ein weißes Kleid, welches lang herunter bis an die Erde gieng. Die Copulationsceremonie selbst geschah mit Wechslung der Ringe und einem öffentlichen Kuß, wobey der Vater eine gewisse Verbindungsformel aussprach, in welcher er seine Tochter dem Manne empfahl, sie zu ehren und zu lieben, und sie in die Gemeinschaft seiner Güter einsezte, dabey ihr auch Gewalt über Schloß und Schlüssel ertheilte. Hiemit aber war noch nicht gleich die Hochzeit vollzogen, sondern die Braut wurde gewissen Personen anvertrauet, die sie so lange bewahren, und ihr Gesellschaft leisten mußten, bis die feyerliche Uibergebung an den Bräutigam geschehen konnte; denn nicht jeder Tag und Monat war dazu zu gebrauchen, sondern sie hielten einige für zu unglücklich, als daß sie an denselben eine der wichtigsten Handlungen ihres Lebens unternehmen sollten. War aber eine bequeme Zeit da, so geschah die Uebergabe und Heimführung mit großen Feyerlichkeiten.

Der Bräutigam mußte sich seine Braut von den Aeltern ausbitten. Diese ward von ihren Brautjungfern unter Absingung gewisser Brautlieder, so wie sie damals waren, nach dem Hause des Bräutigams geführet. Hinter ihr folgten die gebetenen Gäste, die alle mit Hochzeitgeschenken und Glückwünschen sich im Hochzeithause versammelten. Der Anfang wurde mit einem Willkommungstrunke gemacht, und alsdann genoß man das Hochzeitmahl. Nach geendigter Mahlzeit nahmen die Brautdiener den Bräutigam auf die Schultern, und trugen ihn herum, wie man denjenigen, den man zum

Fürsten oder Heerführer erwählt hatte, auf ein Schild zu sezen und herum zu trazen pflegte. Ohne Zweifel sollte diese Ceremonie anzeigen, daß der Mann das Haupt des Weibes und der Herr dieser gestifteten neuen Familie würde. Die übrige Zeit des Tages mußten den Gästen einige Gaukler mit ihren Grimassen und Einfällen die Zeit vertreiben. Vom Tanzen hielt man nichts. Auf fürstlichen Beylagern wurden Turniere gehalten. Endlich war es Zeit, die Braut zu Bette zu bringen, und solches geschah mit lauter feyerlichen Segenswünschen. Bey den nördlichen Nationen war der schändliche Gebrauch, daß der Gutsherr das Recht hatte, sich die Braut zuerst beyzulegen, welches das Jus cunnagii hieß. Dieses grausame Recht, die ärgste Schande jener rauhen Zeiten, hörte mit Einführung der mildern Grundsätze des Christenthumes zwar auf, allein der Eigennutz entdeckte hierin eine Quelle neuer Einkünfte, und es mußte dem Herrn dafür ein gewisser Abtrag an Vieh oder Geld entrichtet werden, welches man unter dem Namen Marcheta, Marchetum oder Merchetum mit gutem Gewissen einheben zu können glaubte. Noch bis diesen Taz lassen sich Spuren von diesem großen Moralfehler an einigen Orten entdecken.

So ist z. B. der sogenannte Frauenzins noch in der Altmark an den mehresten Orten gebräuchlich, und die dortigen Rechtskundigen sehen ihn als ein Ueberbleibsel des ehemals dem Grundherrn zuständig gewesenen Rechtes an der ersten Hochzeitnacht neuverehlichter Unterthanen an. Hr. Präsid. v. Benekendorf gedenkt im 4. B. seiner Oeconomia forensis, S. 169, einer andern eben so seltsamen Prästation in dem Amte Oemsfeld. Es soll nämlich der Gebrauch daselbst mit sich bringen, daß, wenn eine Braut durch ein Dorf in einem gewissen Pomp und Aufzuge geführt wird, der Gerichtsverwalter sowohl als der Wirthschaftsverwalter dafür eine gewisse Quantität Hafer unter dem Namen von Springhafer zu fordern berechtigt seyn sollen. Eben so soll auch in dem Mannsfeldischen, zu Naumburg, ein gewisser

Zins

Zins unter dem Namen von Kuttenzins gewöhnlich seyn. Doch mag, der Zweydeutigkeit des Ausdruckes ungeachtet, dieser Zins vielleicht von der Geistlichkeit seinen Ursprung genommen haben. Denn das Wort Kutte zeigt bekanntermassen den gewöhnlichen Habit der Ordensgeistlichen an, und ist nur im Niedersächsischen ein zweydeutiger Ausdruck.

Ehe ich zu den Erzählung der Heurath- und Hochzeitgebräuche der übrigen Völker schreite, muß ich noch der Probenächte der deutschen Bauermädchen, und der bey andern sowohl ältern als neuen Völkern vor der wirklichen Verheurathung gebräuchlichen Probezeit Erwähnung thun. Beynahe in ganz Deutschland, und vornämlich in der Gegend Schwabens, die man den Schwarzwald nennt, ist unter den Bauern der Gebrauch, daß die Mädchen ihren Freyern lange vor der Hochzeit schon diejenigen Freyheiten über sich einräumen, die sonst nur das Vorrecht der Ehemänner sind. Doch würde man sehr irren, wenn man sich von dieser Sitte die Vorstellung machte, als wenn solche Mädchen alle weibliche Sittsamkeit vernachlässigt hätten, und ihre Gunsterweisungen ohne alle Zurückhaltung an die Liebhaber verschwendeten. Nichts weniger! Die ländliche Schöne weiß mit ihren Reizen auf eine eben so kluge Art zu wirthschaften, und den sparsamen Genuß mit eben so vieler Sprödigkeit zu würzen, als immer das Fräulein an der Toilette.

Sobald sich ein Bauermädchen seiner Mannbarkeit zu nähern anfängt, findet es sich, nachdem es mehr oder weniger Vollkommenheiten besitzt, die hier ungefähr in einem ähnlichen Verhältnisse, wie bey Frauenzimmern von Stande geschätzt werden, von einer Anzahl Liebhaber umgeben, die so lange mit gleicher Geschäfftigkeit um seine Neigung buhlen, als sie nicht merken, daß einer unter ihnen der Glücklichere ist. Alsdann verschwinden alle übrige plötzlich, und der Liebling hat die Erlaubniß, seine Schöne des Nachts zu besuchen. Er würde aber den romantischen Wohl-

stand schlecht beobachten, wenn er den Weg geradezu durch die Hausthüre nehmen wollte. Die Dorfetiquette verlangt schlechterdings, daß er seine nächtlichen Besuche durch das Dachfenster bewerkstellige. Wie unsere ritterbürtige Ahnen erst dann ihre Romane glücklich gespielt zu haben glaubten, wenn sie bey ihren verliebten Zusammenkünften unersteigliche Felsen hinan zu klettern und ungeheure Mauern herab zu springen gehabt, oder sich sonst den Weg mit tausend Wunden hatten erkämpfen müssen: eben so ist der Bauerkerl nur dann mit dem Fortgange seines Liebesverständnisses zufrieden, wenn er bey jedem seiner nächtlichen Besuche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, den Hals zu brechen, oder wenn seine Göttin, unterdessen daß er zwischen Himmel und Erde in größter Lebensgefahr da hängt, ihm aus ihrem Dachfenster die bittersten Neckereyen zuruft. Noch in seinen grauen Haaren erzählt er mit aller Begeisterung diese Abentheuer seinen erstaunten Enkeln, die kaum ihre Mannheit erwarten können, um auf eine eben so heldenmüthige Art zu lieben.

Diese mühsame Unternehmung verschaffet Anfangs dem Liebhaber keine andere Vortheile, als daß er etliche Stunden mit seinem Mädchen plaudern darf, welches sich um diese Zeit ganz angekleidet im Bette befindet, und gegen alle Verrätherеyen des Amors wohl verwahrt hält. Sobald sie eingeschlafen ist, muß er sich plötzlich entfernen; und erst nach und nach werden ihre Unterhaltungen lebhafter. Ja in der Folge giebt die Dirne ihrem Buhler unter allerley ländlichen Scherzen und Neckereyen Gelegenheit, sich von ihren verborgenen Schönheiten eine anschauliche Erkenntniß zu erwerben, läßt sich überhaupt von ihm in einer leichtern Kleidung überraschen, und gestattet ihm zuletzt alles, womit ein Frauenzimmer die Sinnlichkeit einer Mannsperson befriedigen kann. Doch auch hier wird

immer

immer noch ein gewisses Stufenmaß beobachtet, wovon aber das Detail anzugeben, die Zärtlichkeit des Wohlstandes verbietet. Man kann indessen vieles aus der Benennung Probenächte errathen, welche die letztern Zusammenkünfte haben, da die erstern eigentlich Kommnächte heißen.

Sehr oft verweigern die Mädchen ihrem Liebhaber die Gewährung seiner letzten Wünsche so lange, bis er Gewalt gebraucht. Das geschieht allzeit, wenn sie noch wegen seiner Leibesstärke einige Zweifel hägen. Es kömmt daher ein solcher Kampf dem Kerl oft sehr theuer zu stehen, weil es nicht wenig Mühe kostet, ein Bauermädchen zu bezwingen, welches jene wollüstige Reizbarkeit nicht besizt, die Frauenzimmer von Stande so plözlich entwaffnet. Diesen Umstand etwas begreiflicher zu machen, berufe ich mich auf Straussens Reisebeschreibung, Amst. 1678, worin von den Europäern mit den schönen Circassirinnen verschiedne Versuche angestellt worden sind.

Die Probenächte werden täglich gehalten, die Kommnächte aber nur an den Sonn- und Feyertagen und ihren Vorabenden. Die erstern dauern so lange, bis sich beyde Theile von ihrer wechselseitigen physischen Tauglichkeit zur Ehe genug überzeugt haben, oder bis das Mädchen schwanger wird. Hernach thut der Bauer erst die förmliche Anwerbung um sie, und das Verlöbniß und die Hochzeit folgen schnell darauf. Unter den Bauern, deren Sitten noch in großer Einfalt sind, geschieht es nicht leicht, daß einer, der sein Mädchen auf diese Art geschwängert hat, sie wieder verließe. Er würde sich unfehlbar den Haß und die Verachtung des ganzen Dorfes zuziehen. Aber das ereignet sich sehr häufig, daß beyde einander nach der ersten oder zweyten Probenacht wieder aufgeben. Das Mädchen hat dabey nicht zu befürchten, in einen übeln Ruf zu kommen; denn es zeigt sich bald ein anderer,

der gern den Roman mit ihr von vorn anhebt. Nur alsdann ist ihr Name zweydeutigen Anmerkungen ausgesetzt, wenn sie mehrmals die Probezeit vergebens gehalten hat. Das Dorfpublicum hält sich in diesem Falle schlechterdings für berechtigt, verborgene Unvollkommenheiten bey ihr zu argwohnen. Die Landleute finden ihre Gewohnheit so unschuldig, daß es nicht selten geschieht, wenn der Geistliche im Orte einem Bauer nach dem Befinden seiner Töchter frazt, dieser ihm, zum Beweise, daß sie gut heran wachsen, mit aller Offenherzigkeit und mit einem väterlichen Wohlgefallen erzählt, wie sie schon anfiengen, ihre Kommnächte zu halten. Keysler giebt in seinen Reisen uns eine sehr drollige Erzählung von einem Prozesse, den die Bregenzer Bauer ehemals zur Vertheidigung einer solchen Gewohnheit geführt haben, die sie fügen nennen, und die ich im XV. Th. S. 438, f. angeführt habe.

Die Casuisten, welche sich eben nicht immer von den erlaubten und unerlaubten Begattungsarten die richtigsten Begriffe machen, und manchmal dasjenige für Sünde halten, was keine ist, und dasjenige nicht dafür halten, was doch eine ist, ereiferten sich von je her sehr über diesen ländlichen Gebrauch. Er mußte ihnen daher sehr oft zum Stoffe dienen, ihre Beredsamkeit auf eine sehr vortheilhafte und pathetische Weise zu zeigen. Die katholischen Landpriester, die mit den Angelegenheiten und mit dem Character ihrer Seelenbefohlnen zuweilen etwas näher, als die Protestanten mit den ihrigen, bekannt sind, und mithin die Untadelhaftigkeit dieser Sitte besser einsehen, äußern darüber mehr Duldsamkeit, als Letztere, die nie unterlassen, ihre Bauern deswegen mit den heftigsten Strafpredigten zu verfolgen; und weil doch diese Züchtigungen nicht allzeit von Wirkung sind, so versäumen sie keine Gelegenheit, zu Vertilgung dieses heidnischen

Gräuels

Gräuels den weit kräftigern weltlichen Arm zu Hülfe zu rufen. Die Klagen eines gewissen geistlichen Aufsehers im Herzogthume Würtemberg vom 16ten Jahrhundert erzählt Hr. Prof. Fischer im 2. Bande seines Versuches über die Geschichte der deutschen Erbfolge. (*) Der Kanzler von Ludewig (**) verwarf ebenfalls diesen Gebrauch mit Geringschätzung, und that auf den Cardinal Heinr. v. Segusio, welcher denselben schon im 13ten Jahrhunderte bey den Sachsen beobachtete, einen sehr hastigen Ausfall. Wenn es der Wohlstand nicht untersagte, gewisse Forschungen allzu weit zu verfolgen, und ihr endliches Resultat enthüllt darzustellen, so könnte man ihn leicht überführen, daß diese Sitte nicht nur in der Physiologie des Menschen gegründet, sondern auch eine für die Bevölkerung sehr heilsame Anstalt sey. Man darf nur einen flüchtigen Blick auf dasjenige werfen, was in großen Städten alle Tage zu geschehen pflegt. Wie viele Ehen findet man da nicht, wo die Männer im besten Alter erschöpfte Greise sind; wo blühende Damen durch die allzu frühzeitigen, und nicht selten unnatürlichen Wollüste ihrer Gemahle zu einer beständigen ehelichen Nüchternheit verdammt sind! Wie sehr müssen diese ihre weibliche Sittsamkeit nicht verläugnen, wenn sie sich entschließen, vor einem Collegium über eine solche Angelegenheit Klage zu führen, und darüber die unverschämten Einwürfe eines widrigen Advocaten anzuhören, denn man oft zur Replik die Antwort wiederholen möchte, welche schon lange die Gemahlin des Germanicus dem Tiberius gegeben hat! Weil es also, für die Bauermädchen eine Apologie zu machen, und die moralische Unschädlichkeit ihrer Galanterie zu zeigen, nicht taugt: so will ich wenigstens beweisen,

(*) Im 2. Th. des Urkundenbuches, S. 332, f.
(**) In No. 34 und 35 der hallischen Anzeigen, v. J. 1735.

daß sie allen Ständen unserer Nation gemein gewesen, und eine Ursitte der Menschheit ist.

Es hat es schon lange Grupen (*) beobachtet, daß sich in ältern Zeiten alle deutsche Bräute vor der Hochzeit hätten beschlafen lassen. Wir treffen noch in der spätern Zeit unter dem hohen Adel Beyspiele an. Herr Prof. Köhler (**) liefert uns eine Urkunde, nach welcher Graf Johann IV. von Habsburg, 1378, da er schon ein halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der Herzland von Rappoltstein gehalten hatte, zuletzt von ihr den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte. Gleich in dem nächsten Jahrhunderte kömmt im habsburgischen Hause ein anderes Beyspiel vor. Nachdem Kaiser Friedrich III. sich die Prinzessin Leonore von Portugal durch seine Gesandten verlobt hatte, und dieses Verlöbniß durch den Papst bestätiget war, zauderte er doch mit der Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italiänische Kinder zeugen wollte. Die Prinzessin, der dieser Verzug etwas lange Weile verursachen mochte, wandte sich deswegen an ihren Oheim, den König Alphonsius von Neapel. Allein da dieser nicht viel mehr bey dem Kaiser auszurichten vermochte, so brach er zuletzt in diese Worte aus: „Du wirst also meine Nichte nach Deutsch„land führen; und wenn sie dir dort nach dem ersten Bey„schlafe nicht gefällt, mir wieder zurück senden, oder sie viel„leicht gar vernachlässigen, und dich mit einer andern ver„mählen. Beschlafe sie vielmehr hier, damit du, wenn sie „gefällt, die angenehme Waare mit dir nehmen, oder wo nicht, „uns die Bürde zurück lassen kannst.“ Der phlegmatische Friedrich fand auf einmal diese Vorstellung so nachdrücklich, daß er im Augenblick jene bekannte Ceremonie veranstaltete, die den portugiesischen Damen ein so großes Aergerniß verursacht hat. Mit der Tochter dieses Kaisers, Kunigunda, hielt Herzog Albrecht IV. von Bayern das Beylager zu Inspruck, und feyerte erst nach der Heimführung zu München die Hochzeit mit ihr. Herzog Ludwig I. von Bayern hielt mit der Gräfin Ludmille von Bogen, einer gebornen böhmischen Prinzessin, eine Probenacht, und vollzog die Ehe in Jahresfrist.

In den ältesten Zeiten fieng die Probenacht mit dem Raube des Frauenzimmers an, und erst ein Jahr hernach geschah die

(*) De uxore theotisca, Goett. 1748. Cap. 2, S. 39.
(**) In Schotts juriſt. Wochenblatt, Lpz. 1773. Jahrg. 2, S. 683. fgg.

die Vermählung. Auf diese Weise heurathete z. B. König Suigger von Norwegen die Tochter des Königes Grims von Dänemark. Teudebert, König in Austrasien, ließ die Witwe Teuderia schon im J. 533 bey sich schlafen, ungeachtet er sich erst ein Jahr nachher förmlich mit ihr vermählte. Hieraus bestätiget sich die Anmerkung des P. le Cointe, (*) daß diejenigen Weiber, welche die fränkischen Könige neben ihren rechtmäßigen Gemahlinnen hatten, keine Concubinen oder Kebsweiber gewesen seyn, ob gleich die gleichzeitigen Annalisten, aus Mangel einer genauen Kenntniß der deutschen Gebräuche, und durch ihre allzu große Anhänglichkeit an römische und morgenländische Sitten, oft verleitet wurden, ihnen diese Benamen zu geben. Es waren allzeit solche Gattinnen, die noch in der Probezeit standen, und erst in der Folge durch die Gebärung eines Kindes zur Würde einer rechtmäßigen Gemahlin gelangten. Wenn die Hebung des ehelichen Brautschatzes und die Haltung eines Hochzeitmahles dazu kam, (**) so war die Ehe in der besten Form gemacht; wenn diese beyde Stücke aber mangelten, so war es entweder eine auf die Morgengabe geschlossene Ehe, oder nur die eheliche Probezeit. Bey der erstern, die eine Heurath nach salischem Gebrauche in den alten Urkunden heißt, waren die Kinder keiner ordentlichen Erbfolge fähig, wohl aber im letztern Falle, weil hier noch die abgängigen Ceremonien des ächten germanischen Ehebündnisses nachgeholt werden konnten. Dahingegen jene, wo man ebenfalls den Ehekaufschilling erlegte, und vor der Heimführung die Probenacht hielt, als schon in ihrer Art vollständig, keine weitere Feyerlichkeit zuließ. Noch heut zu Tagen fängt an vielen Orten die eheliche Gemeinschaft der Güter nicht eher an, als bis die Eheleute ein Kind mit einander gezeugt haben. In der Schweiz verspricht sich der Bauer einen recht glücklichen Erfolg seines Ehestandes, wenn

seine

(*) *Charl. le Cointe* Ann. Franc. Eccles. ad a. 773. n. 2. ad a. 803, no. 49 & ad a. 814. Nach den arabischen Monumenten war die Hagar eine solche Gemahlin des Abrahams, und ihr Sohn Ismael empfieng daher als Erstgeborner das gegen Kanaan weit vorzüglichere Arabien. *d'Herbelot* Bibl. orient. S. 420.

(**) Capit. L. VI. c. 730. Nullum sine dote fiat conjugium, nec sine publicis nuptiis quisquam nubere præsumat. L. VII. c. 305 — nisi forte illa mulier & ingenua facta, & dotata legitime, & publicis nuptiis honestata videatur.

seine Frau noch im ledigen Stande schwanger geworden ist. Daraus erklärt es sich, warum unter den beyden ersten Stämmen der fränkischen Reaenten die Bastarde (wenn anders Prinzen, welche ihre Mütter in der Probezeit zur Welt gebracht haben, mit diesem Namen gebrandmarkt werden dürfen) ohne Unterschied mit den ehelichen zugleich succedirten. Eben dieses Erbrecht hatten die natürlichen Söhne in Dänemark, wie in den meisten nördlichen und südlichen Reichen.

Unsere barbarische Gesetzbücher zeigen noch hin und wieder Ueberbleibsel von der Probezeit. Nach dem LII. Gesetz der Alemannen mußte einer, der seine Braut aufgegeben hatte, schwören, daß er sie weder aus Argwohn irgend eines Gebrechens auf die Probe gestellt, noch auch wirklich etwas dergleichen bey ihr entdeckt habe. In den sächsischen und alemannischen Landrechten und in dem alten goslarischen Staatsrechte wird eine in der Probenacht vorgegangene Gewaltsamkeit der Nothzucht gleich geachtet.

Es erhellet hieraus der wahre Grund, warum nach dem allgemeinen germanischen Rechte die rechtlichen Wirkungen der Ehe vor dem ehelichen Beyschlaf ihren Anfang nehmen. Denn durch diesen wird die physische Ehestandsfähigkeit der beyden Personen außer Zweifel gesetzt. Eigentlich ist er aber doch von jener darin unterschieden, daß bey ihm die wirkliche Zeugung anfängt, da sich dieselbe bloß mit der vorläufigen Untersuchung der Zeugungsfähigkeit beschäftiget. Eben daher bezieht sich das Geschenk, welches man die Morgengabe nennt, in gewisser Absicht auf beyderley Ceremonien, weil es zum Beweise dient, daß die Ehe im fleischlichen Verstande vollkommen in Richtigkeit gebracht ist.

Unter den karlingischen Capitularen hebt das LXXX. des 7. Buches den alten Gebrauch der Probezeit ganz auf, und will, daß beyde Theile keusch und unbefleckt zu einander in die Ehe treten sollten. Der longobardische König Rothar befahl, die Bräute, die mit andern einen zweydeutigen Umgang gehabt hätten, als Ehebrecherinnen zu bestrafen. Daher durfte ein Bräutigam seine Braut nicht mehr aufgeben, weil sie die Vermuthung einer unverletzten Keuschheit nicht mehr für sich haben konnte. Es gab aber doch zuweilen niederträchtige Männer, welche ihre Geliebten verließen. König Froto III. in Dänemark gab daher ein Gesetz, welches alle Mannspersonen nöthigte, die einmal beschlafenen Dirnen zur Ehe zu behalten. Nach dem lübischen Rechte wird derjenige, der sich einer Probenacht mit Unwahrheit rüh-

rähmet, entweder um 80 Mark Silber, oder mit einem halbjährigen Gefängnisse und ewigen Landesverweisung gestraft.

Die Gebräuche unter den Negern zu Congo stimmen mit den unsrigen, so wie im Ganzen, besonders in diesem Stücke überein. Auch sie erforschen vorher die wechselseitige Fähigkeit zur Begattung sorgfältig, ehe sie sich in ein förmliches Ehebündniß einlassen. Bey den Otahiten begatten sich beyde Geschlechter so lange unter einander, bis ein Mädchen schwanger wird; alsdann muß der Vater des Kindes die geschwächte Dirne heurathen. Daß der Beyschlaf vor der Heurath noch bey mehrern Völkern erlaubt sey, wird aus der weiter unten folgenden Erzählung erhellen.

Selbst bey Völkern, die sich zu einem hohen Grade von Cultur empor geschwungen haben, findet man die eheliche Probezeit, oder es zeigen sich wenigstens Spuren von ihrer ehemaligen Beobachtung. Schon zu Mosis Zeiten erfolgte bey den Hebräern unmittelbar auf das Verlöbniß der Beyschlaf, und doch erhielt die Braut dadurch die Rechte einer Ehegattin noch nicht, ob sie gleich, wenn sie sich hernach mit einem andern vergieng, als eine Ehebrecherin gestraft ward. Die außerordentliche Genauigkeit, mit welcher bey diesem Volke die Zeichen der Jungfrauschaft gefordert worden, streitet nicht gegen unsere Gewohnheit. Denn kann man wohl von der beyderseitigen Ehstandstauglichkeit besser überzeugt seyn, als wenn jene Zeichen zum Vorschein kommen? Ihre Philosophen, die praktischen Essäer, hiengen den alten Gebräuchen am strengsten an, und nahmen daher ihre Weiber vorher drey Jahre auf die Probe, ehe sie sich förmlich mit ihnen verheuratheten, und enthielten sich ihrer Umarmung wieder, wenn sie zur Zeugung untüchtig geworden waren. Die Griechen und Römer, die sich besonders angelegen seyn ließen, das Andenken ihrer Urssitten durch eigene symbolische Gebräuche zu erhalten, haben ebenfalls davon Ueberbleibsel aufbewahrt. Das feyerliche Hochzeitmahl und die förmliche Heimführung dienten bey ihnen zum Beweise einer vollzogenen Ehe. Noch ehe bey den Griechen diese beyde Ceremonien vor sich giengen, durfte der Bräutigam seine Braut in ihres Vaters Wohnung beschlafen. Lykurg, der bey seiner Gesetzgebung immer am wenigsten von den ächten Sitten der Menschheit abwich, befahl den Spartanern, daß sie ihren neuvermählten Weibern so lange verstohlner Weise beywohnen sollten, bis sie schwanger würden. Im ältern Rom mußte die Braut nach dem geschehenen Beylager erlaubte

Zeit

Zeit in einem besondern Gartenhause zubringen, ehe ihre Ehe durch die Heimführung, durch das Ehekaufsgepränge und durch die Confarreation (*) die gewisse Bestätigung erhielt.

Bey den meisten Völkern finden sich also Kennzeichen der Probenacht. Und wenn sie mit gewissen ähnlichen Gebräuchen anderer Nationen verglichen werden, so kömmt man zur Erkenntniß einer allgemeinen Urfitte der Menschheit. Auch die Wahrnehmung, daß viele Gebräuche unter den Menschen, die man für verschieden hält, oder die wenigstens moralische Unschicklichkeiten an sich zu haben scheinen, aus einer und eben derselben Quelle herrühren, wird dadurch in ein Licht gesetzt. Sie sind meist in der physischen Beschaffenheit unsers Körpers gegründet, und bestehen daher mit der natürlichen Unschuld unserer Gattung sehr gut. Fast alle rohe Völker auf dem Erdboden sind bey ihrer Heurath auf die Zeit der bewahrten Jungfrauschaft aufmerksam, und verlangen dieselbe bey ihren Bräuten ohne Nachsicht. Andere Nationen scheinen über diesen Punct etwas gleichgültiger zu seyn, und verschiedene Völkerschaften in Asien erlauben ihren unverheuratheten Töchtern sich der öffentlichen Wollust in dem Tempel Preis zu geben. Unter den afrikanischen Stämmen werden vorzüglich diejenigen Mädchen zu Gattinnen ausgesucht, die ihre Reitzungen viele Jahre auf Wucher gesetzt, und schon im ledigen Stande Kinder geboren haben. An andern Orten wird die Schöne dem Fremden bey seiner Ankunft zum Beyschlafe angeboten; und wenn er von dieser vortheilhaften Anerbietung Gebrauch macht, strebt hernach jeder Biedermann nach der Ehre, ihr Gemahl zu werden.

In

(*) Confarreatio hieß eine Ceremonie der alten Römer, welche darin bestand, daß ein neuverlobtes Paar, welches seine künftige Kinder zum Priesterthum widmete, in Gegenwart eines Pontifex und 10 Zeugen von einem Weitzenbrode mit einander essen mußte.

In Ansehung der Brautnacht selbst giebt es bey den südlichen und nördlichen Völkern ganz verschiedene Gewohnheiten. Bey jenen wird sie den fremden oder geringern Personen, und nicht selten neben der Bezahlung hinterlassen, und für ein entehrendes Werk gehalten; da hingegen sie bey diesen nur ein Vorrecht des Regenten, des Adels, oder, besonders in Indien, der Priesterschaft ist. Eben deswegen verehrt man in Aegypten und andern asiatischen Ländern die plötzlichen geilen Ueberraschungen, welche von den Mönchen auf der Straße geschehen, als andächtige Handlungen. Man findet die Brautnacht noch in andere Gebräuche gehüllt, die uns zweifelhaft lassen, welchen moralischen Begriff man damit verband. Von der Art ist z. B. jener, wo die Braut vorher von allen Hochzeitgästen oder Verwandten, und zuletzt vom Bräutigam beschlafen wird.

Dem Anscheine nach sollte alles dieses die Richtigkeit der Beobachtung von der Allgemeinheit der ehelichen Tüchtigkeitsprobe bey den neuen Gatten bezweifeln. Der erste Einwurf von der Sitte, die Kennzeichen der bewahrten Keuschheit bey der Verheurathung zu fordern, ist auch wirklich sehr wichtig, indem nicht geläugnet werden kann, daß dieses bey allen rohen und Urvölkern gebräuchlich gewesen, und zu vermuthen ist, daß bey einer Probezeit die Jungfrauschaft verloren gehen muß, folglich bey der erst lange darauf folgenden Vermählung nicht mehr bewiesen werden kann. Nichts desto weniger wird man bey näherer Untersuchung dieser Sitte finden, daß sie in den ältesten Zeiten neben der Probezeit in Uebung gewesen ist, und in der Folge mit jener einerley Endzweck gehabt hat. Weil die Absicht der Ehestandsprobe nur dahin gieng, die wechselseitige Zeugungstauglichkeit zu erforschen, so war sie schon erreicht, wenn der Bräutigam

die

die Beweise der jungfräulichen Keuschheit erhalten hatte. Es konnte der Fall, daß die Ehe nicht zu Stande käme, und mithin das Frauenzimmer mit einem andern neue Proben machen mußte, deswegen nicht entstehen, weil derjenige, der ihr einmal die Jungfrauschaft geraubt hatte, sie nothwendig zur Ehe behalten mußte. Es ist auch zu glauben, daß verschiedene Völker bey mehrerer Volzirung die Probenacht wegen ihres leichten Mißbrauches abgeschaffet, und allein die Auffindung der jungfräulichen Kennzeichen beybehalten haben, als wodurch eben derselbe Endzweck erreicht wurde. Denn wo unstreitige Beweise der geraubten Jungfrauschaft vorhanden sind, da müssen gewiß die wechselseitigen Zeugungsfähigkeiten außer Zweifel seyn. Eben so wenig als diese Sitte der Probenacht widerspricht, so wenig geschieht es von den andern. Viele Philosophen haben bemerkt, daß bey den meisten der bereits erwähnten, und noch weiter unten zu erzählenden Gewohnheiten die Versicherung der weiblichen Fruchtbarkeit die Hauptabsicht gewesen sey. Sie kommen daher auch so weit mit der Probezeit überein, als sie die Früchte des Ehestandes befördern helfen, und sind nur darin unterschieden, daß sie etwas einseitig sind, und bey einer zufälligen Untauglichkeit der Mannsperson jenen Hauptzweck der Begattung dennoch verfehlen. Die Sitte, daß der Genuß der Brautnacht fremden Personen überlassen wird, scheint von einer gewissen Schlaffheit der männlichen Körper herzurühren; und da wäre ungefähr wieder eben derselbe Endzweck, wie bey der Probenacht, vorhanden. Denn was diesen Männern selbst an zureichender Leibesstärke und Mannheit abgeht, das wissen sie durch andere tauglichere Subjecte zu ersetzen, (*) und ihre Ehe, welche ohne dieses Hülfsmit-

(*) Linschotten erzählt, in seiner orientalischen Schiffahrt, Th. 1. S. 33, von den Einwohnern in Goa: daß, wenn ihre Toch-

Mittel, ganz unfruchtbar bleiben würde, ihrem Zwecke näher zu bringen. Man darf desto weniger zweifeln, daß sich der Fall in heißen Ländern häufig zuträgt, als man selbst in verschiedenen großen Städten Europens eben dergleichen sichere Erfahrungen gemacht hat. Zu was für verzweifelten Mitteln zuweilen die Amerikanerinnen bey der Kaltblütigkeit der Männer die Zuflucht nehmen, beschreibt Hr. Canon. Pauw, in seinen Recherches philos. sur les Americains Th. I, S. 63.

Jene Gewohnheiten, wo sich die Mädchen in öffentlichen Tempeln der Gemeinen Wollust überliefern, oder wo die Hochzeitgäste die ersten Früchte ihrer Annehmlichkeiten pflücken, oder wo nur diejenigen unter ihnen sich die größte Hoffnung zum Heurathen machen dürfen, die schon im ledigen Stande viele Kinder geboren, oder sonst ihre Keuschheit am meisten verwahrloset hatten, scheinen bloß auf der Seite des weiblichen Geschlechtes alle Zeugungshindernisse hinweg zu räumen; da hingegen die Gebräuche, wo die Bräute mit der größten Gefahr und mit vieler Mühe geraubt werden, und andere Ceremonien vorgehen, die eine solche Gewaltthätigkeit anzeigen, oder wo der neue Ehemann die ersten Nächte mit seiner Gattin sehr heimlich und mit vieler Ungemächlichkeit zubringen muß, zu der Gat-

Tochter eine Braut ist, dieselbe mit großem Triumph, allerley Instrumenten und Saitenspiel, dem Bräutigam zu sonderbaren Ehren und vermeinten Ruhm, vor ihrem Pagode oder Abgott, an dessen Bildniß ein männliches Glied von Elfenbein gemacht ist, geführet werde. Dieser scheußliche Priap muß der Braut ihre Jungfrauschaft mit schmerzlicher Gewalt nehmen, indem ihre nächsten Freunde sie so ungestüm darauf stoßen und andrücken, daß sie jämmerlich schreyet und heult, aber vor dem Getöne der dabey erschallenden Instrumente nicht gehört wird. Man läßt sie nicht eher wieder los, bis das Blut zu einem Wahrzeichen an dem unfläthigen Gott hangen bleibt. Darauf wird die Braut dem Bräutigam überliefert, welcher sich sehr freuet, und es für ein große Wohlthat achtet, daß ihm der Pagode so viel Ehre angethan, und ihn einer so grossen Mühe und Arbeit überhoben habe.

Gattung, welche die Erfahrung und Probe der männlichen Leibesstärke zum Grunde ihrer Einführung hat, gehören. Alle diese hochzeitliche Ceremonien haben also mit der Probenacht Verwandtschaft, und man erkennt daraus, wie allgemein ehemals auf die Bevölkerung gearbeitet worden ist.

Frid. Eph. Jo. Fischer über die Probenächte der deutschen Bauermädchen. Berl. und L. 1780, 8. 8 B.

Die Heurathen der Isländer geschehen gemeiniglich ohne viele Weitläuftigkeiten, und der Eigennutz hat, wie an allen andern Orten, oft mehr Theil daran, als die Neigung. Eben so wenig ist es hier etwas seltenes eine gezwungene Heurath zu sehen, welche die Aeltern allein abgeredet haben, ohne das neue Paar vorher darum zu fragen; sie werden aber doch alle auf einerley Weise vollzogen. Es ist gebräuchlich, daß der Prediger des Kirchspieles, in welchem der Bräutigam wohnt, der Braut Aeltern, oder denen, die an ihrer Stelle sind, den ersten Antrag thut. Wenn man einig ist, werden Braut und Bräutigam von ihren nächsten Anverwandten in die Kirche zur Trauung geführt. Dieses geschieht gemeiniglich Sonntags vor dem Altare, nachdem der Gottesdienst angefangen ist, und ehe der Prediger auf die Kanzel geht. Nach geendigtem Gottesdienste geht das neue Paar mit den Gästen in ein Haus, wo man ißt und trinkt, und sich lustig machet, nachdem ihr Stand und Vermögen beschaffen sind. Bisweilen giebt man jedem Gaste, wenn sie aus der Kirche gekommen sind, ein Glas Branntwein; aber Musik und Tanz haben sie niemals. Nach der Mittagsmahlzeit, die allemal sehr sparsam eingerichtet ist, begiebt sich Jedermann nach Hause.

Diese Umstände, die aus dem Horrebow genommen sind, beweisen gegen Anderson, daß die Isländer dem Trunke nicht so ergeben sind, daß sie sich so gar dessen in der Kirche nicht enthalten könnten, wo dieser Schriftsteller selbst bey der Trau-

Trauung der Priester, die Begleitung und die neuen Eheleute so lange trinken läßt, als sie nur das Glas halten und auf den Beinen stehen können.

Wenn in Lappland ein junger Mensch sich eine Braut ausersehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Aeltern des Mädchens, und nimmt einen guten Vorrath Branntwein mit sich. Die beyden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre, und beschäftiget sich mit Holzspalten, oder mit einer andern, seinem künftigen Schwiegervater nützlichen Verrichtung. Ohne gebeten zu werden, ist ihm nicht erlaubt, hinein zu gehen; es wäre dieses eine Unhöflichkeit, die seine Heurath rückgängig machen würde. Aller Branntwein wird in seiner Abwesenheit getrunken, und bey jedem Glase macht der Vater des jungen Menschen dem Vater des Mädchens ein Compliment und neiget sich. Die Worte aber, deren er sich bedient, um zu erhalten, was er verlangt, sind: Großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater. Wenn die Antwort günstig ausfällt, ruft man den jungen Menschen, welcher bey der ersten Unterredung seine Braut küsset, und seine Nase an die ihrige reibet; denn das ist der äußerste Grade der Höflichkeit in Lappland. Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch, und bietet sie seiner künftigen Gattin an. Sie schlägt es ab, giebt ihm aber zu gleicher Zeit ein Zeichen, daß er mit ihr hinaus gehen soll. Da sehen sie sich alsdann von der Hütte allein, und dieses ist der Augenblick der Entscheidung. Der Liebhaber bietet ihr das Mitgebrachte nochmals an, und die Geliebte macht keine Schwierigkeit mehr, es anzunehmen. Er bittet sie hierauf, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bey ihr schlafen dürfe. Mißfällt ihr der Vorschlag, so wirft sie die Geschenke auf die Erde, und die Heurath geht zurück. Im gegenseitigen Falle aber behält sie solche, und die Sache ist

ausgemacht. Es ist alsdann bloß die Frage, welcher Tag zur Hochzeit ausgesetzet werden soll, und dieses macht die größte Schwierigkeit. Dem Schwiegervater ist daran gelegen, die Vollziehung zu verzögern. Denn jedesmal, da der junge Mensch kömmt, seine Braut zu besuchen, bringt er Branntwein und Tobak mit, welches das größte Geschenk ist, das man einem Lappen machen kann. Einige schieben die Verheurathung ihrer Töchter von einem Jahre zum andern auf, bloß, um diese kleine Freygebigkeit von längerer Dauer zu machen. Die Besuche geschehen, nach Beschaffenheit der weiten Entfernung beyder Theile, häufiger oder sparsamer. Die Reise wird zu Schlitten angestellet, und der ungeduldige Liebhaber drückt dabey sein Verlangen, bald anzulangen, in einer gewissen Art von Liedern aus, wozu aber die Lappen weder Ton, noch Tact, noch Melodie haben. Ein jeder singt sie, wie er will; und man nennt sie Hochzeitlieder.

Wenn der Tag der Hochzeit angesetzt ist, versammeln sich die Anverwandten bey der Braut Vater; der Bräutigam aber macht der ganzen Familie Geschenke, nach Verhältniß seines Vermögens, und des Standes und Alters der Anwesenden. Hierauf geht man in die Kirche; die Mannspersonen zuerst, und der Bräutigam vor ihnen her. Alsdann kommen die Weiber, mit der Braut vor ihnen her. Zwo ihrer Verwandten, mit der Mütze in der Hand, halten sie unter den Armen. Die traurige Miene, die sie annimmt, scheint anzuzeigen, daß sie das väterliche Haus mit Widerwillen und gezwungen verläßt. Wenn sie gefragt wird, ob sie ihren Bräutigam heurathen will, giebt sie keine Antwort. Die Verwandten dringen in sie, sie solle sich erklären und ihre Einwilligung geben; sie bleibt aber bey ihrem Stillschweigen. Endlich, nach vielem Bitten, spricht sie das Ja so sacht und mit so leiser Stimme, daß es der Priester kaum verstehen kann. Dieses

Zu-

Zurückhalten wird hier als eine große Schamhaftigkeit und Keuschheit angesehen, worüber man ihr viele Lobeserhebungen machet.

Wenn sie aus der Kirche zurück gekommen sind, setzen sie sich zu Tische, und das Gastmahl geht auf Kosten der Gäste. Ein jeder bringt sein Fleisch mit. Ist aber die Hütte zu klein, so steigen die jüngsten auf das Dach, und lassen einen Strick herab, an welchen das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft, welcher den Haushofmeister vorstellt, hat diese Austheilung zu besorgen. Das Fest endigt sich mit Branntweintrinken, wovon jeder allemal einen guten Vorrath bey sich hat.

Nach vollbrachter Hochzeit, bleibt der junge Ehemann, mit seiner Frau, bey dem Schwiegervater, und er muß ihm ein ganzes Jahr dienen; hernach steht ihm frey, sein Hauswesen einzurichten, wo er will, auch die ihm zugehörigen Rennthiere und andere Sachen mitzunehmen. Es giebt Väter, die ihren Töchtern an 200 dieser Thiere mitgeben. Alle Verwandte, die von dem jungen Menschen Geschenke bekommen haben, geben ihm 4 bis 5mal so viel wieder. Die Rennthiere sind bey den Lappländern der größte Reichthum.

Was ich jetzt von den Heurathen der Lappen gesagt habe, gilt nur von denen, die unter schwedischer Hoheit stehen; die moskovitischen machen nicht so viel Umstände. Man versammelt sich bey dem Vater des Bräutigams, und da schlägt man mit einem Stahl etliche Funken Feuer, welche ein Sinnbild und Siegel der ehelichen Verbindung vorstellen sollen. Der Feuerstein, sagen sie, enthält eine Quelle von Feuer, welches man nicht eher gewahr wird, als bis es durch das Eisen erweckt wird: eben so findet sich in beyden Geschlechtern eine Lebensquelle, die sich nicht eher zeigt, als wenn sie mit einander verbunden sind. Die Heurathen im verbotenen Grade finden unter diesem Volke

niemals Statt. Die Ehescheidung ist selten unter ihnen, und der Ehebruch noch seltener. Es ist also falsch, was einige Reisende vorgeben, als wenn die Männer sich gefallen ließen, ja, es verlangten, und als eine Ehre ansähen, daß die Fremden bey ihren Weibern schliefen. Sie sind vielmehr in diesem Puncte sehr zurückhaltend, und werden leicht eifersüchtig. Die Weiber zeugen nicht viel Kinder; denn selten sieht man mehr als drey in einer Familie. Man schreibt ihre wenige Fruchtbarkeit dem Gebrauche des Branntweines und der starken Getränke zu.

Im Herzogthum Esthland, welches auch das alte Lettland begreift, wird der Anfang der Eheverbindung ebenfalls durch Branntwein gemacht; solchen senden, ist so viel als ansprechen; das Trinken ist ein Zeichen des Jawortes. Der Freyer schickt zween Freywerber mit Branntwein, gemeiniglich weiß er schon durch den Dienst eines alten Weibes, daß man seinen Branntwein annehmen werde, oder die Aeltern sind schon darüber einig geworden; einer führt das Wort auf eine etwas lächerliche Art, z. B. es sey ihnen ein Stück Vieh verloren gegangen, welches zu suchen sie gekommen wären. Nach kurzem Wortwechsel bieten sie dem Wirthe, der Wirthin und der Dirne Branntwein; trinken diese nicht, so ist es ein Zeichen einer abschlägigen Antwort; trinken sie aber, so werden alle Anwesende mit diesem Getränke tractirt. Nach einiger Zeit kömmt der Bräutigam selbst, und bringt abermal Branntwein und Geschenke, da er dann gemeiniglich sogleich bey seiner Braut schläft, welches, wie rückgängig gewordene Verlobungen zeigen, oft in aller Unschuld geschehen mag. Dreymal muß er Branntwein bringen. So oft er die Braut außerdem besucht, geschieht es allezeit in Gesellschaft dieses Getränkes. Besinnt er sich hernach eines andern, so verliert er die Geschenke; kündigt sie aber den Kauf auf,

so

so muß sie allen gebrachten Branntwein und die Geschenke doppelt bezahlen. Vor der Hochzeit bringt, bey beyden Völkern, der Bräutigam den vornehmsten Brautschmuck; die Esthen eine Haube, die Letten eine Mütze. Die Esthen können, wie die Mordvanen und Tschuwaschen, keine Hochzeit ohne bloße Degen halten, welche der Bräutigam nebst einem oder zween der vornehmsten Hochzeitgäste stets, selbst bey dem Tanze, in der Hand führen, und so oft sie durch eine Thüre gehen, mit demselben kreuzweise die Schwellen und Pfosten berühren. Woher dieser uralte Gebrauch seinen Ursprung habe, können sie selbst nicht anzeigen; einige vermuthen, von einer ehemaligen Gewohnheit die Weiber zu rauben.

Bey den Esthen wird die Hochzeit zuweilen erst 2 bis 3 Wochen nach der Trauung vollzogen; doch geht die copulirte Braut bis dahin nicht mehr mit bloßem Kopfe, sondern mit einer Haube. Gleich nach der Trauung wird ihr eine wollene Decke auf den Kopf gelegt. Die Hochzeit fängt in dem Hause der Braut an, und endigt sich in des Bräutigams Hause. Das Essen darf die ganze Zeit nicht vom Tische kommen. Der Braut Freunde sind bey ihr versammelt, wenn der Bräutigam gegen Abend mit seinem Gefolge ankömmt, wozu insonderheit ein verheuratheter Mann, unter dem Namen des Bräutigamsvaters (esthn. Jsfa mees, d. h. Vaterkerl,) und eine ledige Mannsperson (esthn. Peiepois,) als ein reitender Herold, gehören. Diese beyde, nebst dem Bräutigam, haben Gurte (an etlichen Orten weiße Tücher, oder beydes,) wie Ordensbänder über die Schultern gebunden; alle drey, wenigstens der Bräutigam und sein Peiepois, haben bloße Degen. Der letzte reitet voraus. Im Dorptischen muß er dreymal um das Haus der Braut herum reiten, und in das Dach schlagen; läßt er sich dabey erhaschen, so muß er etwas bezahlen. Im Revalschen

sind deren zwey, auch Brautmägde; im Dorptischen hält man es für Dirnen unanständig, auf einer Hochzeit zu erscheinen. An dem Degen, der mitgebrachten Pfeifenkanne, (denn auch unter Weges wird getrunken und Vorbeyfahrenden gereicht,) und am Dudelsacke sind Gurte. Zu dem Staate der Braut gehören ein Brautvater, eine Brautmutter, und etliche Weiber zum Singen, die man Kasikad nennt, vermuthlich wegen des in den Hochzeitliedern häufig vorkommenden Kassike Kanike. (*) Im Oberrahlischen ist die Braut am Hochzeittage mit einem Mannsgurte umgürtet. Anfangs ist sie versteckt; sie wird aber aufgesucht, und es wird alsdann sogleich getanzt. Bisher standen kalte Speisen auf dem Tische; nämlich Rocken- und Weizenbrod, Butter, Würste, Fleisch, eine Art Kuchen (eigentlich Weizenbrod mit Eyern und Sahne bestrichen;) jetzt nach dem Tanze werden Suppen, warmes Fleisch, auch Braten, aufgesetzt. Nach dem Essen tritt an einigen Orten der Bräutigam seinen und seiner Braut Löffel entzwey (beydes vielleicht um befürchteter Bezauberung vorzubeugen.) Mit Essen und Tanz wird ein großer Theil der Nacht verbracht. Gegen Morgen ziehen sie mit der Braut weg. Ihr folgen so viele von ihren Freunden, als der Bräutigam Personen mit sich brachte. Vorher wird ihr bey Tische die wollene Decke auf den Kopf und das Gesicht gelegt, und mit silbernen Spangen (Presen) befestiget, daß sie gar nichts sehen kann. Der so genannte Brautvater steckt ihr etliche Bissen unter der Decke in den Mund. Um die vor der Thür versammelten Schlitten reitet der Peiepois dreymal herum, und alsdann eröffnet er den Zug. Die Braut hat ihren Bruder, oder unter dessen Namen einen Fremden,

zum

(*) Diese beyde Worte können, nach der Etymologie, schönes Käzchen oder Maychen (von Maye, junge Birke,) übersetzt werden.

zum Fuhrmann. Ihr Kasten und etliche angefüllte Trinkgeschirre, zuweilen auch beyderseitige Aeltern, folgen der Gesellschaft. In des Bräutigams Hause wird sie gehaubet. Dabey muß sie sich auf ihres Bruders Schooß setzen. Der Bräutigam, sein so genannter Vater und der Peiepois tanzen mit aufgehobenem Degen, deren Spitzen zusammen stoßen, um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schooß, dem sie ein Paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beyhülfe anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern, und giebt ihr einen Backenstreich. Die Kasikad schreyen ihre Lieder aus vollem Halse. Die Braut giebt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod. Nun wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden. Der jetzt genannte, nebst dem Peiepois und den Gästen von der Braut Seite, bekommen Hemden, Gurte und Strümpfe; die andern Gurte, Strümpfe und Handschuhe. Der Austheiler wirft in den ausgeleerten Korb ein Geschenk an Geld; alle Gäste thun ein gleiches, und versprechen dabey Geschenke an Bienenstöcken, großen und kleinen Vieh, welche sie nach der Hochzeit richtig abliefern. Bey Armen fallen die Geschenke, welche immer wieder ersetzt werden müssen, völlig weg. An einigen Orten tragen die Kasikad Bier mit Honig vermischt, herum, und nöthigen durch ein Lied, dessen Inhalt ist: Koste, schmecke, bezahle! jeden Gast davon zu trinken, wobey abermal für die Braut Geldgeschenke gesammelt werden. Endlich bringt man das neue Paar zur Ruhe in den Viehstall, wo die Braut beym Aufstehen ein Geschenk auf ihrem Lager hinterlassen muß. Ein gleiches thut sie, wenn sie am Morgen in dem Hause herum

geführet wird, und zum erstenmal als Frau den Ofen feget. Nun setzt man ihr die kleine oder tägliche Haube auf. In einigen revalschen Gegenden haben sie besondere Hochzeitkleider von weißer Wolle. An dem Peipussee, insonderheit im Koddaferschen, wo alle Weiber mit kurz verschnittenen Haaren gehen, wird am Morgen dem jungen Weibe das Haar abgeschnitten, und ihr ein besonderes Band vor die Stirn gebunden, woran Geld oder Zahlpfennige hängen; dieses darf sie ein Jahr tragen. Befindet man sie zu früh schwanger, so wird ihr dieser Klapperschmuck abgerissen. Bey Hochzeiten an Höfen, geschieht das Hauben gemeiniglich früher, um von der Herrschaft oder den anwesenden deutschen Gästen Geschenke zu erhalten; gemeiniglich muß alsdann der Herr die Schürze der Braut vorbinden, die Frau aber ihr die Haube aufsetzen.

Bey den Letten geschieht die Verlobung in Abwesenheit des Bräutigams, der durch seinen angenommenen Branntwein bereits das Jawort erhalten hat. Zur Verlobung sendet er Jemand als Anwerber, nebst einem Weibe, an einem bestimmten Tage, vor deren Ankunft alles fertig gehalten, insonderheit eine große bedeckte Kanne Bier mit Honig vermischt, auch Branntwein, auf den Tisch gesetzt wird. Von Seiten der Braut ist ein Kerl, der sie herbey führt, einer der für sie spricht, und ein Weib bestellt. So bald der Freywerber kömmt, wird sie von einem der vornehmsten aus einer Kammer gebracht, in Begleitung vieler Dirnen. Vor ihr werden 2 Lichter getragen, und eben so viel hinter ihr, ob es gleich am Tage geschieht. Auf dem Kopfe hat sie eine Krone, in Gestalt eines Daches, die mit Marienglas besetzt, sehr glänzend und schwer ist. Der Freywerber sagt: er sey einer Spur nachgegangen, die ihn bis in dieses Haus geführt habe. Der Brautführer fragt, was er denn suche. Jener

antwortet: er suche Jemand zum Kleiderwaschen, Strumpfstricken u. d. gl. Der Führer: Suche dir aus, hier sind Dirnen genug. Der Freywerber: Nein, gib du mir selbst! Der Führer giebt ihm die Braut. Sogleich tritt der Redner von der Braut Seite herbey, und führt dem Freywerber in einer ziemlich zusammenhängenden und zweckmäßigen Rede zu Gemüthe, ob er (eigentlich der Bräutigam, für den geworben wird,) ordentlich und gebührend mit ihr leben, sie ernähren und lieben wolle ꝛc.; welches jener verspricht. Hierauf geben sich beyde, der Freywerber und der Brautredner, zur Bestätigung, die bloßen Hände, zwischen welche ein Dritter mit seiner Hand sanft schlägt. Nun wird die Braut hinter den Tisch geführt. Die zwey Weiber, von des Bräutigams und der Braut Seite, nehmen die Kanne mit Honigbier und trinken. Alsdenn trinken die Braut, ihr Führer, ihr Redner, der Freywerber, und hierauf alle Anwesende. Alle geben sich einander die Hände, doch nicht bloß, sondern mit einem Schnupftuche bedeckt. Die Braut wird wieder, jedoch von der andern Seite des Tisches, heraus geführt, ihr die schwere Krone abgenommen, und ein Band um das bloße Haupt gelegt. Alsdann wird sie wieder zurück an den Tisch gebracht. Alle setzen sich, und essen.

Die Hochzeit wird gemeiniglich am dritten Tage nach der Trauung gehalten. In einigen Gegenden hat der Bräutigam zween, in andern einen Bräutigams-Kerl. Diese und jener haben über der einen Schulter einen Gurt, über der andern ein weißes Tuch kreuzweise, wie Ordensbänder, gebunden. Der Bräutigam hat noch über dem Tuche ein seidenes Band, und gemeiniglich einen besondern Rock von blauer und grauer Wolle. Degen sind nicht aller Orten gewöhnlich. Die Braut, in deren Hause die Hochzeit anfängt, und 1 bis 2 Tage dauert, hat abermal die Krone auf dem

Haupte,

Haupte, bis sie in des Bräutigams Hause gehaubet wird. Sie wird weder nach esthnischer Art bey der Gäste Ankunft versteckt, noch beym Wegfahren bedeckt. Sie fahren in der Nacht. Beym Mondschein erkennt man die Braut von weitem an der glänzenden Krone. Alle Verwandte der Braut reiten paarweise voraus. Sie fährt, und sitzt ihrer Schwiegermutter, oder unter deren Namen einer fremden, im Schooße. Des Bräutigams Anverwandte folgen ihr. Wenn sie nahe an sein Haus kommen, reitet ein Paar der letztern zu ihrem Empfange schnell voraus, und wollen sie vom Wagen oder Schlitten abheben; welches sie aber durchaus nicht geschehen lassen, sondern hurtig selbst herab springen muß. Bey der Ankunft wird viel geschossen. Die Schwiegermutter setzt ihr die Haube auf, und giebt ihr dabey einen Backenstreich, den sie aber sogleich ihrem Bräutigam ziemlich hart wieder giebt. Nun muß sie zum erstenmal Wirthin vorstellen, Brod auftragen, und den Gästen Branntwein reichen. An einigen Orten wird ihr bey dem Hauben, nach esthnischer Art, ein Kind in den Schooß geworfen. Die Brautkammer ist allezeit, selbst bey der strengsten Kälte, die kalte Klete; (*) dahin werden beyde gebracht, aber nach etlichen Minuten schon wieder geweckt, da sie sogleich fertig da stehen müssen. Alsdann giebt man ihnen eine Schüssel mit Wasser; beyde waschen sich, und werfen sich wechselsweise ein Schnupftuch zum Abtrocknen zu. In einigen Gegenden werden 2 Schüsseln hingesetzt, deren eine der Bräutigam, die zweyte die Braut mit dem Fuße umstößt; der hurtigste hiebey erhält den Ruhm eines fleißigen Arbeiters; auch muß der Bräutigam eine von zwoen Mannspersonen wagerecht gehaltene Stange zerbrechen, zum Zeichen, daß wer

(*) Klete, ein Gebäude zur Aufbewahrung des Kornes und anderer Dinge.

wer zwischen beyden Eheleuten Uneinigkeit stiftet, eben so zerbrochen werden solle.

Bey den Cosaken, fährt die Braut, nach geschehener Einsegnung, auf einem offnen Wagen (Telega) aus der Kirche nach Hause; hinter ihr sitzen ihre Mutter und die Freywerberin (Schwacha,) die an allen Fingern Ringe haben muß; und beyde breiten auf den Seiten Tücher aus, um das Gesicht der Braut vor den Zuschauern zu verbergen. Vor dem Wagen geht der Bräutigam mit seinem Vater und Verwandten zu Fuße; hinter dem Wagen aber reiten verschiedene worunter einer ein bunt gestreiftes Stück Zeug (Plachla,) wie diejenigen, welche das tscharkassische Weibsvolk, statt des Unterrockes, zu tragen pflegt, an einer langen Stange, gleich einer Fahne, wehen läßt. Siehe Fig. 1322.

Wenn, bey den Morduanen, die Braut aus dem Dorfe, wohin sie eingepfarrt ist, zurück kömmt, welches in einem Wagen geschieht, über dem ein weißes Tuch ausgespannt ist, und worin zugleich die Freywerberinnen fahren, wird sie von den Freunden des Bräutigams, unter beständigem Geheule, vom Wagen gehoben, und bis vor die Hausthür gleichsam getragen, wo sie, zwischen den Brautführern und Freywerberinnen, von der ganzen weiblichen Dorfschaft begrüßet wird. Darauf kömmt die Mutter mit einer runden Pfanne voll Hopfen, den sie mit einem brennenden Spane anzündet, und setzt die Pfanne an dem rechten Fuße der Braut nieder; diese aber stößt sie wieder von sich. Fig. 1323.

Bey den Tatarn in Sibirien, kommen die zur Hochzeit eingeladenen Personen in dem Hause zusammen, worin die Ceremonie vorgehen soll, und wo man mit Decken behangene Bänke, und eine Tafel mit allerley Erfrischungen antrifft. Die Verlobten ertheilen denjenigen, welche zuerst ankommen, einen Preis, und

es werden an einem gewissen Orte der Stadt eigene Pferde, welche zu diesem Rennen in Bereitschaft gehalten werden, vermiethet. Man befestiget die Preise an lange Stangen, welche vor das Haus gesetzt werden; und wer zuerst ankömmt, erhält den besten Preis, und alsdann die andern nach ihrer Ordnung. Zuweilen fällt zwar bey dieser Austheilung einige Parteylichkeit vor; es können aber die Russen sowohl, als die Tatarn, Theil daran nehmen.

Das Zimmer der Braut ist mit Trinkern und Musikanten angefüllet. Ihre Instrumente und Lieder sind nicht sonderlich: unter denselben ist eines, welches sie Jermak nennen, weil es, wie sie behaupten, damals gemacht worden ist, als der cosakische Held dieses Namens das Land erobert hatte. Die Anverwandten der künftigen Frau führen den Bräutigam in den Hof, den er dreymal umgehen muß; und wenn er bey dem Zimmer der Braut vorbey geht, wirft man Stückchen Tuch zum Fenster heraus, worüber das gemeine Volk herfällt. Er begiebt sich hierauf in das Zimmer, wo der Priester ist, welcher ihn fragt, ob er die Person zur Ehe verlange. Alsdann schickt man zur Braut, und läßt eben dieselbe Frage an sie thun. Nachdem sie nun beyderseits mit Ja geantwortet, und auch die Aeltern ihre Einwilligung dazu gegeben haben, erklärt der Priester dem Bräutigam die in diesem Lande üblichen Gesetze des Ehestandes. Das vornehmste davon ist, daß er nicht ohne Bewilligung seiner ersten Frau noch eine andere dazu nehmen soll. Darauf segnet er die Neuvermählten ein, und endiget die Ceremonie mit einem lauten Gelächter, wozu alle Umstehende mit einstimmen.

Viele Personen geben einen Zuckerhut zum Hochzeitgeschenke, welcher in Stücke geschlagen, und unter die ganze Gesellschaft ausgetheilet wird. Man begiebt sich alsdann in einen großen Saal, wo man das Mittagsmahl auftragen läßt, und es wird drey ganze Tage

lang,

lang, so lange allemal die Feyerlichkeiten dauern, gegessen, getrunken und froh geschwärmet. Bey den Ceremonien, die mit dem Bräutigam vorgenommen werden, ist es Jedermann erlaubt, gegenwärtig zu seyn; bey der Braut aber darf Niemand dazu kommen, als ihre Verwandten und vertrautesten Freunde. Den Tag nach der Hochzeit kommen sie bey der Braut zusammen, und beweinen den Verlust ihrer Jungfrauschaft. Sie sitzt hinter einem Vorhange, wo sie von vielen Jungfrauen umgeben ist, und an ihrer Seite sitzt ein anderes junges Frauenzimmer von ihren Gespielinnen. Beyde sind mit einem großen weißen Tuche bedeckt; und die Verwandten und übrigen, welche dazu eingeladen sind, kommen nach einander, sie zu umarmen, und gehen wieder zurück. Endlich erscheinen zwo Mannspersonen von Seiten des Bräutigams, setzen sich mitten in dem Zimmer, und singen das Brautlied. Unterdessen fangen die Jungfrauen und Weiber an zu weinen, die Braut aber recht zu schluchzen. Wenn das Lied zu Ende ist, gehen die Mannspersonen hinter den Vorhang, fassen den Teppich, worauf die junge Frau mit ihrer Gespielin sitzt, bey allen vier Zipfeln, heben sie damit auf, und tragen sie bedeckt in ein anderes Haus. Hier wird sie fast auf eben die Art, als im ersten, hingesetzt, und man wiederholt alsdann eben dieselben Gebräuche noch einmal. Hernach fängt man an Musik zu machen, zu singen und zu tanzen, und die Braut bleibt die ganze Nacht daselbst; den folgenden Tag aber kömmt der neue Ehemann, und nimmt sie mit sich nach Hause.

Bey den Ostiaken, einer tatarischen Nation in Sibirien, hat ein Jeder, gewöhnlicher Maßen, zwey Weiber; eine, die schon bejahrt ist, welche die Haushaltung versteht, und eine junge, welche ihm als Gattin Gesellschaft leistet. Wenn ein Mann ein Mädchen zur Ehe verlangt, läßt er bey ihrem Vater um sie anhal-

anhalten, welcher sie ihm mehr verkauft als giebt. Ein Kahn, ein Hund und einiges schlechtes Hausgeräth, sind der Preis dafür. Wenn der Vater damit zufrieden ist, verspricht er ihm die Tochter nach Verlauf einer gewissen Zeit, welche sie unter sich ausmachen, zu geben. Bis dahin darf der Freyer bey seiner Liebsten keine Besuche abstatten, noch auch vor ihren Altern anders, als mit Bezeigung der tiefsten Ehrfurcht, erscheinen. Er kömmt allemal rücklings zu ihnen, ohne ihnen ins Gesicht zu sehen, und wendet sich allezeit auf die Seite, wenn er mit ihnen redet. Wenn die Zeit, seine Braut zu erhalten, gekommen ist, fordert er sie von ihren Aeltern. Diese ermahnen ihn, in Eintracht mit ihr zu leben; und dieses ist die ganze Hochzeitceremonie. Wenn er bemittelt ist, bewirthet er die Anwesenden mit einem Glase Branntwein, und alsdann ist es eine vollkommene Hochzeit. Sie verheurathen oft Mädchen von 7 bis 8 Jahren, damit sie sich desto besser in ihren Mann schicken lernen; und die letztern vollziehen die Ehe, wenn die Natur die gewöhnlichen Beweise ihrer Reife giebt.

Zuweilen störet auch die Eifersucht die eheliche Liebe; doch hat sie keine traurige Folgen. Wenn ein Mann in dem Falle ist, daß er diesen Verdruß empfindet, so schneidet er Haare von einer Bärenhaut, und trägt sie zu demjenigen, welchen er für seinen Nebenbuhler hält. Ist der unschuldig, so nimmt er die Haare an; ist er aber wirklich schuldig, so gesteht er es. Sie machen alsdann die Sache in Güte aus; der Mann läßt die Frau von sich, und diese heurathet den begünstigen Liebhaber. Man kann ihnen hierin auf das sicherste trauen; denn sie sind fest überzeugt, daß die Seele des Bären, von welchem die Haare genommen worden, nach Verlauf von drey Tagen sie umbringen würde, wenn sie das Verbrechen nicht gestänben. Wenn derjenige, auf welchen man den Verdacht geworfen hat, nach dieser Zeit noch gesund bleibt, so erkennt der Eifersüchtige darauf sein Unrecht, und bemühet sich durch alle Arten von Liebkosungen, seiner Frau es vergessen zu machen.

Bey den Heurathen der Griechen findet sich der besondere Umstand, daß sich beyde Theile einen Pathen und eine Pathe, ja manchmal deren drey bis vier, auszusuchen pflegen. Der Pope empfängt das Braut ar an der Kirchthüre, und macht damit den Anfang, daß er sie um ihr Jawort fragt. Alsdann führt er sie zum Altar, und setzt ihnen einen Kranz von Weinblättern, mit Bändern und Spitzen umgeben, auf das Haupt. Er steckt dem Bräutigam einen goldenen, der Braut aber einen silbernen Ring an den Finger, und wechselt solche mehr als dreyßigmal, dergestalt, daß er bald der Braut den Ring des Bräutigams, bald aber diesem den Ring der Braut von dem Finger zieht. Die Pathen nähern sich darauf, und machen eben dieselbe Veränderung mit den Ringen, weshalb diese erste Ceremonie sehr lange zu dauern pflegt. So bald sie aber geendigt ist, nehmen die Pathen den jungen Eheleuten ihre Kränze vom Haupte, ergreifen sich bey den Händen, und gehen einigemal im Kreise mit einander herum, wobey ihnen, zu Folge eines alten Gebrauches, von den Umstehenden Faustschläge und Stöße mit den Füßen gegeben werden. Nach diesem komischen Auftritte nimmt der Pope ein Messer, und schneidet damit etliche längliche Stückchen Brod ab, die er in eine Schüssel legt und Wein dazu gießt. Er ißt eines davon, und überreicht darauf ein anderes zuerst der jungen Eyefrau, hernach dem jungen Manne, und endlich auch allen Anwesenden. Der Bräutigam giebt, unter dem Segen des Priesters, seiner Braut den Kuß der Liebe, und beyde halten brennende Kerzen in der rechten Hand. Fig. 1324.

Bey den Türken ist der Ehestand von zweyerley Art. Diese Verbindung wird entweder auf die ganze Lebenszeit eingegangen, oder sie dauert nur eine gewisse Zeit, welche kurz oder lang ist, nachdem sich beyde Theile darüber verglichen haben. Das Concubinat

mit ihren Sclavinnen, die sie kaufen oder erziehen, kann nicht wohl eine dritte Gattung abgeben, weil hiebey kein eigentlicher Vertrag zum Grunde liegt.

Wenn in der Einwilligung beyder Theile ein wesentliches Stück der Ehe besteht, so verdient die erste Art der türkischen Verbindung kaum diesen Namen. Die Verlobten werden bey der Wahl fast nie zu Rathe gezogen. Man verspricht dieselben, ehe sie noch einmal im Stande sind, zu wählen. Vater und Mutter vergleichen sich über die Puncte der Heurath, und man erlaubt dem Bräutigam und der Braut keinen Umgang mit einander. Sie haben also nie Gelegenheit, sich von Person und Gemüthe, vor ihrer Hochzeit, kennen zu lernen. An dem Tage, da die Heurath vollzogen wird, pflegt die Braut zu Pferde zu steigen, und sich, in Begleitung verschiedener Frauenzimmer oder einiger Sclaven, unter dem Schall von allerhand Instrumenten, nach dem Hause ihres Bräutigams zu verfügen. Ein großer Schleyer bedeckt ihren ganzen Leib, und über ihrem Haupte wird eine Art von Himmel getragen. Ihr Brautschatz folgt ihr, und giebt dem Zuge kein geringes Ansehen, in Packen, welche von Pferden und Kamelen getragen werden, öfters aber zum Theil ledig sind, oder doch nur Kleinigkeiten enthalten. Der Bräutigam empfängt seine Braut an der Thüre. Sie reichen sich die Hände, sprechen mit einander, und geben sich die zärtlichsten Versicherungen, ob sie sich gleich nie gesehen haben. Fig. 1325. Vermöge der Gesetze dieser Ehe kann ein Türke vier Frauen nehmen; doch hat man sehr wenige Beyspiele, daß ein Mann sich dieses Rechtes bedient hätte. So bald ein Türke eine Person von Stande oder die Tochter eines Gelehrten heurathet, darf er es sich schon nicht in den Sinn kommen lassen, an eine andere Frau zu denken.

Die

Die Ehe der zweyten Gattung dauert nur eine unbestimmte Zeit, die entweder das Gutdünken der Eheleute oder der Vertrag festsetzt. Die Bedingungen werden vor dem Richter (Cadi) entworfen, und in ein Protokoll eingetragen. Man nimmt die Braut ohne alle Feyerlichkeiten an, und verabschiedet sie wieder ohne Umstände.

Die Sclavinnen, mit welchen die Türken Kinder zeugen, dürfen eben nicht muhammedanische Unterthanen seyn. Die meisten sind Christenmädchen die entweder im Kriege gefangen oder gekauft worden sind. Diese Sclavinnen suchen den rechtmäßigen Frauen eben keinen Eintrag zu thun, sondern sie begegnen ihnen mit vieler Ehrerbietung, und bedienen ihre Person mit äußerster Sorgfalt. Viele Frauen haben den Eigensinn, daß sie die Sclavinnen, die mit ihnen des Mannes Umarmungen theilen, nicht im Hause leiden wollen, und viele würden es sehr übel nehmen, wenn der Mann eine von den Sclavinnen der Frau liebenswürdig finden wollte.

Uebrigens halten die Türken den Ehestand für eine heilige Verbindung; doch haben die Priester an den Feyerlichkeiten, womit er geschlossen wird, nicht den geringsten Antheil. Diese Angelegenheit wird bloß vor dem weltlichen Richter abgethan, in dessen Gegenwart sich die Mannspersonen zur Ehe eidlich verpflichten, und ihm versprechen, im Falle des Todes oder der Scheidung, den Frauen ein Gewisses auszusetzen worüber sie nach Gefallen disponiren können. Der Richter allein unterzeichnet den Contract, und der Inhalt desselben fasset weiter nichts in sich, als die Namen der Heurathenden, und diejenige Summe, welche der Mann seiner Braut zur Entschädigung für den Verlust ihres vorigen Standes verspricht. Bey der Ceremonie selbst ist die Braut nicht mit gegenwärtig, sondern ein Gevollmächtigter erscheint in ihrem Namen.

Die Freunde und Verwandten führen den Bräutigam mit einigen Feyerlichkeiten in das Haus der Braut, worunter auch diese gehört, daß einige von ihnen zween entblößte Degen über seinem Haupte auf dem Wege zusammen halten, um dadurch Bezauberungen zu verhüten. Abends muß der Bräutigam die Braut auskleiden. Zu der Schamhaftigkeit einer türkischen Braut gehört vornämlich die Sorgfalt, den Leibgürtel mit einer großen Menge Knoten zu befestigen. Diese muß der Bräutigam unterdessen, daß die Braut ihr Gebet verrichtet, aufmachen. Eine Arbeit öfters von einer ganzen Stunde, wobey die Geduld des Bräutigams und die Keuschheit der Braut nothwendig einer harten Prüfung ausgesetzt wird!

In verschiedenen Staaten des türkischen Reiches kommen die jungen Mannspersonen, die auf der Hochzeit gegenwärtig waren, den andern Tag wieder zu den neuen Eheleuten. Die Absicht dieses Besuches zielt hauptsächlich auf gewisse Untersuchungen, wodurch sie sich von der Zufriedenheit des neuen Mannes und von der Ehrlichkeit der Frau in ihrem ledigen Stande überzeugen können. Laufen diese Nachforschungen so glücklich ab, daß die voraus gesetzte Tugend der jungen Frau dadurch bestätiget wird, so verdoppelt man die Feyerlichkeiten die man im entgegen gesetzten Falle gleich abzubrechen, die junge Frau zu verstossen und den Aeltern wieder aus dem Hause pflegt. Dieser Schimpf ist aber für dieselben so empfindlich, daß man Väter und Mütter gesehen hat, die ihre Töchter auf der Stelle ermordeten. Eine sonderbare Ceremonie, deren glückliche Unterlassung in andern Ländern vielem Unglück und eben so vieler Schande vorbeuget!

Dennoch haben die türkischen Männer in Ansehung der Treue ihrer Frauen nur sehr wenig Sicherheit. Da das Frauenzimmer in diesen Ländern ohne allen Unterricht und Anweisung zur Tugend erzogen wird, da man ihnen nicht so strenge Sittenlehren vorpredigt, noch sie mit Strafen des künftigen Lebens bedrohet: so hält sie öfters nur der Mangel an Gelegenheit ab, oder die Furcht entdeckt zu werden, wenn sie sich nicht sogleich allen Ausschweifungen überlassen. Doch sind sie sinnreich genug, diese Hindernisse zu überwinden. Unter den Mitteln, welche sie zu Beförderung ihrer Liebeshändel anwenden,

den, ist die Verkleidung das gewöhnlichste. Diese verschaffet ihnen völlige Freyheit, ihren Lüsten nachzuhängen, und zu gehen, wohin es ihnen beliebt. Als Sclavinnen gekleidet, gehen sie, anstatt sich in das Bad zu begeben, in die zu ihren Zusammenkünften bestimmten Häuser. Zuweilen machen sie sich an Fremde, wenn ihnen ihre Gestalt gefällt, und sie dieselben in diese Häuser locken können. Eine türkische Dame ist grausam genug, einen solchen aufzuopfern, wenn sie denselben einige Tage in solchem Aufenthalte bey sich gehabt, ihn mit einem Dolche oder durch Gift hinzurichten, und hernach heimlich zu vergraben. Fremde können daher bey solchen Anträgen nicht genug auf ihrer Hut seyn, und zwar um so viel mehr, da außerdem in jedem Falle, wenn ein Verständniß mit einem andern Religionsverwandten entdeckt wird, man diesen zum Feuer verurtheilt, oder ihn, die muhammedanische Religion anzunehmen zwingt. Der Ehebruch wird übrigens an der Ehefrau, wenn man strenge verfahren will, mit dem Tode bestraft; und der beleidigte Ehemann hat das Recht, einen Fremden, den er bey seiner Gattinn findet, auf der Stelle umzubringen.

Das Schicksal der türkischen Frauen, wenn sie den Umstand, daß sie das Bette ihrer Männer mit ihren Sclavinnen theilen müssen, mit gelassenem Gemüthe ansehen können, ist nicht eben das traurigste. Sie führen ein bequemes und ruhiges Leben, handeln nach ihrer Phantasie, und lassen sich nicht leicht von ihren Männern einen Zwang anlegen. Ihre Zimmer in dem Harem sind aufs beste ausgeschmückt, und ihr Hausrath köstlich. Ihr Putz und ihre Kleidungen sind prächtig. Die Sclavinnen, welche sie bedienen, suchen ihnen auf alle Weise Zeitvertreib zu verschaffen. Es ist ihnen unverwehrt, ihre Verwandten zu besuchen, und sich nach ihrem Geschmack zu beschäftigen. Sie machen großen Aufwand, und der Mann muß zu allem die Kosten hergeben.

Die Türken halten die Kinder, welche sie von ihren Sclavinnen haben, eben so werth, als ihre ehelichen, und jene genießen gleiche Vorrechte mit diesen, wenn der Vater sie nur in seinem Testamente für frey erklärt hat. Wo dieses aber nicht geschieht, sind sie Sclaven.

Die türkischen Kaiser vermählen sich nicht förmlich, sondern haben ganze Völkerschaften von Frauenzimmer um sich, die ihnen zum Zeitvertreib dienen, und mit welchen sie Kinder zeugen. Sie wohnen alle im Se-

rail. Die eine Hälfte dieser Frauenzimmer ist von der Natur mit allen möglichen Reizen begünstigt, und zum Vergnügen eines einzigen Menschen bestimmt, die andere scheint der Liebe gänzlich entsagt, und nur das einzige Geschäft zu haben, die erstern, welche ihrer Aufsicht anvertrauet sind, nach allen Kräften zu plagen. Ihre eigentliche Verfassung werde ich im Art. Serail beschreiben.

Von den so genannten unbekannten Ländern, werde ich, in Ansehung der Heurathgebräuche, Grönland und Kamtschatka, anführen.

Bey den Grönländern, ist die Vielweiberey, eine unter den mehresten ungesitteten Völkern so herrschende Gewohnheit, nicht sehr gewöhnlich. Ein Mann hat gemeiniglich nur eine Frau; wenige haben deren 2, 3 bis 4. Doch hält man es gewissermaßen für einen Vorzug, mehr als eine Frau zu haben, weil man einen Mann, der sich im Stande befindet, die beträchtlichen Kosten zu bestreiten, die ihn eine mehrere Anzahl Weiber und Kinder zu verwenden nöthigen, für fleißiger und geschickter hält, und für einen besonders guten Erwerber ansieht. Man hat bemerkt, daß, vor Ankunft der Dänen in Grönland, unter den Weibern eines Grönländers nicht die geringste Spur einer Eifersucht zu finden gewesen, sondern es herrschte unter ihnen ein besonderes gutes Vernehmen. Seitdem die Christen aber ihnen äußerten, daß, dem geoffenbarten Willen und den Verordnungen des Schöpfers der Menschen zu Folge, ein Mann sich mit einer Frau begnügen müsse, bezeigten sie sich sehr unzufrieden, wenn ihre Männer sich einfallen ließen, eine zweyte zu nehmen.

Daß der Ehestand bey ihnen eben nicht so rein und unbefleckt erhalten werde, beweisen die Zeugnisse der mehresten Reisenden; doch sind sie vorsichtig genug, ihre Ausschweifungen sorgfältig zu verbergen. Man hört nur selten davon reden. Der beleidigte Theil wird

über

über ein Vergehen dieser Art eben nicht um Rache schreyen. Alles, was er thut, ist, daß er sich durch eine ähnliche Treulosigkeit schadlos zu halten suchet. Ein gewisses Spiel, eins der ausschweifendsten in seiner Art, giebt uns einen deutlichen Begriff von der wenigen Achtung, in welcher bey ihnen der Ehestand steht. Es versammelt sich nämlich in einem Hause eine ansehnliche Anzahl Männer und Weiber. Nachdem sie sich vorher einander beschenkt haben, fangen sie an zu tanzen und zu singen. Zuletzt begiebt sich eine Mannsperson nach der andern mit der Frau eines Anwesenden hinter einen Vorhang an den Schlafort. Derjenige wird als ein Mann von vorzüglich gutem Character betrachtet, welcher auf diese Art seine Frau einem andern, ohne den geringsten Unwillen darüber zu äussern, Preis giebt. Die Angekkoks (also nennt man die Gelehrten und die Propheten dieser Nation,) sind hiebey sehr zudringlich, und machen ihr Glück bey den grönländischen Frauen am leichtesten. Diese rechnen es sich für eine Pflicht, sich dem Verlangen eines solchen willfährig zu bezeigen, und die Männer werden über solchen Umgang so wenig entrüstet, daß sie vielmehr einem Priester noch Geschenke dazu geben, um von demselben Kinder zu bekommen, von welchen man die Vermuthung hat, daß sie weit tugendhafter und glücklicher seyn, als andere.

Zu dergleichen Ausschweifungen glauben nur die Frauen ein Recht zu haben. Die Mädchen leben züchtig und eingezogen. Nicht leicht hört man von ihnen unanständige Worte. Eine edle Sittsamkeit ziert ihr ganzes Betragen, und die Schamhaftigkeit erlaubt ihnen nicht, den Mannspersonen die geringste Freyheit in Absicht auf sie, zu gestatten. Ein Mädchen würde es so gar übel nehmen, wenn man ihr aus der Dose eine Prise Toback anbieten wollte. Es gehört mit unter sehr außerordentliche Fälle, wenn ein unverheura-

thetes Frauenzimmer Mutter wird. Ein Fehltritt dieser Art würde ihr die größte Schande machen. Es ist daher unbegreiflich, wie diese Geschöpfe hernach so ausarten können.

Verstoßene Weiber und junge Wittwen, sind in diesem Punkte schon nicht so enthaltsam. Ob sie sich gleich einen sehr übeln Rufe aussetzen, so machen sie doch dadurch zuweilen ihr Glück, indem sie in Familien, welche keine Kinder haben, aufgenommen werden. Denn es ist einem Grönländer schimpflich, ohne Kinder zu leben, welche dereinst die Stütze seines Alters seyn können.

Die Grönländer heurathen nie ihre Blutsfreundinnen, nicht einmal ihre Anverwandten im dritten Gliede. Sie glauben in dieser Verbindung etwas unanständiges zu entdecken. Es würde auch so gar unrecht seyn, wenn Jemand ein Mädchen, mit welchem er in einem Hause erzogen worden ist, heurathen wollte; denn sie werden als Geschwister betrachtet. Man hat zwar Beyspiele, daß ein Mann zwo leibliche Schwestern, oder Mutter und Tochter zugleich heurathet; doch sind solche Beyspiele selten und verhaßt.

Die Grönländer heurathen eben nicht sehr jung, und selten vor dem 20sten Jahre. An Alter pflegen beyde Theile einander mehrentheils gleich zu seyn. Ihre Heurathen sind mit wenig Feyerlichkeiten vergesellschaftet. Die einzige Ceremonie ist diese, daß die Mannsperson um den Gegenstand ihrer Wünsche bey dessen Aeltern und Verwandten anhält. Das Heurathsgut ist seine geringste Sorge. Da er nichts, als seine Kleider, sein Messer, seine Lampe, und höchstens einen steinernen Topf seiner Frau zubringt, so erwartet er von ihr auch nichts, als die Geschicklichkeit, diese kleine Haushaltung in Ordnung zu erhalten. Sie von ihrer Seite verlangt von ihrem Manne nichts, als daß er ein guter Jäger sey. Die beyderseitigen Aeltern

tern willigen gern in den Willen ihrer Kinder; denn sie haben weder Nutzen noch Lust, sie zu zwingen. Zwo alte Frauen bekommen den Auftrag, diese Heurath bey den Aeltern des Mädchens zu betreiben; und sie machen sogleich mit dem Lobe des jungen Menschen den Anfang dazu. Bey dem Namen der Heurath entfernt sich das Mädchen; sie will nichts davon hören, und reißt ihren Haarzopf aus einander. Denn dieses Geschlecht spielt allenthalben die Rolle, daß es nach dem hergebrachten Wohlstande erröthet und widersteht, wenn man auch schon vorher versichert ist, es werde sich ergeben. Indessen ist diese Weigerung doch nicht allezeit Verstellung, sondern oft die Wirkung eines Widerstandes, der zuweilen ein Mädchen zu so heftigen Ausschweifungen bringt, daß es in Ohnmacht fällt, auf die wüstesten Berge flüchtet, oder sich die Haare abschneidet. Dieses ist die letzte Handlung ihrer Verzweiflung, nach welcher es nicht mehr erlaubt ist, bey ihr um die Heurath anzuhalten. Vielleicht rührt dieser Abscheu von der Verspottung der Weiber, wovon die Beyspiele in Grönland sehr häufig sind, oder von der Freyheit her, welche sich die Männer vorbehalten, noch eine zweyte Frau in ihr Bette einzuführen. Doch die Ursache dieser Abneigung gegen die Heurath mag seyn, welche sie will, so geben doch die Aeltern niemals wider den Willen der Tochter ihre Einwilligung, sondern sie lassen sie für sich handeln. Die Weiber, welche zum Besten des jungen Menschen arbeiten, suchen alsdann seine Geliebte auf, und führen sie freywillig oder mit Gewalt zu ihm. Hernach bringt sie einige Tage sehr niedergeschlagen zu, läßt die Haare zerstreut hängen, und will nichts zu sich nehmen. Wenn sie beständig den Bitten der Ueberredung widersteht, so wendet man Gewalt und so gar Schläge an, wenn es seyn muß, sie unter das Joch der Ehe zu bringen. Wenn sie zum andernmal entwischt, bringt man sie

wieder zurück, um sie durch solche Bande zu verknüpfen, welche sie nicht wieder zerreissen wird. In der That, obgleich nichts sonderbarer, ungerechter und der Liebe mehr zuwider zu seyn scheint, als dieser Zwang bey einer Handlung, die ihrer Natur nach die freyeste und willkührlichste seyn sollte, so ist doch vielleicht keine Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit mehr zu entschuldigen, und wird auch eher vergeben, als diese; denn man sieht nie eine Grönländerinn aus dem Ehebette entfliehen, wenn sie es erst einmal besiegen hat. Zuweilen kommen die Aeltern durch einen wechselseitigen Vergleich der Neigung ihrer Kinder zuvor, aber ohne sie zu zwingen; und diese bestätigen, so bald die Pfänder gegen einander gegeben worden, diese Art von Heurathsvertrage ohne alle andere Ceremonie, als die Beywohnung.

Wenn ein Mann keine Kinder hat, oder mit seiner Frau mißvergnügt ist, so giebt er ihr einen finstern Blick, geht aus dem Hause, und läßt sich in einigen Tagen nicht sehen. Die Frau weiß, was dieses bedeutet, packet ihre Kleider in ein Bündel, und begiebt sich zu ihren Freunden, wo sie eine weise und vorsichtige Aufführung beobachtet, damit sie ihren Mann, der sie verstossen hat, wegen seiner Begegnung verhaßt mache. Zuweilen zerreißt eine Frau von selbst das eheliche Band, wenn sie sich mit den übrigen Weibern des Hauses, welches sie betreten hat, nicht vertragen kann. Dieses geschieht gemeiniglich am leichtesten, wenn die Schwiegermütter sich ihrer Obergewalt so sehr bedienen, daß sie die Schwiegertöchter wie Sclavinnen halten. In diesem Falle bleiben die Söhne bey der Mutter, und kehren auch nach ihrem Tode nicht zum Vater zurück, die Stütze seines Alters zu seyn. Gewiß, eine vortreffliche Einrichtung der Polizey, die einem jeden Ehegatten die stärksten Bewegungsgründe giebt, stets gut mit einander zu leben! Man sieht daher auch sehr wenig Ehescheidungen. Oft geräth der Mann, der seine Frau verlassen hat, in Verzweiflung, vergräbt sich in eine Wüste, die Gesellschaft der Menschen zu fliehen, entfernt sich in eine Höhle, und lebet von der Jagd, oder plündert und beraubet die Vorbeyreisenden. Diese wilde Flüchtlinge aber sind gemeiniglich junge Leute, die ohne

Ueber-

Ueberlegung geheurathet haben, und die ihre übereilte Wahl bald gereuet. Je älter die eheliche Verbindung wird, desto mehr wächst die Liebe der Ehegatten.

Die Hochzeitgebräuche der Einwohner in Kamtschatka, sind nicht weniger merkwürdig. Wenn ein Kamtschadale heurathen will, wählt er sich selten ein Mädchen aus seinem Orte, sondern aus den benachbarten. Er geht zu ihren Aeltern, eröffnet ihnen seine Neigung gegen ihre Tochter, und hält um die Erlaubniß an, ihnen eine Zeit lang zu dienen, welches man ihm gern zugesteht. Während seines Dienstes, der bisweilen einige Jahre lang dauert, bezeigt er sich sehr eifrig und gelehrig. Wenn der bestimmte Termin heran nahet, bittet er seine Herrschaft, ihm zu vergönnen, daß er sich der Tochter bemächtigen dürfe. Gefällt er ihnen, so geben sie ihm die Erlaubniß dazu; sind sie aber nicht damit zufrieden, so geben sie ihm seinen Lohn, und lassen ihn laufen. Wenn er die Freyheit bekommen hat, seine Liebste wegzunehmen, so muß er die rechte Stunde wahrnehmen, da sie entweder ganz allein, oder doch ohne große Gesellschaft ist. Denn sonst sind alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet, sie gegen die Unternehmung ihres Liebhabers zu vertheidigen. Die Braut hat 2 bis 3 sehr enge Röcke an, und ist noch überdies mit Netzen umwickelt, welche sie so stark einpressen, daß sie sich nicht viel besser bewegen kann, als eine Bildsäule. Hat er nun das Glück, sie allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen, anzutreffen, so wirft er sich auf sie hin, und giebt sich alle Mühe, die Netze, die sie umgeben, und die Röcke, worin sie eingepackt ist, zu zerreissen; denn alles kommt bey ihnen darauf an, daß er Herr über ihre Kleider werde, welches aber ungemein schwer hält, indem die Frauen, denen die junge Person anvertrauet ist, sie mit Gewalt gegen den Liebhaber beschützen, auf ihn los fallen, ihn bey den Haaren ziehen, ihm das

Ge-

Gesicht zerkratzen, und ihn derb abprügeln, damit er seine Beute fahren lasse. Wenn er, seiner Wunden ungeachtet, dennoch seinen Endzweck erreicht, so muß er gleich darauf, wenn er seine Geliebte ausgeplündert hat, die Flucht ergreifen; sie aber ruft ihn mit einem zärtlichen und verliebten Tone wieder zurück; alsdann ist die Heurath vollzogen. Es ereignet sich aber selten, daß ein Verliebter seinen Wunsch erreicht, bevor er nicht wenigstens ein Jahr mit lauter solchen Scharmützeln hingebracht hat. Denn so oft er in dem Kampf mit den Weibern, welche die Braut bewachen, den kürzern gezogen, vergeht eine gute Zeit, bis er von seinen Wunden wieder hergestellt ist. Man hat Jünglinge gesehen, die ganze 7 Jahr auf solche Weise gekämpfet, und ganz darunter verschwunden, und fast zu Krüppel geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht davon getragen haben.

Nachdem der Liebhaber seine Braut bezwungen hat, nimmt er sie mit sich in sein Dorf. Nach einigen Tagen aber kommen sie wieder, und machen bey den Verwandten der neuen Frau ihren Staatsbesuch. Der junge Ehemann, seine Frau, und ihre Verwandte, sitzen in ihren Kähnen; alle Weiber aber kommen auf kleinen Schiffen, welche von nackenden Männern regieret und mit Stangen fortgestoßen werden. Wenn sie noch ungefähr 100 Schritt vom Dorfe entfernt sind fangen sie alle an zu singen. Alsdann machen sie allerley Beschwörungen mit einem Stricke, welchen sie an eine lange Stange binden, murmeln darauf gewisse Worte über einen getrockneten Fischkopf, welchen sie mit dem Stricke umwickeln, und einem alten Weibe zu halten geben. Wenn die Beschwörung geendigt ist, zieht man der jungen Frau ein langes Kleid von Schaffellen an, und behängt sie mit 4 Bildern, wodurch sie so schwer beladen wird, daß sie sich kaum regen kann. Darauf kehren sie zu ihren Kähnen zurück,

und

und nähern sich alsdann zum andernmal dem Dorfe, wo sie von einem Knaben empfangen werden, der die junge Frau bey der Hand nimmt und sie führt, da denn alle übrige Weiber nachfolgen. Wenn sie an die Hütte ihres Vaters kömmt, winden sie ihr einen langen Riemen um den Leib, und so geht sie hinein, hinter der alten Frau, welche den Fischkopf vor ihr her trägt. Dieser Fischkopf wird auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anwesenden mit Füßen getreten, und zuletzt in das Feuer geworfen. In eben diesem Augenblicke werden der jungen Frau die überflüssigen Zierathen abgenommen, und alle Fremde setzen sich nieder. Der junge Ehemann aber heitzet die Hütte, und richtet die Lebensmittel, die er mitgebracht hat, zu, um die Einwohner des Dorfes zu bewirthen. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Wenn alle Gäste sich nach Hause verfüget haben, bleibt das neue Paar da, und arbeitet noch einige Zeit für den Vater. Dieser theilt die Kleider, welche seine Tochter nach dem Opfer des Fischkopfes abgelegt hat, unter seine Freunde aus, welche ihm ein Geschenk dagegen machen müssen.

Die jetzt beschriebenen Ceremonien sind nur bey Verheurathung einer Jungfrau gebräuchlich; denn bey der Heurath einer Wittwe wird weiter nichts erfordert, als die Einwilligung von beyden. Sie darf sich aber nicht eher wieder verheurathen, als bis sie ihre Fehler ausgesöhnet hat. Da diese Versöhnung darin bestehen soll, daß sie die erste Nacht bey einem Fremden schlafen muß, welches dem Bräutigam sehr zum Schimpfe gereicht, so geschieht es selten, daß eine Wittwe wieder einen Mann bekommt.

Die Kamtschadalen scheiden ihre Ehe um geringer Ursachen willen, und ohne viele Ceremonien. Die Freyheit, so viele Weiber zu haben, als sie wollen, mißbrauchen sie gar selten. Sie begnügen sich mit 2, höchstens 3 Weibern. Ob sie gleich in das weibliche Geschlecht sehr verliebt sind, so sind sie doch

nicht

nicht so eifersüchtig als die Koräken. Bey dem ersten Beyschlaf bekümmert sich keiner um die Zeichen der Jungfrauschaft. Auch die Weiber sind eben so wenig eifersüchtig; denn 2 oder 3 leben mit einem Manne in aller Einigkeit, wenn er auch gleich noch etliche Beyschläferinnen darneben hält.

In Ansehung der übrigen Welttheile, werde ich die Länder und Völker, deren Heurathgebräuche und Hochzeitceremonien merkwürdig sind, in einer alphabetischen Ordnung anführen.

In Asien kommen mir zuerst die Heurathgebräuche in Aleppo bey den Türken und Christen zu betrachten vor. Bey den Türken lernen, wie ich bereits von der europäischen Türkey erwähnt habe, Braut und Bräutigam erst am Hochzeittage einander kennen. Mehrentheils ist es die Mutter des Bräutigams, welche die Verbindung stiftet. So bald sie ein Mädchen gefunden hat, welches sie für ihren Sohn schicklich hält, so ist der Antrag gar bald geschehen, der Preis bestimmt, und die Erlaubniß beym Cadi gesucht und erhalten. Alsdann werden von beyden Theilen Zeugen ernannt, welche die Braut kaufen und wieder verkaufen müssen. Der Priester (Maum) fragt den einen, ob er sie um so und so viel kaufen wolle, und den andern, ob er damit zufrieden sey. Bey der Bejahung giebt er ihre Hände zusammen, die bestimmte Summe wird ausgezahlt, der Handel geschlossen, und die Ceremonie endiget sich mit einem Gebete aus dem Alkoran. Von diesem Augenblicke an steht dem Bräutigam frey, die Braut zu sich zu nehmen; er giebt aber allezeit der Familie durch einen vorher abgeschickten Bothen Nachricht davon. Sie wird alsdann von beyderseits Aeltern geführt, und in die für sie bestimmten Zimmer gebracht. Die Zimmer sind getheilt, und Manns- und Frauenspersonen machen sich, von einander abgesondert, bis auf den Abend lustig. Alsdann kleiden die Mannspersonen den Bräutigam aus, melden es dem

Frau-

Frauenzimmer, und man läßt ihn in den Hof vor ihre Zimmer kommen. Daselbst empfangen ihn die nächsten Verwandten unten an der Treppe, tanzen und singen vor ihm her, und die Braut kommt ihm auf den halben Weg entgegen, läßt sich aber noch nicht ganz sehen. Ein rother Flor bedeckt sie von oben bis unten und oft hat sie noch vor dem Gesichte ein auf verschiedene Art ausgeschnittenes goldenes Blatt, welches Stirn und Wangen verbirgt. Der Bräutigam führt sie die Treppe wieder hinauf, und bleibt endlich mit ihr allein.

Den Türken erlaubt ihr Gesetz, 4 Eheweiber und eben so viel Kebsweiber zu haben; weil sie aber erstere kaufen müssen, so nehmen sie selten mehr als 2, hingegen ist die Anzahl der andern öfters zehnmal größer, als es das Gesetz des Propheten erlaubt. Ein Mann kann sich von seiner Frau scheiden, wenn er will, ohne eine Ursache anzugeben; er kann auch seine Sclavinnen verkaufen, wenn sie keine Kinder zeugen. Uebrigens ist das Schicksal aller türkischen Weiber eine wahre Sclaverey.

Bey der Heurath der Christen in Aleppo findet sich eine Aehnlichkeit mit der Heurath der Türken. Sie haben nicht das geringste bey der Wahl, die man für sie anstellt, zu sagen; diese wird schon in ihrer Kindheit von ihren Aeltern getroffen. Wenn die Zeit der Heurath heran nahet, werden die Aeltern des Bräutigams vom Vater der Braut zu Gaste geladen, und der Hochzeittag wird festgesetzt. Den Abend vor der Hochzeit findet sich eben die Gesellschaft wieder bey der Braut zum Abendessen ein, worauf die Aeltern des Bräutigams wieder zu ihrem Sohne nach Hause gehen. Bisher hat sich der Bräutigam noch nicht sehen lassen, ungeachtet man, ihn überall zu suchen, sich stellet; denn die Sitte erfordert, sich zu verbergen. Endlich aber führt man ihn in seinen schlechtesten Kleidern hervor, und zieht ihm, nach einigen eben so wunderbaren Ceremonien, das Hochzeitkleid an. Ungefähr um Mit-

ter-

ternacht gehen seine Verwandte mit Musick, und jeder mit einem Paket in der Hand, wieder in das Haus der Braut. Zum Schein verwehret man ihnen den Eingang, und es entsteht eine Art von Kampf, wobey diese schon wissen, daß der Sieg auf ihrer Seite bleibt. Die Braut wird alsdann von zwey ihrer Schwestern, oder andern nächsten Verwandten, in das Haus des Bräutigams geführt, wo sie nicht reden darf, man sage ihr auch, was man wolle; sie muß aber jedermann grüßen, und es sitzt eine Frau bey ihr, welche ihr die Ankunft und Würde eines Jeden anzeigt. Zuweilen ist der Bischof bey der Ceremonie, die im Grunde von den europäischen Gebräuchen wenig unterschieden ist. Der Bischof speiset alsdann zu Mittage mit. Wenn er weggegangen ist, fangen die Lustbarkeiten an, und hören nicht eher als nach dem Mittagessen auf; die junge Frau aber muß noch einen ganzen Monat schweigen. Diese Zeit über darf sie nur allein mit ihrem Manne sprechen, und auch dieses legen ihr die alten Matronen übel aus.

Die Maroniten verstatten ihren Weibern, mit ihnen zu essen, ja so gar sich vor Fremden sehen zu lassen, da hingegen die andern Christen nicht so gefällig sind. Ihre Weiber werden nicht viel besser angesehen, als das Gesinde, sie müssen ihnen bey Tische aufwarten, sie dürfen sich nicht setzen, und dürfen niemals Mannspersonen bey sich sehen, außer ihre Verwandten, den Arzt und den Geistlichen.

Bey den Beduinen, einer Nation in dem wüsten Arabien, werden die Heurathen so geheimnißvoll tractiert, wie in Spanien, oder in Italien, ein galantes Liebesverständniß. Wenn ein junger Mensch Neigung zu einem Mädchen hat, sie bestehe nun bloß in seiner Einbildung, (denn die Araber haben nicht den geringsten Umgang mit andern Weibern oder Töchtern,) oder weil er von ihnen hat reden hören; so ist seine erste

ste Bemühung, daß er die Person, die er haben will, zu sehen bekomme. Dieses erhält er zuweilen vom Vater selbst, der ihn in seinem Zelte versteckt, oder von der Tochter, die, wenn sie die Absichten ihres Liebhabers merkt, sich aber einbildet hübsch zu seyn, ihren Schleyer als von ungefähr fallen und sich einige Augenblicke sehen läßt. Alsdann hält der junge Mensch durch einen seiner Verwandten um sie an, und man wird um den Preis einig, den der Schwiegersohn dem Schwiegervater an Schafen, Kamelen oder Pferden geben soll; denn um Geld wird niemals gehandelt. Der Preis ist aber allzeit nach den Verdiensten und Eigenschaften des Mädchens, nach dem Ansehen der Familie und nach dem Vermögen dessen, der sich meldet, eingerichtet. Wenn beyde Theile einig sind, wird der Contract von demjenigen, der bey den Arabern den Cadi oder Richter vorstellt, oder, in dessen Abwesenheit, von dem Secretär des Emir aufgesetzt. Der Cadi schreibt den Namen der Zeugen unten an den Contract, und weiter sind keine Formalitäten nöthig. Arme Personen, welche die Kosten des Contractes nicht bezahlen können, nehmen nur Zeugen, versprechen sich mündlich, und erlegen sogleich das Geld, um welches sie einig geworden sind. Wenn der Contract geschlossen ist, führen die Weiber die Braut in das Bad, waschen sie, salben ihr die Haare, ziehen ihr die besten Kleider an, und putzen sie nach ihrem Stande und Vermögen. Hernach wird sie auf ein Pferd oder Kamel gesetzt, welches mit Decken, Blumen und Zweigen geschmückt ist, und man bringt sie mit Musik in das Zelt, wo die Hochzeit gefeyert werden soll. Die Mannspersonen begleiten ihrer Seits den Bräutigam ebenfalls in das Bad, ziehen ihn auf das beste an, und führen ihn zu Pferde in Ceremonie wieder zurück. Nach der Mahlzeit machen sich die Mannspersonen lustig, doch mit vieler Mäßigung; das Frauenzimmer

hingegen tanzt, singt, spielt auf kleinen Trommeln, und macht der Braut, wegen ihrer Schönheit und Verdienste, tausend Lobeserhebungen. Sie bringen sie hernach in das zu Vollziehung der Heurath bestimmte Zelt, und die Gäste beten insgesamt, daß Gott die Eheleute vor den Augen des Neides, d. h. vor Bezauberung und andern Künsten, welche böse Leute, ihrer Verbindung wegen, an ihnen ausüben möchten, bewahren wolle. Wenn der Abend heran gekommen ist, wird die Braut zu ihrem Manne gebracht, der sie in einem besondern Zelte allein, und sitzend, erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Compliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher bewegt, als bis die Braut vor ihm nieder kniet, da er ihr dann ein Stück Gold oder Silber auf die Stirn legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreymal wiederholt, und bey jedemmale verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bey dem drittenmale, da die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Man läßt sie dort etwa eine Viertelstunde allein; hernach waschen sie sich beyderseits mit kaltem Wasser, und ziehen sich anders an. Die junge Frau begiebt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der Ehrlichkeit seiner Gattin. Jedermann wünscht ihm Glück dazu, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag, da sich dann jeder weg begiebt, und die jungen Eheleute ihre Haushaltung anfangen. Unter allen Verwandten ist der Braut Vater der einzige, welcher sich nicht bey der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, seine Ehre erfodere, daß er unterdessen, da seine Toch-

ter

ter im Begriff ist, eine Frau zu werden, sich zu Hause begebe.

In gewissen Stämmen der Araber beobachtet man noch eine andere seltsame Gewohnheit. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche eben so bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut denselben Tag haben will. Der Streit wird mehrentheils so ernsthaft, daß der Bräutigam nicht leicht ohne Wunden davon kömmt, ja öfters hernach das Bette hüten muß.

In Bantam, auf der Insel Java, besteht das Heurathsgut einer Frau, wenigstens bey Vornehmen, in einer Summe Geldes und in einer gewissen Anzahl Sclaven, beyderley Geschlechts. Am Hochzeittage schmücken sich beyde Verlobte, ihre Anverwandten und Sclaven aufs beste. An beyde Häuser wird eine große Menge Wurfspieße mit Troddeln von weißer und rother Baumwolle angelehnt. Man feuert auch einige Steinstücke los. Nachmittag führt man dem Bräutigam ein Pferd mit kostbarem Reitzeuge vor, worauf er bis Abends in der ganzen Stadt herum reitet. Unterdessen machen seine Sclaven ihre Aufwartung bey der neuen Gebieterin, und beschenken sie; hernach bringen sie ihr das Heurathsgut, welches mit allerley Zierrathen ausgeputzt ist. Sobald der Bräutigam wieder nach Hause kömmt, geht man zur Tafel. Sämtliche Anverwandte speisen mit, und alsdann führen sie das neue Paar unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach.

Die Bonjanen, im Reiche des Großsultans verloben ihre Kinder gemeiniglich im 4ten oder 5ten Jahre, und verheurathen sie dann im 10ten oder 12ten. Die Hochzeitgebräuche sind nach den verschiedenen Gegen-

genden unterschieden; indessen ist es ein allgemeiner Gebrauch, daß man die Töchter nicht anders, als für eine gewisse Summe Geldes oder für ein Geschenk denjenigen überläßt, die um sie anhalten. In den reichsten Familien geschieht es sehr selten, daß ein Mädchen eine andere Mitgabe, als ihre Kleider und Hausgeräth, mit sich bringt. Bekömmt sie keine Kinder, so kann der Mann eine zwote, ja auch eine dritte Frau nehmen. Eine Wittwe hingegen darf nie wieder heurathen, wenn auch der Mann vor Vollziehung der Ehe gestorben wäre; sie muß es sich aber gefallen lassen, daß man ihr alles Geschmeide abnimmt, und die Haare abschneidet. Man zwingt sie nicht, sich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen zu lassen, wie die Weiber gewisser Braminen thun; aber es hält sie auch Niemand ab, wenn sie es thun will. Wenn sie sich nicht entschließen kann, ihre übrige Lebenszeit im ehelosen Stande zuzubringen, wird sie eine öffentliche Tänzerin. An dem Hochzeittage setzen sich beyde Familien, nachdem sie mit vieler Pracht durch die vornehmsten Straßen der Stadt gezogen sind, auf Matten bey einem großen Feuer nieder, um welches das Brautpaar zwey oder dreymal herum gehen muß. Ein Bramine spricht etliche Worte über sie aus; und an manchen Orten geben Bräutigam und Braut, zum Unterpfande ihrer Verbindung, einander eine Cocosnuß, da unterdessen der Bramine einige Gebete aus einem Buche vorlieset.

In dem Königreiche Candy, haben die Ehegesetze wenig Kraft. Die Eheleute bleiben nicht länger, beysammen, als es ihnen beyderseits gefällt. Der Mann kann sich von seiner Frau scheiden, wenn er ihr den Brautschatz, welcher nur in etlichen Geschenken besteht, wieder heraus giebt. Jedoch ist die Frau nicht eher wieder völlig frey, als bis der Mann eine neue Verbindung getroffen hat. Männs- und

Weibs-

Weibspersonen verheurathen sich wohl vier bis fünfmal, ehe sie sich recht fest verbinden. Selten hat ein Mann mehr als eine Frau, aber eine Frau hat zuweilen zween Männer; denn der Gebrauch erlaubt, daß zween Brüder nur eine Frau mit einander haben, und die Kinder, die in dieser Ehe geboren werden, geben alsdann allen beyden das Vaterrecht. Die Untreue verursachet hier wenig Aergerniß, wenn eine Frau nur keine andere Liebhaber, als von gleichem, oder von noch höherm Stande hat, als der ihrige ist.

Die Chineser, eine in vieler Absicht sehr merkwürdige Nation, haben, so wie die übrigen morgenländischen Völker, mehr als eine Art der ehelichen Verbindung. Die eine ist unzertrennlich, und mit allen Vorrechten einer rechtmäßigen Ehe verknüpt; die andere aber wird nur geduldet, ist in der That nichts anders als ein Concubinat, und kann zu jeder Zeit aufgehoben werden.

Die erste Art wird mit vielen Feyerlichkeiten angefangen, und in Ansehung der Art und Weise, wie sie besteht, durch besondere Landesgesetze und Gewohnheiten bestimmt. Die Aeltern verloben ihre Kinder in der zartesten Jugend, und die Einwilligung der letztern ist gar nicht dabey nothwendig. Jene unterlassen aber nie, bey dieser Verbindung auf die Gleichheit des Alters, des Standes und des Vermögens Rücksicht zu nehmen. Die Schönheit allein wird nicht sehr in Betrachtung gezogen, sondern nur für eine wesentliche Eigenschaft der Beyschläferinnen gehalten. Trifft es sich, daß der Vater der Verlobten vor ihrer Zeit stirbt, oder ist ein Theil so unglücklich, vor Vollziehung der Ehe sein sämtliches Vermögen zu verlieren, so bleibt doch die Verpflichtung in ihrer Kraft, und kein Chineser würde sich einfallen lassen, das einmal gegebene Wort zurück zu nehmen. Er übt hier eine Tuzend aus, die man in unsern gesitteten Staaten für eine

Thorheit halten würde, wenn unsere Gesetze nicht mit aller Strenge einen Zwang im Weigerungsfalle drohe-ten, welcher in China auch sogleich Statt findet, wenn ein Sohn sich so weit vergäße, daß er den Verbind-lichkeiten, die ihm seine Aeltern bey der Verbindung auferlegt haben, sich entziehen wollte.

Die Gesetze des chinesischen Reiches bestimmen ge-wisse Grade, nach welchen die Heurath unter Anver-wandten entweder erlaubt oder verboten sind. Inson-derheit werden die Verbindungen mit den Anverwand-ten des Vaters nicht geduldet, in welchem Grade sie auch seyn mögen; auch ist sogar nicht erlaubt, einen Namensverwandten zu heurathen. Verbindungen mit den Blutsfreunden der Mutter, werden als rechtmäßig verstattet.

Nach den Berichten einiger Geschichtschreiber sollen Leute von geringerm Stande, ihre Frauen kaufen müs-sen; andere aber widersprechen diesem Umstande. Sie geben zwar zu, daß der Bräutigam dem Vater der Braut eine ansehnliche Summe Geldes zahlen müsse, allein sie sagen, daß derselbe dieses zur Anschaffung ei-nes Ehrenkleides für seine Tochter und anderer zum Schmucke gehörigen Sachen bekomme. Indessen ge-schieht es häufig, daß der Schwiegervater von dieser Summe einen guten Theil in seinen eigenen Nutzen ver-wendet. Personen von Stande und Ansehen geben al-lemal einen Brautschatz, welcher der Größe ihres Ver-mögens gemäß ist. Unbewegliche Güter sind nicht leicht hierunter mit begriffen, es müßte denn der Schwie-gervater sehr reich seyn, keinen männlichen Erben ha-ben, oder der Verlobte seiner Tochter in großem Anse-hen stehen. Uebrigens bekömmt diese von ihrem Va-ter noch einige Mädchen zur Aufwartung.

Zu den vor dem Hochzeitage vorhergehenden Fey-erlichkeiten gehört vornämlich, daß der Bräutigam seiner Braut einige Speisen, Weine und Früchte über-

reiche

reiche. Der Hochzeittag wird mit besondern Ceremonien durch den Rath der Sternseher festgesetzt, und der Bräutigam macht seiner Geliebten hierauf allerhand Geschenke an Gold und Edelsteinen. Den Tag vor Ankunft der Braut in dem Hause ihres Bräutigams, werden alle ihre Mobilien und Hausgeräth durch besonders dazu bestimmte Leute öffentlich über die Straße in die Wohnung des Bräutigams gebracht. Dieser Zug nimmt öfters eine ganze Straße ein. So viel Aufsehens er aber auch öfters macht, so gewiß ist es, daß er nicht selten auf Unkosten des Bräutigams so beträchtlich ist, indem dieser Hausrath von den Geschenken desselben angeschafft wird. Er besteht mehrentheils aus Stühlen, Bänken, Sänften und Sonnenschirmen. Ueberdieß muß die Braut ein Pferd mit Sattel und Zaum mitbringen. Der Verlobte holt, in Gesellschaft seiner Aeltern und Freunde, die Braut aus des Vaters Behausung ab. In einer dazu besonders bereiteten und prächtig ausgeschmückten Sänfte wird sie in das Haus desselben getragen. Ihre Verwandten und Freunde begleiten sie, und dieser Zug geschieht in einer feyerlichen Ordnung. In einigen mehr mittagwärts gelegenen Provinzen sendet der Bräutigam die zu Abholung der Braut bestimmte Sänfte nur allein ab. Nachdem die Braut von den Ihrigen Abschied genommen hat, wird die Sänfte verschlossen, und der Schlüssel entweder der Mutter des Bräutigams zugesandt, oder dem nächsten Verwandten, oder einem treuen Bedienten anvertraut, der denselben Niemanden, als dem Bräutigam, welcher in kostbarer Kleidung an seiner Thüre wartet, um seine Braut zu empfangen, aushändigen darf. So bald dieselbe angelangt ist, nimmt er den Schlüssel von seiner Mutter, oder dem Bedienten, öffnet die Sänfte, und urtheilt alsdann, wenn er sie vorher nie gesehen hat, ob er mit ihr glücklich oder unglücklich seyn werde. Fig. 1326. Manche sind mit

ihrem Loose nicht zufrieden, schließen die Sänfte sogleich wieder zu, schicken das Mädchen wieder zurück, und wollen lieber ihr Geld einbüßen, als sie zur Frau haben. Weil man aber gemeiniglich große Vorsicht hiebey gebraucht, so geschieht solches sehr selten. Wenn die Braut aus der Sänfte gestiegen ist, begiebt sich das junge Paar in einen Götzentempel, in welchem die Bildnisse ihrer Vorältern stehen. Hier machen sie vier Verbeugungen gegen den Tyen, und hernach thut die Braut dergleichen gegen die Anverwandten des Bräutigams. Alsdann gehen sie wieder zu ihren Aeltern zurück, welche sie in einem großen Saal sitzend erwarten. Hierauf begiebt sich die Braut zu dem Frauenzimmer, welches zu dem Feste mit eingeladen ist, und sie bringt mit demselben den ganzen Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Der Bräutigam bewirthet unterdessen seine Freunde in einem andern Zimmer. Endlich wird die Braut von ihrer Schwiegermutter in das für sie und ihren Bräutigam bestimmte Zimmer geführt. Dieses Zimmer ist gewissermaßen heilig. Keiner Mannsperson wird der Zugang zu demselben verstattet. Weder der Schwiegervater noch des Bräutigams Brüder dürfen in dasselbe kommen. Sogar, sagt Harper, der Vater würde, wenn er seinen Sohn über ein Vergehen strafen wollte, ihn nicht weiter verfolgen dürfen, wenn dieser erst das Zimmer seiner Frau erreicht hätte. Nach Verlauf eines Monats reiset die junge Frau wieder auf eine Zeitlang zu ihrem Vater zurück, welche Reise die Wiederkehrung zur Ruhe genannt wird.

Das Concubinat, als die zwote Art der ehelichen Verbindung in den chinesischen Staaten, ist nur eigentlich bey schon verheuratheten Personen in so fern, als keine Kinder da sind, erlaubt. Die Reichen achten aber wenig auf diese Einschränkung, und halten sich Beyschläferinnen nach ihrem Gefallen. Man kauft dergleichen

gleichen Personen für einen gewissen Preis, welcher hoch oder niedrig ist, nachdem das Frauenzimmer schön, wohl erzogen, in der Musik und andern weiblichen Künsten geschickt ist, oder nicht. Diese Nebenweiber speisen in besondern Zimmern, stehen unter der Botmäßigkeit der rechten Frauen, und müssen diesen auf gewisse Art, als Mägde, Dienste thun. Sie werden, nach ihrem Tode, von ihren Kindern nicht so, wie die Ehefrauen, betrauert. Jene sind zu keinem Gehorsam gegen sie verpflichtet, sie hören von denselben nie den süßen Namen Mutter, und nach dem Tode des Ehemannes bleiben sie nicht in dem Hause des Verstorbenen.

Als das chinesische Reich noch von mehrern fürstlichen Familien beherrscht wurde, verheuratheten diese sich unter einander. Nachdem es aber in die Gewalt eines einzigen fiel, den sie Kaiser nennen, ward ein Grundgesetz bestimmt, vermöge dessen dieser sich nie mit auswärtigen Prinzessinnen vermählen darf, sondern er muß seine Gemahlin aus der Zahl seiner Unterthanen wählen. Die Schönheit bestimmt allein die Wahl desselben. Er sieht hiebey nicht auf den Stand und das Vermögen. Die Tochter eines Handwerksmannes hat eben so viel Recht zu dieser Würde, als die vornehmste Dame. Man sagt, daß, da die Tochter eines Mäurers auf diese Weise einst zur kaiserlichen Würde gelangte, sie, ihres vorigen Standes eingedenk, beständig eine Kelle bey sich geführt habe, wodurch sie ihren Sohn, wenn er sich widerspenstig bezeigte, zum Gehorsam gebracht haben soll. Diejenige Person zu finden, welche man für den Kaiser als Gemahlin sich zu schicken glaubt, erfodert sehr viel Mühe. Sie muß jung, schön, und vollkommen gesund seyn. Man durchsucht in dieser Absicht öfters das ganze Reich. Hat man das Glück, ein Mädchen anzutreffen, welches dieser Ehre würdig zu seyn scheint, so muß es sich der-

strengsten Besichtigung unterwerfen, welche zwo dazu bestimmte Frauen mit aller nur möglichen Sorgfalt verrichten. Die Entdeckung des geringsten Fehlers zieht sogleich ihre Verabschiedung nach sich; findet man sie aber untadelhaft, so wird sie unter einer großen Begleitung nach Hofe gebracht, und dem Kaiser vorgestellt. Hierauf wird sie einigen Frauenzimmern übergeben, welche sie in allen Geschicklichkeiten, die man von einer Dame dieses erhabenen Ranges fodert, unterweisen. Die chinesischen Geschichtbücher versichern, daß einige dieser Kaiserinnen ihren Posten sehr würdig bekleidet, und sich durch edle und erhabene Handlungen die Liebe und Achtung des ganzen Volkes zu erwerben gewußt hätten.

Auf eben die Weise verheurathet man auch die kaiserlichen Prinzen; nur mit wenigern Umständen. Mit der Vermählung der Prinzessinnen hat es folgende Bewandtniß. Zwölf der schönsten und munterstenJünglinge von 17 bis 18 Jahren, werden in einem Saal des kaiserlichen Pallastes versammelt. Die Prinzessin, im Verborgenen, wählt unter dieser Anzahl zween, welche sie ihrem Vater vorstellt, und aus diesen nimmt er seinen Schwiegersohn. Die übrigen beschenkt der Kaiser mit dem Adel. Die Gemahle der Prinzessinnen werden nunmehr durch Mandarins in allen Wissenschaften und in der Lebensart bey Hofe unterrichtet, und sind übrigens die geplagtesten Creaturen. Ob gleich die Pflicht derselben, ihre Gemahlin alle Tage viermal zu besuchen, und vor ihr die Kniee zu beugen, sogleich, als diese in das Wochenbett kommen, aufhört, so bleiben doch noch Pflichten genug übrig, welche einem solchen Manne die Ehre, des Kaisers Schwiegersohn zu seyn, gar sehr verbittern.

Der Kaiser hat nur eine rechtmäßige Gemahlin, welche den Titel einer Kaiserin führt. Unter den übrigen Frauenzimmern, welche unter seinen Befehlen

stehen,

stehen, werden sechs Königinnen genannt, und stehen in großem Ansehen. Die Anzahl seiner Concubinen beläuft sich auf 3000. Sie bestehen aus Schönheiten, die man aus allen Gegenden des Reiches zusammengebracht hat.

Im Königreiche Corea dürfen Anverwandte einander bis ins vierte Glied nicht heurathen. Die Verlobungen geschehen schon im 8ten oder 9ten Jahre; und das Mädchen, wenn es nicht die einzige Tochter ist, wohnt, von der Zeit an, in dem Hause des Schwiegervaters, bis die beyden Verlobten, sich ihren Unterhalt zu verschaffen, oder ihrem Hauswesen vorzustehen, gelernt haben. Die Mannsperson setzt sich an dem Tage der Verehelichung zu Pferde, und hat ihre Freunde zur Begleitung bey sich. Sie reitet um die Stadt herum, und bleibt vor der Thüre der Braut halten. Hier wird er von den Anverwandten der Braut empfangen, und diese führen sie in sein Haus, wo die Ehe ohne weitere Umstände vollzogen wird.

Auf der Insel Formosa geschehen die Heurathen ohne alle kirchliche Gebräuche, und mit einer besondern Ehrlichkeit. Wenn ein junger Mensch ein Mädchen nach seinem Geschmack findet, begiebt er sich, einige Tage lang, mit musikalischen Instrumenten vor ihre Hausthür. Läßt sich das Mädchen seine Aufwartung gefallen, so zeigt sie sich ihm, und die Bedingungen werden unter einander verabredet. Das Hochzeitfest wird in dem Hause der Braut gefeyert, und der junge Ehemann schlägt darin seine Wohnung auf, welches der Schwiegervater keinesweges als eine Last, sondern als eine Glückseligkeit für seine Familie ansieht. Man wünscht sich daher auch lieber Töchter als Söhne, weil man durch die erstern Schwiegersöhne bekömmt, welche in der Folge die Stützen der Häuser ausmachen. Ungeachtet die Weibsbilder sehr jung heurathen, so ist es doch nicht eher, als nach ihrem 36sten Jahre, in

die

die Wochen zu kommen erlaubt. Wenn sie vor diesem Alter schwanger werden, treiben die Priesterinnen ihnen die Frucht ab, indem sie dieselben mit Füßen treten. Nicht nur für eine Schande, sondern sogar für ein Verbrechen wird es angesehen, ein Kind vor gedachter Zeit zur Welt zu bringen; und es giebt Weiber, die schon zum zehntenmal schwanger geworden, ehe sie es wagen dürfen, Mutter zu werden.

Von den Gebers, s. weiter unten, bey den Persern.

Die Heurathsgebräuche in Golconda sind von den indianischen in Indostan, deren weiter unten Erwähnung geschehen wird, wenig unterschieden. Nachdem man die Braut und den Bräutigam in einem Palanquin durch die vornehmsten Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt getragen hat, breitet ein Bramine ein Tuch aus, und läßt den Bräutigam das bloße Bein darunter stecken, welcher damit den nackten Fuß seiner Braut berührt. Es ist nichts selt es, daß die Mädchen vor dem 10ten Jahre schon Mutter werden. Eine Wittwe darf niemals wieder heurathen; sie kehrt in das Haus ihres Vaters zurück, und bleibt daselbst eingeschlossen. Man belegt sie mit der schwersten Arbeit, und sie ist aller Arten der Lustbarkeiten, der Freude und des Schmuckes beraubt. Die meisten laufen davon, um sich von dieser Sclaverey zu befreyen. Sie müssen zwar das Land verlassen, weil sie sonst der Rache ihrer Anverwandten nicht entgehen können, und das Gift würde die geringste Strafe seyn, die man ihnen zuerkennt. Die Gesetze verstatten ihnen nicht mehr, wie sonst, sich mit dem Körper ihrer Männer verbrennen zu lassen.

In dem Königreiche Japan, kömmt man ganz früh, und holt die Verlobten, jedes in einem mit 4 Ochsen bespannten Wagen, und führt sie mit Musik heraus vor die Stadt, nach dem Hügel, wo die Ceremonie vor sich gehen soll. Beyde werden durch verschie-

schiedene Wege dahin gebracht. Dem Wagen des Bräutigams folgen verschiedene andere, die mit den Kleidern, und dem Geräthe der Braut beladen sind. So bald die Braut an dem Hügel angekommen ist, steigt sie aus dem Wagen; der Bräutigam macht es eben so, und sie gehen, jedes auf seiner Seite, den Berg hinauf, die Verwandten aber, die Musik und die übrigen Zuschauer folgen ihnen auf einem andern Wege. Wenn man oben auf dem Hügel angekommen ist, stellen sich die Verwandten hinter die Braut, und die Musikanten hinter den Bräutigam. Die erstern sind zwey und zwey unter einem Sonnenschirme, den die Bedienten halten; die Musikanten aber nehmen auf der andern Seite, ohne Ordnung, Platz. Einige setzen sich, und spielen auf allerhand Instrumenten; andere stehen, und schlagen auf messingene Kugeln, die an zwey Stücken Holz mit Ketten hängen; etliche aber tanzen nach dieser seltsamen Musik. Die Heurathsceremonie selbst, oder die Trauung, geschieht in einem Zelte, welches oben auf dem Hügel aufgeschlagen ist. Die Form desselben ist achteckig. Ueber demselben stehen Pyramiden, welche die Bedeckung davon ausmachen. Von außen ist das Zelt mit, in Oehl getränktem, Papier überzogen, und inwendig mit reichen Stoffen behängt. Mitten im Zelte steht ein schön aufgeputzter Altar, mit einem ungestalteten Götzenbilde, welches den Gott der Ehe vorstellen soll. Er hat einen Hundskopf, um anzuzeigen, daß Treue und Wachsamkeit im Ehestande gleich nothwendig seyen; seine Arme stehen offen, und in den Händen hält er einen messingenen Draht, die Festigkeit der ehelichen Verbindung anzudeuten. Vor dem Altar steht ein Priester, an beyden Seiten das Brautpaar, die Braut zur Rechten, und der Bräutigam zur Linken. Jedes hält, wie sonst die Römer und Griechen, eine Hochzeitfackel in der Hand. Unterdessen, da der Priester etliche Gebete

her-

hermurmelt, steckt die Braut ihre Fackel an einer Lampe an, und hernach der Bräutigam die seinige an der Fackel der Braut. Alle Umstehende machen hierauf ein großes Freudengeschrey, wünschen dem Brautpaar alles Glück, und der Priester füget seinen Segen bey. Fig. 1327.

Indem diese Ceremonien auf dem Hügel vor sich gehen, beschäftigt sich ein Theil der Hochzeitgäste, die unten geblieben sind, mit andern durch die Gewohnheit geheiligten Gebräuchen. Einige werfen die ehemaligen Puppen und das andere gewesene Spielzeug der Braut ins Feuer; andere nehmen ein Spinnrad und einen Rocken in die Hände, womit sie mancherley Wendungen machen. Nach diesen Ceremonien führt man die Braut wieder zurück, und bringt sie, unter dem Zurufe des Volkes, in des Bräutigams Wohnung. Junge Leute, welche mit Blumenkränzen geziert sind, pflanzen Fahnen auf den Gipfel des Hauses, und streuen Blumen in alle Zimmer.

Man pflegt in Japan von der Frau kein Heurathsgut zu verlangen, damit sie nicht Gelegenheit nehmen möge, stolz und herrschsüchtig zu werden. Es ist sogar eingeführt, daß man den Schwiegeraltern eine Summe Geldes bezahlt, welche die Tochter, als eine Erkenntlichkeit für die Mühe ihrer Erziehung, selbst überbringt. Je mehr Töchter also ein Vater hat, desto glücklicher schätzt er sich. Die Japaner verheurathen sich ohne Bedenken mit ihren nächsten Verwandtinnen, ausgenommen im ersten Grade. Die Mädchen werden schon im 12ten Jahre, auch wohl noch früher, verheurathet. Bey der Wahl eines Mannes wird ihre Neigung nicht leicht zu Rathe gezogen. Man nimmt einander, ohne vorher bekannt gewesen zu seyn, und nur die Aeltern stiften diese Bündnisse, wie sie ihnen am zuträglichsten scheinen. Dieser blinde Contract ist aber mit keinem Zwange verknüpft, weil beyde

Ehe-

Eheleute die Freyheit haben, sich um ganz leichter Ursachen willen zu trennen; und daher wird auch der Ehebruch mit dem Tode bestraft. Sonst ist hier auch der unmenschliche Gebrauch eingeführt, die Kinder zu ersäufen oder zu ersticken, wenn man kein Vermögen oder keine Lust hat, sie zu ernähren.

Auf der Insel Java bestimmen das Vermögen und die Willkuhr der Privatpersonen die Anzahl der Eheweiber und Concubinen. Weil aber, nach den Gesetzen, jeder Ehefrau 10 Sclaven zu ihrer Bedienung gehalten werden müssen, so ist die Vielweiberey mehrentheils nur unter reichen Leuten eingeführt. Die Kebsweiber dürfen bey ihren Herren ohne Bewilligung der rechtmäßigen Frau nicht schlafen; diese aber können es ihnen nicht abschlagen, ohne sich der Verachtung und dem Unwillen ihres Mannes auszusetzen. Die Kebsweiber sind die Sclavinnen der Eheweiber, und folgen ihnen, wenn sie ausgehen. Ihre Kinder werden als freye geboren, und der Vater kann sie nicht verkaufen. Man sieht sie als der rechtmäßigen Frau zugehörig an; öfters aber geschieht es, daß diese Stiefmütter sie mit Gift aus dem Wege räumen. Man verheurethet hier die Töchter sehr zeitig, weil das warme Klima sie schon im 9ten oder 10ten Jahre mannbar macht. Vermöge eines Landesgesetzes erbet der König nicht allein die Güter, sondern auch die Weiber, Kinder und Bedienten derjenigen, die nach ihrem Tode unmündige Kinder hinterlassen, und diese Weiber und Kinder werden seine Sclaven. Die Mitgabe einer Tochter, wenn sie auch von vornehmem Stande ist, beträgt nicht über 24 bis 30 Thaler unsers Geldes. Hiezu kommen noch etliche Sclaven beyderley Geschlechts. Die Heurathsgebräuche sind, bis auf etliche Umstände, eben dieselben, welche auf der Insel Golconda beobachtet werden. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß, wenn hier das Jawort gegeben ist,

der Bräutigam einigemal Blumen auf das Haupt seiner Braut wirft, die ihrer Seits mit dem Bräutigam eben so verfährt. Alsdann nimmt er sie in die Arme, giebt ihr einen Kuß, und bietet ihr eine Schale Milch an, wovon jedes vier Schlucke thut. Ferner läßt der Bräutigam Betel in seinem Munde zergehen, den er seiner Braut giebt, welche ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erscheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält sie viermal an das Gesicht des jungen Paares, und ertheilt ihnen den Segen. Hierauf knüpfet sie den Zipfel der Weste ihres Sohnes an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beyde in die Kammer, und läßt sie allein.

In Indostan läßt man das Brautpaar sich einander gegenüber setzen, und sich die Hände geben. Ein Bramine bedeckt ihnen das Haupt mit Palmblättern und einem Schleyer, sagt einige Gebete über sie her, und versiegelt ihre Vereinigung dadurch, daß er ein wohlriechendes Wasser auf sie gießt, womit auch aller Anwesenden Kleider gesalbet werden. Fig. 1328.

In Macassar, der Haupt- und Handelsstadt auf der Insel Celebes, führt man das Brautpaar in eine sehr dunkle Kammer, worin nur eine kleine Lampe in einem Winkel brennt. Man läßt sie daselbst 3 Tage und 3 Nächte allein, ohne daß sie heraus, oder andere hinein gehen dürfen. An der Thüre steht eine alte Frau, welche ihnen dasjenige, was sie nöthig haben, reichen muß. Diese Einsamkeit wird so strenge beobachtet, daß, um ihnen allen Vorwand zu benehmen, hinaus zu gehen, in der Kammer selbst ein zu der natürlichen Nothdurft bestimmtes Kabinetchen ist. Die 3 Tage, die sie mit einander zubringen, werden von den Anverwandten und Freunden mit Schmausen und Lustbarkeiten zugebracht. Am Morgen des vierten Tages nimmt der neue Ehemann von den Anverwandten seiner Frau Abschied, um das Haus, welches er bewoh-

nen

nen soll, zu beziehen. Ehe er aber noch aus der dunkeln Kammer geht, bringt ein Diener mit Tagesanbruche eine Stange Eisen, worauf einige geheimnißvolle Characteere stehen, und einen Eimer mit frischem Wasser hinein. Der älteste von der Gesellschaft kömmt gleich hinter ihm nach, nähert sich dem Bette, heißt die neuen Eheleute aufstehen, und beyde mit bloßen Füßen auf die Stange Eisen treten. Alsdann gießt er ihnen den ganzen Eimer Wasser über den Leib, und sagt einige Gebete dabey her. Sodann gehen die Bedienten hinein, um ihre Herrschaft abzutrocknen, und ankleiden zu helfen. Den andern Tag verehrt der Mann seiner Frau eine kleine goldene Kette, um sich zu erinnern, daß sie von nun an seine erste Sclavinn sey.

In Mingrelien, welches vor Alters Colchis hieß, sind bey den Heurathen des Adels, folgende Ceremonien gebräuchlich. So bald Jemand mit seinem künftigen Schwiegervater wegen des Preises, den dieser auf seine Tochter setzt, einig geworden ist, verkauft er etliche seiner Unterthanen, um das an der Summe etwa noch Mangelnde zu erhalten. Unterdessen steht ihm frey, seine Geliebte zuweilen zu besuchen, und mehrentheils wird die Heurath vor der Trauung vollzogen. Vorher werden auch allerley Feste angestellt, die viele Tage und Nächte dauern. Bey der Trauung in der Kirche, ist den Weibern der Zutritt nicht vergönnt, außer der Landesfürstin. Außer dem Priester, der die Trauung verrichtet, ist noch ein Zeuge gegenwärtig, der unterdessen, daß der Priester gewisse Gebete lieset, die Kleider des Brautpaares zusammen näht; alsdann nimmt er zwey, entweder von natürlichen Blumen oder von Seide gemachte, Kronen, und setzt sie ihnen wechselsweise auf, fährt auch damit so lange fort, als der Priester gewisse Formeln hersaget. Wenn diese geendigt sind, nimmt der Zeuge Brod, bricht es in

etliche Stücke, giebt das erste dem Bräutigem in den Mund, das andere der Braut, wiederholt solches dreymal, und ißt das siebente Stück selbst. Nachher giebt er einem nach dem andern dreymal Wein aus eben demselben Becher zu trinken; und was übrig bleibt, trinkt er. Uebrigens halten die Mingrelier die Ehe für kein Sacrament. Sie kaufen ihre Weiber, und es ist durchgehend bey ihnen eingeführt, deren etliche zu heurathen. Oefters muß die erste die übrigen bedienen; zuweilen wird sie auch den Aeltern wieder zugeschickt, oder an die Türken verkauft. Sie behaupten, es sey ein gutes Werk, viel Weiber zu nehmen, und viel Kebsweiber zu halten, weil auf diese Art mehr Kinder erzeuget würden, folglich ein größerer Vortheil für den Vater erwüchse, der sie hernach als Sclaven an Fremde verkaufen könne.

Im Königreiche Pegu, beobachtet man ungefähr die nämlichen Gebräuche, wie in Siam. Man heurathet, und scheidet sich unter eben den Bedingungen. Die Männer verlassen ihre Weiber, wenn sie ihrer überdrüssig sind, oder verkaufen sie, wenn sie untreu werden; diese hingegen rächen die Untreue ihrer Männer mit Gifte. Die Vornehmen des Landes überlassen ihre Braut die erste Hochzeitnacht einem andern, um sich einer Mühe zu überheben, worauf anderwärts alle Männer stolz zu seyn pflegen. Ein Mann, der Geld borgen will, macht sich kein Bedenken, seine Frau zu verpfänden. Braucht sie der Gläubiger, so bezahlt er sich dadurch selbst, und der Schuldner hat seine Schuld getilgt.

Die Perser, haben, wie die Türken, dreyerley Arten der Ehe, welche von ihren Gesetzen gleichmäßig begünstiget werden. Entweder, sie heurathen förmlich, oder sie miethen eine Frau auf eine gewisse Zeit, oder sie verbinden sich mit Sclavinnen. Die Anzahl der Weiber von der ersten Gattung ist ebenfalls nur auf

vier

vier eingeschränkt, obgleich ein Perser selten mehr als Eine zu nehmen pflegt. Man nennt diese rechtmäßige Frauen Nekha. Eine gemiethete Frau heißt Amoutha. Eine Ehe dieser Gattung kann nach Ablauf der im Contracte bestimmten Zeit wieder erneuert, aber auch vor derselben von dem Manne wieder aufgehoben werden; doch versteht es sich, daß er im letztern Falle der Frau die bestimmte Summe Geldes ganz bezahlen muß. Die Sclavinnen, mit denen sich die Perser verbinden, führen den Namen der Kanize; sie können deren so viel halten, als sie nur immer zu ernähren im Stande sind.

Außer den Muhamedanern, welche izt in dem Besitze Persiens sind, verdient noch ein Volk bemerkt zu werden, welches man für einen Ueberrest der alten Perser, jener Anbeter des Feuers, hält. Ich meine die Gebers, Fr. Guèbres. Sie dürfen, nach den Grundsätzen ihrer Religion, 5 Frauen nehmen; und nur allein in dem Falle eines bezangenen Ehebruches, oder wenn die Frau zur muhamedanischen Religion übergeht, ist der Mann berechtigt, sich von ihr zu scheiden. Er muß überdies noch abwarten, ob seine Frau ihr Fehltritt gereuen möchte, da ihr denn eine dreyfahrige Buße auferleget wird. Was die Feyerlichkeiten bey ihren Hochzeiten anbetrifft, so fragt der Priester, in Gegenwart einiger Zeugen, das Brautpaar um ihre Einwilligung, und wenn diese erfolgt ist, benezt er ihnen die Stirn mit Weihwasser, wobey er einige Worte ausspricht. Ob gleich ein Geber 5 Weiber hat, so ist doch nur Eine unter diesen eigentlich seine Frau. Bekömmt sie in 7 Jahren keine Kinder, so muß sie abtreten, und er nimmt eine andere an ihre Stelle, ohne jedoch die erste zu verabschieden.

In dem Königreiche Siam, heurathet man schon im 11ten oder 12ten Jahre. Die Aeltern des Knaben melden sich alsdann bey den Aeltern des Mädchens,

und halten um sie an. Diese verwilligen ihre Tochter demjenigen, welcher ihnen am besten gefällt; er muß aber ihr Verwandter seyn. Denn nach der Gewohnheit dieses Landes heurathet man bloß in der Familie; und es ist kein Grad von Verwandtschaft verboten, als zwischen Bruder und Schwester, und auch diese, wenn sie nicht von einerley Mutter sind, können einander heurathen. Wenn die Verwandten einig sind, kommen des jungen Menschen Aeltern, und bringen den Aeltern des Mädchens 7 Schachteln mit Betel. Einige Zeit hernach wird dieses Geschenk wiederholt. Endlich aber kömmt auch der junge Mensch selbst, und bringt das seinige, welches in 14 Schachteln besteht. Nun bleibt er in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters, hält sich 1 oder 2 Monate daselbst auf, um die Tochter kennen zu lernen, und sucht sich nach und nach zu gewöhnen, mit ihr zu leben. Endlich wird die Hochzeit vollzogen, ohne eine geistliche Verrichtung dabey vorzunehmen. Am Hochzeittage versammeln sich die Verwandten, mit den Aeltesten des Ortes, und ein jeder legt etwas in eine Borse, als: Armbänder, Ringe, Geld ꝛc. Einer von ihnen nimmt hernach ein angezündetes Licht, und fährt damit siebenmal um die Geschenke herum; die andern aber erheben ein Freudengeschrey, und wünschen dem Brautpaare Gesundheit und langes Leben. Hierauf wird ein Gastmal gegeben, und die Braut zu ihrem Bräutigam gebracht. Personen von Mittelstande kaufen ihre Weiber, und vollziehen die Heurath, sobald die ausgemachte Summe bezahlt ist. Sie behalten sich dabey allezeit das Recht der Ehescheidung vor, und daß sie wieder heurathen dürfen, so oft es ihnen gefällig ist. Die Siamer, wenn sie gleich verehlicht sind, haben doch Kebsweiber. Sie heurathen diese ohne Ceremonien, und achten sie nur als Sclavinnen.

Auf der Insel Ternate, sind die Gesetze wegen der Heurathen ungesittet, und Barbaren gleich. Sie verstatten die Vielheit der Weiber, ohne eine Anzahl dabey zu bestimmen, und man kann einander verlassen, so bald man einander nicht mehr gefällt. Daher geschehen auch diese Verbindungen ohne viele Ceremonien. So bald die Partheyen einig sind, stellt der Braut Vater ein Gastgebot an, nach welchem das Brautpaar die Heurath sogleich vollzieht. Wenn die Frau ihren Mann verläßt, muß sie ihm die Geschenke, die sie bekommen hat, wieder geben; sie gießt ihm hernach ein wenig Wasser auf die Füße, um die Unreinigkeiten abzuwaschen, die sie etwa zusammen begangen haben; und geht fort, sich den andern Tag mit einem andern zu versprechen, wenn sie Jemand haben will. Hieraus kann man sich leicht vorstellen, daß bey dieser Denkungsart auch der Ehebruch viel Nachsicht findet.

In Ternate sowohl, als in allen Städten und grossen Dörfern der moluckischen Inseln, wird auch eine besondere Gewohnheit, welche die Bevölkerung zum Gegenstande hat, mit der größten Sorgfalt beobachtet. Es sind nämlich besondere Leute bestellt, die mit anbrechendem Tage in den Straßen und Gassen die Trommel schlagen, um die verheuratheten Personen aufzuwecken, und zu ermuntern, daß sie ihre eheliche Pflicht nicht verabsäumen.

In Afrika, in der Barbarey, verheurathen die Negern ihre Kinder sehr jung. Wer um ein Mädchen anhält, muß sie gewissermaßen kaufen; daher es auch üblich ist, den Bräutigam zu fragen, wie viel ihm seine Braut koste. Die Verwandten der Braut thun gemeiniglich diese Frage, und er pflegt darauf zu antworten: ein vernünftiges und tugendsames Weib hat keinen Preis. Wenn die Braut vor dem Zelte des Bräutigams angekommen ist, reichet ihr eine ihrer

Begleiterinnen einen Stab, den sie nimmt, in die Erde so tief als möglich stecket, und dazu saget: daß, wie dieser Stab nicht anders, als mit Gewalt, könne aus der Erde gerissen werden, so sollte sie auch nichts, als die äußerste Gewalt, von ihrem Manne reissen.

Bey den Horrentotten, geschieht das Anhalten um die Ehe von dem Vater oder nächsten Anverwandten des Freyers, bey dem Vater oder nächsten Anverwandten des Mädchens. Wenn der Jüngling ungefähr 18 Jahr ist, besuchen der Vater und sein Sohn des Mädchens Freunde, und der Liebhaber beschäfftiget sich, der Gesellschaft Dakha oder Tobak zuzubereiten und anzubiethen. Sie rauchen alle, und von der Hauptsache wird nichts gesprochen, bis sie der Rauch ganz benebelt hat. Alsdann eröffnet des Sohnes Vater den Vorschlag dem Vater des Mädchens, und hält für seinen Sohn um sie an. Der andere geht sogleich aus dem Zimmer, seine Frau um Rath zu fragen, und kömmt bald mit einer zuverlässigen Antwort zurück, welche selten abschlägig ist, es wäre denn, daß die Tochter schon versprochen wäre. Gefällt der Freyer dem Mädchen nicht, dem sie ihre Aeltern verwilligt haben, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie muß sich nämlich mit ihrem Liebhaber niederlegen, und die ganze Nacht bey ihm zubringen. Sieget sie, so ist sie von ihm frey; überwindet er sie aber, wie gemeiniglich geschieht, so muß sie ihn heurathen. Wenn also der Junggesell ein Mann ist, begleiten ihn alle seine Verwandten und Freunde beyderley Geschlechts, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her, und führen ihn nach der Braut Wohnung, wo sie mit grossen Freuden aufgenommen werden. Wenn der Ochs geschlachtet ist, beschmieren sie sich über und über mit dem Fette, und pudern sich alsdann dicht über den ganzen Leib mit Bukhu (den getrockneten und gepülverten Blättern der Spiraea;) die Weiber aber bemalen sich die

die Wangen, Stirn und Kinn mit rothem Kalksteine. Darauf geschieht die Verehelichung mit folgenden Ceremonien. Die Männer hauchen (hocken) zusammen in einem Kreise nieder, in dessen Mitte der Bräutigam in eben einer solchen Stellung sitzt. In einiger Entfernung sitzen die Weiber eben so um die Braut herum. Der Priester, der zu des Bräutigams Revier gehört, geht in den Kreis der Männer, und p... ein wenig auf den Bräutigam, da dieser mit seinen langen Nägeln in das Fett Furchen macht, damit der Urin desto tiefer durchdringe. Alsdann thut er der Braut eben diese Gefälligkeit, und kehrt von einem zum andern, bis sein Vorrath erschöpft ist, während welcher Zeit er kurze Segenssprüche, etwa folgenden Inhaltes: Lebet glücklich zusammen! habet einen Sohn ehe ein Jahr vorbey ist! sey du ein guter Jäger oder Krieger! ꝛc. hersagt. Darauf schicken sie sich zum Hochzeitfeste an. Fig. 1329.

Eine Wittwe, welche wieder heurathet, muß sich für jeden Ehemann nach dem ersten ein Glied vom Finger abschneiden, und von dem kleinen Finger anfangen.

In Amerika, heurathen die Creolen (*) selten förmlich vor dem Angesichte der Kirche, sondern verehelichen sich insgemein, wie sie es nennen, hinter der Kirche, d. h. sie leben meistentheils in einer, ihrer Meinung nach, ehrbaren Kebsehe, die bey ihnen gar kein Aergerniß giebt. Ja, es ist vielmehr eine Schande, kein Amancebada zu seyn, d. h. keine Liebste zu unterhalten, die für ihn allein sey. Doch müssen sich solche eben so getreu, als in Europa die rechtmäßigen Frauen gegen ihre Männer aufführen. Es geschieht auch sehr oft, daß verheurathete Männer von ihren

(*) Ein Creol, eine Creolin, ist eine in Indien, besonders im spanischen Amerika geborne Person von europäischer Herkunft.

Weibern abgehen, und sich an halbe oder ganze Negerinnen hängen, wodurch zuweilen eine Unordnung in den Familien entsteht. Die Priester und Mönche haben selbst dergleichen Kebsweiber, und man stößt sich auch gar nicht daran, außer wenn etwa eine Eifersucht rege wird, weil die Geistlichen ihre Buhlerinnen gemeiniglich mehr aufputzen, als andere, woran denn die halben Negerinnen öfters kenntlich sind. Die natürlichen Kinder erben fast eben so viel, als die ehelichen, so bald sie nur von ihren Vätern dafür erkannt sind; und es haftet auch auf solcher Geburt keine Schande, wie bey uns.

In Pensylvanien, hat ein jeder die Freyheit, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heurath vor dem Richter zu schließen. Man kann hievon wählen, was man will. Wenn zwey junge Leute einig sind, sich einander zu heurathen, und die Aeltern nicht darein willigen wollen, so ist kein anderes Mittel, die Verweigerung zu vereiteln, als daß beyde flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ihren Rücken nehmen, und beyde müssen sich in dieser Stellung vor dem Richter zeigen. Das Mädchen bekennt, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, sie zu verheurathen. Dieses erfolgt sogleich. Wenn die Ceremonie vorbey ist, treten die jungen Leute in ihre eheliche Rechte, und die Aeltern dürfen weiter keine Hindernisse machen, noch weniger auf die Trennung der Ehe dringen.

Heuraths-Casse, Heuraths-Societät; s. Braut-Casse, Th. VI, S. 561, fgg.

Heuraths-Contract, Heuraths-Vertrag, die feyerliche Verbindung wegen einer Heurath, und die Urkunde, worin dieselbe enthalten ist.

Heuraths-Gut, dasjenige Gut, d. i. Vermögen, welches bey einer Heurath die Frau ihrem Manne zubringt;

die

die Mitgabe, Mitgift; s. Braut-Schatz, Th. VI, S. 574, f.

Heure, s. Stunde.

Heure, s. die Heuer.

Heuren, s. Heuern.

Heurig, s. Heuerig.

Heurter, s. Tockiren.

Heurtoir, s. Klopfer. Sattel, bey den Schriftgießern.

Heuschel, s. Haubechel.

Heuschrecke, L Locusta, Fr. Sauterelle, Griech. ἀκρὶς, Ital. Gavoletta, Span. Langosta. Unter diesem Namen begreift man alle vierflügelige Insecten mit harten Flügeldecken, einem niedergebogenen Kopfe mit Kiefern und vier Fühlhörnern, und langen Springfüßen, welche mit ihren Flügeln einen Laut von sich geben, und sich von Gras, Getraide und andern Gewächsen nähren. Es giebt mehr als eine Art dieser Thiere, welche sich in allen vier Welttheilen, vornämlich aber in den Morgenländern aufhalten, wo man die größten findet, unter denen manche 6 und mehr Zoll lang ist. Linné führt 61 Arten an, welche theils in der Gestalt, theils in der Farbe und Größe von einander unterschieden sind. Eine Art derselben hält sich vornämlich auf den Wiesen und unter dem Heue bey uns einzeln auf, woher auch die erste Hälfte ihres Namens rührt (*).

(*) Die zweyte Hälfte ist von schrecken, springen, einem vorzüglich unterscheidenden Merkmale dieses Insectes, welches daher schon in dem Tatian Heuiskrekio, und bey dem Notker Matoserego, von Matte, Wiese, genannt wird. Bey dem Letztern heißt es auch Hoistalfel (Hoistalfel,) Hellakele, bey den schwäbischen Dichtern Hoestiuffel, im Angelsächs. Gaerstapa, von staffeln, stapeln, welches noch im Niedersächsischen mit langen Füßen einher gehen bedeutet. Noch jetzt werden sie an einigen Orten Stapeln, an andern Grashupfer, Grashpferde, Heupferde, (weil ihr Kopf mit dem Kopfe eines Pferdes viele Aehnlichkeit hat,) in Niedersachsen Sprenger, Spranken, Sprinken, Heuspringer, Springsel, Sprengsel, Springhähne, Springhapel, Robisprenger, im Friesischen Gesprenger, im Engl. Grashopper, im Dän. Grashoppe, Hoeskrukke,

Viele unserer Vorfahren, als: **Wolfg. Franz** (*), Cyprian (**), Sperling (***), u. a. m. hielten die Heuschrecken für ein Mittelding unter den fliegenden und kriechenden Thieren. So beschreibt unter andern Sperling die Heuschrecke: Locusta est insectum vorax, inquietum, medium tenens inter volatile & reptile. Ein Gedanke, den man unsern guten Vorfahren verzeihen muß. Wenn dieses Kennzeichen auch wirklich bey den Heuschrecken wäre, ist es doch mehrern Insecten, und zwar den meisten derjenigen, welche Linn: Insecta hemiptera (Insecten mit halbharten Flügeldecken) nennt, gemein. Ich führe zum Beyspiel die im XX. Th. S. 35, flgg. beschriebenen Grillen an, welche unsere Vorfahren von den Heuschrecken trennten. Daß unsere Insecten aber wirklich fliegen können, ist aus ihren großen Zügen erweislich, welche sie bisweilen zum Schaden vieler Gegenden unternommen haben: Vermuthlich sähen unsere Vorfahren bey diesem Kennzeichen darauf, daß sich die gewöhnlichsten unter unsern Heuschrecken der Macht zu fliegen nicht bedienen, und mehrentheils nur hüpfen, oder wenigstens mit ausgespannten Flügeln nur einige Schritte weit sich begeben.

Frisch, Schäfer, Gleditsch und Linné haben die Heuschrecken auf ganz verschiedene Arten eingetheilt. Frisch theilt sie in solche, wo die Weibchen Legestacheln haben, und in solche, wo sie ihnen mangeln, ein. Gleditsch bringt die Heuschrecken in 4 Abtheilungen und

ke, im Schwed. Gräshoppa, im Franz. Sauterelle, von sauter, springen, genannt. Wenn dieses Wort an einigen Orten Haberschrecke lautet, so rühret die erste Sylbe entweder von dem alten Hawi, Heu, her, oder auch, weil sie oft dem Hafer Schaden zufügen. Uebrigens ist dieses Wort im Oberdeutschen auch männliches Geschlechts, der Heuschreck.

(*) Historia animalium, Vitemb. 1633, 8. Frkf. & Lpf. 1712, 4.

(**) Continuatio historiae animalium Fraazii.

(***) Zoologia physica; S. 423.

und 18 Gattungen. Die erste Abtheilung enthält diejenigen Gattungen, deren Kopf mit sehr langen Fühlhörnern (Antennae) versehen ist, und deren Weibchen zugleich eine aus dem Körper heraus gehende Geburtsscheide haben; die zweyte, diejenigen, deren Köpfe mit sehr langen Fühlhörnern versehen sind, und bey deren Weibchen die Zeugungsröhre nicht aus dem Körper heraus geht; die dritte, diejenigen, deren Köpfe mit kurzen Fühlhörnern versehen sind, deren Weibchen aber eine aus dem Körper heraus gehende Geburtsscheide haben; die vierte, die mit kurzen Fühlhörnern, und deren Weibchen keine aus dem Körper heraus gehende Geburtsscheide haben. Schäfer hat nur 3 Ordnungen; Linné aber 61 Gattungen. Hr. Past. Schröter theilt das Geschlecht der Heuschrecken in 4 Ordnungen ab, und rechnet dahin:

I. den im XVII. Th. S. 722, beschriebenen Gespenstkäfer, Mantis religiosa *L.* welcher, weil er sich nicht von Gras und Getraide, sondern von kleinen Insecten nähret, auch Fangheuschrecke genannt wird.

II. Die gemeine Heuschrecke, Locusta, wohin folgende Arten gehören:

1) Die große orientalische Heuschrecke, die allergrößte arabische, ägyptische oder indianische Heuschrecke (Sled. die Kammheuschrecke, Müll. Locusta orientalis peregrinans, gregaria s. Asiatica; Locusta Arabica s. Indica omnium maxima migrans; Gryllus cristatus *Linn.* Sie ist so lang und dick wie ein Finger, und nimmt mit ausgebreiteten Flügeln in der Breite einen größern Raum ein, als man bespannen kann. Sie ist schön roth, grün und gelb gezeichnet. Die Farbe ist an den Oberflügeln, Kopf und Halsschild, braun; die langen Rippen an den Oberflügeln und kleinen Queradern sind gelb. Das Bruststück ist über dem Kiel in 4 bis 5 Kerben eingetheilt, welches den Kamm (Crista) vorstellt, der sich gleich

hinter

hinter dem Nacken zeigt. Die erhabenen Winkel und Linien an dem Halsschilde sind weißgelb, wie Hirschhorn, wo das heraus stehende abgenutzte weiß wird, das innere oder tiefere aber braun bleibt. Die Unterflügel sind dunkelkarminroth, mit schwarzen Flecken, zwischen den Rippen, und liegen in 3 Falten. Die Fühlhörner sind fadenförmig und kurz; und die Schenkel der Hinterfüße sind mit einer Reihe derniger Stacheln bewaffnet. Das Fleisch ist eßbar. In den Morgenländern giebt es eine ungeheure Menge derselben, und wo sie sich niederlassen, da richten sie große Verheerungen an. Sie verlassen bisweilen die Morgenländer, und wenn sie da ziehen, so formiren sie große Wolken. Man muß sie aber mit der Strich- oder Zugheuschrecke, Gryllus migratorius *L.* von welcher ich in gegenwärtigem Artikel ausführlich handeln werde, nicht verwechseln.

2) Die grüne Heuschrecke; der allergrößte grüne Baumsprengsel Gled.; die Degenklinge Müll. Locusta arborea maxima viridis, antennis longissimis Gryllus viridissimus *L.* Dieses ist unter untern Heuschrecken die größte, wiewohl ihr die folgende an Größe ziemlich gleich kömmt. Müller sagt, daß sie sich auf den Bäumen und in den Gerstenfeldern aufhalten. In Thüringen hat sie Hr. Schröter am häufigsten in den Felderbsen gefunden. Man zählt sie unter die widerkäuenden Thiere, und sie haben einen dreyfachen Magen. Sie können Gras, Kräuter und Baumblätter käuen, und durch Hülfe einer röthlichen Zunge hinunter schlucken. Der Gesang, den diese Heuschrecken, doch nicht so angenehm, wie die Schnarrheuschrecken, haben, kömmt, wie bey allen Heuschrecken, nur dem Männchen zu. Beym Fliegen machen sie mit ihren Flügeln ein deutliches Geräusch. Wenn man eine von hinten an den Hinterfüßen fänzt, reißt sie diesen Fuß an der Wurzel vom Leibe los, und kann alsdann

nicht

nicht mehr fliegen, weil sie sich mit Hülfe der Füße in die Höhe heben muß. Ihr Kopf, der, wie der Kopf aller Heuschrecken, mit dem Kopfe eines Pferdes viele Aehnlichkeit hat, endigt sich mit Freßstangen und Fühlspitzen. Ihre Oberflügel sind graugrün, bisweilen dunkler, manchmal heller. Auf dem Rücken sind diese Flügel braun, welcher braune Fleck oben am Brustschilde die Breite des Brustschildes hat, sich aber immer schmäler bis in eine scharfe Spitze endiget. Diese Oberflügel sind weniger durchsichtig, netzartig und gefalten. Die Flügel ragen weit über den Leib hervor, und sind länger, als der Körper, selbst beim Weibchen, mit ihrem Legestachel betrachtet. Dieser Legestachel beträgt ungefähr zwey Drittel der Länge des Körpers, und hat die Form einer Sense, womit man Gras oder Hafer mähet; daher diese Heuschrecken in manchen Gegenden Thüringens auch Grashauer heissen. Das Thier kann ihn in 2 Theile spalten, damit, wenn es mit demselben ein Loch in die Erde gebohrt und es weitläuftig genug gemacht hat, durch Hülfe dieses Spaltes das Ey unverletzt in die Erde legen kann. Eigentlich aber besteht dieser Legestachel aus 4 einzelen Theilen. Der dem Körper nächste Theil der Füße ist glatt, der folgende uneben, rauh, und mit lauter kurzen Stacheln besetzt. Die Fußblätter aber haben an allen Füßen 4 Glieder, welches eben der Character ist, der sie von der Fang-, Schnarr-, und Afterheuschrecke deutlich unterscheidet. Die Fühlhörner sind borstenähnlich, doch von verschiedener Größe. Sie sind allemal länger als der Körper, bisweilen so lang, als die Heuschrecke mit ihren Flügeln betrachtet, bisweilen etwas kürzer. Die Augen sitzen oben ganz nahe an den Fühlhörnern, und es scheint, als wenn die Fühlhörner aus dem Auge heraus gingen. Sie ragen im Kopfe hervor, und sind dunkelbraun und glänzend. Sie behalten ihren Glanz und den größten

Theil

Theil ihrer Farbe auch im Tode. Ein Vorzug, den sie mit vielen Insecten gemein haben, da hingegen alle Thiere mit gebrochenen Augen sterben. Das Brustschild ist, in Betrachtung gegen den ganzen Körper, sehr kurz, und hat die Form einer Klappe, welche oben am Kopfe weit schmäler ist, als unten an den Flügeln, wo es ein wenig ausgeschweift ist. Dieses Brustschild ist bey einigen ganz grün ohne alle Farbe, außer daß es in der Mitte einen Strich hat, welcher bald braun, bald röthlich ist; bey andern ist dieses Brustschild braun und grün melirt. Der Hinterleib ist nicht viel über die Hälfte kürzer, als die Flügel, doch im Verhältniß seiner Länge ziemlich dick. Man findet diese Art Heuschrecken gemeiniglich 2¾ Zoll lang.

3) Die grüne Heuschrecke mit braunen Flecken; das bunte Heupferd Gled.; Locusta pratensis maxima, varii coloris, antennis longissimis; Gryllus verrucivorus *L.* Diese Art unterscheidet sich von der vorhergehenden, durch die Farbe und Größe der Flügel, wie auch durch die Größe ihrer Fühlhörner, und die Beschaffenheit ihrer Augen. Die Flügel sind ebenfalls grasgrün, und den Rücken hinunter, oder wenn sie zusammen gelegt sind, ohne braune Flecken; selbst der an der vorigen Art bemerkte große breite Schweif ist hier bey manchen nur in den beyden Winkeln der Flügel sichtbar, bey andern aber, wo er die ganze Oberfläche des Rückens einnimmt, nicht größer als das Brustschild. Die braunen Flecken stehen auf den Seiten der Flügel ziemlich regelmäßig, haben zum Theil die Größe eines Hirsekornes, und färben in ihrem Schatten die Flügel dergestalt, daß sie die grüne Grundfarbe derselben fast gar verdrängen. Die Flügel sind kürzer, als bey der vorigen Art, dergestalt, daß bey den Weibchen der Legestachel noch vor den Flügeln hervor raget. Die Augen sitzen unter den Fühlhörnern, und ragen nicht so weit vor dem Kopfe hervor,

ob

ob sie gleich eben so groß, braun und abändernd, als die bey der grünen Heuschrecke sind. Die Fühlhörner sind kaum $\frac{2}{3}$ so lang, als die bey der grünen; sie sind nicht viel länger, als der Leib, ohne den Kopf betrachtet. Das ganze Insect ist kaum 2 Zoll lang. Die Bauern in Schweden bedienen sich desselben, ihre Warzen wegzubringen, denn es beißt sie auf, und läßt eine Feuchtigkeit hinein, wodurch sie vergehen. Eben deswegen nennt Linné diese Gattung Gryllus verrucivorus, und Müller den Warzenfresser.

Im Handbuch der Naturgeschichte, 4. Band, S. 274, wird dieses letztere der großen grünen Heuschrecke zugeschrieben, welche eben sowohl die Warzen anfällt und mit einem Safte benetzt, der aber vielleicht bey der einen Heuschreckenart so wenig, als bey der andern, hilft.

4) Die weißgelbliche Heuschrecke, ist eigentlich eine bloße Spielart der grünen, No. 2.

5) Der Graufügel Müll. Gryllus rufus *L.* Der Körper ist roth, die Flügeldecken aber sind grau; das Bruststück ist kreuzförmig, und die Fühlhörner sehen einer zugespitzten Keule gleich.

II. Die Schnarrheuschrecke, Klapperheuschrecke, der Schnarrsprengsel, Acrida, Acridium *Schaef.* Locusta sylvestris media, crepula, alis inferioribus eleganter coloratis *Schröt.* Man nennt sie in einigen Gegenden auch Heimen; ein Name, welcher eigentlich den Haus- und Feldgrillen zukömmt; und verwechselt sie offenbar mit den Feldgrillen, mit welchen sie, außer dem schnarrenden Getöse wirklich nichts gemein haben. Eben dieser Laut, den sie beständig hören lassen, hat ihnen die Benennung gegeben, die sie führen. Diese Gattung unterscheidet sich von allen übrigen durch folgende Kennzeichen: Sie ist weder so groß, als die Fang- noch die gemeine Heuschrecke, aber weit größer, als die Afterheuschrecke; ihre Fußblätter haben an allen Füßen nur 3 Glieder; und ihre Fühlhörner sind um die Hälfte kleiner, als die bey den

übri-

übrigen, doch größer als bey der Afterheuschrecke. Die besondern Arten derselben sind:

1. Die Schnarrheuschrecke, mit braunen, mehr durchsichtigen Oberflügeln, a) mit einem karminrothen, b) mit einem braunen Schenkel. Die ganze Heuschrecke, Kopf und Flügel mit gerechnet, ist 1½ Zoll groß.
2. Die Heuschrecke, mit weniger durchsichtigen Ober- und rothen Unterflügeln; der Knirscher Müll. der Rothflügel Füßl. Gryllus stridulus *L.* Holl. Klapperman und Ratelaar, wegen ihres beständigen Zwitscherns; welches aber eigentlich allen Schnarrheuschrecken zukömmt.
3. Die Schnarrheuschrecke, mit weniger durchsichtigen Ober- und blauen Unterflügeln; der Blauflügel Füßl. Gryllus coerulescens *L.*
4. Die Schnarrheuschrecke, mit weniger durchsichtigen Ober- und weißen Unterflügeln.
5. Die Schnarrheuschrecke mit grünen Oberflügeln.
6. Die Schnarrheuschrecke mit melirten Oberflügeln, und einem breitgesäumten Rückenschilde.

IV. Die Afterheuschrecke, Locusta pratensis exigua variorum colorum. Hr. Schröter hält sie für ein neues Geschlecht. Was sie besonders von allen Heuschrecken unterscheidet, ist theils die Gestalt und Beschaffenheit ihres Rückens, theils ihre Größe. Sie hat 2 ganz durchsichtige Flügel, welche den Unterflügeln der übrigen Heuschrecken gleich sind, und unter einem beweglichen Schilde stecken, welches fast die Gestalt eines langen Dreyeckes hat, beym Kopfe anfängt, und bey einigen länger, bey andern kürzer, und bey noch andern just so lang, als der Leib, übrigens aber ganz hart und durchsichtig ist, in der Mitte eine

schar-

scharfe Erhöhung hat, und sich unten in eine scharfe Spitze endiget. Ihr Flug beträgt auf einmal höchstens einen Raum von 2 Mannsschritten. Ihre Fühlhörner haben kaum den 4ten Theil der Länge des ganzen Thieres. Sie haben keinen Legestachel, pflanzen sich aber ebenfalls durch Eyer fort, und werden fast in allen Gegenden, wo Gras wächst, gefunden. Die größten, bey denen das Schild länger als der Leib ist, sind nicht viel über $\frac{3}{4}$, die kleinern aber kaum $\frac{1}{2}$ Z. lang.

Von einer Art kleiner Heuschrecken, welche Flohheuschrecken genannt werden, weil sie wie Flöhe springen, und welche unter allen Heuschrecken allein einen scharfen spitzigen Stachel haben, womit sie den Saft aus den Pflanzen ziehen, und sich unter einem weißen Schaume, welcher *Frühlingsschaum* oder Guckguckspeichel genannt wird, verwandeln, s. Th. XX, S. 304, fgg.

Die so genannte Seeheuschrecke, oder Meergrille, Locusta marina; Cancer Locusta macrourus articularis, manibus quatuor adactylis, pedibus quatuordecim *L. Fr.* Cigale de mer, ist eine Art länglich geschwänzter Krebse mit einem kurzen spitzigen Schwanze, die mit der Erdheuschrecke einige Aehnlichkeit haben. Sie werden mit besondern Hanten, welche daher Heuschreckenhamen heißen (s. Th. XIII, S. 636), gefangen. Dieser Krebs, welcher im Kochen roth wird, hat ein wohlschmeckendes Fleisch.

Die schädlichste Art der Heuschrecken, ist wohl die große orientalische Strich- oder Zugheuschrecke, Gryllus migratorius, thorace subcarinato, segmento unico, capite obtuso, maxillis atris *Linn.* welche ihre Benennung daher haben, weil sie, wie viele Vögel, strich- oder zugweise nach Europa ziehen, und dasselbe nach einiger Zeit wieder verlassen, oder, wenn ja von ihrer Brut etwas zurück geblieben ist, doch nach und

nach, der ihnen nachtheiligen Witterung und anderer Ursachen wegen, gar umkommen. Zuweilen finden sich unter diesen einzele mit eingestreuet, die mit jenen gefangen, den Insectenliebhabern in ihre Sammlungen überschickt, und mit ihnen verwechselt werden. Der Aberglaube hat sie sogar zu ordentlichen Heerführern der ersteren gemacht. Hr. Prof. Gleditsch nennt sie: Locusta migratoria, tatarica, capite obtuso, venis alarum rubris.

Die Strichheuschrecken, von welchen itzt die Rede ist, kommen eigentlich aus Asien und Afrika zu uns nach Europa, wo sie in den östlich tatarischen und arabischen Wüsten jährlich in einer erstaulichen Menge gezeuget werden, und nicht leicht, als aus Noth und Hunger gezwungen, sich in andere Länder begeben. Die nördlichen Länder Europens pflegen gemeiniglich diejenigen zu überziehen, die in Asien erzeugt worden; da hingegen die südlichen solche meisten Theils aus Afrika bekommen. Plinius hat schon bemerkt, daß sie nach Italien über das Meer aus Afrika kämen. Im Jahre 1475 zogen sie aus der Türkey über Ungarn und Polen bis in Schlesien und Mähren. Im J. 1527 flogen sie aus der Türkey nach Polen. Im J. 1536 bekamen sie die Ungarn vom schwarzen Meere her. Im J. 1693 kamen sie abermal aus der Türkey durch Ungarn bey Wien vorbey, durch Oestreich, Böhmen, bey Eger vorbey, d. 18. Aug. a. K., in verschiedenen Zügen, bis in Vogtland, Osterland und Thüringen, wo sie sich in den Gegenden von Orlamünde, Roda, Leuchtenberg, Jena und Weimar, in einem Raum von 4 Meilen ausgebreitet haben und über einen Monat geblieben sind, bis sie daselbst erfroren. In den Jahren 1747 und 1748 kamen sie aus der Walachey und Moldau nach Siebenbürgen. Und wegen der Beschaffenheit des Bodens und der Nachbarschaft mit Polen, haben auch einige Provinzen der

Mark

Mark Brandenburg, nebst einem Theile von Pommern, Schlesien und der Niederlausitz, seit undenklichen Jahren, das Unglück gehabt, daß ihre Felder, Gärten, Weinberge und andere Fruchtländer, durch die Zugheuschrecken abwechselnd verwüstet worden sind. Insonderheit fielen sie in den Jahren 1749 und 1750, nachdem sie in Polen große Verwüstungen angerichtet, und sich von Crakau bis durch die Woywodschaft Posen ausgebreitet hatten, in die Mark und in Schlesien ein, und kamen bis in die berlinischen Gegenden. Aus diesen und vielen andern Beyspielen erkennt man, daß die Zugheuschrecken aus Asien und Afrika, vornämlich aber aus Libyen, dem Innersten von Afrika, kommen, und daß daher ihr wahres Vaterland in diesen beyden Welttheilen zu suchen sey. Von den Ursachen und der Beschaffenheit ihrer Züge, werde ich weiter unten sprechen.

Die Zugheuschrecken haben, von je her, wenn sie in starken Zügen plötzlich eingefallen sind, den größten Schaden verursachet, und in Zeit von wenigen Stunden auf einzelen Feldmarken alles aufgezehrt, womit sich eine so große Menge eines so gefräßigen Ungeziefers nur immer sättigen kann. Wenn sie auch nicht auf den Fruchtfeldern alles verzehren, so ist doch der größte Theil dessen, so sie zurück lassen müssen, wenn sie bey gutem Winde weiter gehen, verdorben; und der Schade, den sie anrichten, ist also weit beträchtlicher, als der von unsern einheimischen, die sich lange Zeit, ohne die Feldfrüchte zu berühren, von dem jungen Grase und vom Thau ernähren. Da sie nun durch ihre Verheerungen, indem sie sowohl das Getraide, als auch die Bäume und andere Gewächse abfressen, nicht nur bisweilen eine Hungersnoth, sondern auch oft die Pest verursachen, und sie überdies, bey warmer Witterung, eine ziemliche Zeit Hunger und Durst ertragen

können: (*) so scheinen sie vor vielen andern besonders geschickt zu seyn, eine allgemeine Landplage abzugeben. Ob nun gleich die starken Heerzüge der fremden Heuschrecken, die sie aus den entlegensten Gegenden nach unsern Ländern thun, von je her fürchterlich gewesen sind, und allezeit seyn werden: so bleiben uns doch einige Mittel übrig, ein Uebel, welches wir nicht völlig abwenden können, einigermaßen zu vermindern. Glücklich sind diejenigen Landwirthe, welche dieses Insekt noch gar nicht kennen; aber sicher sind sie nicht. Denn wenn sich die Heuschrecken einmal im Lande einfinden, so verlassen sie es öfters in vielen Jahren nicht, sondern breiten sich vielmehr immer weiter aus, und ziehen von einem Orte zum andern. Daher Jemand, der sich heut freuet, in seinem Leben noch keine gesehen zu haben, schon morgen sie millionenweise kann kennen lernen. Sie sind auf einmal da, und man kann die Stunden bemerken, wenn sie ankommen; aber wenn sie wieder werden Abschied nehmen, bleibt allezeit ungewiß. Sie erhalten sich, durch ihre Brut, aus einem Jahre in das andere; diese legen sie gegen den Herbst. Wer sie also im September bey sich hat, der kann im voraus die sichere Rechnung machen, daß er im folgenden Jahre Zuwachs auf seine Kosten erziehen werde. Wenn es nun der Klugheit gemäß ist, seinen Schaden, wo nicht gänzlich zu verhüten, doch auf alle möglicheweise zu vermindern: so hat ein sorgfältiger Wirth alles anzuwenden, diesen gefährlichen Feinden

(*) Diesen Umstand bemerkt man schon an unsern großen bunten Wiesenheuschrecken; doch ist die Härte und Dauer der fremden weit größer. Indessen sind unsere einheimische Heuschrecken, oder Landsprengsel, wenn es auch die kleinsten Arten wären, sobald ihre Menge überhand nimmt, doch immer Wiesen und Feldern schädlich, weil sie die zartesten Grakeime aus der Erde heraus fressen, daß man das Gras auf etwas erhabenen Wiesen, in manchen Jahren sehr dünn stehen sieht, ob gleich der Boden und die Witterung gut sind.

den so viel Abbruch zu thun, als in seinen Kräften steht. Es wäre zu wünschen, daß man ein sicheres Mittel erfinden könnte, sie alle auf einmal zu vertilgen; allein, dieser Wunsch ist eben so vergeblich, als bey Raupen, Käfern und anderm Geschmeiß, wenn es sich außerordentlich vermehrt. Gegen diese sind, seit 100 und mehr Jahren, dienliche Mittel vorgeschrieben, auch gebraucht worden, und doch erneuern sich die Nachrichten und eigenen Erfahrungen noch immer, daß Käfer und Raupen öfters alles abfressen. Indessen ist doch unstreitig, daß man in vielen Fällen sich durch eine hinreichende Versorgung große Erleichterung verschaffen kann. Man muß aber seinen Feind völlig kennen, wenn man sich in eine gehörige Verfassung gegen ihn setzen soll. Ehe ich also diese Mittel selbst anzeige, muß ich die Zugheuschrecken, ihrer Natur und Eigenschaften nach, beschreiben, weil jene auf einer genauen Kenntniß dieser Umstände beruhen. Ein Haus- und Landwirth muß schlechterdings zugleich ein Naturkundiger und Naturforscher seyn. Er muß in allem seinem Vornehmen die Natur zur Begleiterin haben, und wird wenig nützliches ausrichten, wenn er ihr entgegen handeln will; wofern er sich nicht damit zu begnügen Lust hat, daß er erfährt, die Natur lasse sich nicht zwingen.

Die morgenländischen Strich- oder Zug-Heuschrecken, sind, in Ansehung ihrer Größe, Gestalt und Farben, leicht von allen andern Heuschrecken zu unterscheiden. Sie sind zwar kleiner, als die großen orientalischen oder Kamm-Heuschrecken, aber größer, als alle diejenigen, welche sich gewöhnlich in unsern Gegenden aufhalten; denn sie erreichen eine Länge von 3 bis 4 Zoll. Die Fühlhörner sind, nach Proportion der Länge des ganzen Körpers, sehr kurz, und haben kaum eine Länge von $\frac{3}{4}$ Zoll. Der Kopf hingegen ist sehr dick und groß, und an seiner runden Vorderfläche, wie

die Freßspitzen, fleischfarben. An jeder Seite desselben zeigt sich, nahe am Gebiß, ein großer dunkelblauer Flecken; seine übrige Grundfarbe aber ist insgemein grünlich-blau, und die in demselben stehenden grossen Augen sind glänzend roth-braun. Der Halskragen, welcher in der Mitte seiner Oberfläche keinen Kamm führt, sondern nur eine der Länge nach auslaufende zarte Linie zeigt, sieht bey einigen grüner, als bey andern, aus, an den Weibchen aber bräunlich; er ist gemeiniglich mit einer schmalen fleischfarbenen Linie eingefasset, und an den Seiten desselben sind auch noch etliche helle fleischfarbene Flecken zu bemerken. Der größere Theil des Vorderleibes oder Bruststückes, welches der Halskragen obenher in etwas bedeckt, ist ziemlich breit, ins besondere, wenn man die Heuschrecken auf ihrer Unterfläche betrachtet, welche meistens fleischfarben und bläulich, zu beyden Seiten aber grünlich, und zwar bald heller, bald dunkler von Farbe, ist Der Unterleib spielt obenher in Violett, an der Unterfläche aber in das Feischfarbige, und an einigen in das Rothe oder Gelbliche. Ueberhaupt sind diese Heuschrecken sehr veränderlich an Farbe; man bemerkt auch an ihnen, daß sie gegen den Herbst immer dunkler werden. Die zween längsten Füße, welche zum springen dienen, sind nebst den vier übrigen kürzern, zuweilen roth, manchmal aber auch nur blaß, fleischfarben; zuweilen sind auch die dicken Oberschenkel derselben entweder ganz, oder nur oberhalb grün, welche Veränderung sich auch an den vier kürzern Füßen zu finden pflegt. Sie haben, wie andere Heuschrecken, 4 Flügel, deren 2 obere ziemlich schmal, dabey aber so lang sind, daß sie, besonders bey den Männchen, über den Hinterleib hinaus gehen; ihre Grundfarbe ist blaßbraun; sie sind mit fast unzähligen Adern durchzogen, zwischen welchen man viele dunkle und schwarzbraune Flecken von verschiedener Größe sieht; die größ-

ten, und zugleich die dunkelsten, zeigen sich um die Einlenkung der Flügel. Diese schmalen Oberflügel werden von zwey sehr breiten Unterflügeln bedeckt, welche, wenn sie geschlossen sind, gleich einem Fächer, in Falten liegen. Sie sind durchsichtiger und zärter, als die obern, und vorn ebenfalls blaßbraun, in der Mitte aber fängt sich diese Farbe an nach und nach zu verlieren, und wird immer blaßgrüner, so daß sie endlich, gegen den Leib zu, wo die meisten Falten sind, ganz grün werden. Der Flug dieser Heuschrecken ist sehr schnell, wozu die Größe ihrer Flügel das meiste beyträgt; und da sie sich durch Hilfe derselben höher, als andere, in die Luft erheben können, so sind sie daher auch im Stande, viel weiter zu fliegen, besonders da ihnen, wie ich weiter unten zeigen werde, der Wind, mit dem sie zu streichen pflegen, solches noch um vieles erleichtert.

Einige Heuschrecken haben getüpfelte oder punktirte Flügel; und es haben sich Leute gefunden, deren Einbildungskraft so glücklich gewesen ist, daß sie allerhand Buchstaben aus verschiedenen Sprachen auf denselben entdeckt zu haben glauben. Sie haben sich eine Ehre daraus gemacht, traurige Propheten zu seyn, und, aus großer Liebe gegen ihren Nächsten, die Bedeutung derselben mitzutheilen sich verbunden erachtet. Auf dem einen Flügel haben sie I. R. A. und auf dem andern D. E. I. gelesen. Ein anderer hat eine sinnreiche Kenntniß der armenischen Sprache dadurch gezeigt, daß er nach seiner gemachten lateinischen Uebersezung darauf gefunden hat: 1. Immanes. 2. Novi Populi.

Die Heuschrecken, welche 1712 in Schlesien einfielen, sollen auf ihren Flügeln die 3 Buchstaben B. E. S. gehabt haben, deren Erklärung Paul Jetze, Prof. der griech. Sprache und Dichtkunst bey dem Gymn. in Stetin, unter dem Titel: Muthmaßungen von den wundersamen Heuschrecken zum Neujahrsgeschenk, in hebräischer, griechischer, latein. und deutscher Sprache an das Licht gestellt hat. Ich will von seinem großen Vorrath nur einige nehmen: Bedeutet erschreckliche Schlachten; Bedeutet erfreuliche Siege; Boshaftig erstorbene Sünder; Bereuet euern Stolz; Beseufzet eure Schinderey; Beschauet eure Strafe.

Franz schreibt, daß auf den Flügeln der Heuschrecken, im Jahr 1542, die Worte Ira Dei gestanden, und zwar soll diese Schrift in Apulien Griechisch, in Deutschland aber Hebräisch, Arabisch und Aethiopisch zu lesen gewesen seyn.

Das meiste Aufsehen verursachte wohl M. Andr. Acoluthus, Archidiac. zu St. Bernhardin in der Neustadt, und Prof. der Morgenländ. Sprachen bey dem Gymn. zu St. Elisabeth in Breslau, im J. 1693. Denn dieser breitete aus, daß er auf den Heuschreckenflügeln die Worte: Annona moriemini gefunden hätte. Dieses veranlaßte den damaligen Rathspräsidenten, v. Haunold, von vielen 1000 Heuschrecken die obersten Flügel, auf denen die Linien, Punkte und Streifen standen, ganze Schachteln voll in sein Haus bringen zu lassen; aber auf keinem einzigen Flügel konnte man einen lateinischen Buchstaben wahrnehmen. Da nun noch der Aberglaube des gemeinen Volkes dieses Vorgeben vermehrte, und es desto eher geglaubt wurde, weil es ein Geistlicher gesagt hatte, so hielt der berühmte Theologus Casp. Neumann, damaliger Pastor zu St. Maria Magd. in seiner Pfarrkirche, deshalb eine gelehrte und erbauliche Predigt an einem Bußtage, (s. Dessen gesammlete Früchte, S. 53, fgg.) worin er dieses Vorgeben öffentlich verwarf, mit Erinnerung, es sollte sich dadurch Niemand aus seiner Gemeine irre machen lassen, weil Gott niemals im Gebrauch gehabt, auf gemeine ordentliche Creaturen, Briefe an die Menschen zu schreiben, und sie zu Bußpredigern zu gebrauchen, oder durch sie Hungersnoth ankündigen zu lassen; zumal nach rechtem lateinischen Verstande, die Worte Annona moriemini, nicht heißen: Ihr werdet Hungers sterben, sondern: ihr werder euch an dem jährigen Zuwachs des Getraides zu Tode fressen, weil ein anders ist, Annona, das Getraide oder die jährlichen Früchte, und ein anderes Annonae caritas oder difficultas, welches letztere theure Zeit bedeutet.

Frage: was bedeuten die Heuschrecken? Recho: Schröcken! d. i. Moralische Kirchweyhpredig, eingericht auf dermalig-gefährliche Welt- und Zeitumstände; vom Pater Dorn. Altorf. 1750, 4. 3 B.

Jo. Ignat Muschel. obs. de ala locustae literis hebraicis decorata, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II, A. IX, Obs. 120.

Mit ihren großen hervor stehenden Augen können sie sehr scharf und weit um sich sehen, und lassen sich diejenigen, die ihnen nachstellen wollen, nicht zu nahe kommen.

Die

Die Männchen, welche allemal kleiner und gelbgrüner sind, als die Weibchen, machen, wie alle andere Arten von Heuschrecken männlichen Geschlechtes, ein zwitscherndes Getöne, wodurch sie den Weibchen zu verstehen geben, daß sie Lust haben, sich mit ihnen zu begatten. Sie lassen solches sehr stark von sich hören, und wissen diesen Ton den mit zwey Oberflügeln und mit ihren Springfüßen hervor zu bringen. Denn wenn man sie währendem Gesange genau betrachtet, wird man gewahr, daß sie ihre Flügel nicht, wie andere Arten von Heuschrecken, oben an der Einlenkung bewegen, sondern man sieht, wie sie mit dem dünnen, zackigen und langen Theile ihrer Springfüße an ihren Oberflügeln sehr geschwinde hin und wieder fahren, wodurch eben gedachter Ton entsteht. Daß dieses auf solche Art zugehe, davon kann man sich auch noch dadurch überzeugen, wenn man einem Männchen einen seiner Springfüße ausreißt, da man dann seinen Laut um die Häfte schwächer, als der andern ihren, hören wird. Außer diesem Laute, denn die Männchen durch das Reiben ihrer Füße und Oberflügel von sich geben, wenn sie sich begatten wollen, machen die Heuschrecken auch ein Geräusch mit den Zähnen, wenn sie freſſen, und ein Sausen in der Luft, wenn sie heerweise fliegen, welches mit dem Rauschen eines Flusses, oder mit dem Rauschen, welches der Wind in den Bäumen macht, sich vergleichen läßt.

Man erkennt die Eigenschaften der Thiere aus dem Bezeigen, welches man an ihnen wahrnimmt. Das erste, was wir hieraus an den Heuschrecken entdecken, ist dieses, daß sie gesellig sind. Nicht allein diejenigen, welche zusammen aus einem Neste kommen, halten sich stets bey einander, sondern es gesellen sich auch die aus andern Nestern mit dazu. Man trifft sie also, von Jugend an, erst in kleinen, hernach immer in gröſsern Schaaren beysammen. Man findet das Ende ei-

nes Feldschlages ganz rein, und auf dem andern stößt man mit einemmal auf eine Menge, welche Grausen erwecket. Solchemnach kann man, wo man nicht täglich überall hin kömmt, sich von diesem Ungeziefer ganz frey schätzen, und es doch schon einige Tage in Menge bey sich haben. Sie lassen uns aber nicht lange in dieser Ungewißheit, sondern verrathen ihre Gegenwart bald durch eine andere Eigenschaft, die sie besitzen, welches die Neigung zum Ziehen ist. Diese äußert sich bey ihnen von ihrem Auskriechen an, und dauert so lange fort, bis der Tod ihren Bemühungen ein Ende macht. Sie verändern ihren Aufenthalt fast täglich. Man darf ihnen deswegen keinen vorbedachten Willen beylegen, noch auch dieses einer unsichtbaren Fügung zuschreiben; die Natur lehrt es sie dadurch, daß sie ihnen, wie allen lebenden Geschöpfen, den Trieb sich zu erhalten beygelegt hat. Die Begierde, sich von einer Empfindung, welche ihnen der Magen verursachet, zu befreien, dringet sie, sich nach dem Fraße zu sehnen. Wenn Thiere in großer Menge nahe bey einander sind, muß nothwendig der Vorrath bald aufgezehret werden. Der Hunger, den der Mangel unleidlich macht, zwingt sie, der Nahrung nachzugehen; und da sie solche auf frischen Stellen antreffen, so wird es bey ihnen bald zur Gewohnheit, ihren Aufenthalt beständig zu verändern, und solche frische Stellen zu betreten, zu welchen sie, wegen der damit verknüpften Stillung ihres Verlangens, einen natürlichen Hang bekommen. Wenn nun die gute Witterung und Hitze in ihrem Vaterlande ihrer Erzeugung zu Statten kömmt, sind sie gar leicht im Stande, die Gegend, wo sie sich befinden, abzufressen, wodurch sie dann genöthigt werden, in einer andern Gegend ihre Nahrung zu suchen. Wo sie nun hinfallen, da gesellen sich, bey ihrem Abzuge, diejenigen, die vorher daselbst waren, aus Noth, auch zu ihnen, daß also endlich entsetzliche Heere daraus entstehen

stehen müssen. Daß aber ihre Züge vornämlich durch den Mangel des Futters verursachet werden, erhellet daraus, weil sie von einer Gegend nicht leicht aufsliegen, als bis sie dieselbe völlig abgefressen haben, und ihre Fortwanderung nur in solchen Fällen zu geschehen pflegt, wenn ihre Vermehrung außerordentlich ist.

Es ist aber die Nahrung nicht allein, welche sie nöthiget, sich auf die Wanderschaft zu begeben, sondern auch ihre große Empfindlichkeit, die sie gegen Wärme und Kälte haben. Jene macht sie munter und flüchtig, diese aber starr und steif; sie suchen demnach Oerter, wo sie die Wärme besser genießen und vor der Kälte sich mehr bergen können. Ins besondere ist es ihnen sehr zuwider, des Nachts auf der bloßen Erde zu bleiben. Man wird mehrentheils diejenigen, welche in Gräben gefallen sind, wo sie nicht heraus können, den andern Morgen todt finden. Eben dieses ist die Ursache, warum sie so gern in das Getraide ziehen, und zwar am liebsten dahin, wo es am dichtesten steht. Hier sind sie nicht allein vor den rauhen Winden am besten gesichert, sondern haben auch die beste Gelegenheit, ihr Nachtquartier oben auf den Halmen zu nehmen. Sobald die Sonne sich dem Untergange nähert, fangen sie an, an den Halmen in die Höhe zu klettern, und sich auf die Aehren, oder dicht darunter, zu setzen. In solcher Stellung bleiben sie die ganze Nacht, bis die Sonne wieder aufgeht, und sie sich daran wieder getrocknet haben. Wo sie kein Getraide in der Nähe finden, da retten sie sich des Nachts auf Bäume, Sträuche, Zäune oder Gebäude. Bey naßkaltem schlackigen Wetter versammeln sie sich am meisten, wo Bäume oder Sträuche im Getraide stehen, die den Wind von ihnen abhalten, und liegen hinter denselben stille. Alsdann kriechen sie an den Halmen nicht in die höhe, sondern bleiben, etwa Spannen hoch über der Erde, daran unbeweglich sitzen, so daß man sie greifen kann.

kann. Wird es am Tage etwas gelinder, so kriechen sie, wo Blößen sind, auf Haufen dicht zusammen, und liegen manchmal eine Hand hoch dick über einander, vermuthlich, um sich mit einander zu wärmen. Blickt die Sonne dazwischen hervor, so suchen sie die Stellen, welche sie bescheint, und insonderheit die Steine, die sie mit ihren Strahlen erwärmt hat, auf welchen sie sich klumpendick versammeln.

Da die Zugheuschrecken aus den Morgenländern kommen, so gehen ihre Hauptzüge allezeit gegen Abend. Ehe man sie bey sich hat, erhält man insgemein die Nachrichten, daß sie in den gegen Morgen liegenden Provinzen schon ein, oder mehrere Jahre gehauset haben. Sie breiten sich also von Morgen gegen Abend, von Jahr zu Jahren, immer weiter aus, so lange ihre Brut in unserm Klima ausdauern kann. Wenn sie auf große Weiten aus einem Lande in das andere ziehen, so geschieht dieses nur von der Zeit an, da sie flück sind, bis dahin, daß sie Brut machen wollen, d. h. vom halben Jul. an, bis in den halben August. Denn wenn sie erst Brut machen wollen, so lehrt sie es die Natur selbst, einheimisch zu werden, zumal da die Weibchen gegen diese Zeit auch zu weiten Reisen ungeschickt sind. Um die Zeit der Kornärnde sind sie also dazu am geschicktesten. Wenn demnach um diese Zeit der Ostwind wehet, machen sie sich unfehlbar fort; und die alsdann von weitem gezogen kommen, finden sich insgemein mit einem Ostwinde ein, und ziehen auch mit eben diesem Winde weiter. Weil ihr Hauptzug, den sie um diese Zeit anstellen, allezeit gegen Abend geht, so hilft ihnen der Morgenwind denselben erleichtern. Denn da sie zum Fliegen die Flügel ausgespannt erhalten, und hiezu eine Kraft anwenden müssen, so muß ihnen dieses nothwendig leichter werden, wenn ihnen der Wind dieselben in der Ausspannung erhalten hilft; und das thut er unfehlbar, wenn er von hinten kömmt,

und

und also, da sie nach Abend ziehen, von Morgen bläset. Wenn hingegen in der ganzen Zeit, da sie, Hauptzüge vorzunehmen, eine Neigung haben, kein Ostwind bläset, so verlieren sie dieselbe, und bleiben wo sie sind; zumal, wenn noch dazu Nord- und Westwind mit Regen und kaltem Wetter einfällt. Alles, was sie alsdann zu thun pflegen, besteht darin, daß sie bey stillem Wetter und Sonnenblicken, eine Neigung zum Ziehen bezeugen, sich in die Luft erheben, und einige 100 Schritt fort fliegen, alsdann aber wieder herunter fallen, und theils wieder zurück kommen, theils weiter fort fliegen.

Lieset man die Nachrichten von den Zügen dieser Insekten in unserm Welttheile, so wird man finden, daß sie der Wind von einem Orte zum andern führe. Da sie in großen Haufen, die oft einige Meilen einnehmen, ganz enge, und gleichsam in einander geschlossenen Gliedern aus ihrem Vaterlande ziehen, so schweben sie, wie eine Wolke, auf der untern Luft, und werden als Wolken vom Winde fort getrieben und über die weitesten Meere getragen. Dieses geschieht aber nicht eher, als wenn sie, wegen ihrer entsetzlichen Menge, keine Nahrung mehr finden. Wenn sie nun daselbst zu so großen Haufen angewachsen sind, daß sie das Land nicht mehr ertragen kann, so zerstreuen sie sich. Alsdann kömmt es auf die Winde an. Ist in Lybien Südwind, so trägt sie derselbe gegen Norden, nach der Barbarey; ist aber daselbst Südwestwind, so leitet sie derselbe nach Aethiopien und Aegypten, wo sie, wenn die Reife vorhanden ist, hin und wieder in den Ebenen von Metitjah ihre Eyer legen, und fliegen alsdann weiter. Die aus solchen Eyern hervor gekommenen Jungen gehen ebenfalls weiter, wenn sie vorher alles verzehrt haben. Wehet alsdann abermal der Südwind, so treibt er sie zum Meere, wo sie entweder umkommen, oder wenn der Wind stark genug ist, so trägt er sie nach Spanien oder Frankreich, auch wohl, nach Beschaffenheit der Jahrszeit, nach England. Ist aber in Lybien mehr Südwest Wind, so führt dieser die Heuschrecken mehr gegen die Küsten von Afrika, welche gegen Italien liegen, und von da weiter nach Sardinien, Sicilien oder Italien. Aus Italien können sie bey verändertem Winde hernach ganz leicht nach Tyrol und der Schweitz kommen. Dieses sind die gewöhnlichen Züge der

liby-

libnschen Heuschrecken. Die arabischen hingegen müssen andere Wege nehmen, wenn sie in unsern Welttheil kommen, oder gar in das Herz von Deutschland eindringen wollen. Wehet in Arabien der Südwind, so fliegen sie mit demselben in die Landschaft Judäa; bläset der Westwind, so kommen sie mit demselben nach Persien; und eben dieser Wind trägt sie in das weite Gebiet des Moguls und nach China. Haben sie außer ihrem Vaterland ihr Geschlecht fortgepflanzt, so wenden sie sich nach der Türkey, oder der an Europa gränzenden Tatarey, von da sie hernach in Polen, Siebenbürgen und Ungarn einfallen, auch bis in Deutschland eindringen. Man bewundert die weiten Reisen dieser kleinen Thiere nicht, da sie bey stillem Wetter, in einem Tage, (zwischen der Sonne Auf- und Niedergang,) 5 Meilen fliegen können.

Ihre Menge ist entsezlich, daß sie sogar die Sonne in ihrem Zuge verfinstern. In Afrika sollen sie manchmal Gegenden von 12 Meilen bedecken. In Thüringen nahmen sie im J. 1693 eine Gegend von 4 Meilen in die Länge und Breite ein. Man konnte nicht treten, ohne 2 bis 3 zu zerquetschen; daher man auf 1 Quadratschuh füglich 10 Heuschrecken annehmen kann. Ein Quadratschritt enthält 36 Quadratschuh; und es können daher innerhalb demselben 360 Heuschrecken angenommen werden. Rechnet man auf eine Meile 4000 Schritt, und auf einen Schritt 6 Schuh: so machen vier Meilen 16000 Schritt; mithin enthält ein 4 Meilen langes Quadrat 256000000 Quadratschritt; ein Quadratschritt enthält 360 Heuschrecken; mithin müssen 256000000 Quadratschritt 92160 Millionen Heuschrecken in sich gefaßt haben.

Aus Ungarn wurde v. 5. Aug. 1748, aus Aszod berichtet, daß in der Nordgrader Gespannschaft sich ein Schwarm Heuschrecken eine Meile rings herum um den Ort Szanda gelagert habe, daß ein Husar mit seinem Pferde nicht einmal habe durchkommen können. Ich will also ihr Lager, nach der Beschreibung, als einen Zirkel annehmen, dessen Durchmesser 2 Meilen gewesen ist. Ein solcher Zirkel enthält 1808640000 Quadratschuh. Ich will ferner annehmen, daß sie einen Pferdehuf, oder 3 Zoll hoch, gelegen haben. Die Länge einer solchen Heuschrecke nehme ich 3 Zoll an, und die Breite 1 Zoll. So können auf einem Raume von 1 Quadratschuh wenigstens 30 auf den Boden gelegen haben. Wenn ich auch einer nur 1 Z. in der Höhe gebe, so können 3 Schichten über einander gelegen haben, daß also in einem Quadratschuh 90 Heuschrecken

gelegen

gelegen haben; mithin muß diese Gegend 1808640000 mal 90, d. i. 162777600000 Heuschrecken in sich gefaßt haben.

Die Jahrszeit, zu der sie sich in Europa gemeiniglich einzustellen pflegen, fällt meistens in den Jun. und Julius, auch wohl etwas später, bald vor, bald nach der Aernde. Was die Tageszeit betrifft, da sie sich gern niederlassen, so geschieht solches gegen Mittag oder Abend; und die Zeit, da sie aufzusteigen pflegen, ist Morgens, wenn die Sonne den Thau schon völlig vertrieben, und die Luft in etwas erwärmt hat.

Wenn die Zeit vorbey ist, daß sie Hauptzüge vornehmen, so setzen sie bloß ihre kleine Züge fort. Sie gehen in großen Scharen der Nahrung nach, und ziehen von einem Orte zum andern. Wenn es gegen Mittag geht, so erheben sie sich in die Luft, und ziehen von einem Felde in das andere. Je höher sie sich heben, desto weiter ziehen sie fort. Insgemein steigen sie nicht über Baumshoch, und viele bleiben noch weit niedriger über der Erde, so daß es in einiger Entfernung läßt, als ob die Luft voll Schneeflocken wäre, die der Wind treibt. In einer größern Höhe sehen sie einem Dampf oder einer Wolke gleich. Ungeachtet sie nun ihre Hauptzüge (da sie nämlich in die weiter gegen Abend liegenden Länder ziehen,) nun mit Hilfe des Ostwindes vornehmen: so achten sie doch bey kleinen Zügen auf den Wind gar nicht, wenn er nur nicht zu stark ist, und sie können recht gut gegen den Wind fliegen. Man hat auch bemerkt, daß sie um diese Zeit (nach der Mitte des Augustes) am liebsten gegen den Wind ziehen, vermuthlich deswegen, weil er ihnen die Witterung von dem anderwärts noch stehenden Getraide zubringt. Sie haben um diese Zeit keine Lust mehr zu reisen, sondern nur ihre Brut abzulegen, und sich zu nähren; und wehe dem Lande, welches sie alsdann zum Aufenthalt wählen! Denn man hat nicht allein in demselben Herbste von ihnen, sondern auch im

folgen-

folgenden Jahre von ihrer Nachkommenschaft, viel Beschwerlichkeit. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Insekt, welches in so großer Menge sich bey einander hält, und schaarweise das Lannd durchzieht, wenn es von dem grünen das schönste und nützlichste, so die Erde hervor bringt, wegfrißt, nothwendig empfindlichen Schaden thun muß. Das erste, was hieraus folgt, ist, daß es die junge grüne Saat dermaßen verdirbt daß gar nichts aufkommen kann. Hierdurch verursachet es, daß dem Ackermann seine Hoffnung verloren geht, und alle seine saure Arbeit und Mühe vergeblich angewandt ist. So groß aber auch dieses Uebel ist, so wird man es doch für erträglich halten müssen, wenn man es damit vergleicht, was es außer dem, so es durch seinen Fraß verdirbt, für Verwüstungen anrichtet; denn dadurch verursachet es, daß der Landmann endlich gar nichts, weder für sich, noch für sein Vieh hat. Es gleicht darin den grausamen Feinden, die, was sie nicht verzehren, in den Grund verderben, und was sie nicht mitnehmen können, in Stücke zerschlagen. Eine Vergleichung, die den Heuschrecken vortheilhaft ist, weil sie solcher Gestalt, wofern noch etwas ärger seyn kann, doch nicht ärger sind, als gewisse Menschen, für welche es aber höchst schimpflich ist, daß sie mit ihrer Aufführung sich noch nicht über das Betragen des Ungeziefers erheben.

Um dieses ihr Betragen desto lebhafter vorzustellen, will ich ihre Wirthschaft vom Anfange an, da sie auskriechen, beschreiben. Es geschieht solches, wenn der Rocken in der Blüthe steht, folglich vollkommene, aber noch grüne Aehren hat; daher dann die zarten Bälglein, welche das sich ansetzende Samenkorn umgeben, auch noch ganz grün sind. Das erste, was sie vornehmen, ist, daß sie diese grüne Bälglein an der Aehre rings herum abfressen, daher dann die Samenkörner ganz bloß stehen bleiben, ohne weitern Halt, als den sie davon

von haben, daß sie mit dem untern Ende an die Aehre angewachsen sind. Dieses erhält sie nun zwar, daß sie fort wachsen, und zur Vollkommenheit gelangen; wenn es aber dahin kömmt, daß sie reifen, und daß die Fasern, wodurch sie mit der Aehre zusammen hängen, vertrocknen: so ist nicht allein die geringste Bewegung, welche der Wind machet, im Stande sie abzuschütteln, sondern man kann auch leicht erachten, daß die stärkere Bewegung, welche das Einärnden verursachet, in solchen Aehren nicht viel zurück lassen kann. Die Ursache, warum sie sich an den zartesten Theilen der Gewächse vergreifen, ist jetzt noch ihrer Kleinheit zuzuschreiben, welche ihnen nicht erlaubt, sich an die stärkern Blätter zu machen. Dieses währet etwa bis zur ersten Häutung. Wo man dergleichen Art des Fraßes an den Aehren antrifft, da giebt es zu erkennen, daß sie entweder in dem Getraide selbst, oder nicht weit davon, ausgekommen seyn müssen. Nach 5 Tagen, wenn die erste Häutung vorbey ist, und sie in der Gröfse zugenommen haben, greifen sie auch die Halme selbst an; sie beißen dieselben nämlich 2 bis 3 Zoll unter der Aehre mitten durch, daß die Aehre zur Erde fällt; jetzt aber thun sie es nur noch an den schwächsten Halmen, oder in dem geringsten Getraide, weil sie das Maul noch nicht so weit öffnen können, daß ein nur mäßig dicker Halm hinein gienge. So wie sie aber täglich größer werden, nimmt auch der Schade täglich immer mehr zu; jedoch findet man ihn nur noch fleckweise, nämlich auf denen Stellen, wo sie ihr Nachtquartier gehabt haben; denn am Tage sitzen sie nicht auf den Halmen, sondern halten sich mehrentheils auf der freyen Erde auf. Man findet solche Stellen so viel häufiger, je mehr verschiedene Schwärme im Getraide ausgekommen sind, oder sich nach und nach hinein gezogen haben; und da sie ihren Aufenthalt fast täglich verändern, so wird der Schade immer mehr an einan-

der hängend, und man trifft ihn endlich fast überall an.

Nach der zweyten Häutung gegen die Hälfte des Junius, geben sich immer mehrere zusammen, und nehmen weitere Züge vor. Alsdann kommen sie auch in die Felder, welche bisher noch rein gewesen sind; und nun greifen sie die stärkern Halme, und endlich auch die allerstärksten an. Dieses währt noch 3 bis 4 Wochen. Man kann hieraus beurtheilen, wie ein Feld zur Aerndezeit aussehen muß, auf welchem alle Nächte so viele Millionen Aehren abgebissen werden. Hiebey aber bleibt es noch nicht. Man würde wenigstens Stroh zu ärnden haben, worunter hin und wieder noch einzelne Aehren, die man zählen kann, übrig geblieben sind. Aber nein, auch das Stroh verwüsten sie größtentheils, daß nichts, als die bloßen Stoppeln, zu mähen übrig bleiben. Wenn die Zeit heran kömmt, daß sie ihre völlige Größe erreichen, so lernen sie auch die Mäuler immer weiter aufthun, und nicht nur die Halme nahe unter der Aehre, wo sie am dünnesten sind, sondern auch tiefer unten, noch wohl ein oder zweymal durchschneiden. Dieses geschieht mit allen Halmen, die an sich schwach sind, so daß nur Stürzel von verschiedener Länge, theils $\frac{1}{4}$, theils $\frac{1}{2}$ Ele lang, stehen bleiben. Die starken dicken Halme können sie nicht zwingen, weil sie die Zähne nicht so weit von einander zu bringen vermögen, daß sie damit fassen und abkneipen könnten; weil sie aber sonst nichts, als diese, übrig finden, woran sie des Nachts in die Höhe kriechen könnten, so bedient sich ihrer eine solche Menge, daß auch der stärkste Halm der Last weichen und endlich einknicken muß. Wenn hernach ein solches Feld mit großer Arbeit abgemähet wird, so erhält man doch nichts, als einiges Gereffe, welches sich mit Mühe in das Band bringen läßt.

Um ein Feld also zuzurichten, braucht dieses Ungeziefer, da wo es auskömmt, an 6 Wochen. Wenn es aber flück ist, und in der Aernde aus den gegen Morgen liegenden Provinzen in unzählbaren Schaaren zu uns kömmt, so wird es damit viel eher fertig. Denn, wenn es sich so häufig einstellt, daß es das ganze Feld bedeckt ist, so ist es im Stande, in einer Nacht, ein ganzes Feld in diesen erbärmlichen Zustand zu versetzen; kömmt es aber nur strichweise, so geschieht es doch gewiß, da, wo der Strich hinfällt; und man hat Ursache zu eilen, um das übrige zu retten.

Dieses Abbeißen der Aehren, und das Zerschroten der Halme, geschieht von ihnen nicht um des Fressens willen. Stroh fressen sie gar nicht; und die abgebissenen Aehren, die auf der Erde liegen, greifen sie nur im Nothfalle, wenn sie sonst nichts finden, an. Sie dürften dieselben auch deswegen nicht erst abbeißen, sondern könnten sie stehend eben so gut genießen; es muß also eine andere Ursache seyn, die sie antreibt, ihr Gebiß daran zu üben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es folgende. Sie haben ein übers Kreuz gespaltenes Maul, fressen aber niemals, was ihnen in die Quere vor dem Maule steht, an, sondern wenn sie fressen sollen, müssen sie es der Länge nach anfassen können. Sie fressen eben so wie die Raupen; sie beißen das Laub auf der hohen Kante an, bewegen den Kopf unter sich nach der Brust hin, und fressen solchergestalt, so weit sie reichen können, ein Loch hinein, hernach setzen sie höher an, und fressen einen Strich tiefer. Eben dieselbe Stellung, welche das Laub gegen ihr Maul hat, wenn sie ihren Hunger stillen, hat auch der Halm, an dem sie in die Höhe kriechen, um darauf auszuruhen. Er steht ihnen, der Länge nach, dicht vor dem Maule, und wenn er von der Dicke ist, daß er eben in das Maul hinein geht, so braucht es weiter nichts, als daß sie sich sonst die Lust vorstellen, die sie sonst

beym Fressen empfinden, so wird diese Stellung eben so zureichend seyn, sie zu einem Biß zu bewegen, wie die Gelegenheit zureichend ist, Diebe zu machen.

Die abgebissenen Aehren bleiben mehrentheils auf dem Acker liegen; wenn sie aber sonst nichts vor sich finden, machen sie sich auch hieran, und wissen es so anzustellen, daß sie dieselben kurz und klein nagen. Auch an dem schon abgemähet liegenden Getreide vergreifen sie sich; doch nur bloß an denjenigen Körnern, die aus den Aehren hervor stehen, und oben auf liegen. Sie zerschroten die Körner auf eben die Art, wie es die Mäuse thun, den Halmen aber können sie weiter nichts anhaben; daher dieser Schade in gar keine Vergleichung kömmt gegen diejenigen, welchen sie an dem noch stehenden Getreide thun.

Dieses ist aber noch nicht genug, sie so fürchterlich zu machen, als sie wirklich sind. Ihre eigentliche Nahrung ist süsses grünes Gras. Im Wintergetraide halten sie sich nur um des Schutzes willen vor dem Wetter, und auf den hohen Halmen des Nachts sicher zu sitzen. Da aber auch im Wintergetraide der Boden mit Grase bewächst, und dazwischen öfters Scheidlinge oder Schiedraine sich befinden, die mit einem dichten Grase bewachsen sind: so gehört noch zu ihrer schädlichsten Arbeit mit, daß sie dieses schönste Gras, zwischen dem Getraide, bis auf den Boden wegfressen, und nichts als die kahle Erde zurück lassen. Damit verderben sie dem Vieh die beste Stoppelweide, und dieses bekömmt von dem, worauf es an einigen Orten manchmal schon lange gehungert hat, gar nichts zu genießen. Der Wirth sieht im Sommer seinen Jammer an dem Vieh, das sich nicht sättigen kann; und wenn er bey seinem Einschnitt an den Winter denkt, so überlauft ihn ein Schauer.

Das Sommergetraide ist eben so großer Gefahr ausgesetzt, als das Wintergetraide, jedoch mit Unterschiede.

schiede. Die Gerste und den Hafer, worauf sie treffen, fressen sie, so lange beydes noch jung ist, so kahl an der Erde weg, daß man nicht sehen kann, wo es gestanden hat. Sie treffen aber unfehlbar darauf, wenn es sich zwischen dem Wintergetraide befindet, oder auch, wenn in das Sommerfeld Getraide gebracht ist, welches eher schosset, als diese Sommerfrucht. Sie erwählen es alsdann zu ihrem Nachtquartier, und die angränzende junge Sommerfrucht muß ihnen zur Nahrung dienen. Wo hingegen die Gerste ganz allein, ohne Vermischung mit anderm Getraide, steht, und ein besonderes Feld ausmacht, da kommen die Heuschrecken welche bey uns ausgebrütet sind, ehe sie flück werden, nicht hin; es wäre denn, daß das Winter- und Sommerfeld unmittelbar an einander gränzten, da sie dann an den Rändern, wo es mit dem Wintergetraide zusammenhängt, eine Strecke hinein fressen. Die Ursache, warum sie da nicht hinkommen, ist, weil sie sich des Nachts nicht bergen können. Sie müssen völlig erhaben über der Erde sitzen; wenn ihnen wohl seyn soll; und dieses Getraide ist dazu alsdann noch nicht hoch genug. So bald aber die Gerste schosset und einige Höhe erreichet, ist sie ihnen auch dazu gerecht, und alsdann finden sie sich dabey in Menge ein. So lange sie in den Kappen steht, können sie zwar den Halmen nichts anhaben, denn sie sind für sie zu dick; das Laub aber fressen sie indessen gänzlich ab. Wenn hingegen die Aehren aus den Kappen heraus sind, gehen sie damit eben so grausam um, wie mit dem Rocken; sie beißen nicht allein die Aehren häufig ab, sondern fressen auch in den noch stehenden die sich ansetzenden Körner an, daß nichts daraus wird. Dieses trifft sich eben in der Kornärnde, da sie flück sind. Wenn sie alsdann wegen widriger Witterung nicht wegziehen, sondern allzu häufig zurückbleiben, so ist auch die Gerste für halb verloren zu achten; und wenn noch dazu große

Schwärme von anderwärts gezogen kommen, ist sie gänzlich verloren; denn diese, die gereiset sind, sind immer gefräßiger, als die einheimischen. Wenn sie sich später hin einfinden, da die Gerste schon reif wird, (wovor man bis in den Sept. niemals sicher ist, so lange sie sich noch im Lande befinden,) ist der Schade, den sie ihn thun, weit erträglicher. Sie beißen zwar auch einige Aehren ab, und viele beißen sie halb durch, oder knicken die Halme durch ihre Schwere ein, daß die Aehren, zur Erde geneigt, daran hängen bleiben, auch hernach noch beym Harken unfehlbar abbrechen; die meisten aber lassen sie doch daran, hingegen benagen sie die Körner, sie mögen noch grün oder schon reif seyn, sowohl wenn sie noch steht, als wenn sie schon auf dem Schwaden liegt. Ist die Gerste zweyerley, so daß grüne und reife unter einander steht, so nehmen sie dem Wirthe die Mühe, mit ihr Geduld zu haben, und auf das Nachreifen zu warten; denn sie richten sie unfehlbar, ehe sie so weit kömmt, zu Grunde. Alsdann ist kein anderer Rath, als die Sense anzuschlagen, und das Futter noch zu retten. Ist sie noch ganz grün, so hilft auch diese Vorsicht wenig; denn man hat gefunden, daß sie das grüne noch auf den Schwaden verzehrt haben. An dem Hafer kneipen sie die zarten Stängel, woran die Körner hängen, ab. Der Wirth findet, statt des Einschnittes, eine Aussaat, die aber bloß den Gänsen und Schweinen zu gute kömmt, weil um die Zeit der Aernde kein Hafer gesäet wird. Die Wicken, so lange sie noch jung sind, fressen sie rein weg; den erwachsenen hingegen benehmen sie alles fernere Wachsthum, indem sie das junge Laub, so wie es hervor kömmt, verzehren. An dem Buchweizen spüret man weiter nichts, als daß sie hin und wieder einige Blüthen abkneipen; dieses aber schadet ihm nichts, weil er allzeit mehr Blüthen, als Körner, welche reif werden, hat, auch immer von neuem wieder ansetzt.

Liegt

Liegt er aber auf dem Schwaden, so zerschroten sie die reifen Körner, wie an anderm Getraide. Daher muß man denselben, wenn dieser Schade nicht empfindlich werden soll, so lange nicht liegen lassen, als er zum Trocknen Zeit gebraucht, sondern ihn einfahren, und grün abdreschen lassen. Endlich freissen sie auch noch bis um Michaelis die grüne Saat vom Rocken, so bald sie aufgeht. Man hat bemerkt, daß sie, wenn sie in Weinberge eingefallen sind, die Weiden, womit der Weinstock angebunden gewesen, zerfessen, und denselben unbeschädigt gelassen haben. Kohl, Erbsen u. d. gl. beißen sie, wie Treuner angemerkt hat, auch bey grossem Hunger nicht an, da sie doch in solchem Falle andere weit gröbere Nahrungsmittel, die zuweilen trocken, zäh und sehr hart sind, auch zuweilen solche, die keine eigentliche Nahrung für Thiere ihrer Art abgeben können, anfallen. Man hat angemerkt, daß sie, bey starkem Hunger, auf Obst, Wurzeln, Brod, Malz, trockne Gerstenkörner, Zucker, und auf sehr grobe, saure oder bittere und herbe Wurzeln fallen. Auch ist bekannt, daß sie die wollenen nassen, oder auch stark beschwißten, Kleidungsstücke, welche die Bauern zum Trocknen an die Zäune hängen, zumal wenn sie stark nach Brod und anderer Speise riechen, zerbeißen. Diesen Umstand hat unter andern Hr. Prof. Gleditsch in etlichen polnischen Gränzdörfern, im J. 1750, wahrgenommen, als einige einzelne sehr dicke Schwarmwolken hungeriger Heuschrecken eingefallen waren, deren Züge länger als eine Viertelstunde anhielten, ehe sich das Ungeziefer völlig lagern konnte. Aus Mangel des Raumes, den ihre entsezliche Menge nöthig hatte, fielen sie zwischen die Bauerhöfe und Gärten überall ein, und sammelten sich besonders an den Gehägen, Zäunen und Hütten. Hier packten sie die aufgehängten wollenen Weiberröcke, Brustläze, Westen und Strümpfe, dermaßen an, daß diese ganz durchlöchert wurden.

Wie sie sich denn sogar die Füße selbst abbeißen, wenn diese verletzt, oder sonst fest gebunden sind, auch Unvorsichtigen manchen sehr empfindlichen Biß in die Finger beybringen, welches die großen einheimischen ebenfalls thun.

Daß die Heuschrecken einander selbst nicht schonen, hat Hr. Gleditsch bey einem Paar eingefangenen Heuschrecken bemerkt. Es fiel nämlich das Männchen sein Weibchen, kurz nach der Paarung, mit größter Heftigkeit an, und verwundete es dermaßen, daß es sterben mußte, ehe es die Eyer von sich lassen konnte. Die Verwundungen waren eben so beschaffen, als man sonst von einigen raubenden Insecten sieht, die sich von allerhand Sachen ernähren, und zuletzt einander selbst auffressen.

Die Heuschrecken können aber auch, bereits erwähntermaßen, eine lange Zeit Hunger ausstehen, da sie dann um ein merkliches magerer und kleiner werden, auch alsdann in der Farbe sich etwas verändern, so daß man sie fast nicht mehr für eben dieselbe Art, sondern leicht für eine andere, ansehen kann; sie werden aber in kurzer Zeit wieder größer und stärker, wenn sie einen beträchlichen Vorrath von Nahrung gefunden haben.

Die Heuschrecken können auch schwimmen. Sie bewegen die Füße auf dem Wasser, eben so, wie auf dem Lande, wenn sie traben, und schieben sich damit fort; es muß aber nicht zu lange währen, sonst werden sie müde, und gehen unter.

Uebrigens findet man in den Heuschrecken auch zuweilen größere oder kleinere Würme, die sich um ihre Eingeweide winden, und zu den Draht- oder Fadenwürmern (Gordius) gehören.

Joh. Leonh. Frisch obs. de lumbricis in locustis, st. in Miscell. Nat. Cur. Cont. III, f. To. IV, Obs. 12.

Theod. Tho. Weichardt Bemerkung vom Draht- oder Fadenwurm der Heuschrecken, st. im 4. Jahrg. der neuen Mannigfalt. Berl. 1777, gr. 8. S. 52 — 56.

Wenn man alles, was von den Eigenschaften der Heuschrecken bekannt ist, zusammen nimmt, so ergiebt sich, daß

daß man ihnen alle Sinne, deren die Thiere fähig sind, beylegen muß. Der Geschmack äußert sich durch die Wahl, die sie im Fressen halten. Das Getraide müssen sie riechen können, weil sie danach hinziehen, und wenn sie auch in Wäldern ausgekommen sind, sich doch nach den Getraidefeldern begeben. Hr. Past. Möller hatte einige Felder mit Getraide, die mit einem Ende an eine Wiese stießen. Die Heuschrecken hatten sich bisher am andern Ende gehalten, und waren über eine sandige Anhöhe, worauf wenig für sie stand, nicht gekommen. Als er aber die Wiese mähen ließ, und der Geruch von dem frischen Heu sich weit ausbreitete, war sogleich am folgenden Tage der helle Haufen dabey, und fiel bey dieser Gelegenheit auch das Getraide von der bisher noch verschont gebliebenen Seite an. Diese Erfahrung scheint ihren Geruch außer Zweifel zu setzen; und daß sie öfters gegen den Wind ziehen, scheint nichts anders zur Ursache zu haben, als weil er ihnen die Witterung vom Fraß zuführt. Das Gefühl giebt ihre Empfindlichkeit gegen Wärme und Kälte, wie auch die Ahndung einer bevorstehenden Wetterveränderung zu erkennen. Denn man hat angemerkt, daß, wenn sie sehr unruhig werden, schwärmen, oder mit hellem Haufen sich auf einmal aufmachen, dieses eine Anzeige einer bevorstehnden Veränderung des Wetters sey. An dem Gesichte darf man um so weniger zweifeln, da sie große kenntliche Augen haben. Wenn ihnen ein Mensch nahe kömmt, so laufen sie vor ihn; und wenn man stille stehend ihnen drohet, hüpfen sie gleich fort. Das Gehör äußert sich, weil sie auch durch einen Schall zur Flucht bewogen werden. Sie fielen einmal in der Aernde ein Getraidestück an, welches noch unbeschädigt war. Um dasselbe zu retten, ließ man die Mäher kommen. So bald diese anfiengen die Sensen zu wetzen, kamen die Heuschrecken, so viele ihrer im Getraide lagen, alle an den Halmen in die

Höhe kriechen, um zu sehen was da wäre; und als darauf das Schurren von dem Mähen anzieng, erhoben sie sich auf einmal, und flogen davon. Sie mußten es also nothwendig hören

Was den verschiedenen Zustand betrifft, in welchem sich die Heuschrecken bey ihrem Wachsthume und Alter, vom Ey an, bis zu ihrem natürlichen Untergange befinden, und worauf sich eine vernünftige Wahl und Anwendung der Mittel zur Verminderung ihrer Schädlichkeit gründen muß: so läßt sich derselbe füglich nach fünf Zeitpuncten, welche von ihrer Erzeugung an, bis zu ihrem Untergange, eine Zeit von etwa 11 oder 12 Monaten erfordern, betrachten. Der erste Zeitpunct nimmt seinen Anfang mit dem Ey selbst, und dauert bis zum Auskriechen der zarten Brut. Der zweyte begreift den Zustand dieser Brut, von ihrem Auskriechen an, bis zur zweyten Häutung derselben, in sich. Der dritte fängt mit der zweyten Häutung der Brut an, und endiget sich mit der vierten und letzten Häutung derselben. Der vierte enthält den Zustand des nunmehr geflügelten und umher streichenden Insectes, nach dessen letzten Häutung, und endiget sich mit dem Anfange der Zeit der Paarung. Der fünfte und letzte Zeitpunct schließt die Paarung, Fortpflanzung, und den bald darauf natürlicherweise erfolgenden Untergang der Heuschrecken, ein.

Ehe ich zu dem Ey selbst komme, in welchem die künftige Brut enthalten ist, muß ich, mehrerer Deutlichkeit halber, dasjenige, was von der Paarung dieses Unzeziefers zu bemerken ist, und wovon ich, vorgedachter Ordnung gemäß, erst bey der 5ten Periode handeln sollte, voran schicken.

So bald die Zugheuschrecken nach ihrer vierten Häutung endlich die freyen Flügel erhalten haben, oder flück geworden, und zugleich, durch den Ueberfluß der besten Nahrungsmittel, auch zu derjenigen Vollkommen-

menheit gelanget sind, nach welcher sie, natürlicherweise, die Vermehrung und Fortpflanzung ihrer Geschlechtsart zu Stande bringen können und sollen, so eilen sie mit einiger Geschwindigkeit dazu, und hören, von dieser Zeit an, immer nach und nach auf, sonderlichen Schaden zu thun, wofern noch etwas übrig geblieben ist, daß sie noch Schaden thun könnten. Sie bleiben nun in diesen Gegenden, wo sie sich einmal befinden, ohne der Nahrung halber weiter zu ziehen; es müßten denn spätere Bruten übrig seyn. Dieses Ungeziefer beziehet sich, zu vielen Tausenden, nach einzelnen Orten zusammen, wo sie sich dermaßen dick verbreitet, daß öfters eine beträchtliche Menge desselben in einem mäßigen Raume beysammen lieget, da es noch kurz vorher, nach Art der Lerchen, bey seinen Zügen, in den Stoppeln, Sandhügeln, und um die dürren Heiden weit mehr zerstreuet war. Dieses aber geschieht nicht so geschwinde oder auf einmal, sondern, sobald die Paarzeit eintritt, und die Hauptschwärme sich mit Macht zu trennen anfangen, bleiben gemeiniglich viele einzelne kleine Schwärme in ihrem Nachtlager liegen, ohne dem übrigen weiter zu folgen. Sie suchen ihre Sicherheit an solchen Orten, in welchen sie ihre Paarung ruhig verrichten, und die Weibchen besonders da, wo sie ihre Eyer bequem von sich lassen und verbergen können. Diese Umstände merket man zuweilen bald voraus, wenn man aus den überhin ziehenden großen Schwärmen immer einzelne Paare heraus fallen und sich darauf gatten siehet, worauf dann bald eine gröfsere Anzahl zu folgen pflegt. In solchen Umständen hört also die Nahrung, wie gedacht, nach und nach auf; und wenn die Paarungs- und Legezeit vorbey ist, wird dieses Ungeziefer allmählich matt und krank, es hänget sich an die Grasstängel und Stoppeln, und stirbt endlich; wie denn das Männchen bald nach der Befruchtung vergeht, das Weibchen aber nicht selten mit

und unter dem letzten Eyerlegen, oder doch nicht viel über 24 Stunden darauf, zu sterben pflegt.

Eben dieses ist von den meisten Insectenarten bekannt; wie es aber mit ihren Spätlingen, oder vielen von solchen, stehe, ob sie sich den Winter hindurch vor der Strenge der Witterung erhalten, ohne zu sterben, wenn sie männ- und weiblicher Seits zur Befruchtung noch nicht gelanget sind, dieses scheint noch nicht von allen und jeden Arten besonders bewiesen zu seyn. Man hat sehr früh im Jahre, ehe sich von den übrigen Heuschreckenarten die Brut im geringsten zeigte, in der Mark halb ausgewachsene große Stücke gefunden. Auch finden unsre Insectensammler im Herbste, Winter und Frühlinge, öfters unter den Steinen im Felde, und andern Bedeckungen, solche Arten von Ungeziefer, die man sonst nicht anzutreffen pflegt.

Ob sich aber das Männchen bey den großen Schwärmen, hauptsächlich deshalb einfinde, um, wie Frisch glaubt, das Weibchen aufzusuchen, muß man dahin gestellt seyn lassen, da sonst auch wohl der Mangel viel eher die Hauptursache davon seyn kann, welcher dieses Ungeziefer aus der Ukraine und Tatarey nach neuem Fraße heraus locket, und von da her, bey einerley anhaltendem Winde, schon gar bis nach den äußersten westlichen und nordwestlichen Küsten von Europa geführt hat. Wie denn das Weibchen von dem Männchen nur im Sitzen, und zwar durch das Zwitschern oder das an einanderreiben der Flügel und Springfüsse, herbey gelocket; gesuchet und gefunden wird. Dieses geschieht bey allen andern Heuschreckenarten auf gleiche Weise, welche nicht in ganzen Zügen davon gehen, niemals aber im Fliegen, dabey es allen Umständen nach nicht geschehen kann. Dieses Suchen und Locken des Männchens geschieht den Tag über, bey warmer und trockner Witterung, wenn das Ungeziefer, gedachtermaßen, enger beysammen liegt. Daß aber zuweilen, wenn die in der Paarung begriffenen Heuschrecken zu geschwinde aufgejaget werden, das Männchen mit seinem aufsitzenden Weibchen eine guten Strecke mit fort fliegt, ist ganz etwas anders; welches

ches jedoch, wegen der Schwere und der bald darauf folgenden Matrigkeit, eben nicht gar weit geschehen kann. Uebrigens paaret sich die weibliche Heuschrecke, zu Befruchtung ihres zahlreichen Eyerstockes, wenigstens dreymal. Viele Männchen kämpfen, der Paarung wegen, mit einander, und tödten sich so gar dabey, wenigstens verstümmeln sie sich. Bey einigen fehlt das eine Fühlhorn fast ganz, und das andere ist kaum halb da; manche haben einen Springfuß, und andere alle beyde verloren. Es giebt auch viele mit halben und sehr zerrissenen Flügeln, so daß sich also eine große Menge dieses Ungeziefers selbst aufreibet, ohne zur Paarung zu gelangen.

Was diejenigen Orte insbesondere betrifft, in welchen die Heuschrecken ihren Aufenthalt vor andern suchen, so sind es zwar eben keine ganz außerordentliche, doch aber warme, und gegen Mittag und Morgen gelegene, wo sie sich in der Paarungs- und Legezeit beysammen befinden. Man trifft sie daher in Weinbergen, Feldgärten und auf warmen Hügeln, welche mit dünnen und kurzen Rasen und dergleichen Strauchwerk bewachsen sind, wie auch in verzäunten Morgenländern um die Vorstädte und Dörfer, an den trocknen Heiden und Vorhölzern, an den Landstraßen u. s. f. Sind die Aecker um die Wälder selbst gelegen, und mit hohen Stoppeln versehen, oder hin und wieder an den Scheidlingen, in Furchen und Gräben mit Brombeersträuchen und Farnkraut bewachsen, so wird man daselbst eine ziemliche und noch größere Menge von solchem Ungeziefer beysammen sehen. Es ist dieses um so viel gewisser, wenn der Grund dieser Orte recht sandig und locker ist, als in welchem die Weibchen ihre Eyer ohne große Mühe, hinein bringen, und, der Lage wegen, gegen Frost, Nässe und mancherley Creaturen wohl verbergen, vornämlich aber bequem von sich lassen können. Wie man dann an allen solchen Orten die

im Eyerlegen begriffenen Weibchen nicht selten in einer solchen Stellung antrifft, daß sie, wegen der Structur und Kürze ihrer Legeröhre, schräge und etwas über die Hälfte des Hinterleibes, auch wohl mit dem ganzen Hinterleibe bald flacher, bald tiefer in dem Sande, in trockner, lockerer Erde, oder auch im Moose, gleichsam eingegraben zu seyn scheinen.

Bey vielen andern Arten der Grillen, wo das Weibchen mit einer lang hervorragenden Legeröhre versehen ist, bleibt es oben auf der Erde stehen, und schlägt die Legeröhre fast gerade unter sich, damit sich die von ihm gehenden Eyerklumpen an die Wurzeln befestigen, oder zwischen den Rasen in einem bequemen Raum einsenken können.

Die Weibchen halten sich bey dem Eyerlegen mit ihren vier harten Haken, welche sich unterwärts um die Legeröhre bey ihnen befinden, ziemlich fest an, und erleichtern sich dadurch das Legen ungemein. Der oben angeführte Umstand, in Ansehung des lockern und sandigen Bodens, hat zuweilen seine Ausnahme, und die Eyer der Heuschrecken werden auch an niedrigen Orten und in einem festern Boden gefunden. Es ist leicht zu erachten, daß alsdann die Fortpflanzung dieses Ungeziefers nicht auf gleiche Art, sondern viel schwerer von Statten gehen, meistentheils aber gar unterbleiben müsse. Es könnte indessen fast für etwas mehr, als wahrscheinlich, gelten, daß die Wahl des Erdbodens und der Orte schlechterdings auf die Weibchen selbst ankomme, weil sie die Eyer dahin legen, und daselbst zu verbergen suchen. Daher wohl zu vermuthen ist, daß, so bald sich die Weibchen von den großen Heerzügen zu trennen anfangen, ihnen eine Menge Männchen nach den für sie bestimmten Plätzen folgen, und sich daselbst gatten.

Da es sich aber in gewissen Jahren, sowohl mit den frühen als späten Brutschwärmen eben so zuträgt, wie es auch mit den ankommenden fremden Heerzügen geschieht, welche gemeiniglich mit dem Winde streichen,

daß

daß sie nämlich kurz vor der Zeit ihrer Paarung in solche Gegenden gerathen, in denen sie zwar einen überflüssigen Fraß, aber dabey einen zum Eyerlegen höchst untauglichen fetten, derben, kleyigen und naßkalten Grund finden: so geht ihre Vermehrung sehr schlecht von Statten. Denn wenn sie daselbst von ihrer Paarungszeit übereilet werden, wo sie die Eyer nicht gehörig in die Erde bringen können, werden sie genöthiget, diese ganz oberwärts um die Wurzeln der Bäume, Sträucher und Kräuter zu legen, oder auch zwischen die Stoppeln, harte Erdklöße, in Moos und Rasen; welches leztere auch geschieht, wenn sie etwas matt und krank sind. Hiezu kömmt oftmals noch eine widrige, mit Näße, Kühle und Sturm abwechselnde Witterung, bey welcher sie ohnedieß niemals hoch in die Luft steigen, noch weniger aber weit weg ziehen können, und also, da sie nicht weiter gehen, die Eyer bey etwas gelinderm Wetter an solche Orte legen müssen, wo ihre ganze Brut in den Eyern unfehlbar verdirbt. Denn da die Eyer bey solchen Umständen weder gegen Frost und überflüßige Näße gesichert sind, noch gegen eine allzu frühe sehr gelinde und mit starker Kälte zuweilen geschwinde abwechselnde Witterung bedeckt werden können, müssen sie nothwendig, wie auch die Erfahrung bezeuget, vor der Zeit entweder vertrocknen, oder verstocken und verfaulen.

Wenn es aber auch mit der Bedeckung solcher Eyer zwischen den Erdklößen, in Ritzen und Spalten, und unter den Wurzeln, seine Richtigkeit hat, daß sie bey einer guten und warmen Herbstwitterung tief genug untergebracht werden können, so verfaulen oder verschimmeln sie doch darunter um desto geschwinder. Denn alle, oder doch die meisten Arten des schweren, fetten und zähen Bodens behalten nicht nur die Näße viel zu lange bey sich, als daß sie dieselbe durchlassen sollten, sondern, so fest sie in der trocknen Zeit wer-

den,

den, so geschwinde erweicht sie die Nässe, daß sie wie Wachs zerfließen, oder zu einem Teige werden, welcher die in sich genommenen Eyer sehr fest umziebt und erstickt.

Die eigentliche Zeit der Paarung der Zugheuschrecken kann, nach Beschaffenheit der Länder, der Gegenden und der Lage, welche auch gewissen einzelnen Orten oder kleinen Landesstrichen besonders eigen ist, bald früher, bald später einfallen. Der Unterschied der frühen, mittlern und späten Brust, nebst der Witterung, und bessern odern schlechtern Nahrung, machen hiebey eine stärkere Ausnahme, wie man bey vielen andern Insecten, und insonderheit bey den Bienen- und Seidenwürmern, gar zu oft wahrnehmen muß. Bey uns nimmt sie insgemein nach der Rocken- und Heuärnde, um die Mitte des Augustes, ihren Anfang, und dauert bey schönem Wetter bis zur Mitte, auch wohl bis gegen das Ende des Octobers, und also wenigstens 2 Monate hindurch. Unsere große einländische bunte Wiesensprengsel hingegen gatten sich schon um die Mitte des Julius, und ihre Vermehrung hört meistentheils gegen die Mitte des Septembers, unter vorerwähnten veränderlichen Umständen, völlig auf. Weil aber die Paarung zwoer Heuschrecken, von der ersten Befruchtung an zu rechnen, bis die Eyer gelegt worden sind, nicht viel über 6 oder höchstens 8 Tage dauern kann, so müssen nothwendig viele, der Zeit nach verschiedene, Bruten dieses Ungeziefers auf einander folgen. Wie man denn bey frühzeitiger warmer Witterung, zu Ende des Märzmonates, und in der ersten Hälfte des Aprils, an sonnenreichen Hügeln, in warmen sandigen Gruben, Feldgräben und an den Zäunen der Weinberge, zuweilen schon junge Schwärme von der ausgekrochenen Brut beysammen findet, welche sich des Tages über daselbst wärmen, des Nachts aber, wegen der Nässe und Kühle, wieder verkriechen. In andern Jahren so-

sowohl, als in eben demselben, ist an einigen Orten eine solche zarte Brut 4 Wochen später, nämlich in der Mitte des Mayes, wieder von neuem wahrzunehmen. Endlich trifft man auch dergleichen nicht lange vorher ausgeschlüpfte zarte schwarze Brutschwärme in eben dem Jahre, in einerley Gegenden und an einerley Orten, im Junius, und also fast ganze 8 Wochen später, als die erst erwähnten, in Feldgräben und dürren Heiden an. Es giebt also bey diesem Unzeziefer wirklich eine ganz frühe, eine mittlere und eine ganz späte Brut. Ein Umstand, welcher bey Anwendung der Mittel wider die Heuschrecken von großer Wichtigkeit ist, und welcher lehret, daß es mit der, weiter unten zu erwähnenden, Verschüttung der ersten Brut nicht ausgerichtet sey.

Wenn man den Anfang und das Ende der Paarungs- und Legezeit der Zugheuschrecken mit derjenigen vergleicht, in welcher man das Auskriechen der ersten und lezten Brut möglichst wahrnehmen kann, so erhellet hieraus, daß die Brut überhaupt vom Ende des Augustes, bis zum Ende des Märzmonates, oder auch von der Hälfte des Octobers, bis zur ersten Hälfte des Junius, und also 5 bis 6 Monate, und darüber, in ihrem Ey verborgen liege, ehe sie hervor kömmt. Indessen, ob gleich der gedachte Unterschied der Brut seine Richtigkeit hat, und dem Landmanne in der That sehr fürchterlich werden kann, so ist doch auch gewiß, daß die ganz frühe oder allererste Brut von der strengen, naßkalten, und oft und geschwinde veränderlichen Frühlingswitterung nicht selten verklammen und sterben muß. Die Spätlinge hingegen, deren Eyer erst in der Mitte des Octobers gelegt worden sind, können, der im folgenden Jahre einfallenden übeln Herbstwitterung wegen, und weil ihre Weibchen alsdann erkranken, ohne ihre fruchtbare Eyer von sich zu lassen, oder über dem Eyerlegen selbst sterben, ihren

Untergang sehr leicht haben. Sollte es aber gewiß seyn wie einige bemerkt haben wollen, daß die befruchteten Eyerklumpen in einem getödteten oder auch aus Schwachheit gestorbenen Weibchen, dennoch im folgenden Frühlinge ihre Brut gegeben haben, wenn sie nur den Winter hindurch in der Hülse des gestorbenen Insectes, unter dem Sande etwas vor der Witterung verdeckt gelegen, und wodurch die von Hrn. Prof. Gleditsch gemachte Bemerkung von der noch anhaltenden Fruchtbarkeit der Eyer einer todten und bereits in Fäulniß gehenden Forelle, und einer gleichen Kraft des Blumenstaubes eines durch die feuchte Erhitzung in Fäulung gerathendn männlichen Blumenstraußes einer Palmenart bestätiget würde: so würde hieraus vielleicht mit Grunde gefolgert werden können, daß es gut sey, auch die gestorbenen Heuschrecken tief zu verschütten, wenn man sich nicht sicherer darauf zu verlassen hätte, daß, wie bereits von den Alten angemerkt worden ist, die todten sowohl als die noch lebenden matten und kranken Heuschrecken, so wie ihre Eyer, noch vor dem Eintritt des Winters, von andern Insecten über der Erde verzehrt würden. Auf gedachte Art nun können die späten und mittlern Bruten zuweilen ganz vergehen. Wenn aber der Herbst oder die Frühlingswitterung des folgenden Jahres, diesem Ungeziefer zu seiner Fortpflanzung und Verwandlung günstig ist, so wird dessen Vermehrung, welche durch die eine oder andere Brut geschehen kann, groß genug seyn. Sollten aber alle drey verschiedene Beuten, wie es im J. 1754, in der Mark geschehen ist, ohne sonderlichen Abgang nach einander auskriechen, so muß freylich der durch sie angerichtete Schade um desto beträchtlicher werden.

Um aber weiter zu gehen, und die Größe der Vermehrung bey den Heuschrecken noch genauer zu zeigen, will ich von den Eyern dieser Insecten etwas ausführlicher handeln, und einige damit verbundene Umstände

beg-

beybringen, die uns zu dem vorgesetzten Zweck näher führen werden.

Ein vollkommen ausgewachsenes Heuschreckenweibchen, welches, wegen Menge der bey sich tragenden Eyer, mit seinem Männchen insgemein 12, und bey recht schönem warmen Wetter, etwa 18 bis 20 Stunden, auch noch länger, gepaaret bleibt, auch deswegen mehr als einmal (wenigstens dreymal) befruchtet werden muß, hält gemeiniglich in seinem Eyerstocke 130, 140 bis 150 Eyer. Diese Eyer läßt das Weibchen auf etlichemal, und zwar nach einer jeden Befruchtung, in länglich runden und schleimigen Klumpen von sich, welche sowohl in der Erde als in freyer Luft, nach und nach fester werden, und die Gestalt erhalten, welche sie haben, wenn man sie aus der sandigen Erde nimmt. Wird ein solcher Eyerklumpen geöffnet, so findet man darin bald 45 oder 50, bald 55 Eyer beysammen. Der Landmann glaubt insgemein, weil er alle Eyerklumpen, die er Striezel nennt, einzeln findet, daß jede Heuschrecke nur einen einzigen lege, welches aber sowohl aus der Beschaffenheit der Eyerstöcke, als nach der Erfahrung, ganz anders befunden wird. Hr. Prof. Gleditsch hat bemerkt, daß sich ein Weibchen mit drey verschiedenen Männchen nach einander begattet habe. Und daß ein Insectenweibchen bey manchen Arten und Geschlechtern, zu Befruchtung seines zahlreichen Eyerstockes, nach und nach von mehr als einem Männchen, ja bey etlichen sogar von einer Menge derselben bedient werde, bezeuget der Weiser bey den Bienen. Daß aber auch im Gegentheil ein einziges Insectenmännchen mehr als ein Weibchen befruchten könne, sieht man an den Seidenwürmern zur Genüge.

Jeder Klumpen stellt, seiner Gestalt nach, einen länglichen, manchmal walzenförmigen, (cylindrischen) meistentheils aber kegelförmigen, (conischen) und dabey

mehr oder weniger gekrümmten Körper vor, dessen Länge 1 Zoll, auch wohl mehr, beträgt. Ueberhaupt aber richtet sich die Länge, Gestalt und Dicke der Eyerklumpen nach dem Weibchen, und den bey dem Begatten und dem Eyerlegen selbst vorkommenden Umständen; wie dann dergleichen ihre hier angegebene Gestalt, allezeit in den von dem Weibchen mit der Legeröhre in die sandige oder andere lockere Erde gemachten Löchern erhalten, in welchen sie gleichsam wie in einer Form allmählich erharten, und von dem zarten Sande oder Erde eine ziemlich feste Rinde bekommen, welche gar leicht entstehen kann, da der Sand durch den frischen kleberigen Legesaft stark zusammen gehalten wird. In andern Klumpen hingegen, die z. B. nur in Moos, und an die Wurzeln und Grasstängel, oder sonst ganz frey, ohne die dazu nöthige Menge des gedachten Legesaftes, gelegt werden, sacken sie sich gleichsam stärker zusammen, und erhalten eine kurze, mehr kugelrunde, oder auch ungleiche Gestalt. Denn außer den vorerwähnten Sandformen scheint der äußere Schleim weder hinreichend noch zähe genug zu seyn, die Eyer allein zusammen zu halten, daß sie sich, ihrer Schwere wegen, nicht etwas ausbreiten und den Klumpen eine andere Gestalt geben sollten.

Jeder Klumpen Eyer liegt in einer, dem Ansehen nach, etwas festen Haut, oder vielmehr in einem schwammigen dünnen Ueberzuge, welcher eben aus demjenigen besondern schleimigen Wesen besteht, welches das Weibchen allemal mit den Eyern zugleich von sich lassen muß. Dieses ist Anfangs ganz zähe und kleberig, ehe es in die Gestalt erwähnter Haut zusammen trocknen kann, unter welcher es die Eyer in ihrer Lage ordentlich zusammen hält, und bey dieser Art von Heuschrecken dermaßen überzieht, daß sie äußerlich nicht, oder doch weniger als bey andern, zu sehen sind. Wenn diese über die Eyer gezogene Haut zuweilen etwas

was dünner, als gewöhnlich, gefunden wird, so scheint sie zwar von den Spitzen der Eyer etwas rauh, erhaben und gleichsam punctirt oder getüpfelt zu seyn; doch liegen diese Eyer an und für sich niemals so bloß, wie sie bey vielen einheimischen Heuschreckenarten gefunden werden. Ob nun gleich die aus dem schleimigen Safte entstandene Eyerhaut ihre wirkliche Festigkeit hat, so ist sie doch bey weitem nicht so dick und fest, als es dem ersten Ansehen nach scheint; sie besteht vielmehr aus einem zarten, lockern, schwammichten und zellenförmigen Gewebe, welches am untersten und äußersten Ende des Klumpens nur allein dicht, schwammicht und von der Erdfeuchtigkeit gleichsam aufgequollen ist, übrigens aber nach oben zu überaus fein wird; zuweilen findet man es auch zäher und stärker.

Wenn die Eyer frisch aus der Erde gebracht sind, läßt sich ihr häutiger Ueberzug davon in kleinen Stücken ablösen. Sind sie aber schon an der Luft etwas trocken geworden, so findet man ihren schwammichten Ueberzug zwischen den Fingern fast eben so leicht zerreiblich, als derjenige ästige aufgetrocknete Wasserschwamm zu werden pflegt, welcher hin und wieder in Sachsen, und noch häufiger in der Mark, auf den Wurzeln der Elsen, auch auf faulem Holze, in stillestehenden oder langsam fließenden süssen Wässern und Schleusen, auch sonst auf allerhand Körpern wächst, und der Wasser- oder Weiherschwamm (Spongia fluviatilis *L.* Spongia ramosa fluviatilis filiformis viridissima fragilis *Pall.*) genannt wird. Wenn diese Eyerhaut einige Zeit aus der Erde geblieben ist, scheint sie eben so aufzulaufen, als ein Badeschwamm, nur wird sie nicht so zäh und fest. Vielleicht rührt dieser Unterschied zuweilen auch von der besondern Beschaffenheit des Legesaftes her. Weil nun das Heuschreckenweibchen, wie gesagt, diesen Saft mit den Eyern zugleich von sich läßt, so ist kein Zweifel, daß er nicht ein zu dieser Absicht

in gewissen Gefäßen besonders zubereiteter Saft seyn sollte, dem man den Namen des Legesaftes geben kann. Ein jedes Weibchen läßt diesen Schleim einige Zeit nach der Paarung von sich, es möge befruchtet seyn oder nicht. Im letztern Falle findet man nicht die geringste Spur eines Eyes darin. Der Legesaft nimmt indessen doch die Gestalt, Größe, Lage, Härte und Farbe, welche, erwähntermaßen, die fruchtbaren Eyerklumpen haben, an sich. Wenn diese taube oder falsche Eyerklumpen noch frisch sind, und darauf bald trocken werden, springen sie, beynahe wie das Binsenmark, welches zu Dochten in den Lampen gebraucht wird, und geben in der Mitte einen solchen Glanz von sich, als ob sie in ihrer Mischung sehr fein geriebene Theilchen von Talk oder Glimmer enthielten. Unter dem Vergrößerungsglase sieht dieser eingetrocknete schleimige Ueberzug wie eine Menge zusammen hängender und eingetrockneter spiegelnder Bläschen aus. Außer diesen tauben oder falschen Eyerklumpen, trifft man zuweilen noch andere fehlerhafte an, in welchen, anstatt daß sie sonst 45, 50 bis 55 Eyer haben, an ihrem obersten und spitzigsten oder dünnesten Ende, nur 4, oder höchstens 10 Eyer befindlich sind.

In allen vollkommenen Eyerklumpen haben die Eyer eine schräge Lage über einander, und sind in etliche gerade an einander stehende Schichten vertheilt. Diese Schichten sind so regulär zusammen gefüget, daß sie eine kleine Säule formiren, die durch den schwammichten Ueberzug gleichsam an einander gehalten wird. Eben die ordentliche Lage dieser Eyer, nebst ihrem Ueberzuge, unterscheidet sie äußerlich von andern großen Heuschreckenarten, welche ihre Braut in einerley Gegenden zugleich anbringen, und, wie man bey vielen findet, dieselben bloß legen, auch an andere Körper anschmeißen, ohne daß sie ordentlich ein- und abgetheilte Klumpen in die Erde bringen. Die schöne dottergelbe Farbe,

be, welche die Eyer der Zugheuschrecken, nach Rösel's Angabe haben sollen, sieht man nicht eher, als bis man zuvor davon ein höchst zartes und graues Häutchen abgezogen hat.

Aus demjenigen, was ich von der Beschaffenheit des schwammichten Ueberzuges der Eyerklumpen gesagt habe, läßt sich leicht errathen, warum die Eyer dieser fremden Heuschreckenart widrige Witterung mit strenger Kälte einige Zeit ohne Schaden aushalten können. Man wird aber auch aus eben derselben begreifen, warum diese Eyer nicht eben allzu tief unter der Dammerde seyen, auch kein zähes und thoniges Erdreich vertragen können, und, ohne zu verderben, keine lange anhaltende Nässe in oder über der Erde aushalten würden. Gesetzt auch, es hätte mit der Beschaffenheit des Bodens, und der gehörigen Lage, seine Richtigkeit, so bleibt doch eine anhaltende naßkalte Witterung im Herbste oder Frühlinge, ein Zufall, durch welchen, ohne unser Zuthun, eine erstaunliche Menge dieser Eyer getödtet wird. Sie widerstehen einer strengen Kälte im Winter weit länger, als der kalten und nassen Witterung, die im Frühlinge mit dem schönen warmen Wetter abwechselt. Bey solcher Witterung findet man gemeiniglich eine große Menge solcher Eyerklumpen verschimmelt oder verfault, und die Eyer darin beynahe aufgelöset und zusammen geflossen. Da nun noch außerdem die Raben, Krähen, Feldmäuse, Schweine und manche andere Thiere, den ganzen Herbst über, und im folgenden Frühlinge darauf, auf den Brachfeldern und an andern Orten, auch ihren Theil vertilgen: so muß allerdings eine beträchtliche Menge Eyer verloren gehen, die ihre Brut sonst ungestört liefern würde, und den Schaden auf die Zukunft sehr vielmal vergrößern müßte, als aus diesem Grunde nicht geschehen kann. Hiezu kömmt auch noch dieses, daß die Eyer unter der Erde von allerley

Maden und Würmern, und über derselben von einer gewissen Art kleiner Milben, völlig ausgefressen werden.

Da nun die Witterung und einige Thiere den Anfang zur Vertilgung der Zugheuschrecken selbst bey den Eyern machen, so scheinen sie uns eben dadurch auf die sichersten Spuren der Vertilgung zu leiten. Es kann nicht fehlen, daß dieses Ungeziefer nicht abwechselnd von einer unter beyden leiden sollte; nur mit dem Unterschiede, daß die Eyer, bey übler Witterung in einer ganzen Gegend größtentheils vergehen, und wenn ihnen die Witterung günstig bleibt, daß die Thiere und Insecten diesen Eyern dennoch Schaden genug zufügen. Doch kann man sich auf die Hülfe der erstern allemal weit eher, als auf die letztern, verlassen. Wenn man indessen die bereits angefangene Vertilgung fortsetzen will, so entstehen die Fragen: Welches sind die rechten und eigentlichen Mittel dazu? und welche stehen davon am ersten in unserer Gewalt, daß sie ohne viele Künste, Kosten und besondere Mühe den verlangten Nutzen wirklich stiften? Hierauf läßt sich mit Grunde antworten, daß man durch zweyerley Mittel, welche mit Recht für die ersten und allgemeinsten zu halten sind, zu dem erwünschten Endzweck gelangen, und den Grund zu einer sichern Vertilgung dieses Ungeziefers in seinen Eyern legen könne.

Das erste Mittel, welches bey urbar gemachten Ländereyen mit Nutzen angewendet wird, ist das Umpflügen der Aecker, das zweyte aber, das Einsammeln der Eyer selbst, als wozu das erstere gute Gelegenheit giebt.

Wenn Jemand verlangte, eine Stadt- oder Dorfgemeine solle, zu Vertilgung der Heuschrecken, ihre ganze Feldmark, oder doch den größten Theil derselben, zu unrechter Jahrszeit umpflügen: so würde er seine große Unwissenheit in der Einrichtung bey der Ackerwirthschaft ver-

verrathen; indem, nach der besondern Abtheilung der Ländereyen, ein gewisser Theil, natürlicher oder ökonomischer Ursachen halber, dem Pfluge und Grabscheite niemals unterworfen seyn kann. Unter denen Ländereyen, welche, sobald es nur die Arbeiten zulassen, untergepflüget werden sollen, ist nur derjenige acker- oder pflügbare Theil zu verstehen, den die Ordnung der Bestellung zum Winter- und im Frühlinge zum frischen Sommergetraide trifft; bey dem übrigen Theile finden andere Mittel Statt. Wenn nun eine Flur oder Feldmark etwa in 2 oder 3 Felder abgetheilt ist, so macht das jährliche Umpflügen und Bestellen an und vor sich schon vieles aus; des Stoppellandes und anderer Ländereyen mehr, welche fast niemals unbearbeitet liegen bleiben, nicht zu gedenken.

Wenn man sich nun desjenigen erinnert, was im Vorhergehenden von der zween Monate dauernden Paarungs- und Legezeit gesagt worden ist, und dabey alle gewöhnliche Umstände der Ackerbestellung damit wohl vergleicht, so wird man, zu Vertilgung der Eyer, kein ausser- oder unordentliches Umpflügen der Felder in Vorschlag zu bringen, nöthig haben. Denn der Acker wird wenigstens durch das Wintersaatfurchen vor Winters noch einmal gepflüget, und durch das darauf folgende Egen wieder gerührt. Dieses Bestellen der Fruchtländer nimmt, nach Verschiedenheit der Gegenden, 14 Tage oder 3 Wochen vor Michaelis seinen Anfang, und kann an vielen Orten, bey guter Witterung, fast bis gegen Weihnachten fortgesetzt werden. Ferner werden an vielen Orten die Roggenstoppeln kurz nach der Aernde zum künftigen frühen Sommergerstenfelde gestürzet, auch wohl diejenigen Länder in andern Gegenden, auf welche der frühe oder Märzhafer zu stehen kommen soll, daß also bey dieser Gelegenheit wirklich schon ein guter Theil der Heuschreckeneyer noch vor dem Winter vernichtet werden kann. Ich

werde von dem Nuzen der spätern Bestellung des Ackers, zur Zerstörung der Brut, weiter unten noch etwas zu sagen, Gelegenheit haben.

In der eilften Woche nach Weihnachten, oder bey gelinder Witterung, noch etwas früher, nimmt der Sommerfeldbau seinen Anfang. Wenn nun das Pflügen auch nur bis zur Mitte des Aprils dauert, so muß dieses zu vorerwähnter Absicht schon vieles beytragen. Denn da die Eyer noch vor Winters zum Theil durch den Pflug aus ihrer Lage gerissen, gequetschet, oder auch ganz oben auf gebracht worden sind, daß sie entweder durch die Witterung verderben, oder von Menschen aufgelesen werden, außerdem aber auch den Thieren zur Speise dienen, so wird der übrige Theil derselben mit der umgekehrten Erde zugleich tiefer untergebracht, gequetscht und erstickt. Von der Frühlingsbestellung hat man sich gleich. Wirkung, auch deswegen fast noch mehr, zu versprechen; weil ein Theil der Eyer, welcher im März und April, bey guter Witterung, schon mehr belebt und aufgeschwollen ist, und rege zu werden anfängt, dem Ausbrüten näher kömmt, oder selbst die erste frühzeitige Brut giebt, welche sonst um diese Zeit im Auskriechen begriffen ist.

Ob nun gleich der Landmann, bey vorhabender Vertilgung der Heuschrecken, von dem Umpflügen der mit den Eyern dieses Ungeziefers gleichsam besäeten Felder, einen nicht geringen Vortheil hat: so wird es doch von einigen für unzureichend und ungewiß gehalten. Es leistet aber, wie die gemeine Erfahrung lehrt, die verlangte Hülfe alsdann sicher, und legt den ersten Grund zur Vertilgung dieses Ungeziefers, wenn es in einer gewissen Ordnung mit andern dazu gehörigen Mitteln verbunden wird. Zwar ist ein Theil einer Feldmark weder dem Pfluge unterworfen, noch kann derselbe sonst auf eine gewisse Art durchsucht werden, und es muß also darauf eine sehr beträchtliche Menge Eyer

liegen

liegen bleiben, welche weder ausgepflüget noch aufgelesen wird, und also ihre Brut ungestört hervor bringt. Indessen hebt dieses den Nutzen des Umpflügens der Kornfelder, bey Vertilgung der Heuschrecken, nicht auf. Denn die Menge der Eyer ist in einer einzelnen Gegend schon groß genug, welche dadurch gleichsam auf einmal gewonnen wird, wenn man nur denjenigen Theil überall pflüget, den die Ordnung der Bestellung trifft. Auf die aus den übrig gebliebenen Eyern heraus kriechende Brut, warten gleichsam neue Mittel, um dieselbe auf andere Art und mit eben dem erwünschten Erfolge zu vermindern. Und wie viel ist nicht schon dadurch gewonnen, wenn so viele an einander liegende Feldmarken, in kurzer Zeit, durch ein einziges Mittel von einem großen Theile dieses Ungeziefers, ehe sich dessen Brut noch zeigen kann, befreyet worden sind.

Auf das Umpflügen der Brach- und Saatländer folgt das Auflesen der Eyer, dessen Vortheil ganz unwidersprechlich ist. Es ist zwar diejenige Menge von Eyerklumpen, welche sowohl durch Beyhülfe der Witterung, als auch durch andere Insecten oder Thiere verdorben wird, an und für sich gewiß genug, ohne daß sie weiter, als nach der Wahrscheinlichkeit und aus den Folgen dargethan werden könnte; bey dem Einsammeln der Eyer hingegen läßt sich die Anzahl ihrer Klumpen, auch das Maß und Gewicht derselben, wirklich darstellen, wodurch man Gelegenheit hat, die Zweifler von der Wirkung und Wichtigkeit dieses vortrefflichen Vertilgungsmittels zu überführen.

Das Sammeln der Eyer ist zwar etwas mühsam, aber doch nicht so außerordentlich, daß es die Mühe nicht belohnen sollte. Denn Kinder, Weiber, und andere leicht zu entbehrende Personen sind im Stande, dieses um Tagelohn mit so gutem Erfolge zu verrichten, daß auf einzelnen Feldmarken, in Zeit von 8 bis 14 Tagen,

gen, eine beträchtliche Menge zusammengebracht werden kann, wie aus dem Folgenden erhellen wird. Unter den Eyern der fremden Heuschrecken werden von unerfahrnen Leuten zugleich Eyer von unsern großen einheimischen Arten mit eingesammelt, welcher Umstand aber leicht zu ändern ist, da beyderley Eyer sehr kenntlich sind. Ueberhaupt thut es zur Sache nichts, wenn es auch geschieht, da die einheimischen Heuschreckeneyer sich zu den fremden, der Zahl nach, kaum wie 1 zu 100, oder 150 verhalten. Wenn aber auch bey dem Einsammeln an vielen Orten nicht nachgesucht wird, oder werden kann, daß also, wie bey dem Umpflügen der Felder gedacht worden ist, noch eine Menge Eyer liegen bleiben: so gilt dasjenige eben davon, was ich vorher von der nothwendigen Fortsetzung und Veränderung der Vertilgungsmittel gesagt habe.

Bey uns geschieht das Einsammeln der Eyer gemeiniglich im Frühlinge, sobald die Witterung es verstattet, und ehe die noch verborgene Brut recht rege werden kann. Es wäre gut, wenn damit schon im Oct. und November, so viel die Witterung zulassen will, angefangen würde. Man könnte dabey die Ländereyen, auf denen es geschehen sollte, unterscheiden, und im Frühlinge die Arbeit auf den übrigen fortsetzen. Die ersten hiezu würden überhaupt die Felder selbst seyn, die folgenden aber, die übrigen um die Vorhölzer, Heiden und Weinberge liegenden Stücke, nebst allen solchen, die dem Pfluge nicht unterworfen seyn können. Die Menge der daselbst oben auf liegenden und zerstreuten Ueberbleibsel von todten Heuschrecken, wird diejenigen Plätze, wo die meisten Eyerklumpen verborgen liegen, verrathen. Dergleichen Orte sind im Herbste sehr leicht zu finden. Die Aufsicht aber, welche bey dem Einsammeln nöthig ist, würde am besten den Feld- und Wiesenhütern gegeben werden, und die Sammlung durch Kinder und andere wohl zu entbehrende Leute,

gegen

gegen einen geringen Lohn, zum Vortheil einer ganzen Gegend, geschehen können.

Da auch bey uns, nach einer sehr löblichen Verfassung, jeder Besitzer einer Hufe, in dringender Noth, 2 ganze Metzen Heuschreckeneyer hiesigen Maßes, an die Gerichtsobrigkeit seines Ortes wirklich abliefern, und den Abgang im Gelde bezahlen muß: so darf nur darüber ordentlich gehalten werden. Dieses geschieht sogleich im ersten Jahre, ehe die Brut überhand nimmt, und die Folgen bestätigen den Nutzen des Eyersammelns vollkommen, wo nicht andere und wichtigere Ursachen gute Absichten und Anstalten vernichten, von denen einige in unserer Gewalt nicht stehen.

Gewöhnlichermaßen werden alle gesammelte Eyer von dem Gerichtsdiener, Vogte, oder andern, zwischen Reisholz zu Pulver verbrannt. Es haben indessen auch die Magistratspersonen, Beamte, Schulzen und andere, bey diesem sehr geringe scheinenden Umstande, dem Unterschleife durch einige Wachsamkeit vorzubeugen, damit nicht eine Metze Eyer sechs- und mehrmal geliefert werde, denn die Anzahl der Metzen muß nach der Hufenzahl richtig eingebracht, verschlossen, und hernach an einem Tage zusammen öffentlich verbrannt werden. Sonst hat sich zuweilen der Schleichhandel wohl von Diamanten, Ambra, Bezoarsteinen, Gewürze u. d. gl. auch bis auf die Seidenwürmer, Sperlingsköpfe und Heuschreckeneyer erstreckt. Auch möchte wohl nöthig seyn, noch etwas genauer darauf zu sehen, damit nicht, anstatt einer ganzen Metze Eyer, zugleich eine halbe Metze Sand geliefert werde.

Zum Beweise der guten Wirkung des Eyersammelns, können folgende Umstände dienen, aus welchen sich ergeben wird, wie beträchtlich die Menge solcher Eyer auf etlichen Feldmarken zusammen sey, und wie groß der Schade durch Nachlässigkeit werden könne, welcher sich natürlicher Weise ohnedieß schon in

in einem einzigen Jahre, bey diesem Ungeziefer auf eine 130- bis 140fältige Vermehrung gründet.

Die Hauptstadt Drossen im Sternbergischen Kreise, brachte, im Frühlinge 1752, durch ihre Ackerleute, an Heuschreckeneyern zusammen:

130 Metzen von der Stadtflur;
54½ Metze von ihrem einen Dorfe Polenzig;
28 Metzen von ihrem andern Dorfe Grunow;

Dieses beträgt zusammen

212½ Metze, oder 13 Scheffel, 4½ Metze.

Dieses angegebene Maß von Eyern ist wirklich abgeliefert und verbrannt worden. (*) Das übrige, was, nach der Eintheilung der Hufen, nicht hat geliefert werden können, ist, wie gewöhnlich, im Gelde bezahlt worden.

Eine halbe Metze der oben beschriebenen Eyerklumpen, wenn sie im Frühlinge gesammelt, vom Sande rein gemacht und frisch gewogen wird, beträgt ungefähr ein medicinisches Pfund oder 24 Loth am Gewichte, und hält, nach dem gewöhnlichen Abzuge und einer sichern Berechnung, wirklich die Zahl von 39,272$\frac{27}{31}$ Eyer in sich. Diesemnach hält der ganze Scheffel, welcher 32 medicinische Pfund schwer ist, 1,256,727 Eyer, daß man also in vorerwähnten 13 Scheffeln 4½ Metze, der Anzahl nach, 16,690,905 Eyer füglich rechnen kann.

Es dürfte demnach die Mühe gar wohl belohnen, da der Schade in einigen königlichen Provinzen dennoch so beträchtlich gewesen ist, daß man aus mehrern Kreisen zusammen genommen von den seit einigen Jahren gesammelten Heuschreckeneyern ein richtiges Verzeichniß mittheilte. Denn wenn man auch von 1,256,727 Eyern, die ein Scheffel wirklich enthält, nur die Million als richtig voransetzte, ohne weiter auf die übrige noch ziemlich beträchtliche Zahl zu sehen, so würde sich finden, daß hier das kleine Dorf Grunow beynahe die erste Summe, das Dorf Polenzig anderthalb Millionen, und die Drossner Stadtflur für sich allein 8 Millionen Eyer geliefert habe. Wir können hier ohne Bedenken auch etwas hinzusetzen, und ganz sicher

(*) Man wird sich die ungeheure Menge Eyer leicht vorstellen, die der ganze Kreis von allen Feldmarken geliefert hat. Wie viel ist nicht außerdem im Schwiebusischen; Cotebusischen; Crossenschen, Lebusischen, Teskoischen und Storkowschen Kreise, welche in demselben Jahre den Heuschreckenschaden vor den übrigen besonders erfahren mußten, gesammelt worden.

sicher 10 Millionen annehmen, da, nach obiger Berechnung, dennoch 6 Millionen, und etwas mehr, übrig bleiben. Die bekannte jährliche Vermehrung der Heuschrecken wollen wir gleichfalls von 150 oder 130, gerade bis auf 100 zurück setzen, und hernach von den Herbstmonaten des J. 1750, bis zum Frühlinge 1754, den Ueberschlag desto sicherer machen; dieser wird uns am besten überzeugen, ob man, wegen des in einigen Gegenden so außerordentlichen Schadens, und einer bey der geringsten Gelegenheit daraus zu befürchtenden Hungersnoth, bey Menschen und Vieh, eben so gar leichtsinnig zu denken Ursache habe.

Da ich die Nothwendigkeit und den Nutzen des Einsammelns der Heuschreckeneyer hinlänglich dargethan zu haben glaube, und die Art und Weise des Einsammelns dieser Eyer leicht ist, so habe ich hiebey weiter nichts zu erinnern, als daß sie zwischen den Feldern, Gärten, Heiden, strauchigen Hügeln und Hecken liegenden Grasflecke, nebst den Scheidlingen und hohen sandigen Dämmen, vor andern am genauesten zu durchsuchen seyn möchten. Denn an solchen Orten halten sich die Eyer am meisten verborgen, und wenn man in einem ganzen Jahre von keinem Heuschreckenschaden etwas weiß, so kömmt noch im folgenden immer wieder einige Brut daraus hervor, die sich bey guter Witterung leicht vermehrt. Wenn man um dergleichen Flecke kleine einzelne flache Löcher, oder in ihrer Nähe Gräben hat, so läßt sich ein solches Ueberbleibsel leicht finden und vertilgen, weil es sich darin gleich mit angehendem Frühlinge an die Sonne legt, ohne weiter zu ziehen. Da übrigens die Vertilgung dieses Ungeziefers, so lange es in seinem Ey verborgen ist, dermaßen in unserer Gewalt steht, und mit solchem Nachdruck vorgenommen werden kann, als hernach bey keiner einzigen Verwandlung desselben mehr Statt findet: so folgt daraus, daß das Einsammeln der Eyer vor allen andern Hülfsmitteln mit dem größten Eifer veranstaltet werden sollte. Denn wenn vor oder nach dem Umpflügen der

Felder

Felder hiebey kein Fleiß gesparet wird, so ist dadurch der rechte und fast einzige wahre Grund zu Vertilgung der Heuschrecken gelegt, welcher die folgenden Anstalten um ein Großes nützlicher machen wird.

Da aber bey dem Einsammeln der Eyer, wie vorher gemeldet worden, dennoch sehr viele in der Erde liegen bleiben, die zum Theil nicht gefunden werden, so bringen diese hernach in den Frühlingsmonaten ihre Brut, bald früher, bald später, nämlich im März, April, May, und gegen die erste Hälfte des Junius. Doch giebt es auch, bereits erwähntermaßen, eine noch spätere Brut. Mit dem Auskriechen der Brut nimmt der zweyte Zeitpunct der Zugheuschrecken seinen Anfang, und dauert bis gegen die zweyte Häutung derselben, welches zusammen etwa 5 Wochen betragen mag.

Die Brut, welche um diese Zeit aus ihren täglich mehr und mehr aufschwellenden Eyern hervor gehen will, ist darin gleichsam fest zusammen gelegt, aber schon eben so vollkommen gebildet, als sie außer denselben in ihrem Alter gefunden wird, bis auf die Flügel. Diese Brut ist anfänglich sehr zart und schwach, und vor der ersten Häutung etwas schweer zu finden, als nach derselben. Denn sie versammelt sich nicht gleich in große zahlreiche Haufen, ihrer Nahrung wegen sehr weit auszugehen, daß man sie wahrnehmen könnte. Je näher sie aber der Häutung ist, oder sobald sie diese überstanden hat, je sichtbarer wird nunmehr die dunkel- oder braunrothe und fast schwärzliche Brut, welche sich dann sehr bald an sonnenreichen und erhabenen Orten im Felde, in ziemlich starke, aber Anfangs nur noch einzelne Schwärme zusammen zieht. Hier sammelt sich dieselbe nach und nach in flachen und sandigen Gruben, um sich an der Sonne zu wärmen, und bey zunehmendem Wachsthum nach dem Wintergetraide zu gehen. Vor der feuchten und kalten Abend-

und

und Morgenluft weiß sie sich sehr geschwinde wieder zu verbergen; wie sie sich denn bey einfallender großer Kälte, mit Schnee, Hagel und Regen, im April 8 Tage lang verborgen halten kann, worauf sie in vorgedachten Gruben, im Flugsande, um die Hügel, Vorhölzer, Gärten und Felder, auch um die Landstraßen in den so genannten Windwehen, bey dem ersten gelinden Wetter in weit stärkern Haufen wieder zum Vorschein kömmt.

Um diese Zeit sucht sie der Landmann an allen solchen Orten auf, um zu wissen, ob von den übergebliebenen Eyern die Brut häufig auf der Feldmark ausgekommen sey, oder nicht; er bekömmt sie aber, bey kühler und nasser Witterung, vor der ersten Häutung selten zu sehen. Er glaubt alsdann, daß sie etwa kurz vorher aus den Eyern gekommen seyn müsse, ob sie gleich, nach Unterschied der Nahrung und Witterung, öfters 3 bis 4 Wochen alt seyn kann. In diesem ihren ersten Alter ist die Brut noch viel zu zart, als daß sie den geringsten Schaden an den Feldfrüchten thun könnte. Sie lebt von dem zartesten Grastheime, welcher zu dieser Zeit weich, saftig, süß und nahrhaft genug für sie ist, auch einigermaßen von Thau. Dieses dauert bis zu ihrer zweyten Häutung, da die Brut so stark geworden ist, daß sie die jungen Nebensprossen im Wintergetraide besser bezwingen kann. So lange sich indessen diese überaus zarte Brutschwärme, in den sandigen Gruben, trocknen Wasserfurchen und Feldgräben, noch in ziemlich einzelnen, aber starken und dichten Klumpen zusammen halten, können sie durch die Feld- und Wiesenhüter, in den Vor- und Nachmittagsstunden, bey warmem schönen Wetter leicht gefunden, und durch wenige Leute auf das kürzeste überschüttet und zusammen getreten werden, ohne daß man von dem kleinen Ungeziefer sehr viel entwischen lassen dürfte. Man hätte auch nicht nöthig, auf eine noch größere

Menge zu warten, die sich von allen Seiten her erst noch versammeln sollte, und, um unsere Anstalten abzuwarten, sich in Gräben zusammen treiben zu lassen. Die spätern Brutschwärme würden sich dennoch immer an den vorigen Orten einfinden, und gleich Anfangs vertilget werden können, ehe sie sich ausbreiten und Schaden thun. Vielleicht scheint die Vertilgung der Brut in einzelnen Schwärmen den Landleuten nicht der Mühe werth zu seyn, weil sie eben nicht sehr gebräuchlich ist, ob sie gleich in der Folge von großem Nutzen seyn würde, indem das folgende Eintreiben der Brut in die Gräben von bessern Folgen wäre. Es möge die Brut auf zwey oder mehrmal nach einander auskommen, so wird es immer leichter seyn, mit wenigern Leuten die einzelnen Schwärme sogleich im Anfange zu ersticken, als wenn sich mehrere dergleichen zusammen gezogen und verbreitet haben, welche die zweyte Häutung bereits überstanden haben, und aus den Feldern überall zusammen getrieben werden müssen.

Gleich nach der zweyten Häutung geht die dritte Periode der Zugheuschrecken an. Diese begreift ebenfalls, wie die vorhergehende, 2 Verwandlungen oder Häutungen, nämlich die dritte und vierte in sich. Dieser Zeitpunct ist unter allen deswegen einer der schädlichsten, weil darin das Ungeziefer seine natürliche Größe erhält, und folglich, noch ehe es die freyen Flügel gebrauchen kann, seiner Nahrung halber, dem Winter- und Sommergetraide den meisten Schaden verursachet, ja fast eben die Verwüstung anrichtet, als ob es schon wirklich geflügelt wäre, und in den stärksten Schwärmen einfiele. Da die Sprungfüße der Heuschrecken zu dieser Zeit die Größe und Stärke noch nicht haben, daß sie weit und hoch aus einander springen könnten, so ist das beste Mittel, diese Insecten alsdann zu vertilgen, daß man dieselben in besonders für sie ausgeworfene Gräben treibe, darin verschütte, und so-

sogleich zusammen trete. Dadurch werden, binnen kurzer Zeit, auf einigen Feldmarken viele Wispel dieser Brut vertilget. Dabey findet man, daß sich öfters eine spätere Brut zu eben der Zeit in den Gräben, in welche die ersten verschüttet worden, an die Sonne legt, diese läßt sich, wie ich schon erinnert habe, eben so verschütten, ohne daß sie zusammen getrieben werden darf.

Das Zusammentreiben und Vergraben der Heuschrecken, hat von der Zeit an, da sie auskommen, bis dahin, da sie flück werden, folglich so lange, als sie noch nicht fliegen können, Statt. Man kann sich also an 6 Wochen damit beschäftigen. Soll dasselbe aber mit Nutzen angestellt werden, so ist Folgendes dabey zu beobachten. In dem Vorhergehenden ist die Zeit angezeigt worden, wenn sie auskommen. Alsdann muß man sie aufsuchen, und keinen Tag versäumen, so viel als immer möglich seyn will, zu verscharren. Von 9 Uhr des Morgens, bis Abends gegen 5 Uhr, findet man sie, an hellen Tagen außen vor dem Getraide liegen; und die, welche nicht darin ausgekommen sind, findet man auf den Lehden oder auf dem Zuge nach dem Getraide hin. Man hat alsdann da, wo sie liegen, etwa 10 Schritt von ihnen einen Graben, mit dessen Länge man sich ungefähr nach der Menge, die man vor sich findet, richtet. Wenn derselbe 12 Fuß lang ist, wird er noch für ein ziemlich großes Volk zureichend seyn. Denn sie sind noch sehr klein, und halten sich dicht an einander; daher man ihn auch weder breit noch tief machen darf. Es ist genug, wenn er 1 Fuß breit, und eben so tief ist. In den Grund des Grabens macht man verschiedene tiefere Löcher, oder so genannte Kessel, welche dazu dienen, daß sie darin über einander her fallen, und sich am Herauskommen selbst hindern. So bald der Graben fertig ist, stellet man die Leute hinter den Schwarm, und giebt jedem einen belaubten Zweig in die Hand, um damit

Bewegungen zu machen, die sie nicht allein auftreiben, sondern auch beym Laufen erhalten. Sie sind jetzt noch nicht sehr scheu; und wenn man stille steht, so liegen sie auch stille. Kömmt man ihnen zu nahe auf den Leib, so gerathen sie in Verwirrung, und halten keinen ordentlichen Zug; sie hüpfen durch einander her, indem sich die eine hieher, die andere dorthin, vor der Gefahr, die sie zu stark inne werden, retten will, und kommen damit nicht von der Stelle. Man muß sich also in einiger Entfernung halten, und nur zuweilen einige mäßige Bewegungen mit den Ruthen machen, wenn man sieht, daß sie nicht weiter wollen.

Das Vornehmste, was man bey diesem Treiben in Acht zu nehmen hat, ist, daß man die Heuschrecken nicht gegen den Wind, oder gegen Berge treibe; in beyden Fällen werden sie gar bald zu müde, und wollen nicht fort, oder sie nehmen einen andern Zug, als wo man sie hin haben will. Man muß also, ehe man die Stelle zu dem Graben erwählt, diese Umstände bedenken, und ihn nicht an einen Ort anlegen, wohin sie mit dem Treiben schwer zu bringen sind. Das Natürlichste ist, daß sie sich nach dem Getraide retten, aus welchem sie ausgezogen sind, weil dieses der nächste Schutz für sie ist. Wenn es sich also damit schicken will, zieht man daselbst einen Graben vor, und hat Hoffnung, daß sie am liebsten da werden hin wollen, insonderheit Nachmittags, oder wenn es schon gegen Abend geht.

Wenn man sie an den Gang gebracht hat, umzingelt man sie nach und nach von beyden Seiten, damit sie auf keine Seite ausschweifen, noch den Graben vorbey gehen. Sie hüpfen alsdann nach und nach in den Graben hinein, nicht anders als eine Heerde Schafe sich in das Wasser stürzt, wenn der Leithammel voran ist. Wenn man ohne Poltern verfährt, und ihnen Zeit läßt, so stürzt sich nach und nach der ganze Schwarm hinein, daß nicht eine einzige zurück bleibt.

In

In dem Graben laufen sie hin und her, bis sie in die Löcher fallen. Hier ist ihnen das Laufen verboten, weil der enge Raum gar bald von ihnen angefüllet wird; die folgenden fallen über die ersten her, bis die Löcher davon ganz voll werden; sie verwickeln sich mit den langen Beinen unter einander, daß sie weder hüpfen noch kriechen können. Man sieht ein unnützes Gewühl durch einander, dabey sie nicht von der Stelle kommen. Wenn ihrer sehr viele sind, erfüllen sie noch einen Theil des Grabens auf eben die Art. So bald sie alle hinein gehüpfet sind, wirft man den Graben mit Erde zu, und tritt sie fest ein, da sie dann nicht wieder heraus kommen. Unterdessen daß man mit dem Eintreiben beschäftiget ist, schickt man Jemand ab, der einen andern Schwarm aufsucht, damit man sogleich, wenn man mit dem ersten fertig ist, sich auch an diesen machen könne. Trifft man einige auf dem Zuge an, so giebt man Acht, wo sie hin wollen, und wie geschwinde sie fortkommen; dieses bestimmet die Stelle, wo der Graben anzulegen ist. Man zieht ihnen solchen auf dem Wege, den sie nehmen, vor, und in einer solchen Entfernung, daß sie ihn, wenn er fertig ist, beynahe erreicht haben können. Man schließt sie von weitem ein, daß sie sich nicht anders wohin verschlagen, und hat hernach wenig Mühe mit dem Treiben, weil sie von selbst hinein laufen.

Sollten einige Horden schon tief im Getraide stecken, kann man, wo es sich schickt, ein Streifchen abmähen, und daselbst einen Graben aufwerfen. Sie liegen in den Fahren oder Scheidlingen, und lassen sich auch daselbst treiben. Es ist besser, dieses wenige daran zu wenden, als ihnen eine sechswöchentliche Frist zum Verwüsten zu verstatten; denn sie verderben hernach in jeder Nacht mehr, als hier das Einemal verloren geht.

Mit dieser Arbeit fährt man etliche Taze nach einander ununterbrochen fort; denn dieses ist der Zeitpunct, da man noch sein ganzes Feld retten kann, indem sich täglich sehr viele mit ziemlicher Leichtigkeit vertilgen lassen. Je größer man sie werden läßt, desto flüchtiger, scheuer und vorsichtiger findet man sie auch. Wenn sie erst die zweyte Häutung abgelegt haben, muß man schon die Gräben länger, breiter und tiefer machen, auch mehr Leute, um sie einzuschließen, bey einander haben. Denn weil sie täglich größer werden, so halten sie sich nicht mehr in einem so engen Raume bey einander, sondern breiten sich in größere Strecken aus; sie werden der Gefahr eher inne, und daher leicht unruhig, wenn sie die Menschen und ihre Bewegungen erblicken. Man muß also mit dem Grabenziehen weiter von ihnen bleiben, auch einige Leute um sie herum stellen, die auf ihre Bewegungen Achr haben, und sie bey einander halten. Die Gräben macht man nun 2 Fuß tief und 1 ½ F. breit; die Länge richtet sich nach der Größe des Schwarmes, den man vor sich hat; zuweilen muß man sie an 60 F. lang machen. Es ist nicht gut, wenn man sie bey dem Treiben gar zu enge einschließen muß. Sie hüpfen, wenn man so in sie dringt, einen halben und ganzen Fuß weit, und springen alsdann einander auf den Hals; darüber halten sie einander im Zuge auf, und kommen endlich nicht von der Stelle. Fährt man noch fort auf sie zu dringen, so gerathen sie in die äußerste Verwirrung; ein allgemeines Schrecken überfällt den ganzen Haufen, und die Verzweiflung folgt unmittelbar darauf; Hören und Sehen vergeht ihnen, und sie suchen, wo sie können, durch die Menschen hindurch zu brechen. Alsdann hilft kein Treiben mehr; sie folgen dem Gesetze der Noth; was sich retten kann, das rettet sich; sie kriechen daher den Menschen zwischen den Beinen durch, und machen alle bisher gehabte Mühe und Arbeit vergeb-

geblich. Man muß sie in solchem Zustande nicht erwarten, sondern, so bald man sieht, daß der Hause in Unordnung geräth, und, anstatt einen gleichen Zug nach dem Graben zu halten, sich in die Ründe zu drehen anfängt, die Leute zurück treten, und sie nur ganz von weitem einschließen lassen; auch etwas warten, bis sie sich wieder erholt haben, da sie ihn alsdann von neuem ordentlich fortsetzen, weil sie sonst nirgends, als hier, eine freye Oeffnung vor sich sehen. So geringe auch diese Arbeit scheint, so darf man sie doch nicht einem unordentlichen Haufen Volkes überlassen, sondern man muß Jemand dabey zum Aufseher bestellen, der sie anweiset, wie sie sich verhalten sollen; sonst geschieht es gar leicht, daß man mit einer großer Menge Menschen doch wenig nützliches ausrichtet, indem sie öfters mehr als die Hälfte, durch ein unüberlegtes Verfahren, davon kommen lassen.

Zuweilen trifft es sich, daß, aller Ueberlegung ungeachtet, der Graben doch nicht an dem rechten Orte angelegt ist, und dieses geschieht, wenn sie mit aller Vorsicht nicht dahin zu bringen sind, daß sie hinein laufen. Ein Baum, ein Gesträuch, welches sie in die Augen bekommen, ist zuweilen eine Veranlassung, sie von dem Wege abzulenken. Es dürfen nur einige unter dem Haufen sich vor etwas scheuen, und zu weichen anfangen, so wird der ganze Hause stutzig, und schlägt nach der Seite ab. In solchem Falle muß man sie von fern einschließen, auf der Stelle beysammen halten, und unterdessen einen andern Graben, da wo sie hin wollen, machen lassen.

Treibt man sie von weitem zu, so werden öfters die letztern gar zu müde; sie gehen auch insgemein hinten gar zu dicht an einander, und hindern sich selbst weiter fort zu kommen. Wenn man dieses wahrnimmt, muß man sie ein wenig ausruhen lassen, bis die vordersten ihnen Platz gemacht haben. Sind sie aber schon so

weit angerückt, daß die letzten nur noch 2 oder 3 Schritt von dem Graben entfernt sind, und diese den Reihen allzu lang machen wollen, kann man sie, zu Ersparung der Zeit, mit strumpfigen Besen über Hals und Kopf hinein fegen.

Bey Ziehung der Gräben muß man einige Sorgfalt anwenden, daß die Gefangenen nicht wieder heraus kommen. Man ist glücklich, wenn man eine sandige Stelle antrifft; denn der Sand bindet nicht; und wenn sie sich an den Wänden anklammern und hinauf kriechen wollen, so geben die Körner nach, und die Heuschrecken fallen wieder zurück; befinden sich aber Fasern und Wurzeln dazwischen, so klimmen sie an diesen in die Höhe. Daher müssen die Gräber sich mit scharfen Schippen versehen, um alles, woran sie haften können, sorgfältig abzustoßen. In lehmigen oder andern harten Boden hingegen können sie sehr gut an den Wänden in die Höhe kriechen; und daher schickt sich dieser, zu Vergrabung der Heuschrecken, nicht wohl. Zwar so lange die Erde frisch und weich bleibt, giebt sie auch noch nach, wenn sie die Klauen einschlagen; allein, sie wird nur gar zu bald hart genug, um eine so kleine Kraft auszuhalten. Oefters finden sich auch im Sande solche harte Streifen mit unter; und man trifft vielmals darauf, wenn man sie am meisten vermeiden will. In solchen Fällen muß man die Wände schief abstechen, so daß der Graben unten etwas weiter wird, als oben; dadurch wird ihnen das Heraufkriechen erschweret. Denn weil sie an der schief überhängenden Anhöhe mehr Kraft brauchen müssen, sich anzuhalten, als an einer geraden Wand, indem ihr Schwerpunct nun weiter außer dem Körper fällt: so krazen sie desto leichter kleine Theile von der Wand los; und diese Theile weichen eher, als wenn sie sich senkrecht auf einander gründen. Vornämlich aber muß man mehr Löcher unten in den Grund des Grabens,

und

und diese desto enger machen, damit sie darin bald über einander her fallen, und sich zusammen verwickeln, folglich die Freyheit heraus zu kriechen selbst benehmen. Hienächst ist auch eine sehr dienliche Vorsicht, daß man, wo sich dergleichen Stellen finden, von der heraus geworfenen Erde einen steilen Wall macht, und denselben mit lockerm Sande beschüttet, damit, wenn sie über diesen Wall hinweg wollen, der rieselnde Sand sie nicht haften lasse, sondern wieder zurück in den Graben hinunter schicke. Es muß aber diese Vorsicht angewendet werden, ehe das Treiben angeht; denn wenn sie erst in vollem Zuge sind, läßt sich vor ihnen nicht mehr handthieren. So bald sie Jemand vor sich erblicken, wo sie hin wollen, so bald stutzt der ganze Haufe, und geräth manchmal dadurch in Unordnung, daß sie hernach schwer nach dieser Gegend wieder hin zu bringen sind.

Um die Anzahl zu beurtheilen, die sich in solche Gräben einfangen läßt, hat sie Hr. Past. Möller verschiedentlich, und zwar bey folgender Gelegenheit, ausgemessen. Weil die Heuschrecken für alles Federvieh ein sehr beliebter Fraß sind: so fand er für gut, von diesem täglichen Fange einen ökonomischen Gebrauch zu machen, und das Federvieh damit zu füttern. In dieser Absicht ließ er Säcke mit hinaus nehmen; und man raffte sie ihm aus den Kesseln, mit den Händen, in die Säcke ein. Sie wurden so weit voll gemacht, als sie ein Berl. Scheffel Korn erfüllet. Mehr konnte eine Person nicht hinein tragen; denn die Träger versicherten einstimmig, daß sie so schwer wären als ein Scheffel Rocken. Insgemein wurden 3 Säcke aus einem Graben gefüllet; und man kann leicht erachten, daß sie ganz rein, bis auf den Grund, nicht haben ausgeraffet werden können, weil diese Arbeit etwas hurtig geschehen mußte, damit nicht viele wieder heraus kämen, indem die Leute darin wühlten. In manchem Graben blieben noch ganze Säcke voll zurück.

Der Scheffel hält ungefähr 2,300000 Körner Rocken. Setzt man nun für eine Heuschrecke, von der Größe, wie sie damals waren, nämlich an $\frac{3}{4}$ Zoll lang, so viel Raum an, als 20 Körner Rocken einnehmen: so würden obige 3 Scheffel

345000 Stück gefasset haben. Dieses war ein einziger Schwarm; und dergleichen wurden manchen Tag 5 bis 6, mit 30 Personen vertiget. Gesetzt, daß jede in ihrem ganzen übrigen Leben, nur noch 10 Aehren abgebissen hätte, so würde dieser eine Schwarm, 3450000 Aehren verwüstet haben; eine jede zu 10 Körner gerechnet, beträgt 34500000 Körner oder 15 Scheffel. Da man so viel in einer Stunde retten kann, welches doch gewiß im Lande weniger würde, wenn man solchen Fressern nicht steuerte, so wäre es höchst unverantwortlich, wenn man auch nur eine Stunde versäumen wollte.

Von der Art, das Federvieh damit zu füttern, werde ich weiter unten sprechen.

Man macht auch beständige Gräben, welche immer offen bleiben, damit die Heuschrecken von selbst, ohne daß sie eingetrieben werden dürfen, hinein laufen. Man umzieht damit, wenn es die Umstände leiden, das ganze Saatfeld, um diejenigen, die auf ihren Zügen den Weg dahin nehmen wollen, abzuhalten. Wenn es lauter Sandland ist, worin der Graben geht, so kann man versichert seyn, ihnen den Paß damit auf die gewisseste Art zu verhauen; wenn es aber vermischtes Erdreich ist, und harte Streifen oder Lehmstellen dazwischen kommen, so muß man befürchten, daß dennoch viele durchdringen, indem sie auf der einen Seite hinein springen, und auf der andern wieder heraus kriechen. Das beste müssen dabey die in dem Grunde des Grabens befindlichen Kessel thun, welche doch viele, die hinein plumpen, einfangen, daß sie nicht wieder entkommen.

Es ist nöthig, daß man bey solchem Graben Wache stelle, oder wenigstens ihn täglich ein paarmal bereise, um die Fehler, die sich etwa ereignen, bald zu entdecken, und sofort Widerstand zu thun, wenn dieser Feind irgendwo einen Durchbruch gefunden hätte. Solche Gräben sind den Unfällen von Wind und Wetter unterworfen. Sie werden an einigen Orten von dem Regen zugeschwemmet, an andern voll Sand gewehet, daher sie, wo es nöthig ist, erneuert werden müs-

müssen. Man findet viele Kessel mit Gefangenen angefüllt, die man alsdann zuwerfen, und neue daneben machen muß. Wenn man dieses mehrmals wiederholet, muß man sich in Acht nehmen, daß man nicht dem ersten Kessel zu nahe komme und ein Loch darin mache, damit die Vergrabenen nicht dadurch wieder heraus kriechen. Man hat den fünften Tag solche Kessel öffnen lassen, da dann die Insecten zwar ohne Leben geschienen; nachdem sie aber eine Weile an der Luft gelegen hatten; fiengen sie an sich zu bewegen, und endlich fort zu hüpfen. Es versteht sich auch von selbst, daß alle die Schaaren, welche man schon im Getraide antrifft, und die vielleicht darin ausgekommen sind, sorgfältig vertilget werden müssen.

Wenn es die Gelegenheit nicht verstattet, das ganze Saatfeld solchergestalt zu umschließen, kann man doch gegen die Zeit, da ihre Heerzüge recht angehen, d. i. nach der zweyten Häutung, wenn sie etwa 10 Tage alt sind, hin und wieder solche Gräben in Vorrath, gegen die Orte, wo man sie her vermuthet, oder wo man sie abhalten will, aufwerfen. Es ist zum Theil bereits im Vorhergehenden angeführet worden, daß sie am liebsten auf Stegen und Wegen fortwandern; daß sie gern in den Fahren laufen; daß sie lieber Berg ab, als Berg an ziehen, daher sie auch, wenn sie auf einen Grund zwischen zwo Anhöhen treffen, insgemein dem Grunde nachziehen; daß sie sich am liebsten in dem stärksten und dicksten Getraide aufhalten, und solches bey bevorstehender Veränderung des Wetters mit gesamter Hand aufsuchen. Dieses alles bestimmet schon ziemlich die Stellen, welche man zu Anlegung solcher Gräben, worin sie sich selbst fangen sollen, zu wählen hat. Solchemnach zieht man sie quer durch die Gründe, über die Fahrwege und Fußsteige, und vor das Getraide an verschiedenen Orten, wo sie am leichtesten dazu kommen möchten. Heerstraßen müssen verschonet

net werden; andere Fahrwege aber, die man so nöthig nicht hat, muß man, diese Zeit über, mit den Fuhrwerken vermeiden, damit nicht neue Wege um die Gräben herum geführet werden, und dadurch die Heuschrecken einen Weg um die Gräben herum angewiesen bekommen. Alle solche Gräben werden auf die oben beschriebene Art gemacht. Es ist hinreichend, wenn sie 2 Fuß tief, und 1 ½ F. breit sind; denn über 1 Fuß weit können sie nicht springen; die übrige Tiefe macht die Arbeit nur schwerer, welche besser zu Verlängerung oder Vermehrung der Gräben angewendet wird; sie kann zu nichts dienen, als daß die Heuschrecken zum Herauskriechen höchstens eine Minuten länger Zeit brauchen. Das Hauptwerk kömmt auf die Kessel an, aus welchen für sie keine Erlösung Statt findet. Man kann zu solchen Gräben, die man in Vorrath macht, die Stellen auszusuchen, wo der Grund sandig ist, weil nicht nur die Arbeit hier leichter, sondern auch nützlicher ist, indem die hinein gefallenen nicht wieder heraus können. Die Erfahrung lehret, daß ein guter Fang öfters, ehe man es vermuthet, alle Mühe mit Vergnügen belohnet. Man kömmt oft dazu, wenn eben ein starker Zug den Graben füllet.

Hr. Möller hat hiebey etwas angemerkt, welches dienlich ist, den Fang desto gewisser zu machen. Es giebt unter dem Haufen einige, die, wenn sie auf den Graben treffen, stutzen, und nicht hinein wollen, sondern längs dem Rande kriechen, und an demselben herum zu kommen suchen. Sie richten hiedurch Unordnung an, und verführen andere, ihnen nachzukriechen; es folgen immer mehrere, bis endlich der ganze Haufe von dem Graben abgelenket wird. Um sie nun hieran zu verhindern, und den Fang sicherer zu machen, muß man an die Enden des Grabens Flügel anhängen, die ihnen schief entgegen laufen. Wenn sie längs dem Graben A, Fig. 1230, kriechen, und in die Winkel bey B oder C kommen, sehen sie sich genöthiget, umzuwenden, weil der Graben hier solche Wendung hat. Indem sie dieses thun, treffen sie auf dem Wege viele andere an, die ihnen entgegen kommen; dadurch werden

sie

sie bewogen, wieder umzukehren, und mit ihres gleichen in den Graben hinein zu springen, indem sie darüber wegrezen wollen. Es ist ihrer Natur zuwider, einander entgegen zu handeln; sie sind gesellig, und folgen einander, zumal da die Richtung des Grabens sie anders führt, als wo sie hin wollen; daher sind sie leicht durch ihre Gefährten wieder auf den Weg zu bringen, so, daß sie ihre Fehler verbessern, und nun einen Sprung wagen, wovor sie das erstemal stuzten. Weil es ungewiß ist, von welcher Seite sie gezogen kommen möchten, und es eben so leicht von der Seite, wo man den Wall aufgeworfen hat, geschehen kann, als von der andern, wo der Graben frey ist: müssen von weitem her verschiedene Steige oder Fahren ausgegraben werden, welche insgesamt auf diese Durchschnitte zulaufen, weil sie in solchen von allem Graße reinen Fahren und Steigen am liebsten fortziehen. Es können auch unter diesen Durchschnitten in dem Graben etwas weitere und tiefere Kessel gemacht werden, damit sie eine desto größere Menge fassen mögen.

Solche Gräben müssen insonderheit gegen die Holzungen gezogen werden, damit die Heuschrecken, welche darin ausgekommen sind, dadurch aufgefangen werden, wenn sie sich nach den Feldern begeben wollen.

Die Zeit, in welcher man alle dergleichen Gräben aufwirft, ist, wenn man mit den Heuschrecken selbst nichts vornehmen kann, wenn sie nämlich wegen der Witterung stille liegen, und weder ziehen, noch sich aus dem Getraide heraus machen; denn an hellen und stillen Tagen, da sie in Bewegung sind, muß man lieber die, welche man gewiß haben kann, nehmen.

So oft aber das Eintreiben und Verschütten der Brut in die Gräben vorgenommen wird, kann es unter keiner andern Bedingung von wahrem Nuzen seyn, als wenn es, in Betrachtung der frühen, mittlern und späten Heuschreckenwärme, wiederholet und damit so lange fortgefahren wird, als sich eine zarte Brut zwischen der zweyten und dritten Häutung noch in den Feldern findet. Denn höret man zu bald damit auf, so finden sich noch immer neue, spätere und stärkere Schwärme, welche zulezt überhand nehmen, und die

Fel-

Felder dermaßen bedecken, daß kein Treiben und Verschütten mehr hilft.

Da man bemerkt hat, daß sich sogar in denjenigen halb gefüllten Gräben, in welchen etliche Tage vorher die Brut zusammen getrieben, verschüttet und zertreten worden ist, wieder von selbst neue Schwärme sammeln, um sich, wie bereits gedacht worden, an der Sonne zu wärmen: so kann man dergleichen Gräben in solcher Absicht mehr als einmal gebrauchen, wenn die zu überschüttende Brut nur mit Erde und Sande recht fest zusammen getreten wird.

Zwischen der dritten und vierten Häutung erlangt die Brut ihre völlige Größe und Stärke außer den Flügeln, und richtet, wegen der erforderlichen Menge von Nahrung, entsetzlichen Schaden an. Die Bestürzung des Landmannes wird dabey täglich allgemeiner, und nimmt dermaßen zu, daß er, sich weitere Hülfe zu schaffen, vergißt. In der That ist es auch nunmehr schwerer, wo nicht zuweilen ganz vergeblich, das Ungeziefer, wenn dessen Menge und Größe überhand genommen hat, mit Vortheil zu vertilgen. Denn die ungeflügelten Schwärme richten kurz zuvor, ehe sie die Flügel erhalten, an Ort und Stelle, wo sie sich befinden, eben den Schaden an, den man von den geflügelten nur immer zu befürchten haben kann, welche mit dem Winde schon wirklich ziehen, und aus andern Gegenden bey uns plötzlich einfallen. Wie denn die letztern, da sie nur strichweise gehen, zum Anfange öfters noch viele Oerter auf einer Feldmark oder kleinern Gegend verschonen, auf welche sie nicht immer zutreffen.

Ob es nun gleich schwerer ist, den jungen Heuschrecken in diesem Alter beyzukommen, als in den vorhergehenden, weil sie sich nicht mehr so weit, oder so lange, treiben und zusammen jagen lassen, am wenigsten aber, daß man sie in solche Gräben eintreiben könnte, wie zuvor: so sind doch einige Mittel übrig, ihnen

bey-

beyzukommen, die der Landmann weder kennt, noch kennen will. Denn der größte Theil fürchtet bey allen nützlichen Anstalten, wie auch bey den außerordentlichen, die uns die höchste Noth in Eile zu machen zwingt, daß er dazu, gleich als zu den härtesten Frohndiensten, auf ewig gezwungen werden möchte. Da wir indessen die Erfahrung vor uns haben, so ist die Vertilgung der jungen Heuschrecken zwischen ihrer dritten und vierten Häutung, noch für eben so nöthig, als möglich, zu halten.

Wenn die Brut ihre dritte Häutung überstanden hat, nimmt sie an Größe fast sichtlich zu; der Schade vermehrt sich aber auch in den Fruchtfeldern außerordentlich, weil sich die Schwärme, der Nahrung wegen, mehr zusammen ziehen, daß man im Winterfelde, auf einzelnen halb grünen Halmen, 4, 6, 8 und mehr erwachsene Heuschrecken zählen kann. Weil aber unter dieser Zeit, ehe die Heuschrecken die vierte Häutung zurück legen, der Rocken immer zäher, unschmackhafter und trockner wird, so zerbeißen sie nur die Schuppen, der Fruchtkelche, in welchen die Körner liegen, daß die Grannen (Hacheln) davon abfallen, und die Aehren bloß erscheinen. Hieraus entsteht der Verlust, daß die Körner bey Winde und Sonnenschein, und bey dem Einärnden selbst, sehr häufig ausfallen und auf dem Acker liegen bleiben. Den Sommerrocken, die Gerste und den Hafer, nebst dem etwas langsamer reifenden Weizen, richten sich noch weit übler zu, da diese Gewächse an vielen Orten etwas länger grünen, und mithin auch länger saftreich und süß bleiben. So lange sie dabey ihren Fraß finden, verschonen sie Lein, Buchweizen, Erbsen und Wicken entweder ganz und gar, oder doch so lange, bis sie endlich, aus Hunger, auf den Wiesen die grobstieligsten Gewächse angreifen, die Baumrinden an den jungen Trieben und selbst die Weinreben benagen, und noch weit härtere Nahrungsmittel,

mittel, die noch dabey trocken sind, genießen. Von der kleinen Gerste, welche in einem am Walde gelegenen Felde etwas früher, als gewöhnlich, gesäet worden war, hat man bemerkt, daß sie, weil sie von den noch ungeflügelten Heuschrecken, zu der Zeit, ehe sie noch in die Schoßkiele treten konnte, abgefressen wurde, hernach bey einer trüben Witterung nach und nach ausgeschlagen ist, und sich dermaßen wieder belaubet hat, als ob ihr kein Unfall begegnet wäre. Diese Gerste stand, in der Mitte des Augustes, in voller Blüthe, und wurde gegen das Ende des Septembers, eingeärndet.

Eben dergleichen hat Hr. Gleditsch zwey Jahre nacheinander, auch an der Frühgerste im Sternbergischen bemerkt, besonders bey Drossen, in einem sandigen mit schwarzem vermischten Boden. Einige Ackerleute hatten, dieses Schadens wegen, ihre Felder sogleich umgepflügt; andere aber wurden theils durch den Regen, theils durch andere Arbeit, daran verhindert. Unter dieser Zeit hatte sich die Gerste erholet, und sie schlug von neuem so stark aus, als wenn sie geschröpft worden wäre, daß man sie umzupflügen Bedenken trug.

In denen Ackerstücken hingegen, welche später abgefressen waren, da die Gerste schon zum Theil in Halm und Aehren gestanden, war die Verwüstung desto gröfser; daß weiter nichts übrig blieb, als, nach etlichen starken Regen, eine gute Weide für das Zugvieh.

Einige Landwirthe sind schon längst gewohnt, im feuchten gut gedüngten Boden ihre kleine Länder mit Gerste früh und spät zu besäen, welche sie grün im Stalle verfüttern. Auf der berlinischen Feldmark sieht man dergleichen Gerste etlichemal schneiden, und in kleine Fudern einführen. Die Gärtner und Viehmäster, welche nur etliche Stücke Vieh auf dem Stalle haben, behelfen sich sehr mit diesem reinen süfen Futter, und säen jährlich etlichemal, so daß man dergleichen Futterländer zu Anfange des Herbstes noch immer abschneiden sehen kann, wenn sonst auf den Wiesen und in Feldern kein Gras mehr zu finden ist.

Da indessen, wie gesagt, der Rocken auf einigen Stellen bey warmer Witterung zu reifen anfieng, und die

die Aernde sich näherte, ehe die jungen Heuschrecken ihre Flügel erhielten, so fing man an, den Rocken strichweise abzumähen. Hiedurch wurden die Heuschrecken in dem ganzen Winterfelde auf einmal in solche Bewegung gesetzt, daß sie aus Mangel der Nahrung sich wegzogen, um neuen und süßen Fraß zu suchen. Anfangs schienen diese ungeflügelte Schwärme sich nur auf denjenigen Feldern zu verdoppeln, welche mit den erstern nicht zugleich abgemähet werden konnten, hernach zerstreueten sie sich wieder auf eine ganz kurze Zeit. Der Mangel an Nahrung verursachte endlich, daß sich sehr große Haufen zusammen zogen, und, ohne die Flügel erhalten zu haben, in ordentlichen Zügen nach den Sommerfeldern wanderten. Dergleichen schädliche Wanderungen unternahmen sie abwechselnd verschiedene auf einer Feldmark, auch wohl von einer Feldmark durch die zweyte nach der dritten, zu halben und ganzen Viertelmeilen weit, ohne anzuhalten, bis sie den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Dieses geschah insgemein in solchen Gegenden, wo die Winterfrucht etwas zeitiger eingeärndet wurde. Die Heuschrecken brachten über einer solchen Veränderung ihres ersten Lagers eben nicht allzu viel Zeit zu, ungeachtet sie nur langsam forthüpfen konnten; desto geschwinder aber breiteten sie sich hernach aus. Sie schienen ihre bevorstehende letzte Häutung, wegen der neuen und kräftigen Nahrung, in dem Sommergetraide gleichsam zu beschleunigen, und kurz darauf die Flügel zu erhalten, da sich denn die Schwärme, nach einer angerichteten sehr großen Verwüstung, in die Luft erhoben, und mit dem Winde weiter nach den südwestlichen Gegenden zogen, wo sie den vorliegenden Provinzen aufs neue fürchterlich wurden.

Bey dem allzu frühen Abmähen des Wintergetraides, wie es von einigen in Vorschlag gebracht worden ist, auch öfters ohne die gehörige Vorsicht geschieht,

wird man selten großen Nutzen, zuweilen aber wohl größern Schaden finden. Denn die Heuschrecken, welche vor der Zeit aus ihrem vollen Fraße auf einmal verjaget werden, stürzen gemeiniglich zehnfach stärker auf andere Ackerstücke, auf denen zuvor gar wenig zu sehen war, und richten eine desto größere Verwüstung an. Die Störche, Sperber, Raben und andere, fangen bey dieser Gelegenheit von den wandernden Heuschrecken, wenn sie ihre Züge durch die frey gelegenen Oerter nehmen, täglich eine ansehnliche Menge, welche aber kaum vermisset wird.

Wenn die Brachen und Hütungen zu solcher Zeit, da die ungeflügelten Heuschrecken darauf dicht beysammen liegen, die ausgewachsenen sich paaren, oder auch ihre Eyer darauf gelegt haben, des Morgens und gegen den Abend mit den Schweinen nur übertrieben werden, so wird eine große Anzahl durch diese vertilget.

In einigen Gegenden von Grefpreußen, hat man in den Jahren 1748 und 1750, bis 1753, die Anmerkung gemacht, daß die Schweine, welche die daselbst ganz unglaublich überhand genommenen Heuschrecken sehr begierig gefressen, von diesem außerordentlichen Futter beym Schlachten und übrigen Gebrauche des Fleisches, einen besondern Geschmack und übeln Geschmack gehabt, daß man, um das Fleisch der übrigen eßbarer zu machen, sie eine ziemliche Zeit vor dem Schlachten, mit anderer Nahrung hat versehen müssen.

Was nun die Heerzüge dieser ungeflügelten Heuschrecken aus einem Felde in das andere betrifft, so hat man dabey verschiedene Gelegenheit, sie überaus dünn zu machen. Sie sind zwar zahlreich, aber auch sehr verschieden, daß man bey einigen Schwärmen 500, 800 bis 1000 Schritt zählen kann, da andere, zumal die rechten Hauptzüge, fast über 1, 2 auch mehrere Stunden dauern, weil sie bey ihrem Striche alles an sich ziehen, und also von allen Seiten her immer verstärket werden. Das wandernde Heuschreckenheer vertheilt sich in besondere Haufen, Züge oder Colonnen, deren

deren wohl etliche zu gleicher Zeit aus dem Felde in das andere durch abgesonderte Wege gehen. Dergleichen Züge sind etwa 2 Fuß breit, auch etwas darüber. Sie gehen auf die Gegenden, wo sie hin wollen, zuweilen ziemlich gerade zu; aber auch sehr schief, wenn sie nämlich Brücken, Gräben, Zäune, Hügel, Gärten, tiefe Wiesen, hohle Wege u. d. gl. zu passiren haben. Sie lassen sich weder durch Jagen, noch Peitschen, Reiten oder Fahren, von ihrer einmal genommenen Richtung abbringen, man müßte ihnen denn gerade entgegen gehen, und mitten in ihren Zügen mit dergleichen Geräusch und Lärmen etwas lange fortfahren. Gesetzt, daß auch dadurch der vordere Theil auszuweichen, und auf ebenen Feldern gar aus einander zu prallen genöthiget würde, so sammelt sich doch das Ungeziefer bald wieder, und indem der nächstfolgende Theil einen kurzen Bogen gemacht hat, verfolgt der ganze Zug seinen vorigen Weg in einer geraden Richtung, die eine Fortsetzung der erstern ist. Wenn man sich auf der Seite eines solchen Zuges befindet, darf man ihm ganz nahe kommen, nur stille stehen, oder mit fort gehen, so kann man alles sehr wohl beobachten. Zuweilen kömmt er von den äußersten Gränzen einer ziemlich entfernten Feldmark ganz aus einem spitzigen Winkel, über Sandhügel, Wiesen und flache Moräste. Zu anderer Zeit geht er quer durch die schönsten Weizenfelder, über eine dazwischen gelegene Feldmark, ganz ruhig, ohne auf einer von beyden Seiten einzufallen und Schaden zu thun. Die eigentliche Ursache des letztern Umstandes läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, ob es gleich nicht wider die Wahrscheinlichkeit seyn würde, wenn man in solchem Falle glaubte, daß vielleicht die vierte Häutung dieses Ungeziefers schon so nahe wäre, daß es sich wie andere Insectenarten, auf diese Zeit der Speise zu enthalten anfinge, und nur eilte, um bald nach den verlangten Orten zu kommen. Es

kann seyn, daß diese Heuschrecken, auch ohne in dem Winterfelde gestöret zu werden, vor ihrer letzten Häutung eine Nahrung von jungen süßen und saftreichen Getraide nöthig haben, und also schlechterdings suchen müssen.

Zu gleicher Zeit finden sich auch jüngere Heuschreckenschwärme, welche kaum die dritte Häutung überstanden haben, und ebenfalls nach den Sommerfeldern gehen, da ihnen die Nahrung auf den Winterfeldern grob und untauglich zu werden anfängt. Diese nehmen ihren Weg zuweilen, wie die erstern, gerade durch die Weizenfelder, ohne zu schaden, wenn sie nicht zwischen denselben aufgehalten, gejaget, oder sonst auf eine unvernünftige Art genöthiget werden, daß sie seitwärts aus einander prallen, und sich darin ausbreiten müssen.

Die jetzt erzählten Umstände, welche das Wandern der ungeflügelten Brut aus einem Felde in das andere betreffen, können uns bey Vertilgung derselben großen Nutzen schaffen, wenn wir unsere Anstalten mit einiger Ueberlegung darnach machen wollen. Diese Brut in einem solchen Alter eben so ordentlich und sicher zusammen zu treiben, als nach der ersten und zweyten Häutung, ist schon weit schwerer, und kaum bey etlichen wenigen Umständen anzubringen; nach der letzten Häutung hingegen fast gar nicht. Es würde daher von einem sehr schlechten Erfolge seyn, eine bereits erwachsene Brut von einem Acker oder Felde nach dem andern zu jagen, welche doch bald darauf wieder zurück stürzet, und doppelten Schaden anrichtet, wenn das Getraide nicht sogleich abgemähet werden kann. Nicht zu gedenken, daß die auf den daran stoßenden Feldern liegenden Schwärme, zum Schaden der übrigen, leicht mit in Bewegung gebracht werden können. Das Treiben dieser Brut würde vielmehr alsdann etwas mehr Nutzen haben: 1) wenn dasselbe des Morgens nach einem starken Thau, oder gleich nach einem Re-

gen

gen vorgenommen würde, da das Ungeziefer von Kälte und Nässe etwas erstarret ist, viel dicker und fester beysammen liegt, und nicht weit aus einander springen kann; 2) wenn das Treiben von sämtlichen Nachbaren auf ihren Feldmarken zu gleicher Zeit veranstaltet würde, und man bald hernach die Felder abmähen ließe, 3) wenn die Brut aus dem Winterfelde, oder doch dessen größten Theile, auf einmal auf die Brache, Triften, Straßen oder Sandschollen getrieben werden könnte, ohne die angränzenden Fruchtfelder sogleich wieder zu berühren; 4) wenn überdies am Ende des Winterfeldes, aus welchem die Heuschrecken heraus gejaget werden, eine gewisse Anzahl Kinder ordentlich vertheilt stände, welche das in großer Menge hervorstürzende Ungeziefer, welches ohnedies sehr weichlich ist, mit Fichtensträuchen oder Besen todtschlügen, und in Säcke sammelten. Das Treiben geschieht, in diesem Falle, von etlichen Personen, nach der Länge des Ackers, vermittelst einer schlaffen, langsam und quer über denselben gezogenen Leine, die abwechselnd mit kleinen Strohbüscheln oder Stückchen Holz besetzt ist. Wenn diese nun über das stark bethauete Getraide geschleppet wird, richtet und legt sich dasselbe wechselsweise ohne Schaden; und wenn auch an den schon reifenden Halmen zuweilen etwas Schade geschähe, so kömmt derselbe doch in keine Betrachtung, weil das Getraide gleich darauf gemähet wird.

Außer diesen Anstalten, giebt es noch ein Mittel, die erwachsene Brut, ehe sie Flügel erhält, ziemlich zu vertilgen, ohne sie aus dem Wintergetraide zu treiben. Dieses kann geschehen, wenn dieselbe bey warmen Wetter aus einem Felde in das andere zieht. Hier kann man ihr noch besser beykommen, als wenn man sie erst aus solchen Orten, wo sie gleichsam festsitzt, zusammen jagen müßte. Indessen wollen hiebey gewisse Umstände in Acht genommen seyn. Wenn also ein solcher wandern-

der Schwarm dieses Ungeziefers, wie ich ihn beschrieben habe, daß er nämlich zuweilen über eine Stunde dauert, sich noch zwischen den Fruchtfeldern befindet, ist es sehr übel verfahren, wenn man ihm gerade entgegen geht, ohne abzuwarten, bis er sich größtentheils ganz im Freyen, auf der Hütung, Brache, Straße, in den Stoppeln, Sandflagen oder an den Hügeln, befindet, wie auch, wenn er, quer über breite und tiefe hohle Wege zu ziehen, genöthiget wird, wo man ihn erst langsam überfallen sollte. Dabey würde es von gutem Nutzen seyn, zu beyden Seiten eines solchen Zuges, nach dessen verschiedener Länge, eine Anzahl Kinder wechselsweise und einzeln also zu vertheilen, daß sie etwa über 100 Schritt aus und gegen einander über zu stehen kämen, und das dicht vor den Füßen vorbey hüpfende Ungeziefer, mit fest gebundenen flatterigen Besen, oder breiten Tangel- und andern Zweigen und Sträuchen, nur wechselsweise, nicht aber beständig oder alle zugleich, ohne vieles Lärmen, Springen und Jagen, todt schlügen, und damit öfters anhielten. Solchergestalt würde der ganze Zug wenig oder gar nicht gestöret, und also seinen Weg fortsetzen. Diejenigen Heuschrecken, welche den erstern entgehen, fallen den folgenden allezeit wieder in die Hände, daß von den stärksten Schwärmen zuweilen sehr wenige recht gesund in das Sommerfeld kommen, und folglich hernach auch wenigere und weit schwächere Schwärme in die Luft steigen, und neuen Schaden anrichten können, als außerdem. Die meiste Brut wird hiebey zerschlagen, wenn sie über breite, tiefe oder hohle Wege gehen will; daß man also seine Anstalten mit der Vertheilung der Kinder darnach vornämlich und am sichersten machen kann, ohne den Schwarm in seinem eigentlichen Zuge sonderlich zu stören, wenn er auf hohle Wege oder andere Vertiefungen zugeht.

Da man nun, auf die jetzt angezeigte Art, eine wirkliche Gelegenheit hat, den noch ungeflügelten Heuschrecken einen so starken Abbruch zu thun: so bleibt wohl keine Entschuldigung und kein Recht zu klagen übrig, wenn man viele von dergleichen zahlreichen Schwärmen, aus Nachlässigkeit oder Vorurtheil, ungestört in das Sommerfeld hat wandern lassen, deren Vertilgung einigermaßen in unserer Gewalt gestanden hat. Denn dergleichen Schwärme, welche noch vor 3, 4 oder 5 Tagen ziemlich verringert werden konnten und sollten, überstehen ihre letzte Häutung sehr bald, sie erhalten gleich darauf ihre freye Flügel, und nachdem sie zuletzt das ganze Sommerfeld verwüstet haben, schwingen sie sich vor unsern Augen in die Luft, und ziehen mit dem Winde, wie die dicksten Wolken, aus einer ganzen Gegend mit einander, zum Schrecken der Nachbarn, davon.

Ich komme hier also auf die vierte Periode der Zugheuschrecken, in welcher sie, gleich nach der vierten Häutung oder Verwandlung, die freyen Flügel erhalten, und ihre schädliche Züge nach den entlegensten Gegenden verrichten. Zu diesen geben warme Witterung, Wind, Fraß, und nach Frischens Meinung, die bevorstehende Paarungszeit, die vornehmsten Ursachen ab, mit welcher letztern der vierte, zwar sehr kurze, für die Wiesen, Feld- und Gartenfrüchte ꝛc. aber höchst schädliche Zeitpunct sich endiget. In der Mitte des Heumonates erhalten die völlig ausgewachsenen Heuschrecken ihre Flügel, doch mit dem Unterschiede, welcher gleich anfangs bey der frühen, mittlern und spätern Brut gemacht worden ist. Ehe ich aber in der Beschreibung dieser Periode fortfahre, will ich einige Betrachtungen über die merkwürdige Art, wie sich die Heuschrecken häuten oder verwandeln, einstreuen.

Die Heuschrecken nehmen dabey eine seltsame Stellung an, indem sie es in der Luft frey schwebend, und mit dem Kopfe unter sich gekehrt, verrichten. Hr. Past. Möller hat, um die Natur und Eigenschaften dieser Insecten genau kennen zu lernen, dergleichen erzogen, und ihr Wachsthum von dem Eye an, bis dahin, daß sie wieder Eyer legen, in der Stube mit angesehen. Er kam eben dazu, als eine Heuschrecke in der vierten Häutung begriffen war. Sie saß an einem Grashalme mit dem Kopfe unterwärts, und hatte sich mit allen Beinen fest angeklammert. Sie schien stark Athem zu holen, wie aus dem abwechselnden Einziehen und Ausdehnen des Bauches zu schließen war; dabey bewegte sie den Kopf und das Halsschild auf und nieder. Ueber dem Halsschilde platzte alsdann die alte Haut der Länge nach, da nämlich, wo der gelbe Strich das Halsschild theilet, mitten von einander, welche sie hierauf ganz langsam über den Kopf abstreifte, indem sie, durch ihre Bewegungen, den Kopf rückwärts heraus zu ziehen, sich bemühete. Durch die wiederholten Krümmungen des Rückens, wozu ihr das geöffnete Halsschild Freyheit ließ, und eine Verkürzung des Halses, brachte sie den Kopf so weit zurück, daß dessen höchster Theil die Oeffnung erreichte. Hiemit zog sie zugleich die Fühlhörner allmählich aus ihren Scheiden. Die Augen wurden zuerst frey, indem sie an dem höchsten Orte des Kopfes sitzen, und da schien es, als ob sie 4 Augen hätte, als die alte Kappe mit der Haut, welche die Augen deckt, und die sehr kenntlich blieb, über den halben Kopf bereits herüber war. Die Fühlhörner lagen platt über der Nase weg, denn die alte Haut, die nun über das Gesicht abgestreift wurde, drückte sie fest daran an; sie wurden nicht eher frey, als bis die Kappe ganz über den Kopf herüber war, und nun unter der Brust stand. Hierauf zog sie einen Fuß nach dem andern heraus, eben so, wie man die Beine aus den Stiefeln zieht; sie wurden aber deswegen nicht gleich frey, sondern lagen ihr so lange dicht an dem Leibe an, bis der Balg über der Brust herüber war. Unterdessen hafteten die Häute der alten Füße unbeweglich und in einerley Stellung an dem Halme. Der alte Balg ist hell und durchsichtig, daß man alle Theile des Leibes dadurch gar wohl erkennen kann. Als die Vorderfüße los waren, streckte sie einen nach dem andern in der freyen Luft aus, und machte damit einige langsame und zitternde Bewegungen. Darauf zog sie auch die langen Hinterbeine, eins nach dem andern, hervor, und mit ihnen wurde zugleich der größte Theil des Hinterleibes bloß; nur am äußersten Ende

de war er noch an der alten Haut fest. Es zog sich diese ganz schrumpfig zusammen, so, daß der alte Balg zwar sonst die völlige Gestalt der Heuschrecke an sich hatte, aber keinen Hinterleib zu haben schien. Wie dieses eigentlich zuging, konnte man nicht bemerken, vermuthlich aber wird er durch die einziehende und ausdehnende Bewegung des Bauches und ganzen Hinterleibes, in ringförmige Falten zusammen, und so bis an das äußerste Ende zurück geschoben. Dieses Ende blieb an der alten Haut noch fest; das Thier schwebte an diesem Theile in der freyen Luft, mit dem Kopfe unter sich, und mit den Beinen ausgebreitet. In diesem Zustande fing es an, einige schwankende Bewegungen hin und her zu machen. Endlich setzte es die langen Hinterbeine dicht neben den Flügeln sich auf den Leib, vermuthlich, um durch die Federkraft der Wirbel dem Leibe einen desto stärkern Stoß zu geben. Diese Schwankungen haben nichts anders zur Absicht, als um etwas zu ergreifen, woran es sich halten kann; denn so bald es nur mit einem von den ausgebreiteten Vorderfüßen an irgend etwas anstieß, ergriff es dasselbe augenblicklich, und riß sich damit von dem alten Balge los, welcher nun eben an dem Halme sitzen blieb. Die ganze Arbeit währte doch ½ Stunde. Das Thier war matt, und saß eine Weile ganz stille, erhohlte sich aber bald.

Drey zehn Tage nach der vierten Häutung, erfolgt die fünfte und letzte, wobey die Heuschrecken, nebst vollkommenen Flügeln, ihre völlige Größe und Farbe erlangen, die sie hernach beständig behalten, außer daß die Männchen immer gelber werden. Hr. Möller wünschte, auch diese Häutung mit anzusehen, um zu bemerken, wie sie auf einmal so große Flügel bekommen. Er sah sehr oft nach ihnen, und bemerkte endlich eine, die sich dazu anschickte. Sie hing sich, bloß mit einem von den langen Hinterbeinen, an einen Grashalm an; im übrigen machte sie alles wie die vorige, und ward eher damit fertig. Es schien noch sonderbarer, daß sie die Glieder nach einander aus dem alten Balge heraus ziehen konnte, ungeachtet dieser keinen Gegenhalt hatte, wie im vorigen Falle, da sie den Balg mit allen Füßen an einen Grashalm angeklammert hatte. Dieses gab wenigstens das Ansehen einer ähnlichen Beyhülfe, als die ist, die man von einem Stiefelknechte hat. Es mußte nothwendig anders zugehen, wenn ein ganzes Kleid in freyer Luft ausgezogen werden sollte. Es bleibt aber nichts übrig, als besondere unmerkliche Bewegungen, die sie mit allen Theilen des Leibes nach und nach machet, dadurch sie den Balg theils abdreht, theils abstreift,

theils abschüttelt; und dazu können die zitternden Bewegungen dienen, die man auch nachher an den Füßen noch spüret, wenn sie dieselben schon frey hat.

Als sie sich völlig von dem alten Balge losgerissen hatte, dehnte sie den Leib, der darin sehr eingepreßet gewesen war, stark aus, und die Flügel kamen in Zeit von ½ Stunde zu ihrer völligen Größe. Anfangs waren sie nur etwas länger, als die vorigen, und betrugen kaum ½ Zoll; sie sahen weißlich und dabey ganz schrumpfig aus, dehnten sich aber zusehends von einander. Zunächst am Leibe, wo sie angewachsen sind, breiteten sie sich zuerst, und so nach und nach bis in die Spitzen; sie wurden immer länger, und endlich reichten sie noch ½ Zoll lang über den Leib weg. Man kann diese Ausdehnung nicht besser vergleichen, als mit der, wenn man ein Netz ausspannet. Die Flügel bestehen aus eben solchen Maschen, wie ein Spiegelgarn; es gehen Sehnen die Länge durch, welche anfangs bräunlich aussehen; und wieder andere in die Quere, welche jene durchkreuzen; dazwischen ist alles mit einer sehr dünnen Haut angefüllet. Diese Sehnen liegen wie ein Netz, welches man zusammen nimmt, dicht an einander; und so haben sie, unter der alten Haut, in einem engen Raume Platz. Es fehlt ihnen nichts als die Ausspannung. Wenn sie frey werden, streckt das Thier dieselben über den Leib etwas erhöhet aus, worauf sich die Maschen nach und nach von einander begeben.

Uebrigens häuten sich die Heuschrecken nicht alle zugleich. Hr. Möller fand, daß die im Glase mit dieser letzten Häutung 3 Tage zubrachten, ehe sie alle fertig wurden, ungeachtet sie insgesamt von gleichem Alter, und in einer Minute ausgekommen waren. Eine unsichtbare Hand schützt sie vor den Zufällen, denen sie unterworfen wären, wenn sie alle zugleich in einen Zustand gerathen sollten, darin sie sich durch nichts retten könnten. Man würde sie in dieser Zeit mit dem größten Nachdrucke verfolgen; und nur darauf Acht geben dürfen, wenn diese Zeiten kämen, da sie nicht entweichen könnten; einzele hingegen wird man in diesem Zustande kaum gewahr.

Es fragt sich, ob man den mit dem Winde ziehenden und plötzlich einfallenden Zugheuschrecken nicht etwa auf eine vortheilhafte Art begegnen könne, oder sich vornehmen dürfe, sie zu vertilgen? Auf das erstere läßt sich aus der Erfahrung zwar so viel antworten, daß man dergleichen ankommende ungeheure Schwärme zu-

wei-

weilen durch Lärmen und Klingeln, besonders aber durch Schiessen, Feuer und Dampf ꝛc. über einige Feldmarken glücklich weggetrieben habe: indessen kömmt doch immer dabey sehr vieles auf Wind und Witterung an.

An einigen Orten gehen die herum liegenden Einwohner, so bald sie einen Schwarm von fern wie eine Wolke ankommen sehen, ihnen mit Klappern, alten Trommeln, und andern Dingen, die ein Getöse verursachen, entgegen, und suchen durch den dadurch mit untermischtem Geschrey gemachten Lärm ihr Niederlassen zu verhindern.

Einigen Abbruch kann man ihnen, während ihrem Fluge, durch große Wasserspritzen, und durch großes und kleines, mit Vogeldunst oder auch nur mit Sand geladenes, Gewehr thun.

Als im J. 1746 Schlesien mit einer entsezlichen Menge dieses Ungeziefers geplaget war, und dasselbe unter andern seinen Zug über die Stadt Brieg nahm, ließ der Commandant der dortigen Festung, auf Ansuchen der benachbarten Ackerleute, die Kanonen von den Wällen lösen, um dadurch das Niederlassen des Ungeziefers zu verhindern.

Aus Buckowine, ward unter d. 30. Aug. 1780, in den öffentlichen Zeitungen gemeldet, daß, als neulich eine Colonne Heuschrecken, (welche etwas über 2 Zoll lang gewesen, und deren Köpfe den Affenköpfen glichen,) aus der Moldau in diese Felder dringen wollte, der General, Freyherr von Enzenberg, den Befehl gegeben, sowohl mit Kanonen, als aus dem kleinen Gewehr, unter sie zu feuern: dieses nachdrückliche Mittel sey auch von so guter Wirkung gewesen, daß die ganze ungeheure Colonne zerstreuet worden, und sich in viele Haufen getheilt habe, wovon der größte über den Dniester nach Podolien gezogen sey. Sie haben sich nachher unweit Kaminiec gelagert, und alle dasige Felder verheert.

So lange sich die Schwärme weder trennen, noch stark senken, welches doch sehr geschwinde geschehen kann, so können sie, nach Beschaffenheit des Windes, der Tageszeit und der Witterung, wohl genöthiget werden, weiter zu ziehen; so bald aber die Luft kühler oder stürmisch wird, und sich ein Regen oder der Abend nähert, alsdann ist es schwer, wo nicht gar unmöglich, sie abzuhalten, daß sie in der nächsten Gegend nicht

einsie-

einfielen; nicht zu gedenken, was vornämlich der Hunger zu verursachen vermag. Doch kann es zufälligerweise wohl geschehen seyn, daß die Heuschrecken aus einigen Orten vertrieben und von andern abgehalten worden sind; ob es gleich immer schwer und ungewiß ist, die sich niedersenkenden Schwärme wieder in die Höhe zu bringen. Gesetzt auch, man brächte den Schwarm glücklich in die Höhe, so wird man, des Windes wegen, doch öfters verlegen seyn, daß sie sich nämlich mit diesem nicht sogleich wieder wenden, und nach etlichen Stunden wieder zurück kommen sollten. Auf solche Weise finden sich, nach Unterschied des Windes, und der guten oder schlechten Witterung, in einem Jahre bald viele, bald wenige Heuschreckenzüge auf einzelnen Feldmarken, oder auch in größern Gegenden, ein, wo sie sich nur so lange halten, als sie Nahrung finden; es müßte sie denn die Paarung übereilen, oder die Witterung abhalten, weiter zu gehen. Die überhin ziehenden Schwärme aber lassen ihre Art ebenfalls zurück, welches man an den herab fallenden einzelen und Paaren gar deutlich wahrnehmen kann.

Was das Treiben der geflügelten Heuschrecken betrifft, so findet dasselbe, erwähntermaßen, höchstens nur bey sehr naßkaltem Wetter, oder im starken Thau des Morgens, bey einzelen Ackerstücken, welche gleich abgemähet werden, Statt; außerdem aber verursachet es mehr Mühe, als es Nutzen schaffet. Ist die Luft warm und stille, so ist das Treiben ganz vergeblich, weil die Heuschrecken schnell und hoch in die Luft steigen, auch sonst leicht etliche 100 bis 1000 Schritt aus einander fliegen, wenn sie gestöret werden.

Da also alle Umstände bekräftigen, daß man den Heuschrecken in diesem Alter, und so lange sie ihren Heerzügen mit vollkommener Kraft beywohnen, nicht wohl beykommen kann: so bleibt nichts weiter übrig, als die oben empfohlne Anwendung des Fleißes bey dem

dem Eyersammeln, und dem nachfolgenden Zusammentreiben der Brut. Das leichteste Mittel, die Brut zu stören, ist, wie bereits erwähnt worden, daß man täglich Schweine an diejenigen Orte, die sie am meisten mit der Brut zu besetzen pflegen, hintreibe; sie bekommen sehr bald die Witterung davon, und unterlassen nicht, den Sand dermaßen durch zu wühlen, daß nicht das geringste Fleckchen unberührt bleibt. Man kann auch solche Stellen, wo sie täglich sehr häufig sich versammeln, und auf der Erde liegen, mit Spaten umstechen lassen, auf eben die Art, wie man die Kartoffeln ausgräbt; da man denn die Nester öfters häufig genug antrifft. Diejenigen aber, die sie einzeln und zerstreuet hier und da hinlegen, sind weder aufzusuchen, noch zu finden; daher noch immer Brut genug übrig bleiben wird, die für das künftige Jahr mit täglicher neuen Plage drohet.

So wenig man den Heuschrecken ihre ganze vierte Periode hindurch etwas anhaben kann, so sehr verändern sich die Umstände, so bald die Paarungs- und Legezeit anfängt. Denn in dieser fällt das Ungeziefer dem Landmanne wieder in die Hände. Mit der Paarungszeit nimmt der fünfte und letzte Zeitpunct seinen Anfang, in welchem sich die großen Heerzüge endigen, und die Schwärme sich nach und nach trennen, geringer werden, und endlich gar verlieren. Das Ungeziefer gattet sich, wie ich oben erzählt habe, etlichemal, und leget jedesmal dazwischen seine befruchtete Eyer, worauf es matt und krank wird, und endlich bald stirbt. Der meisten und vornehmsten Umstände, welche die Paarung und das Eyerlegen betreffen, ist oben, bey der Beschreibung des ersten Zeitpunctes, Erwähnung geschehen. Es sind nur noch einige wenige Anmerkungen zu machen übrig.

Da die Paarungszeit von der Mitte des Augustes bis gegen das Ende des Octobers dauert, so muß man

auf

auf alle Weise diese Zeit zur Vertilgung des Ungeziefers zu nutzen suchen. Weil dasselbe auf den Plätzen, wo es sich paaret, sich unter einander selbst häufig umbringt, verstümmelt, oder dergestalt zurichtet, daß ein großer Theil, welcher davon am Leben bleibt, dadurch zu Fortpflanzung seiner Art ganz untauglich gemacht wird: so könnte das in seiner Paarung begriffene Ungeziefer, nebst dem übrigen matten und verstümmelten, sehr leicht und geschwinde von Kindern, des Abends und Morgens im Thau, so wie bey nassem und kühlem Wetter, zwischen den Stoppeln und dem hohen Farnkraute, zusammen gehauen und zertreten, oder auch eingesammelt werden. Wie denn ein übergeworfenes altes und nasses Laken, oder eine Bastdecke (Matte,) eine große Anzahl dieses dicht beysammen liegenden Ungeziefers gar leicht bedeckt, daß es darunter zertreten werden kann. Wollte man außerdem um diese Zeit den Versuch machen, und die Kinder die Heuschreckenweibchen, welche ihre Eyer noch bey sich tragen, kennen lehren: so würden diese in etlichen Wochen sehr viele Hunderte und Tausende für ein geringes Geschenk einliefern, daß also eine vorläufige Vertilgung der Eyer nicht ohne Nutzen seyn könnte. Wenn man auch die Zahl der Eyer bey einem Weibchen, die man auf 130 bis 150 rechnen kann, nur für 50 annimmt, so würde man durch dieses Kinderspiel, und für sehr weniges Geld, vielleicht bald eine Summe von etlichen Millionen Eyer vertilgen, und aus den zunächst um die Dörfer gelegenen Morgenländern, Gärten, Weinbergen, Hecken ꝛc. und vielen andern unzugänglichen und verzäunten Orten, noch vor dem Winter zusammen bringen, welche auf den Feldmarken dem Pfluge nicht unterworfen sind. Es würde dieses auch deswegen der Mühe werth seyn, weil an solchen Orten die meisten Eyerklumpen liegen bleiben, und die früheste und gewisseste Brut hervor bringen.

Den-

Denjenigen zum Besten, die in der Brutzeit durch einen Einfall von den Heuschrecken beläſtiget werden, und daher gewiß befürchten müssen, daß sie künftiges Frühjahr in Menge bey ihnen auskommen werden, will ich noch einige Vorschläge thun, die sich aus dem Vorhergehenden herleiten lassen. Man hat angemerkt, daß sie in dem Wintergetraide, welches vor Michaelis gesäet worden, häufig ausgekommen sind, keine aber in demjenigen, welches man erst nach Michaelis gesäet hat, auch keine in dem Gerstenacker, noch auch in der Brache, außer auf den sandigen Lehden, welche dazwischen lagen. Das untrüglichste Kennzeichen von jenem ist, daß in dem letztern Getraide, welches erst nach Michaelis gesäet worden, nirgends solche Aehren angetroffen würden, an welchen die Bälglein, die das Samenkorn einschließen, abgefressen wären, daß sie wie beschoren aussehen, außer etwann hier und da an den Rändern, die an Lehden anstießen, von welchen sie leicht hinein laufen konnten. Weil dieses ihre erste Arbeit ist, wenn sie auskommen, so kann man sicher schließen, daß da gleich anfangs keine gewesen seyn, wo man diese Spuren nicht antrifft. Solchemnach würde der beste Rath, welcher hieraus folgt, dieser seyn, daß man zur Zeit solcher Noth kein Land vor Michaelis zur Saat pflüge, noch besäe. Da sie ihre Nester am liebsten in lockeres leichtes Land legen, so werden sie gewiß einen gepflügeten und zur Saat zugerichteten Acker vor andern dazu erwählen. Sie liegen im Sept. häufig auf der Saat, und fressen sie ab; sie werden also auch gern diese Oerter, wo es ihnen sowohl gefällt, mit ihrer Brut besetzen, wozu sie hier alle erforderliche Bequemlichkeit vor sich finden, zumal es eben die Zeit ist, da sie damit umgehen. Man wird vielleicht hiergegen einwenden, daß sie eben dieses vor dem Saatfurchen (der Saatfahre) thun werden, weil doch der Acker schon zweymal gepflüget, und weit mür-

ber, und schicklicher dazu ist, als Brache und Stoppel-Acker. Es ist freylich wohl nicht zu zweifeln, daß es vor der Saatfahre eben sowohl wirklich geschieht; allein darin besteht der Vortheil von dem spätern Bestellen, daß die noch folgende Pflugart alle diese Brut zerstöret. Sie legen dieselbe bloß in der Oberfläche, und nicht über Zoll tief, welches sich daraus mit Gewißheit schliessen läßt, weil die Schweine, wo sie die Nester finden, nicht über Zoll tief darnach wühlen, sondern das Land nur ganz seicht umstoßen. Wenn nun ein mäßiges Pflügen nur von 3 Zoll tief, nach eingelegter Brut, folget, so müssen solche Nester doch nothwendig mit wenigstens 2 Zoll hoch Erde bedeckt werden; und dieses wird hinreichend seyn, ihr Durchkommen zu verhindern. Das beste Mittel, die Brut zu vertilgen, bleibt also, wie ich oben gezeigt habe, das Umpflügen. Es wäre auch daher sehr dienlich, wenn, nach verrichteter Saat, oder auch noch nach dem Winter, die sandigen Lehden in gehöriger Tiefe aufgerissen, und hernach mit den Schafen öfters übertrieben würden, damit diese den Boden dicht treten, und das Durchdringen vollends unmöglich machen.

Dieser Vorschlag wird solchen Landwirthen, die bey allen Veränderungen gleich Schwierigkeiten zu machen wissen, Stoff zu vielen Einwendungen geben. Sie werden sagen, wenn sie die Saat auf Michaelis erst anfangen sollen, so würden sie vor dem Winter nicht fertig; sie setzten sich in Gefahr, solche späte Saat verderben zu sehen; und viel Land aufzureißen, welches hernach in langer Zeit nicht wieder bewächst, sey ein Mittel, den Schafen die Weide noch knapper zu machen. Allein, sie müssen bedenken, daß man aus zwey Uebeln das geringste erwählen muß, und daß der Schade, welcher daraus entsteht, wenn man die Heuschreckenbrut aufkommen läßt, allen andern weit überwieget. Man kann in der Zeit, da man seyert, seine Einrichtung so machen, daß alle Hindernisse, welche sonst die Saat aufhielten, aus dem Wege geräumet werden, und dieselbe alsdann ohne weitern Aufenthalt fortsetzen, daß man sich eben nicht gänzlich verspäten darf. Man kann sie mit Zugvieh, welches

sich ausgeruhet hat, vornehmen, und hernach in 4 Wochen so viel, als vorher in 6, ausrichten. Man kann allenfalls die Nachbarn, welche eher fertig werden, um Beyhülfe ansprechen; und man wird sie, in Betrachtung, daß es ihre eigene Sache ist, wenn in der Nähe der Feind steht, dazu willig finden. Und überdies erfordert es die Klugheit, die Noth zur Tugend zu machen, d. h. die Mittel, welche uns die Noth an die Hand giebt, als etwas anzusehen, wozu wir bey Einrichtung unserer Handlungen verbunden sind, ob sie gleich dadurch unregelmäßig werden.

Ich halte dieses für so einleuchtend, daß ich kein Bedenken trage, noch einen Vorschlag von eben der Art zu thun. Ich habe oben gesagt, daß die Heuschrecken sich am liebsten in das dickste Getraide begeben, wo sie den meisten Schutz finden. Wenn nun auf großen Breiten die Stücke alle an einander hängen, so daß auch die Seitenfahren dazwischen voll Korn stehen, so vertiefen sie sich endlich dermaßen, daß es ihnen schwer fällt, sich heraus zu finden, zumal da sie in dickem Getraide nicht hüpfen, sondern nur kriechen können, und der Weg überall sehr weit dahin ist, wo das Getraide aufhört. Solche Breiten sind, weil man den Heuschrecken darauf nichts anhaben kann, der größten Gefahr ausgesetzt, und um so viel weniger zu retten. Man muß daher nothwendig darauf bedacht seyn, sie davor zu sichern; und dieses würde am besten dadurch zu bewerkstelligen seyn, wenn man an den zwischen den Stücken befindlichen Fahren, zu beyden Seiten, einen Streif von einem Schwaden breit, unbesäet ließe, hernach aber im Frühlinge gegen die Zeit, da sie sich einfinden, die Fahren frisch ausstriche, und alsdann allenthalben, wo man sandige Stellen antrifft, quer durch die gelassenen Streifen Graben zöge, die auf beyden Seiten bis in das Getraide reichen. Sie möchten alsdann kommen, wenn sie wollen, so würden sie am liebsten auf solchen Streifen und in den Fahren laufen,

mithin auf die Gräben treffen, und in die Kessel fallen. Man würde sie täglich auf diesen Streifen finden, entweder daß sie sich sonnen, oder daß sie ziehen; und bey allen ihren Bewegungen, die sie vornehmen, würden allemal sehr viele in die Gruben, die man ihnen gegraben hat, gerathen, folglich von selbst das Getraide von ihrer allzu großen Menge befreyen. Wegen desjenigen, was man hiebey an der Aussaat einbüßet, könnte man sich auf andere Weise schadlos halten, und dagegen in einem andern Felde die Aussaat verstärken. Man kann dafür mehr von solchem Getraide, welches sie nicht angreifen, säen, und dadurch der Regel folgen, sein Feld auf eine Art zu nutzen, wobey es, den Umständen nach, den gewissesten Nutzen gewähren kann; sollte es aber auch nicht angehen, so muß man bedenken, daß es bey solcher Landplage nicht wohl möglich sey, ganz ohne Schaden davon zu kommen. Es wird doch wohl keine große Bedenklichkeit verursachen, ob es rathsam sey, etwas weniges daran zu wenden, um das meiste mit Gewißheit zu retten, welches sonst ohne Hülfe verloren geht.

Endlich würde es auch sehr dienlich seyn, sich bey Zeiten um fremde Beyhülfe zu bewerben; denn wenn dieses Ungeziefer häufig vorhanden ist, so gehören auch viel Leute dazu, wenn man ihm merklichen Abbruch thun will. In den ersten Tagen zwar, kann man mit einigen wenigen Leuten noch viel ausrichten; wenn sie aber heran wachsen, immer mehr sich zusammen schlagen, und etliche Hufen Breiten einnehmen, so gehören alsdann schon viel Leute dazu, wenn man sie einschließen, beysammen halten, und sämmtlich nach einer gewissen Gegend hin treiben will. Wenn sie noch dazu, wie insgemein geschieht, an mehrern Orten zugleich anfallen, daß sich das Volk vertheilen muß, so ist, wie leicht zu erachten, mit wenigen Leuten nicht viel auszurichten. Daher muß man die Noth beyzeiten an gehöri-

hörigem Orte anzeigen, und nicht nur, so bald ein Einfall geschehen ist, solches dem Landrathe, oder demjenigen, der die Aufsicht in dem Kreise hat, sofort berichten, sondern auch hernach zum öftern das fernere Verhalten melden, damit die unter dieser Plage leidenden Oerter bekannt werden, und die Hulfe, wo sie nöthig ist, hin geordnet werden könne. Zu solcher Hülfe sind unstreitig die Nachbarn, in der Nähe sowohl als in der Ferne, verbunden. Denn, da die Heuschrecken, wenn sie so weit aufkommen, daß sie flück werden, weit und breit herum ziehen, so sorgen die Eingesessenen zugleich für sich selbst mit, wenn sie dieselben nirgends im Lande aufkommen lassen; und wenn bekannt ist, wo sie im Herbste ihre Brut gelassen haben, so kann die Einrichtung in Ansehung der Hülfe zeitig genug besorget, und dermassen veranstaltet werden, daß sie auf den ersten Wink bereit stehe. Sie ist nicht eher nöthig, als bis die Nester lebendig werden. Derjenige, der sie auf seinen Grundstücken hat, muß von Urbani an, täglich Leute ausschicken, und Berichte durch sie einziehen, wo einige ausgekommen seyn, und wie häufig sie sich zeigen; diese muß er, mit den bey der Hand habenden Leuten, so viel möglich, zu vergraben suchen, zugleich aber dem Kreishauptmanne oder Landrathe, ohne Zeitverlust, die wahren Umstände melden, damit die zur Hülfe bestimmten Nachbarn sofort in Bewegung gesetzet werden, um den Nothleidenden, einige Tage nach einander, mit einer ansehnlichen Anzahl Leute beyzuspringen, welchen alsdann der Wirth die Oerter anzuweisen hat, wo sie ausgekommen sind, und sie im Felde, wo es nöthig ist, nach Befinden zu vertheilen. Je zeitiger die Hülfe kömmt, desto mehr wird ausgerichtet, da hingegen mit dem Wachsthume der Heuschrecken auch die Arbeit immer mehr zunimmt. Der meisten Hülfe, bedürfen insonderheit die Heide- oder nahe an Holzungen gränzenden Dörfer, weil hier

gemeiniglich die meisten auszukommen pflegen. Es kann sich zwar ereignen, daß die Hülfsvölker eben zu einer Zeit ankommen, da, wegen des Wetters, mit den Heuschrecken nichts anzufangen ist; aber sie wird deswegen nicht vergeblich, noch die Leute, unverrichteter Sache wieder wegzuschicken seyn. Sie können unterdessen die Gräben, welche beständig offen bleiben, die ich deshalb die beständigen genannt habe, nach der oben S. 442, f. davon gegebenen Anweisung, aufwerfen. Wenn es also mit dem Treiben nicht angeht, so dürfen sie sich dabey nicht aufhalten, sondern können desto mehr dergleichen Gräben an schicklichen Orten bereiten, worauf die Heuschrecken hernach auf ihrem Zuge von selbst treffen, und wo sie ungetrieben hinein laufen. Diese Gräben werden öfters so gelegen sich befinden, daß hernach, wenn das Treiben wieder angeht, viele Schaaren, ohne weitere Vorbereitung, darauf zugetrieben werden können.

Daß man, zur Zeit eines Einfalles, alle Arbeit stehen und liegen lassen müsse, um das Abmähen zu beschleunigen, wird ein aufmerksamer Wirth aus dem Vorhergehenden von selbst ermessen, und, auch ohne meinen Rath, auf den Entschluß fallen, 8, ja wohl 14 Tage vor der völligen Reife dazu zu schreiten, weil es doch unstreitig besser ist, eingeklungene Körner zu ärnden, als leeres Stroh, wovon die Aehren herunter sind, in die Scheune zu bringen. Man darf nicht fürchten, daß diese Körner zur Saat nicht tüchtig seyn. Hr. Möller ließ den 25 Jun. einen Streif von dem am spätesten gesäeten Getraide, welches noch ganz grün war, abmähen, und fand, daß auch die schrumpfigsten Körner, bey dem folgenden Regenwetter, auf dem Schwaden auswuchsen. Die volle Aernde fing er den 6 Jul. an, mit Getraide, welches noch wenigstens bis zum 15 hätte stehen sollen, weil das Stroh noch

grün-

grünliche Streifen zeigte; gleichwohl fand er keinen merklichen Fehler an den Körnern.

Ich muß hier auch einer besondern Vertilgungsart der Heuschrecken gedenken, da nämlich dieses Ungeziefer im Papstthume nicht selten in den Bann gethan zu werden, und man die schleunigsten und kräftigsten Wirkungen von solchem drohenden Strahl zu erwarten pflegt. Der Pabst Benedict XIII. ließ im Jun. 1725 diesen Bann gegen die Heuschrecken ausfahren, und gebot ihnen, sich plötzlich in das Meer zu stürzen, weil sie bis dahin in unbeschreiblicher Menge die Feldfrüchte um die Stadt Rom verzehrt hatten.

Die Gewohnheit, Heuschrecken und anderes Ungeziefer, welches die Landfrüchte verderbet, mit dem Banne zu belegen, ist schon seit einigen Jahrhunderten, besonders in Italien, Frankreich und den angränzenden Ländern, im Schwange gewesen. Der Bischof von Lausanne, Benedict von Montferrand, ließ, im J. 1479, die Raupen, welche damals einen unsäglichen Schaden an den Bäumen und Kräutern verursachten, vor sein bischöfliches Gericht laden, damit sie sich wegen der von ihnen verübten Gewaltthätigkeiten rechtfertigen möchten. Man machte ihnen darauf einen förmlichen Proceß; und damit ja nichts an dem Wege Rechtens fehlen möchte, wurde den kleinen Thieren ein Advocat zugegeben, der ihre gute Sache vertheidigen mußte. Nach diesen vollbrachten Gebräuchen sprach der Bischof von seinem Richterstuhle ein förmliches Urtheil, und belegte das arme Ungeziefer mit der erschrecklichen Strafe des Bannes. Im J. 1516 verfluchte gleichfalls der Official von Troyes in Frankreich alles Gewürm, welches damals die Erdfrüchte verdarb. Er that es ordentlich unter der Bedingung in den Bann, wo es nicht innerhalb 6 Tagen entweder aus dem Lande ziehen, oder Schaden zu thun aufhören würde. Der P. le Brün erzählt mehrere dergleichen richterliche Urtheile, welche im 15ten Jahrhundert von den Officialen zu Lyon, Macon und Autún wider dergleichen Ungeziefer mit großer Feyerlichkeit ausgesprochen worden sind. Gemeiniglich pflegte der Proceß wider dasselbe unter folgenden Ceremonien geführet zu werden. Anfangs wurde ein Bittschreiben im Namen der Einwohner aufgesetzt, worin sie ersuchten, daß diese Thierchen vertrieben werden möchten. So

gaben unter andern einst einige Einwohner der Provinz Burgund eine Supplic gegen die großen Fliegen ein, welche die Weintrauben aussogen. Hierauf wurde ein Richter erwählet, vor dem sich zwey Advocaten stelleten, deren einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geschmeiß sich nicht in einer gewissen Zeit fort begeben würde, dasselbe in den Bann verfallen sollte. Im 16ten Jahrh. war dieser Heuschreckenbann in Frankreich so gemein geworden, daß der Oberpräsident des Parlaments in Provence, Barthol. Chassanäus, ein eigenes weitläuftiges Bedenken aufsetzte, und darin untersuchte, wie und auf welche Art dergleichen Thierchen wirklich vor Gericht geladen werden könnten; ob sie in eigener Person, oder durch einen Anwalt, erscheinen müßten; ob sie eigentlich vor das geistliche oder weltliche Gericht gehörten; und ob sie mit der Strafe des Bannes belegt werden könnten, welches letztere er besonders mit vielen Gründen zu behaupten suchte. Jedoch verschiedene andere berühmte katholische Schriftsteller waren ganz anderer Meinung. Der D. Leonh. Vairus hielt dergleichen Bann nicht nur für abergläubig, sondern auch für gotteslästerlich, und es däuchtete ihn eben so ungereimt zu seyn, unvernünftige Thiere in den Bann zu thun, als wenn man einen Hund oder Stein taufen, oder den Fischen und Vögeln predigen wollte.

Da die bisher angezeigten Mittel zu Vertilgung der Heuschrecken, welche einzele Gemeinden vor sich vorkehren könnten, eines Theils nur im Kleinen, wenn die Heuschrecken sich nur hin und wieder in geringer Anzahl zeigen, nicht aber, wenn sie überhand genommen, oder wenn Zugheuschrecken eine ganze Gegend wie mit einer Wolke bedecken, zu gebrauchen, andern Theils aber den wenigsten Einwohnern, insonderheit den Landleuten bekannt sind: so muß auch hier die Landespolizey zu Hülfe kommen, und wenigstens solche Mittel durch öffentliche Ausschreiben den Unterthanen bekannt machen. Ich habe demnach die Heuschrecken, und die Vorsorge für deren baldige Ver-

til-

tilgung, als einen Gegenstand der Landespolizey zu betrachten.

Da in den neuern Zeiten, insonderheit in den Jahren 1731, 1752 und 1753, die Mark Brandenburg vorzüglich vor andern deutschen Staaten mit dieser Landplage heimgesuchet worden: so weiß ich hier nichts besseres, als diejenigen Anstalten, anzuführen, welche die königliche hohe Landespolizey, die auf alles, was zum Besten des Landes gereicht, ganz besonders aufmerksam ist, damals zu Vertilgung der schädlichen Heuschrecken angeordnet hat, weil die Rettungsmittel, welche man angewendet hat, in der Natur und den Eigenschaften dieses Ungeziefers ihren Grund haben, und zum Theil eben dieselben sind, welche ich im Vorhergehenden angezeigt habe.

Da die Entstehung der Heuschrecken von derjenigen Brut herrührt, welche die in dem vorhergehenden Jahre vorhanden gewesenen Heuschrecken in der Erde zurück gelassen haben: so muß das erste und hauptsächlichste Augenmerk darauf gerichtet werden, daß diese Brut oder Eyer zu rechter Zeit, und so bald als möglich, ausgerottet werden. In dieser Absicht ward anbefohlen:

1. Daß die Gerichtsobrigkeiten die Unterthanen des platten Landes, und die Magistrate die Bürger in den Städten, imgleichen Schäfer und Hirten, bey harter Leibesstrafe anhalten sollen, an denen Orten, wo Heuschrecken gelegen und liegen geblieben, welche den Hirten am besten bekannt sind, die Heuschreckenbrut, sowohl zur Herbst- als Frühlingszeit fleißig aufzusuchen und auszurotten, außerdem auch die Orte, wo die Brut liegt bis in den spätesten Herbst mit den Schweinen, welche davon Witterung haben, fleißig zu betreiben. Die Forstbediente aber sollten sorgfältigst beobachten, wo die Heuschrecken in den Forsten gelegen, und daselbst Brut gesetzt haben, in welchem Falle die in den Forsten befindlichen Stellen und Brachäcker gleichfalls mit Schweinen betrieben werden sollten.

2. Sollten diejenigen Orte in den Feldern und Forsten, wo die Heuschrecken liegen geblieben sind, und Brut geleget haben, vor Winters flach umgepflüget, und wenn solches geschehen ist, solche Orte mit den Schweinen abermal öfters betrieben, und die Brut sowohl dadurch, als durch fleißiges Aufsuchen, ruiniret werden.

3. Damit die Aufsuchung der Brut gehörig geschehen möge, ward verordnet, daß sowohl die Forstbedienten, wenn sie, gleich den Ackerwirthen, bey den Dörfern Hufen oder Ländereyen besitzen, als auch ein jeder Bauer verbunden und gehalten seyn sollte, nach Proportion der Quantität, so sich an Brut finden, und wie es eine jede Obrigkeit darnach bestimmen würde, 1 Metze; ein jeder Halbauer, $\frac{2}{3}$ Metzen; ein jeder Kossat, $\frac{1}{2}$ Metze, und ein jeder Grundsitzer, wenn er gleich kein Land im Felde hätte, dennoch $\frac{1}{4}$ Metze von dieser Brut zu sammeln. Imgleichen sollten die Gerichtsobrigkeiten und Beamten oder deren Pächter und Afterpächter auf dem platten Lande, und die Magistrate in den Städten, wenn diese Vorwerke besäßen, auch die Forstbedienten, welche ausserhalb den Dörfern wohneten, nach Proportion der sich findenden Brut, etwa von 16 Scheffel Wintergetreideaussaat, $\frac{1}{2}$ Metze, auch in den Städten ein Ackerbürger von jeder inne habenden Hufe Land $\frac{1}{2}$ Metze, von solcher Brut im Herbste sammeln, so lange solches nicht durch den Frost verhindert würde. Die Unterthanen der Dörfer und Vorwerke sollten die gesammelte Brut ihren Obrigkeiten, die Forstbedienten den Beamten, und die Bürger in den Städten an ihre Magistrate abliefern. Den Predigern auf dem Lande, welche Aecker haben, solche aber durch ihr eigenes Gesinde bestellen, und die Früchte davon selbst einärnden, wurde in diesem Falle die Einsammlung der Brut erlassen; sie wurden aber dagegen angewiesen, die Einwohner der Dörfer nicht nur zu fleißiger Warnehmung dieser allgemein nützlichen Veranstaltung beständig aufzumuntern, sondern auch, wenn solchem nicht überall nachgelebet werden sollte, der Obrigkeit unverzüglich Anzeige davon thun. Den Pächtern der Pfarräcker hingegen ward die Sammlung, wie andern ihres Gleichen, anbefohlen. Wer über das festgesetzte Maß noch abliefern würde, dem sollte für die Metze 2 Groschen bezahlt werden. Den Obrigkeiten und Beamten

ten ward aufgegeben, den Ablieferern über den Empfang gehörige Bescheinigung zu geben; und diese Attestate sollten alsdann dem Landrathe jeden Kreises sofort eingeliefert werden, damit derselbe in einer zu führenden Tabelle gehörig nachweisen könnte, was ein jeder, nach der von der Obrigkeit ihm geschehenen Auflage, abliefern sollen, und was er wirklich nach den erhaltenen Attestaten abgeliefert habe. Auch sollten, zu Completirung der Haupttabelle, die Magistrate ihre Designationen nebst Attestaten von ihren Stadtfeldfluren den Steuerräthen zufertigen, und wenn diese die Tabelle formiret, sollten sich solche gegen Ausgang des Monates Februar an die Kriegs- und Domänen-Kammer, nebst einer besonders beygefügten Nachweisung, wie viel ein jeder über das gesetzte Maß abgeliefert und bezahlt erhalten, und zugleich die *Decharge* wegen Bezahlung der mehr abgelieferten Brut für die Kreis-Casse, jeder Magistrat aber wegen der Kämmerey- oder Stadt-Casse, suchen.

4. Wenn durch die Sammlung dieser Brut die Heuschrecken nicht völlig getilget werden könnten, und daher das übrigbleibende im Frühlinge auskommen sollte, so sollten zuvörderst Hirten und Schäfer, demnächst ein jeder besonders, wie auch die Forstbedienten, fleißig vigiliren, wo sich junge Brut sehen lasse, und solches sofort der Gerichtsobrigkeit und den benachbarten Gemeinden anzeigen. Und ob man schon bisher solche junge Brut dergestalt zu tödten gesucht, daß dieselbe mit Stroh verbrannt, (*) oder auf andere Weise zernichtet worden: so sollte dennoch mit Treibung und Tödtung in den Gräben, als welches Mittel die meiste Wirkung gethan hat, ferner continuiret werden. Weil auch gemeiniglich zu geschehen pflegte, daß die ausgekommene Brut auf den

(*) Das Lager der Heuschrecken mit trocknem Stroh zu überstreuen, und solches an allen Orten anzuzünden, wodurch ihnen die Flügel verbrannt, und das weitere Fliegen verwehret wird, ist zwar an sich ein gutes Mittel; es geht aber nur alsdann an, wenn der Haufe nicht allzu groß ist, und das Stroh oder dergleichen leicht brennende Materialien in genugsamer Menge bey der Hand sind.

Feldern nicht überall, sondern nur fleckweise, sich findet, und daher, große Gräben um ganze Felder zu führen, unnöthig wäre: so sollten an den aufgefundenen Flecken, wo die ausgekommene Brut liegt, nur auf der einen Seite, und zwar gegen den Wind, (damit die Heuschrecken von dem Winde, mit welchem sie gehen, desto eher in entgegen stehende Gräben geführet werden,) und nachdem die mit der Brut belegten Plätze groß sind, kleine Gräben zu 20 bis 25 Schritt lang, 2½ Fuß breit, und 1½ F. tief, gemachet, und die Erde außerhalb geworfen, auch darin 4 bis 5 Schritt aus einander die Fanglöcher oder Kessel von gleicher Breite des Grabens, und zu 1½ Fuß tief, angefertiget werden.

5. Müßten die Unterthanen, so bald die Sonne des Tages so hoch gekommen, und die Brut sich aus einander begeben, die Heuschrecken, wie sie fleckweise liegen, zu treiben anfangen, dabey aber wohl beobachten, wohin dieselben selbst Lust hinzulaufen bezeigten, indem man bemerkt hat, daß sie nicht nur aus dem Morgen nach dem Abend, sondern auch mit dem Winde gehen. Das Grabenziehen und Treiben muß also darnach eingerichtet werden, weil man sonst mit dem Treiben nicht fort kommt, und die Heuschrecken sich lieber zertreten, als zwingen lassen, einen andern Gang vorzunehmen. Wenn solchergestalt die Heuschrecken in den Graben getrieben sind, laufen sie von selbst in die darin gemachten Löcher oder Kessel, können allenfalls auch mit Sträuchen dahinein gekehret werden, und werden alsdann mit kleinen Stampfen zerquetschet; worauf aber diese Löcher mit Erde, welche aus den zwischen zwey Kesseln neu zu machenden Löchern zu nehmen ist, beworfen und fest getreten oder gestampfet werden müssen. Die Heuschrecken pflegen auch selbst in die Gräben zu laufen, und die darin befindlichen Kessel anzufüllen; daher müssen die gemachten Gräben, und die darin des Abends neu angefertigten Kessel offen bleiben; des Morgens aber ist die erste Arbeit, die Löcher zu visitiren, und die darin befindlichen Heuschrecken todt zu stampfen, worauf denn mit Treibung der sich wieder zusammen gezogenen Brut continuiret wird.

6. So wie die Schäfer und Hirten die Brachfelder, aus der Gemeinde aber ein vernünftiger Unterthan, und

in

in den Städten zwey bis drey Bürger, die besäeten Felder wo die Hirten nicht hin kommen können, begehen, und die Oerter, wo sie Heuschreckenbrut fanden, durch Strohwische oder Sträuche ausstecken, und selbige alle Abend in den Dörfern an die Schulzen, und in den Städten bey denjenigen, so vom Magistrat zur Obsicht bestellet worden, genau anzeigen mußten: so mußte in den Städten sofort von dem hiezu vom Magistrat bestellten Commissarius, oder den Deputirten, die Eintheilung, wegen der zu dieser Tilgung täglich zu nehmenden Einwohner, dergestalt gemacht werden, daß immer höchstens 8 Mann zusammen gelassen, und den folgenden Morgen 6, 10 und mehr Orte, nachdem die Anzahl der Bürger groß war, angewiesen wurden, um daselbst die Gräben und Kessel anzufertigen; worauf denn, unter Anführung dazu bestellter Leute, durch die Kinder aus den Städten von 8 bis 10 Jahren, die Heuschreckenbrut bey Sonnenschein sofort eingetrieben, und vorgedachter massen getödtet werden mußte. Ein jeder Stadtverordneter empfeng 2 bis 3 Parteyen dieser vertheilten Leute zur Obsicht, und war verbunden, denselben die Orte zu Vertilgung der Heuschrecken gehörig zu zeigen, auch sie zu instruiren, wie die Arbeit dabey geschehen sollte. Dem Magistratsgliede aber, welchem *ex Collegio* die Hauptbeobachtung dieser Tilgung aufgetragen worden, lag ob, wohl Acht zu haben, wie ein jeder Aufseher bey den Leuten auf den Stadtfeldern seine Arbeit gehörig verrichten lassen, als auch, ob bey den Kämmerey-Vorwerken die Pächter und Verwalter hierunter ihre Schuldigkeit wahrgenommen hätten. In den Dörfern war dem Schulzen und Schöppen aufgetragen, die Eintheilung unter der Gemeinde zu machen, und allezeit 6 erwachsene Personen, sowohl Manns- als Frauensleute, zusammen zu bringen; und da jeder seine Spaten, auch jeder Trupp zwey Stampfen mitnehmen mußte, wies einer der Schöppen die Orte an, wo jeder Trupp die vorgeschriebenen kleinen Gräben machen, und alsdann die ausgekommene junge Heuschreckenbrut, mit Zuziehung der ihnen gleichfals aus den Dörfern mitgegebenen Kinder, eintreiben sollte. Auf solche Weise konnte, nachdem das Dorf groß war, auch an 2, 3 und mehr Orten zugleich gearbeitet werden. Wenn die Heuschrecken in den

Saat-

Saatfeldern sich einfanden, durfte die Saat oder das Getreide nicht geschonet, sondern die Gräben mußten zum Eintreiben verfertiget, und im nöthigen Falle durch die bestellten Stücke solche Abschnitte gemacht werden, wodurch die von diesem Ungeziefer noch befreyeten Felder gerettet werden konnten; indem man aus der Erfahrung angemerkt hat, daß, wenn gleich diese junge Brut des Abend sich nach dem Korne begeben, dieselbe doch, so bald die Sonne hoch gekommen, im Getraide nicht gedauert habe, und alsdann sich gar leicht in die angefertigten kleinen Gräben habe treiben lassen. Der Schulze mußte also bey denen Leuten, welche im Saatfelde arbeiteten, und die Schöppen bey den Arbeiteen im Brachfelde bleiben, und Acht geben, daß die Vertilgung gehörig und möglichst geschwinde geschehen möchte; die Gerichtsobrigkeiten aber mußten nicht allein die Unterthanen in ihren Dörfern mit Nachdruck zur fleißigen und tüchtigen Arbeit durch dazu angesetzte Leute täglich anhalten lassen, sondern auch ihre Leute und Tagelöhner bey den Vorwerken auf gleiche Weise anstellen; wobey die Pächter oder Verwalter beständig Acht haben mußten, daß die Tilgung der Heuschrecken mit allem Ernste geschehen, und die verordnete Arbeit dabey auf das geschwindeste verrichtet werden möchte. Die Forstbedienten waren angewiesen, so oft als möglich, der Gerichtsobrigkeit Bericht abzustatten, und die Nachbarschaft zu benachrichtigen, ob und wo sie in den Försten Brut gefunden hätten; da denn die Gerichtsobrigkeit dafür sorgen mußte, daß den Forstbedienten die nöthigen Leute, wie dieselben von dem Landrathe des Kreises, oder dem bestellten Commissarius, angewiesen worden, gehörig zugesandt würden, die der Forstbediente ebenfalls in verschiedene Parteyen theilen, ihnen die Orte anweisen, und auf die Arbeit Acht haben mußte.

7. Da die Tagelöhner in den Dörfern, nebst den Einwohnern in den Städten, welche keine Aecker haben, gleichfalls leiden, wenn dieses landverderbliche Ungeziefer nicht getilget wird, sondern überhand nimmt, und das Getraide verzehret, indem solchergestalt die Tagelöhner nicht nur wegen wegfallender Nahrung bey der Aernde und Drescher-Arbeit, sondern auch nebst den Handwerkern in den Dörfern und Städten, durch die von solchem

Unglücke

Unglücke herrührenden höheren Getraidepreise vieles verlieren, so wurde billig verordnet, daß sich Niemand in den Städten und Dörfern, dieser Arbeit, zu Tilgung der Heuschrecken, bey Vermeidung harter Strafe, entziehen sollte. Damit aber auch hirunter eine Proportion unter den Einwohnern beobachtet würde, sollte ein Voll-Bauer, welcher 2 oder 3 Hufen besitzt, zur Arbeit, bey Tilgung der Heuschrecken, 2 Personen stellen, der Kossat 1 Person, und der Hausmann, Bäuer und Tagelöhner um den andern Tag nur 1 Person; wie denn auch die Forstbedienten, welche in diesen Dörfern wohnen, oder wo sie Aecker haben, 1 Person zu dieser Arbeit täglich stellen sollten. Bey den Vorwerken aber mußten die Gerichtsobrigkeiten, wenn es einigermaßen möglich war, und die Leute vorhanden waren, so viel Mann aus ihrem Mittel zu Tilgung der Heuschrecken halten, daß, *inclusive* der bey den Vorwerken wohnenden Tagelöhner, nach Proportion der Aussaat auf 1½ Winspel Rocken Aussaat, 1 Mann zur Arbeit gestellet werde.

8. So bald eine Stadt, Amt, Vorwerk, Dorf oder Gemeinde, erfahren haben und gewahr worden sind, daß in ihrer Nachbarschaft Heuschrecken sich eingefunden, mußten sie auf dergleichen Orte ein wachsames Auge haben, und daselbst fleißig Acht geben lassen, ob auch die Stadt oder das Dorf allen vorgeschriebenen Fleiß anwende, die Heuschrecken auszurotten; in welcher Absicht sie alle Morgen Jemand dahin schicken mußten, damit sie allenfalls bey fernerem Fortzuge der Heuschrecken ihre Feld-Marken mit Gräben umziehen, und dadurch die Heuschrecken von sich abhalten könnten.

9. Wie denn auch die Magistrate der Städte, Beamten und Vorwerkpachter, oder Schulzen der Dörfer, wo sich Heuschrecken sehen lassen, sie mögen jung oder alt seyn, den benachbarten Gemeinden und Dörfern, insonderheit wenn sie im Zuge gelegen, sogleich, bey harter Strafe, davon Nachricht geben mußten.

10. Wenn einige Orte in der Nachbarschaft von den Heuschrecken befreyet geblieben sind, mußten die Einwohner solcher Dörfer, wie sie der Landrath des Kreises, oder der ernannte Commissarius, mit Vorwissen ihrer Gerichtsobrigkeit, ausgeschrieben, sofort in der Anzahl auch nach den ihnen vorgeschriebenen Tagen, sich, bey

Ver-

Vermeidung harter Ahndung, an denen Orten, wo sie angewiesen waren, gehörig einfinden. Und wenn einige Städte und Dörfer, ob sie gleich von diesem Uebel nichts empfunden, oder doch nur an wenigen Orten auf ihren Feldern davon etwas verspüret, dennoch vorgegeben hatten, daß sie mit Heuschrecken beläftiget wären, und also andern Orten, weil sie ihre Leute selbst gebrauchten, nicht zu Hülfe kommen könnten: so mußten solche Anzeigen sofort durch die Verichtsobrigkeiten untersuchet, und daß solches geschehen möge, von dem Landrathe des Kreises besorget, auch zur exemplarischen Bestrafung an die Kriegs- und Domänen-Kammer berichtet werden. Wofern sich aber bey der Untersuchung gefunden, daß einige wenige Orte bey einer Stadt oder einem Dorfe mit dieser Brut inficirt gewesen: so mußte, nach Proportion des vorhandenen Ungeziefers, zu dessen Ausrottung, ein Theil der Einwohner commandiret, die übrigen aber zu anderer Hülfe gezogen werden.

11. Zu Vertilgung der großen Heuschrecken, welche schon fliegen können, hat man ebenfalls die Schweine auf die Orte, welche nicht besäet gewesen, gejaget, auch die wälschen Hühner unter die Heuschrecken getrieben und diese Mittel besonders bey trüber Witterung gebraucht.

12. Endlich wurde in der Mark Brandenburg angeordnet, daß die Schulzen in denen Dörfern, wo sich Heuschrecken geäußert, alle 14 Tage an den Landrath des Kreises berichten sollten: ob Heuschrecken bey ihnen liegen geblieben seyn; ob sie Brut auf ihren Feldern geleget; ob und wie viel Tage die Unterthanen die Brut aufgesuchet; wie viel Brut sie gefunden, und an wen sie solche abgeliefert; wie viel Land sie wegen der Heuschreckenbrut umgepflüget; wie viel Brache sie aufgerissen haben, und was sie noch vor Winters an Land oder Brache, zu Vertilgung der Brut, umpflügen werden. Alle diese Umstände mußte der Landrath bey Bereisung des Kreises untersuchen, und wenn sich gefunden, daß demjenigen, was verordnet ist, nicht überall nachgelebet worden, solches sofort der Krieges- und Domänen-Kammer anzeigen, damit die Contravenienten zur gehörigen Strafe gezogen werden können.

Königl. preußisches Edict, wegen Vertilgung der Heuschrecken oder Sprengsel, d. d. 13 Apr. 1731, st. in Mylii Corp. Constit. March. 5 Th. 3 Abth. 2 Cap. No. 40, S. 379.

lt. d. d. 24 Oct. 1731, eb. das No. 42, S. 383.

Renovirtes und erneuertes Edict, wegen Vertilgung der Heuschrecken oder Sprengsel, d. d. Berl. d. 24 Nov. 1752, st. in der Edictensamml. a. d. J. 1751 — 1755, Col 297—300.

Rescript an die Churmärk. Kr. und Dom. Kammer, die Vertilgung der Heuschrecken betreffend, d. d. Berl. d. 13 Jun. 1753, st. eb. das. Col. 485, f.

Notification an die Churmärk. Neumärk. und Pommersche Kammer, die Vertilgung der Heuschrecken betr. d. d. Berl. d. 19 Dec. 1753, st. eb. das. Col. 609, f. No. 75.

Rescript an die Neumärk. und Pommersche Regier. und Consistoria, auch an das Churmärk. Ober-Consist. daß die Prediger auf das Heuschrecken-Edict, und was sonst der Landplagen halber ergehet, halten sollen, d. d. Berl. d. 22. Dec. 1653, st. eb. das. No. 66.

Ich komme zur Betrachtung des Heuschreckenfraßes oder Heuschreckenschadens, in wie fern derselbe bey Pächten zu den remissionsfähigen Unglücksfällen zu rechnen, und was darunter in den Pachtcontracten zu bestimmen ist. Es ist in Ansehung desselben ein Unterschied zu machen, ob die Heuschrecken, von welchen der Fraß geschehen ist, an dem Orte ausgebrütet worden, oder ob es ein fremdes Zugheer von diesem Ungeziefer ist, welches die Verheerung in den Feldfrüchten verursachet hat. Die auswärtigen Zugheuschrecken werden, mehr erwähntermassen, unserer hiesigen Gegend gemeiniglich bey trockner Witterung, durch einen anhaltenden Ostwind zugeführet; und in einer Zeit von wenigen Stunden können durch ein Heer dieses Ungeziefers, die größten und ausgebreitesten Felder verheeret, und die darauf befindlichen Früchte in ein Nichts verwandelt werden. Zur Abwendung eines solchen Uebels ist alle menschliche Vorsicht vergeblich, und es ist daher dieser Schade, so wie der Hagelschlag, zu denjenigen Unglücksfällen zu rechnen, bey welchen eine Vis divina zum Grunde liegt; und es kann daher einem Pachter, den solches Unglück

trifft,

trifft, deshalb keine Schuld beyzumessen werden. Man glaubt zwar, dieselben, wie ich oben erwähnt habe, durch Trommeln, Schießen und anderes Gelärm, abzuhalten, daß sie sich an dem Orte, wo solches geschieht, nicht niederlassen. So lange die Sonne noch hoch steht, und diese Creaturen nicht allzu sehr vom Hunger geplaget werden, thut solches Mittel einige Wirkung, dergestalt, daß sie dadurch wohl auf 1 oder 2 Feldmarken abgehalten werden können. Gegen Untergang der Sonne aber, und so bald die Luft kühl zu werden anfängt, ist dieses alles umsonst. Sie können, wegen Feuchtigkeit der Abendluft, weil ihr Zug gemeiniglich gegen Ausgang des Augustes und im Sept. zu geschehen pflegt, alsdann ihre Flucht nicht weiter fortsetzen, sondern müssen, des ihnen eingejagten Schreckens ungeachtet, ihre Lagerstätte, wo sie solche finden, auch wider ihren Willen nehmen. An denen Orten, wo sie bey eintretenden kühlen Herbsttagen niederfallen und gemeiniglich ihr Ende finden, ist die einzige Vorsicht, daß man sie auf das schleunigste zusammen scharren und in Gräben vergraben lasse, damit sie sich nicht zumal wenn der Boden sandig ist, ausbreiten und noch vor ihrem Ende ihre Brut setzen können.

Die einheimischen Heuschrecken, welche an den Orten selbst erzeuget werden, sind nicht allein weniger schädlich, sondern der Schade kann auch durch vernünftige Vorsicht, wodurch man sie in ihrer Brut tilget, und durch Anwendung der im Vorhergehenden, besonders auch in den königl preuß. Edicten, v. 13. Apr. und 24 Oct. 1731, vorgeschriebenen Mittel, verhütet werden. In so fern also ein Pachter auf einem gepachteten Gute eine Brut von Heuschrecken hat, und er zu deren Tilgung nicht die vorgeschriebenen Mittel anwendet: so hat er sich den in der Folge davon entstehenden Schaden selbst beyzumessen, und kann von seinem Verpachter keine Vergütigung dafür verlangen. Von

selbst

selbst versteht es sich aber, daß, wenn die Heuschrecken, die ihm Schaden gethan haben, auf dem Grund und Boden eines Nachbaren durch dessen Schuld ausgekommen sind, dem Pachter hierunter nichts zur Last gelegt, noch ihm die nach den Rechten zuständige Vergütung verschränket werden könne.

Alle diese verschiedene Fälle sind, zu Verhütung sonst unvermeidlicher künftigen Weitläuftigkeiten, in dem Pachtcontracte selbst deutlich zu unterscheiden, und, in welchen der Pachter eine Entschädigung zu fordern berechtigt seyn solle oder nicht, genau zu bestimmen.

Berlin. Beyträge zur Landwirthschaftswiss. 2. Band, Berl. 1775, gr. 8. S. 341, fgg.
Oeconomia forensis, 3 Band, Berl. 1777, 4. S. 170, f.
Grab der Chikane 1. Band, Berl. 1781, gr. 8. S. 591, fgg.
I. Hoppius de edaci locustarum pernicie, ad L. exc. temp. 18. C. de loc. & cond. Jen. 1749.

Ehe ich schließe, halte ich es nicht für undienlich, noch die Frage kürzlich zu erörtern, was einen gütigen Gott bewegen könne, die Menschen so zu plagen, daß mancher darüber in Umstände geräth, wobey er überall nichts als Noth sieht, und manchmal nicht mehr aus noch ein weiß. Es ist zwar wohl einzuräumen, daß der ordentliche Lauf der Natur eine Art von Nothwendigkeit mit sich führe, daß bey gewisser Witterung einiges Ungeziefer sich ungewöhnlich vermehre, und denn auch natürlicher Weise, wo es hin trifft, Schaden thue; allein man würde der Weisheit, welche bey dem Bau der Welt der Werkmeister gewesen ist, zu nahe treten, wenn man daraus folgern wollte, daß sie dieses bloß deswegen geschehen lasse, weil es die Fügung so mit sich bringt. Vielmehr müssen da, wo alles weislich geordnet ist, besondere Absichten vorhanden seyn, warum Gott dieses mit in seinen Plan genommen, und sich solchen Lauf der Natur, daraus es zuweilen erfolgt, hat gefallen lassen. Er erklärt sich selbst, daß es mit seinem Willen geschehe. Er nennt

die Heuschrecken, und anderes Geschmeiß, sein großes Heer, welches er unter die Menschen schickt, ihren Vorrath weg zu fressen, Joel 2, 25; daß er ihr Gewächs den Raupen gebe, und ihre Saat den Heuschrecken, Ps. 78, 46; und hiemit schreibt er sich das Uebel, so daher entsteht, als ein Werk zu, welches von ihm herrührt. Müssen also nicht wichtige Ursachen seyn, die den Gütigsten unter den Regenten bewegen, seine Regierung durch Verderben fürchterlich zu machen?

Wenn man uns hierauf zur Antwort giebt, es geschehe, ein Land um der Sünde willen zu strafen, so fertigt man uns zu kurz und auf eine unfreundliche Art ab. Es ist wahr genug, daß die Sünde Plagen nach sich zieht; es ist auch unstreitig, daß alle Strafe ein Uebel sey; aber es folgt nicht, daß alles, was, ein Uebel oder eine Plage für uns heißt, deswegen allezeit eine Strafe seyn müsse. Man müßte uns also erst zeigen, daß wir nichts bessern werth seyn, als daß es uns so geht. Es ist nicht billig, das Gemüth eines aufs äußerste bedrängten Haus- und Landwirthes, oder Gutsherren auf eine so rauhe Art vollends danieder zu schlagen. Mehrentheils empfindet ein Land bey uns von dieser Plage wenig oder nichts; in den Morgenländern, wo sie eigentlich zu Hause gehören, mag es darin anders seyn. Es erfolgt bloß hieraus eben so wenig eine Theurung, als vom Hagel und Ungewitter; es betrifft der Schade bloß die es trifft. Einige einzele Gemeinden, und höchstens einige einzele Provinzen, leiden darunter; ja, öfters leiden an ein und anderm Orte nur einzele Personen hauptsächlich, und die übrigen kommen ganz gelinde davon. Besteht man darauf, daß es bloß eine Strafe sey, was heißt das anders, als daß die, so damit heimgesuchet sind, vor andern als die ärgsten Bösewichter im Lande öffentlich ausgezeichnet werden. Dieser Gedanke aber ist nicht

erträg-

erträglich; und wenn er von einigen Kanzeln auf dem Lande so unbedingt vorgetragen wird, so glaube ich, daß es mit allzu weniger Vorsicht geschehe; indem dadurch mancher in seinem Glauben gänzlich irre gemacht werden kann. Man hat Beyspiele, daß einige darüber in den Wahn verfallen sind, man müsse Gott nicht in die Ruthe greifen, sondern sich der Strafe geduldig unterwerfen, sie haben deshalb ihre Rettung versäumt, und sind in den armseligsten Zustand gerathen. Unglückliche Folge von einem nicht gehörig eingeschränkten Satze! Es ist vielmehr fest zu setzen, daß, wie Gott das natürliche Gute, als: Regen und Sonnenschein, Guten und Bösen ohne Unterschied zutheilet, daß er eben so das natürliche Uebel, worunter die Heuschrecken mit gehören, auch über Böse und Gute zugleich ergehen lasse. Indessen können die Absichten bey beyden unmöglich einerley seyn. Wen sein eigenes Gewissen verurtheilt, der hat es billig als eine Strafe anzusehen; wen aber seine Gedanken mit allem Grunde entschuldigen, der kann dieses harte Bezeigen eines liebreichen Vaters nicht als etwas Böses annehmen, sondern muß vielmehr glauben, daß sein wahres Beste auf eine Art befördert werde, die ihm zwar bey dem ersten Anblicke nicht einleuchtend, aber doch gewiß genug ist, und auch zu rechter Zeit sich vollkommen aufklären werde. Es sey mir erlaubt, für diejenigen, die zu den Rechtschaffenen gehören, einige solcher Absichten kürzlich zu berühren, um sie bey ihrem Kummer dadurch einigermaßen wieder aufzurichten.

Es ist ausgemacht, daß der Mensch um dieses Lebens willen nicht da sey; denn es ist von gar zu kurzer Dauer, als daß ein Geist, der Einsichten hat, sich daran sollte begnügen können. Wir vergnügen uns hier, wenn wir nach solchen Einsichten handeln, an den Werken Gottes, und werden dadurch zubereitet, uns künftig an Gott selbst zu vergnügen, wo er der

Gegenstand der höchsten Lust seyn wird. Unser gegenwärtige Zustand ist also eine Prüfung, ob wir es dahin bringen können, an den Vollkommenheiten Gottes einen Geschmack zu finden, und uns dadurch geschickt zu machen, künftig zu schmecken und zu sehen, wie freundlich er ist; oder, ob wir immerfort geneigt bleiben werden, dem Geschöpfe mehr anzuhängen, als dem Schöpfer; uns in das zeitliche Leben und dessen Bequemlichkeiten zu verlieben, und dabey alle Gelegenheit, ein Geschick zu dem ewigen Leben zu erhalten, zu verabsäumen. In dieser Absicht müssen wir versucht werden, damit wir uns selbst kennen lernen, und merken, woran es uns noch fehlt. Deswegen muß uns manchmal das Leben sauer gemacht, und unsere beste Lust versalzen werden; wir müssen an dem, was uns am liebsten in der Welt war, einen Jammer sehen; wir müssen das, worauf wir uns verliessen, verlieren, und auch um das kommen, was wir am nöthigsten zu seyn glaubten. Dieses kann uns zu dem Gefühl bringen, daß die zeitliche Freude von keiner Dauer sey, und daß die Dinge dieser Welt nicht hinreichen, die Glückseligkeit eines unsterblichen Geistes auszumachen. Solchergestalt aber gereichen solche Plagen, womit wir manchmal heimgesuchet werden, uns nicht zur Strafe, sondern erleichtern uns vielmehr den Weg zu einem dauerhaftern Glücke. Insbesondre sollen Haus- und Landwirthe daher Anlaß nehmen, über den Wohlstand ihrer Saaten, die so vielen Unfällen unterworfen sind, sich nicht zu sehr zu freuen, noch auch fruchtbare Aernden als ein Werk anzusehen, welches sie sich selbst zuzuschreiben hätten, oder als ein Vermögen, welches ihnen ihre Hand bereitet; sondern vielmehr erkennen, daß sie Gott zugehören, daß er sie geben und nehmen könne, wem er will. Wenn wir darüber in Noth gerathen, so haben wir die stärkste Aufmunterung, ihn zu suchen, und desto eifriger zu beten;

damit

damit kommen wir in eine Näherung zu ihm, die wir vielleicht bey einem anhaltenden Wohlstande verabsäumten. Es ist daher etwas sehr löbliches, wenn zu solcher Zeit täglich Betstunden gehalten werden; denn man legt dadurch ein öffentliches Zeugniß ab, daß man Gott für den obersten Herrn erkenne, und daß man ihn, der zugeschickten Plage ungeachtet, doch für so gütig halte, daß man seine Zuflucht zu ihm nehmen dürfe, und Hülfe und Rettung mit Zuversicht erwarten könne, von dem, der schon Malach. 3, 1. gesprochen: Ich will für euch den Fresser schelten, daß er euch die Frucht auf dem Felde nicht verderben soll.

So habe ich denn die Heuschrecken auch als Christ betrachtet. Wie viel liesse sich nicht hiebey noch sagen! Aber es ist hier der Ort nicht zum Predigen. Ich empfehle hierüber Rathlefs Werk, dessen Titel ich weiter unten anführen werde. Ich begnüge mich, eine Anleitung gegeben zu haben, einzusehen, was für Vortheil ein Haus- und Landwirth davon habe, wenn er zugleich ein wahrer Christ ist. Ich wünsche allen diese so nöthige Eigenschaft!

Ob gleich die Heuschrecken, zumal wenn sie sich ausserordentlich vermehren, unter die schädlichen Insecten mit Recht gerechnet werden können: so haben sie doch mit den übrigen Insecten den Nutzen gemein, daß sie verschiedenen Thieren zum Futter dienen, welche hernach wieder den Menschen zur Speise werden, oder auf eine andere Art zum Nutzen dienen müssen. Insonderheit ist es ein Glück für die Einwohner eines Landes, welches die Heuschrecken öfters zu besuchen pflegen, daß die Natur, welche nichts umsonst hervor bringt, sondern, um das Gleichgewicht und Wohl des Ganzen zu erhalten, alles zu gewissen Endzwecken bestimmt. Denn diese Heuschrecken dienen sehr vielen vier-

vierfüßigen Thieren, wie auch Vögeln, zu einer recht schmackhaften Speise. Unter den Vögeln sind besonders die Kraniche, Störche, Staare, Raben, Krähen und Auerhähne, die sie fleißig aufsuchen; und eben dieses hat man auch an den Füchsen und Schweinen, ja Hunden und Katzen, wahrgenommen. Wie denn auch, zu Ausrottung der Heuschrecken, vielerley Arten von kleinen Vögeln, Insecten, Eidechsen, Frösche, u. a. m. die nicht nur die Eyer derselben, sondern auch kleine junge Heuschrecken in Menge verzehren, nicht wenig beytragen.

Ich habe oben, S. 441, beyläufig erwähnt, daß Hr. Past. Möller einen Versuch gemacht habe, mit den in den Gräben gefangenen Heuschrecken das Federvieh zu füttern. Die Art, wie er sie dem Federvieh gab, bestand darin, daß er einen Sack voll auf einmal in einen Pfuhl, der auf dem Hofe war, schütten ließ, nachdem er alles Federvieh dahin hatte locken lassen. Die Gänse und Aenten, welche auf dem Pfuhle schwammen, sahen sie eine Weile mit Erstaunen an, und thaten Anfangs, als ob sie sich nicht heran getraueten. Als aber der eingeschüttete Haufe auf dem Pfuhle sich ausbreitete, und die ganze Oberfläche davon zu kriebeln und wiebeln anfieng, versuchten einige, nach denen, so ihnen zu nahe kamen, zu schnappen; die ganze gefiederte Gesellschaft fand Geschmack daran, und es ward Kirmse auf dem Pfuhle. Die wälschen Hühner standen am Rande, und sahen über den Bord; sie schienen sie zu kennen; denn so bald sie die Schalung erreichten, und daran in die Höhe krochen, lasen sie dieselben sorgfältig ab. Endlich merkten es auch die gemeinen Hofhühner; und alle, die über den Bord entkamen, wurden ihnen zu Theil. Mittags und Abends fanden die Schweine noch die übrigen, die in dem Pfuhle untergangen waren. Das Federvieh gewöhnte sich hieran so sehr, daß, wenn es nur einen Sack zu sehen bekam, ihm so zu Muthe ward, als ob in allen Säcken Heuschrecken seyn müßten.

In Arabien, insonderheit in den Gegenden von Mosul und Haleb, giebt es einen gewissen Vogel, welcher die Heuschrecken begierig verzehrt, und daher der Heuschreckenfresser, von den Arabern Samarmar, oder nach der Aussprache anderer Samarmog genannt wird. Er soll schwarz, und größer als ein Sperling, aber nicht angenehm zu essen seyn. Er soll täglich eine große Menge derselben verzehren; doch sollen, wie die Araber erzählen, die Heuschrecken sich zuweilen gegen ihn zur Wehre setzen, und ihn, wenn sie zahlreich genug sind, um seiner mächtig zu werden, ihn so gar auffressen.

Wenn die Kinder in den Städten auf der Gränze von Arabien eine lebendige Heuschrecke in die Hände bekommen, setzen sie dieselbe vor sich, und rufen: Samarmog! Und weil die Heuschrecke sich alsdann vor dem Laute oder der Bewegung des Knaben niederbückt, oder sich sonst an dem Orte, wo sie sitzt, anhält: so hat man den Kindern eingebildet, daß sie sich so gar vor dem Namen ihres Feindes fürchte, und sich vor ihm verkriechen, oder einen Stein gegen ihn werfen wolle. Dieser Vogel ist in Mosul und Haleb nicht einheimisch, sondern man holt ihn aus Chorasan, und zwar mit vielen Ceremonien. Wenn sich nämlich die Heuschrecken sehr häufig zeigen, so schickt die Regierung einige glaubwürdige Männer zu einer Quelle, nahe bey dem Dorfe Samarun, welches in einer Ebene zwischen vier Bergen, nicht weit von Mesched oder Musa erridda, in der erwähnten persischen Provinz, liegt. Die Abgesandten füllen daselbst einen Kasten mit Wasser aus der Quelle selbst, mit der zu dieser Handlung vorgeschriebenen Ceremonie. Sie verpichen den Kasten sorgfältig, damit das Wasser nicht ausdünsten, oder gar verschüttet werden möge, ehe sie wieder nach Haus kommen. Der Kasten muß ferner von der Quelle an, bis zu der Stadt, die es holen läßt, weder auf die bloße Erde gesetzt werden, noch unter Dach kommen, sondern beständig zwischen Himmel und Erde bleiben; denn sonst verliert das Wasser alle seine Kraft. Da Mosul mit einer Mauer umgeben ist, so darf dieses Wasser nicht einmal durch das Stadtthor getragen werden, sondern man zieht es über die Stadtmauer, und befestiget den Kasten hernach oben auf die Moschee Nebbi Gurgis, welche ehemals eine Kirche war, und seit vie-

len Jahren die besondere Ehre vor allen andern Plätzen in der Stadt gehabt hat, daß der Kasten mit diesem Wasser auf derselben ausgestellt worden ist. Wenn das Wasser also mit aller gehörigen Sorgfalt aus Chorasan geholt worden ist, so glauben die gemeinen Muhamedaner, Christen und Juden zu Mosul, daß der Samarmog dem Wasser folge, und so lange in der Gegend bleibe, als noch ein Tropfen davon in dem Kasten auf Nebbi Gurgis übrig ist. Hr. Hauptmann Niebuhr sah auf diesem Kasten ein großes Storchnest, und bezeigte deswegen gegen einen der angesehensten Christen dieser Stadt seine große Verwunderung über den seinen Geruch des Samarmog, welcher, aller der auf dem Kasten liegenden Unreinigkeiten ungeachtet, democh das Wasser riechen könnte. Dieser antwortete darauf nicht, war aber gar nicht damit zufrieden, daß die Regierung dem Storche erlaubt hätte, sein Nest auf einem so großen Schatze zu bauen, und noch weniger, daß man in den letzten 8 bis 9 Jahren kein frisches Wasser geholt hatte.

Man will bemerkt haben, daß die Heuschrecken, wenn sie um Mosul ankommen, in dem ersten Jahre kleinen großen Schaden thun, daß sie sich aber in die Erde verkriechen, und sich in dem folgenden unendlich vermehren. Wenn die Heuschrecken sich nun in einiger Menge zeigen, so ist der Pascha vermuthlich genöthigt, das Wasser mit großen Kosten aus Chorasan kommen zu lassen, wofern er nicht von dem Pöbel die Klagen hören will, daß er Schuld daran sey, wenn die Heuschrecken die Früchte in seinem Gebiethe verzehren. Sind aber die Heuschrecken die liebste Nahrung des Samarmog, und hat er einen so starken natürlichen Trieb, auch alle diejenigen zu erwürgen, welche er nicht selbst verzehren kann, so wird er sie wohl von selbst aufsuchen, und die Herren zu Mosul könnten ohne Zweifel die Mühe und Kosten ersparen, das Wasser aus Chorasan zu holen. In dem Castell zu Haleb soll gleichfalls etwas von dem Wasser aus der erwähnten Quelle in Chorasan aufbehalten werden, um den Samarmog nach dem Gebiete dieser Stadt zu locken. Niebuhr erzählt, er habe Leute gesprochen, die zwar den Kasten, worin dieses Wasser gewesen war, gesehen hatten, keiner aber erinnerte sich, daß zu seiner Zeit frisches Wasser geholt worden wäre.

Die Heuschrecken dienen auch den Menschen zur Speise und Delicatesse; und diejenigen Völker, die mit ihnen ihre Landplage aufessen, besitzen wohl die nütz-

nützlichste Naschhaftigkeit. Dieses wird zwar manchem bey uns seltsam vorkommen, weil sie unter uns eine ungewöhnliche Speise sind, die uns, weil wir nicht daran gewöhnt sind, großen Ekel verursachen würde. Allein, vielleicht trägt man in solchen Gegenden ebenfalls Bedenken, zu glauben, daß wir Schnecken und Frösche unter die Delicatessen rechnen. Die Heuschrecken waren schon ehemals im jüdischen Lande und in den umliegenden Gegenden eine bekannte Speise, weil Gott durch Mosen vier Arten zu essen erlaubte, als: Arbe mit seiner Art, und Selxam mit seiner Art, und Hargol mit seiner Art, und Hagab mit ihrer Art, 3 Mos. 11, 22. (ob es gleich so richtig noch nicht ausgemacht ist, ob dieses lauter Gattungen von Heuschrecken seyn;) und selbst Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig lebte. Einige rechnen auch die Wachteln, welche über das Lager der Israeliten fielen, und ganze Tagereisen weit 2 Ellen hoch lagen, deren 2 Mos. 16, und 4 Mos. 11. gedacht wird, unter die obigen vier Gattungen von Heuschrecken, obgleich Rathlef jene für die asiatischen Zugvögel, die Seleuciden, hält, deren Plinius gedacht hat, welche Meinung auch schon von der Hardt gehäget hat. Rudbeck und Zeltner halten die Selaven für fliegende Fische; welcher Meinung auch der Hr. Ritter Michaelis beypflichtete.

Diejenigen, welche diese Wachteln für Heuschrecken halten, führen folgende Gründe an. Zu geschweigen, daß es sich nicht wohl begreifen lasse, wie sich eine solche ungeheure Menge Wachteln erzeuget und sich in ein solches Heer versammelt habe: so würden sie durch das Aufhängen um das Lager nur desto eher verdorben und stinkend geworden seyn, anstatt daß dieses zu ihrer längern Erhaltung hat geschehen sollen, wovon man hingegen weiß, daß es noch heut zu Tage mit den Heuschrecken geschieht. Hernach lassen sich auch die Wachteln nicht so leicht fangen, wohl aber die Heuschrecken, wenn sie in Menge kommen, und über einander her liegen. Auch will es sich nicht wohl zu den Wachteln schicken, daß man sie nach Homers gemessen. Die Zahl der Heuschrecken aber anzugeben, würde

unbequemer seyn, als ihre Menge nach einem gewissen Maße zu bestimmen. Es halten sie auch weder die ältern noch neuern Rabbinen für Wachteln, ob sie gleich auch selbst nicht wissen, was sie aus den Selavim, wie sie in der Bibel genannt werden, machen sollen. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus hat sie zuerst Wachteln genannt, weil er nicht wußte, was er daraus machen sollte, und das griechische Wort, dessen sich die LXX Dolmetscher bedienen, viele Aehnlichkeit mit demjenigen hat, welches eine Wachtel bedeutet; dessen Meinung hernach die Uebersetzer der Bibel gefolgt sind.

Wenn man annimmt, daß die Wachteln der Israeliten Heuschrecken gewesen seyn, so kommt eine entsetzliche Anzahl derselben heraus. Sie lagen hier eine Tagereise und dort eine Tagereise weit, 2 Ellen hoch. Nimmt man die Länge einer jüdischen Elle, zu $\frac{2}{3}$ der unsrigen, d. i. 18 Zoll lang, und eine Tagereise zu 3 Meilen an, so erstreckten sie sich auf 6 Meilen in die Länge, und 6 Meilen in die Breite, und nahmen 36 Quadratmeilen ein. Ich will, wie oben, 90 Heuschrecken auf dem Boden eines Quadratschuhes annehmen, und daß sie, nach der Höhe von 2 Ellen oder 36 Zoll, 36 fach über einander gelegen haben: so müssen auf dem Raume von 1 Quadratschuh, 36mal 90, d. i. 3240 Heuschrecken gelegen haben. Eine Quadratmeile enthält 576,000000 Quadratschuh. Mithin hat dieselbe 576,000000mal 3240, d. i. 1,866240,000000, und also der ganze Raum 36mal so viel, oder 67,184640,000000 Heuschrecken in sich gefaßt.

Diejenigen, welche behaupten, daß es wirkliche Wachteln gewesen, womit Gott sein Volk in der Wüste gespeiset hat, beziehen sich auf übereinstimmende neuere Nachrichten von der Menge dieser Geschöpfe; z. B. was Misson und die breslauischen Naturgeschichte melden, daß die Wachteln in großen Heeren aus Europa nach Afrika ziehen, und von da wieder zu uns kommen, und könne man bey Ostia ihre Abreise und Wiederkunft sehen; sie fallen besonders auf der Insel Capri nieder, und werden von den Bauern in großer Menge in den Händen gefangen. Auf dieser Insel zieht der Bischof ein großes Einkommen von den Wachteln, daß auch sein Bisthum il Vescovado delle caglie deswegen genannt wird. In Arabien und Persien ist noch jetzt ein Vogel unter dem Namen Salva bekannt. Forskal, der Gefährte des Hrn. Hauptm. Niebuhr, hatte den Namen Selva von einem Jäger in Alexandrien gehört, den Vogel selbst aber nicht erhalten können. Er schrieb deswegen an den Consul Morina, und erhielt die Antwort, daß der

Vogel

Vogel Selav eben derselbe sey, welchen die Franzosen Roi des cailles nennen, und daß man ihn im Frühlinge in der Gegend von Alexandrien antreffe. Er hatte zu Constantinopel gehört, und der Kanzleyrath Schutmacher, welcher sich in dieser Stadt viele Jahre aufgehalten hat, versichert es gleichfalls, daß die Wachteln im Anfange des Septembers in so großer Menge über das schwarze Meer kommen, daß man sie zu dieser Zeit an dem Ufer desselben, und in andern Gegenden von Constantinopel, bisweilen mit Händen greifen könne, wenn sie sich, von der langen Reise ermüdet, zum erstenmal setzen. Dieses gab dem Hrn. Forskal Ursache, zu glauben, daß Moses Selav die Wachtel sey.

Iobi Ludolfi Schreiben von den Heuschrecken, so die Kinder Israel gegessen, st. in den monatl. Unterredungen ꝛc. Jul. 1689, S. 772, sqq.

Eb. Dess. diss. de locustis, anno praeterito immensa copia in Germania visis, cum diatriba, qua sententia Auctoris nova de שלוים, Selavis, sive locustis, cibo Israelitarum in deserto, defenditur & argumentis contrariis viri docti respondetur, Frf. M. 1691, f. st. auch im zweyten Anh. zu Dessen historia aethiopica.

Io. Dav. Michaelis, lex Mosaica, Deut. XXII, 6. 7. ex historia naturali & moribus Aegyptiorum illustrata. Gott. 1757, 4.

Rasch ej, siehe weiter unten im Verzeichn. der Schriften von den Heuschrecken.

Olavi P. Aleckii, fil. Ichthyologiae biblicae Pars prima, de Ave Selav, cujus mentio fit Num. XI, 31, in qua contra Bochartum & Ludolfum, non avem aliquam plumatam, nec locustam fuisse, sed potius quoddam piscis genus, manifestis demonstratur argumentis, Vps 1705, 4. 20 B.

Daß die Heuschrecken die Speise des Johannes in der Wüste, wo er predigte, gewesen sey, wird Matth. 3, 4. mit dürren Worten angezeigt. Er aß sie, wie es damals die armen Leute zu thun pflegten, mit wildem Honig.

Die ehemaligen Ausleger, welche entweder nicht gewußt, oder nicht haben glauben wollen, daß man in fremden Ländern die Heuschrecken zu essen pflege, haben sie entweder für die Spitzen gewisser Baumblätter, der Aehnlichkeit der Wörter Ακρίδων und Ακρις wegen, gehalten, oder haben geglaubt, daß sie die Hülsenfrucht eines in den wärmern Ländern wachsenden Strauchgewächses, Ceratonia *Linn.* welche man daher auch Johannisbrod zu nennen pflegt, oder die Seeheuschrecken, d. i. eine Art Krebse, welche Johannes im Jordan gefischt hätte, gewesen seyn. Allein, es ist kein Grund vorhanden, warum

man

man auf eine gezwungene Auslegung fallen sollte, da es, wie aus dem Folgenden erhellet, eine ausgemachte Sache ist, daß in vielen auswärtigen Ländern die Heuschrecken eine gewöhnliche Speise seyn.

De locustis S. Joannis Baptistae, s. Galleria di Minerva, To. VI. in Venez. 1708, 8. S. 162.

Io. Iac. Baieri animadversio de vestitu & alimento S. Joannis Baptistae, Math. III, 4. Marc. J. 6: st. in Dessen animadversion. physico-medicis in quaedam loca Novi foederis D. *N. I. C Altorf.* 1726, 4. S. 7, fgg. und in *Ge. Goezii* Fasc. I. variar. celeb. Medicor obss. &c. Altorf. 1740, 8. S. 56—62.

Nic. Hier. Gundlings Anmerkungen von Johannis Kleide und Gürtel, desgleichen ob er Heuschrecken und wild Honig gegessen? st. im 26 St. der *Gundlingiana*, Halle, 1721, 8. S. 53—62.

Osservatione del *Ant Vallisnieri* sopra gli Cavalette, o Locuste, che mangiava nel deserto San. Giovanni, che chosa fossero st. im 7 Th. der Galleria di Minerva in Venez. 1717, f. S. 8.

Auch nachher sind die Heuschrecken von verschiedenen Völkern gegessen worden. Plinius meldet, daß die Heuschrecken bey den Parthern unter die angenehmsten Speisen gerechnet worden seyn. Diodor gedenkt noch besonders eines äthiopischen Volkes in Afrika, welches bey Mauritanien wohnte, und den Namen der Acridophagen oder Heuschreckenfresser bekommen, weil dieses Insect seine beständige Nahrung gewesen. Der Admiral Drake, in der Beschreibung seiner Reise um die Welt, bestätigt diese Nachricht von den Bewohnern der Gränzen der äthiopischen Wüstenenen. Im Frühlinge bringen ihnen gewisse warme von Westen kommende Winde unzählich viel Heuschrecken mit. Da sie nun weder Vieh noch Fische haben, sind sie genöthigt, sich mit diesen Heuschrecken zu ernähren, welche sie schaarenweise sammeln. Sie pflegen nämlich zeitig im Frühjahre auf dem freyen Felde viele feuerfangende Sachen aus den nächsten Gegenden in langen Reihen zusammen zu bringen, und geben alsdann fleißig Acht, wenn die Heuschrecken ankommen. Wenn diese nun gleichsam wie Wolken vom Winde daher getrieben werden, zünden die Einwohner, wenn die Heuschrecken ganz nahe sind, ihre lange Hau-

feu

sen an. Die Heuschrecken, welche darüber fliegen, müssen von dem Dampfe ersticken, und fallen daher haufenweise nieder; da sie denn die Einwohner sammeln, mit Salz bestreuen, oder auch mit Salzwasser besprengen, und wenn sie davon hinlänglich durchbeizt sind, an der Sonne oder im Ofen trocknen, da sie sich denn das ganze Jahr hindurch halten. Leo Afrikanus schreibt, daß sich die Einwohner in Arabien und Libyen auf die Ankunft der Heuschrecken freueten, indem sie dieselben entweder gesotten essen, oder an der Sonne dörren, und zu Mehl stoßen. Beda meldet, daß im gelobten Lande die Heuschrecken eines Fingers lang und sehr häufig wären, daß sie gesotten und mit Oehl gegessen würden, und eine Speise der Armen wären. Man findet auch Spuren, daß sie von den Griechen gegessen worden sind. Peter Kirsten versichert, daß ihm sein Lehrmeister erzählt habe, wie er selbst Heuschrecken mit vielem Appetit gegessen habe, daß sie in Arabien nicht nur von den Armen, sondern auch von denjenigen, welche niedlicher Speisen gewohnt wären, gegessen würden; man risse ihnen die Flügel und Beine ab, und hinge sie am Halse an der Sonne auf; wenn sie nun von der Hitze aufgelaufen wären, und gleichsam zu kochen anfingen, gäben sie ihnen eine angenehme Speise ab. Ludolf führt an, daß ihm ein Rabbi aus der Barbarey erzählt habe, daß man daselbst die Heuschrecken gesotten, mit Salz, Pfeffer und Essig zu essen pflegte; imgleichen aus einem Manuscript Dav. Schelhammer's, Bibliothekar. zu Hamburg, daß sie auf der Küste Guinea an der Sonne gedörret, und alsdann gegessen würden. Die Chineser rechnen sie unter die Delicatessen. In Amerika, vornämlich in Terra firma, werden sie, wie Ludolf berichtet, fässerweise eingesalzen oder auch gedörret, zu Markte gefahren. Er hat auch mit den Heuschrecken, im J. 1693, selbst den Versuch gemacht. Er sott sie

nach Art der Krebse; und da sich ein Mädchen hatte bereden lassen, sie zu versuchen, und sie wohlschmeckend fand, so folgten alle seine Leute, und endlich er selbst auch nach. Sie schmeckten wie Krebse, und bekamen ihnen auch allerseits wohl. Wenn sie gesotten sind, sind sie roth wie ein Krebs, und ihr Fleisch ist weiß und trocken, wie bey den Krebsen. Einige vergleichen ihren Geschmack mit den Krabben, oder uneingesalzenen Häringen. Geräuchert sollen sie einen etwas widrigen Geruch und Geschmack haben; vielleicht ist dieses aber den dortigen Einwohnern ein angenehmer Geschmack, wie manche bey uns das Wildbret alsdann am liebsten essen, wenn es etwas riecht. In der afrikanischen Barbarey verdienen die Landleute viel Geld damit. Sie suchen die ersten jungen Heuschrecken fleissig auf, bringen sie in die an der Seeküste liegenden Städte, und verkaufen sie sehr theuer, wo sie so angenehm sind, als bey uns die ersten grünen Erbsen. Diese Bauern gebrauchen sie auch nachher 4 Monate hindurch zu ihrer gewöhnlichen Speise.

Mit diesen ältern Nachrichten sind die neuern völlig übereinstimmend. Die erste neue Nachricht ertheilt uns der Carmelit, Angelus von St. Joseph, der sich von 1664 bis 1678 in Persien aufgehalten hat. Nach seinem Berichte, kamen im Frühjahre große Heere Heuschrecken, aus den arabischen Wüsten nach Persien. Die Perser begaben sich, bey ihrer Ankunft, auf das Feld und auf die Dächer, und machten vielerley Geräusch mit Trommeln, Kesseln und andern klingenden Gefäßen, um diese fliegende Feinde abzutreiben. Er hat, in Gesellschaft der Araber, diese Heuschrecken gegessen, nachdem sie in Wasser mit Salz gekocht worden. Nach der Versicherung, welche Hasselquist auf seiner Reise nach der Levante von einem Gelehrten oder Sheikh, mit dem er in Cairo Bekanntschaft gemacht, und der sich 6 Jahre in Mecca aufgehalten hatte, erhielt,

hielt, ist in Mecca, welcher Ort sein meistes Getraide von Aegypten bekommen muß, zuweilen große Hungersnoth, wenn in diesem Lande, wo ihr Kornhaus ist, Mißwachs einfällt, oder wenn die Zufuhre aus andern Ursachen ausbleibt. In solchem Falle sammeln die Einwohner dieses Ungeziefer in großer Menge, trocknen sie stark in der Sonne, mahlen sie in ihren Hand-Mühlen zu einem Mehl, oder stoßen sie in einem Mörser zu einem feinen Pulver. Dieses Mehl machen sie mit Wasser zu einem Teige, und verfertigen daraus dünne Kuchen, die sie wie ihr gewöhnliches Brod in einer eisernen Pfanne backen, welches, im Mangel einer bessern Nahrung, zur Erhaltung des Lebens dient. Hasselquist erkundigte sich weiter, ob nicht die Heuschrecken, außer diesem Nothfalle, ordentlich von den Arabern gegessen würden. Der Sheikh bejahete dieses, und sagte, es sey nichts ungewöhnliches, daß man sie diese Thiere außer der Zeit, da das Land vom Hunger geplaget würde, essen sähe. Sie kochen sie Anfangs eine ziemliche Zeit in Wasser, thun alsdann Butter hinzu, und machen solcher Gestalt aus den Heuschrecken eine Art von Fricassee, welches nicht unangenehm vom Geschmacke ist, wie er versichern konnte, weil er selbst dergleichen gegessen hatte.

Der Heuschrecken Gebrauch zur Nahrung bey den Arabern, von Hr. Hasselquist bemerket und überschrieben, s. im 14 B. der übers. Abhandl. der kön. schwed. Akad. der Wiss. a. d. J. 1752, S. 81—83, und in 2 B. der physik. ökonomischen Wochenschr. Stutg. 1758, 4. Col. 522, f.

Es fragt sich hiebey, ob die Heuschrecken eine gesunde Speise seyn, oder nicht? Die meisten halten ihr Fleisch für gesund. Aldrovand giebt sie sogar als ein Mittel wider den Stein, Ausschlag und Wassersucht an. Andere wollen das Gegentheil, und zwar daher behaupten, weil, nach des Diodor's Bericht, die Völker in den wüsten Gegenden von Afrika, welche sich größten Theils von Heuschrecken nähern, von sehr

dem-

elender Leibesbeschaffenheit seyn, und ihr Alter kaum auf 40 Jahr bringen; und daß, wenn sie sich diesem Alter nähern, in ihrem Fleische geflügelte Ungeziefer erzeuget werden, welche ihnen zuerst ein heftiges Jucken verursachen, und sich so häufig vermehren, daß in kurzer Zeit alles Fleisch auf dem ganzen Leibe davon wimmelt. Sie fressen ihnen erstlich den Bauch, und hernach die Brust, auf, und verzehren daran alles bis auf die Knochen, so, daß alle diese Menschen, welche sich bloß vom Ungeziefer, nähren, auch wieder vom Ungeziefer gefressen werden. Es ist aber hier noch die Frage, ob alles dieses wirklich von dem Genusse der Heuschrecken, oder nicht vielmehr von dieser Völker schlechten und elenden Nahrung überhaupt, oder auch von der Beschaffenheit der Luft, herrühre.

Was den Gebrauch der Heuschrecken in der Medicin betrifft, so ist er sehr eingeschränkt. Dioscorides versichert, daß die Insecten, wenn sie als ein Räuchermittel gebraucht werden, die Verhaltung des Urins vornämlich bey Frauenspersonen, heben; andere rathen sie in der Mutterbeschwerung. Man trocknet sie in dieser Absicht, und macht sie zu Pulver, welches man, zu 12 bis 20 Gran, mit Bruchkraut- oder Nachtkrautdecoct eingiebt. Linné meldet, daß das Landvolk in Schweden die Warzen an ihren Händen von der grossen grünen Heuschrecke beißen lasse, welche beym Beissen eine Feuchtigkeit auf die Wunde geifert, wovon die Warze vertrocknet.

Endlich habe ich noch einige auf merkwürdige Heuschreckenschwärme zum Vorschein gekommene Gedächtnißmünzen zu beschreiben.

Zum Andenken der im J. 1693 nach Deutschland gekommenen Heuschrecken, verfertigte Christ. Wermuth in Gotha zwey Schaustücke von 1 Loth in Silber, zu 1 Rthl.; in Gold, zu 5 Ducaten, à 15 Rthlr.; in Kupfer, à 8 Gr.; in engl. Zinn, à 6 Sgr. Auf der ersten war die Hauptfigur ein

ganzer

ganzer Schwarm fliegender und kriechender Heuschrecken, mit der in Reimen verfaßten Ueberschrift in 2 Reihen:

Denk an das schreckliche Heuschreckenheer,
Daß dich nicht Gottes Zorn verzehr.

Die Rückschrift bestand in 12 Zeilen, und lautet also: Morgenländ. Heuschrecken, welche aus Türkey kommende im AVGVSTO und SEPTEMBR. 1693. durch Ungarn, Oesterreich, Schlesien, Böhmen, Voigt- und Osterland in Thüringen gezogen, allda sie erfrohren, und dem Vieh zur Speise worden. C. W.

Auf dem Avers der zweyten Medaille war eine große auf allerhand Gewächse abwärts fliegende Heuschrecke vorgestellt, mit der Ueberschrift: IRAE NVNCIA DIVINAE. Der Revers führte folgende Aufschrift in 13 Zeilen: INGENS LOCVSTARVM EXERCITVS EX ORIENTE VNGARIAM AUSTRIAM SILESIAM BOHEMIAM VOIGTET OSTLANDIAM THVRINGIAM TRANSIIT MENSE AVGVSTO ET SEPTEMBRI MDCXCIII. C. W.

Zwo andere Gedächtnißmünzen wurden von dem breslauischen Medailleur Joh. Rittel verfertiget. In der ersten, Fig. 1331 a), sahe man auf der einen Seite die Stadt Breslau vorgestellt, wie darüber aus schweren Wolken, unter feurigen Blitzen, Schlossen herab fallen; mit der Umschrift: GOTT STALTE BRESLAV. IN. DEM. IAHR. (wobey das im Vorgrunde liegende Täfelchen also bezeichnet ist: 28 AVG. 1693.) SO HAGEL. Die Gegenseiten zeigte die Zeit, in Gestalt eines alten Mannes mit Flügeln auf dem Rücken, welcher mit einer Sense ein Ey entzwey hauet, aus welchem zwey Heuschrecken fliegen. Die dritte fraß auf dem Boden. Die Ueberschrift dieser Seite lautet: ALS HEVSCHRECKEN DAR. Im Abschnitt steht: *6. SEP. A. 1693.

Auf der andern, Fig. 1331 b), stellt der Avers eine an eine Eiche gelehnte, aufgerichtete, viereckige Tafel dar, worauf folgende Schrift in 7 Zeilen zu lesen ist: FREMDE HEVSCHRECKEN IN DEVTSCHLAND GESEHEN. M.DC.XCIII. Zur rechten Seite derselben ist ein fruchtbares und vollstehendes Getraidefeld; und zur linken eine Wiese mit zusammen gerechten Heuhaufen. Auf dem Revers ist die Abbildung einer solchen Heuschrecke zu sehen, mit der Umschrift: EIN DIENER DES HERRN DER HERSCHAREN.

Von beyden wird der damalige Pastor der Kirche St. Maria Magdalena in Breslau, Casp. Neumann, für den

Erfinder angegeben. Eigentlich aber haben die zwey Predigten, welche Derselbe von dem schweren Donnerwetter, und den Heuschrecken, d. 22. Oct, und 6. Nov. desselben Jahres gehalten und in Druck gegeben hat, den Medailleur Kittel veranlaßt, selbst diese zwo Gedächtnißmünzen zu erfinden. Von der letzten Predigt, deren Text Sprichw. Sal. 30, 27, war: Heuschrecken haben keinen König, dennoch ziehen sie aus mit Haufen, findet man in Köhlers histor. Münzbelustig. 21. Th. Nürnb. 1749, 4. S. 91, fgg. einen Auszug.

Auf die Heuschrecken im J. 1748, hat der Medailleur in Breslau, Wil. Kittel, des erwähnten Sohn, eine kleine Medaille erfunden, und in Silber für 8. Gr. oder 30. Kreuzer, in Golde aber von 1½ Dukaten für 4 Rthlr. 9. Gr. ausgefertigt; Fig. 1331. c) Auf der ersten Seite sieht man das Bildniß einer Heuschrecke, mit der Umschrift: EIN VNGEBETNER GAST. Auf dem Abschnitt ist zu lesen: AVS FREMDEN LANDEN. Auf der andern Seite ist ein ganzer Zug oder Schwarm Heuschrecken vorgestellt, und darunter ein Wald und Feld angedeutet, mit der Umschrift: KOMMT FELD UND WALD ZUR LAST. In dem Abschnitt steht 1748.

Some observations of Swarms of strange Insects, and the mischiefs done by them, s. im 1. B. der Philos. Transact. for. A. 1665. and 1666, No. 8. S. 137, f.

Ital. übers. u. d. T. Alcune osservationi degli Sciami di strani Insetti, e de' danni fatti da loro, s. im Giornale de Letterati per l'anno 1671. in Roma, 4. S. 16.

Nachricht von Heuschrecken, welche bey Jena wie ein Kriegesheer angekommen, s. in der Abbild. in den monatl. Unterred. Oct. 1693, S. 838, fgg.

Relazione delle diligenze usate nell' anno 1716, per distruggere le cavalette. Firenze, 1716, 4.

Von Heuschrecken, s. Bresl. Samml. 9. Vers. Jul. 1719, S. 120, f.

Eines wohlmeinenden christl. Nachbars umständliche Beschreibung der Raupen, Maden, Käfer, Heuschrecken, und andern Ungeziefers. 1731, 8. 2. B.

Beschreibung der Heuschrecken, besonders der heurigen 1748. Dresd. und Lpz. 8. 4. und ein halber Bog. n. 1. 8. T.

An account of the Locusts, which did vast damage in Walachia, Moldavia and Transilvania, in the years 1747 and 1748; and of some Swarms of them, which in the months of July and August 1748. came into Hungary and Poland, by a Gentleman, who lives in Transilvania, s. in N. 491 des XLVI B. der Philos. Transact. for. Jan. March. 1749, S. 30—37.

D. übers. u. d. T. Nachricht von den Heuschrecken, welche in der Walachey, Moldau und Siebenbürgen 1747 und 1748 großen

großen Schaden angerichtet; imgleichen von einigen Zügen derselben, die in den Monaten Jul. und August 1748, nach Ungarn und Polen gekommen, von einem Edelmann aus Siebenbürgen mitgetheilt, st. im 5. St. des 7. B. des Hamb. Magaz. 1751, 8. S. 546—554.

Sammlung merkwürdiger Nachrichten von den land-verderblichen Heuschrecken, welche Anno 1747 und 1748. aus der Türkey in Siebenbürgen, Ungarn und Polen eingedrungen, und von dar 1749. durch Oesterreich, Bayern und Franken bis in das Bischofthum Würzburg ausgebreitet, und sich daselbst niede gelassen. Worinn dieses Insects Herkunft, Zeugung, Vermehrung, große Heerzüge, weite Reisen, und daher entstehende Verwüstungen, ordentlich beschrieben, und nach ihren verschiedenen Gattungen in Kupfer vorgestellet werden. Frs. a. M. 1750, 8. 8. B. n. 1. K. T.

Nachricht von den Heuschrecken, wie selbigen zu begegnen, und sie zu vertilgen oder auszurotten, st. im 4 St. der Stutg. Select. phys. oecon. 1751, 8. S. 311—323.

Zufällige Gedanken über die Zugheuschrecken, von J. F. S. st. in der 37. Woche der berlin. wöchentl. Relat. der merkwürd. Sachen aus dem R. der Nat. ꝛc. v. J. 1752, S. 609— 1 .

Geschichte der Heuschrecken, darinn unter andern gezeiget wird, wie man dieselben, wo nicht gleich und gar vertilgen, doch gar bald so dünne machen kann, daß ihre Anzahl dem Lande nicht mehr so empfindlich seyn wird. Nürnb. 1753, 8. 5. B.

Von den Heuschrecken, s. neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre, 3. Th. Korenh. und L. 1756, 8. S. 555—567.

Anmerkung. von den Heuschrecken, st. im 2. Th. des physikal. und ökonom. Patrioten, Hamb. 1757, 4. 27. St. S. 212, f.

Abhandlung von den Strichheuschrecken, nebst einer Anzeige der zuverläßigsten Mittel, dieselben zu vertilgen; übersetzt aus der russischen Monatsschrift, welche zu St. Peterburg unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Muller heraus kömmt, st. n. 6. Jägg. im Hamb. Magaz. 24. B. St. 1760, 8. S. 186—216.

Historia naturalis de veritate Scripturae S. testimonium perhibens, brevi specimine demonstrata à *M. Sigism. Jac Apino*. Altd. 1718, 9. Der Verf. beweiset die Uebereinstimmung der Natur- und der heiligen Geschichte, unter andern auch aus der Geschichte der Heuschrecken, 2. Mos. 10.

Hrn. H. K. A. Bergius Polizey- und Kameralmagazin, 4. Th. S. 322—331.

Diss. de locustis non sine prodigio in Germania nuper conspectis, Praes. *Lud. Christ. Crell.* Resp. Jo Fr. Hauptvogel Lps. 1693, 4. 9. u. e. h. B.

Just Chr. Lithmars Relation von Heuschrecken, welche sich etliche Jahre jenseit der Oder in den Neumärkischen, Polnischen und Schlesischen Landen aufgehalten, dieses Jahr aber auch diesseits der Oder gezogen seynd, und aller Orten großen Schaden gethan haben, samt einigen Anmerkungen von solchem Ungeziefer, st. in dessen Oecon. Fama, 2. St, Frs. und L. 1730 8. S. 57—88.

Part of a letter from Mr. *Edward Floyd* to Dr. M. Lister, giving an account of Locusts lately observed in Wales, st. im XVIII. B. der Philos. Transact. for A. 1694, No. 208, S. 45—47.

Eb. Dess. the extract of another letter to the same purpose, Oxford, Feb. 20, 1693, st. eb. das. S. 48.

Ernst Ferd. Gebauers Nachricht von den in dem Frühling und Sommer des 1729sten Jahres in Schlesien abermal sehr häufig verspührten Heuschrecken, st. in A. E. Büchners Miscellan. phys. med. mathemat A. 1729. Erf. 1733, 4. S. 441—447.

Abhandlung von Vertilgung der Zugheuschrecken, und den eigentlichen Hülfsmitteln, die sich auf eine richtige und naturmäßige Erkänntniß dieses Ungeziefers gründen. Auf Genehmhaltung und Approbation des Königl. Collegii Sanitatis zu Berlin herausgegeben von Jo. Gottl. Gleditsch. Berl und Potsd. 1754, 8. 4. B. e. h. B.

G. H. F. Auszug der Abhandlung des Hrn. D. Gleditsch von Vertilgung ꝛc. st. im 37. St. der Berlin. wöchent. Relation ꝛc. v. J. 1754, S. 289—291, und 40. St. S. 313—316.

Des Sauterelles d'Orient, qui voyagent en troupes, & qui ont fait des ravages dans la Marche de Brandebourg en 1750, par M. *Gleditsch*, st. n. 4. K. T. im 8. Th. der Memoir. de l'Acad. de Berlin, a. d. J. 1752, à Berl. 1754, 4. S. 89—101.

D. übers. u. d. T. Von den morgenländischen Heuschrecken, die in Heeren ziehen, und im Jahre 1750. in der Mark Brandenburg große Verwüstungen angerichtet haben, st. im 26. St der physikal. Belustig. Berl. 1755, 8. S. 1192—1217.

Eb. Dess. Abhandlung von den Zugheuschrecken, welche seit 1750 abwechselnd in die Mark Brandenburg eingefallen sind, und von den eigentlichen Hülfsmitteln zu ihrer Vertilgung, die sich auf richtige Erfahrungen und eine Natur-gemäße Erkenntniß gründen, st. in Dessen verm. physic. botan. öconom. Abhandlungen, 3. Th, Halle, 1767, gr. 8. S. 228—311.

Gründlers Beobachtungen über einige Heuschrecken-Arten, st. im Naturforscher, 5. St. S. 19—12.

Chr. Gottl. Grundigs Sammlung und Anzeige von allerley Nachrichten von Insekten, sonderlich der damaligen Heuschrecken st. im 9. St. Dessen neuere Versuche nützl. Sammlungen ꝛc. Schneeberg, 1749, 8.

De la Locuste ou Sauterelle, s. den Gentilhomme cultivateur, trad. de l'angl. de Mr *Hall*, To X, à Par. 1763, 8. S. 35.

Anmerkungen von den Heuschrecken. st. in Hanows Seltenh. der Nat. und Oek. 1. Th S. 327, fgg.

Iac. Hasaei de judaicae terrae depopulationibus per Gazam, Arbe, Jelek et Chasil, ad vaticinii Joelis I. 4. II. 25. illustrationem, graecaeque Alexandriorum interpretum versionis patrocinium dissertatio, st. in Biblioth. histor. philolog. theolog. Class. VII, Fasc. V. Bremae 1724, 8. S. 773—824.

Jo. Ge. Hasenest historia inopinatae locustarum invasionis, oder Bericht von einem unvermutheten Einfall fremder Heuschrecken in hiesige (Anspacher) Lande, st. n. der Abbild. eines Heuschrecken-Eyer-Nestes, wie auch der Lage und Gestalt der

Eyer

Eyer, in Deſſen medicin. Richters, oder Actor. medico-forenſium, 4. Th. Dnolzb. 1759, 4 Caſ. 19, S. 200—251.

Io. Paul. Hebenstreit diſſ. de locuſtis, immenſo agmine aërem noſtrum implentibus, & quid portendere putentur; Reſp. Chr. Prange. Jen. 1693, 4. 7. B. m. K.

Eb. Deſſ. de remediis adverſus locuſtas, inprimis Pontificiorum quorundam methodo expellendi eas per excommunicationem, aquam luſtralem & exorciſmum. Reſp. Jo. Ge. Lippoldt. Jen. 1693, 4. 5. B.

Jo. Fr. Hennings Fragmenta von den Heuſchrecken des 1730ſten Jahres, ſo auch bis nach Budiſſin in der Ober-Lauſitz endlich gediehen, ſt. in A. E. Büchners Miſcellan. phyſ. med. math. A. 1730. Erf. 1734, 4. S. 1515—1519.

Joach. Hoppe diſſ. de edaci locuſtarum pernicie, Frf. 1682. 4.

An extract of a letter, written from Aramont in Languedoc, near Avignon, giving anc account of an extraordinary ſwarm of Graſshoppers in thoſe parts, communicated by Mr. *Iuſtel*, ſt. im XVI. B. der Philoſ. Tranſact. for A. 1686. No. 182. S. 147—149.

Ge. Casp. Kirchmaier diſſ. epiſtol. de locuſtis inſolitis, tergemino examine & portentoſo numero, e Thracia Daciaque in Pannoniam infer. perque Auſtriam in Germaniae regiones plures ſeſe infundentibus, & pabula, quo tranſitus ferebat, depascentibus. Witteb. 1693, 4. 2. B.

Jo. Chriſt. Rundmanns Anmerkungen über die Heuſchrecken in Schleſien, von dem Jahr 1748. Bresl. 1748, 4. 5. B. n. 1. K. T.

Jo. Heinr. Linkens Relation von den Heuſchrecken, und deren vielerley Arten, ſt. im 16. Verſ. der Bresl. Samml. Maj. 1721, Cl. 4, Art. 9.

Chr. Heinr. Löber Heuſchreckenheer. Jen. 1693, 4.

Sam. Loeberi epiſt. ad. Mich. Ern. Ettmüllerum, de locuſtis data Leucopetrae d. 20. Apr. 1714, ſt. im Append. ad Cent. 3. & 4. Miſc. Nat. Cur. S. 137—144, und in M. B. Valentini amphith. zootom. Frf. M. 1720, f. P. II, S. 182—186.

J. P. v. Ludewig Anmerkung über die Heuſchrecken und Sprengſel, und deren Vertilgung, ſt. in No. 52. der Hall. Anz. v. J. 1731.

Jobus Ludolf, ſie oben, S. 491,

De locuſtis earumque viribus, ſ. *Io. Iac. Manfeti* Biblioth. pharm. med. To II, Genev. 1702, f. S. 182, f.

Die Heuſchrecken als ein Landwirth betrachtet, von Ge. Fr. Möller, ſt. im 73. St. der ökon. Nachr. Lpz. 1754, 8 S. 48—78; und 74. St. S. 79—129.

Eb. Deſſ. Nachtrag zu voriger Abhandlung, ſt. im 78. St. derſ. S. 438—452, und 79. St. S. 453—479.

Io. de. Muralto obſ. de locuſta viridi majore, Heuſtöſſel, ſt. in den Miſc. Nat. Cur. Dec. II. A. II. Obſ. 16, S. 40, und in M. B Valentini amphith zoot. P. II. S 181, f.

Eb. Deſſ. Obſ. de locuſta viridi majore alia, ſt. eb. daſ. Obſ. 17.

Iuan de *Quinanes* trattato de las Languſtas. Madrit 1720.

Car. Henr. Rappold e generali contemplatione emolumenti e creaturis noxiis capiendi, subnata quaestio singularis: an damnum per locustas agris illatum earundem beneficiis compensari possit, commentariolo physico illustrata. Berol. 1730, 4. 2. und. e. h. B.

Ernst Ludw. Rathlefs Akrido-Theologie, oder historische und theologische Betrachtungen über die Heuschrecken, bey Gelegenheit der jetzigen Heuschrecken in Siebenbürgen, Ungarn, Polen, Schlesien und England; nebst einer Muthmassung, daß die Sclaven, welche die Israeliten zweymal in der Wüsten gegessen, weder Wachteln, noch Heuschrecken, sondern die Vögel Seeuenden gewesen Hannov. 1748, 8. 15. B. Zweyte Aufl. 1749, 8. 2. Bände holländisch, Amst. 1750, 8.

Car Rovgeri Obs. de locustis volantibus, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. III. A. II. Obs. 22.

Jo. Jac. Rembold historisch und physicalischer Tractat von Heuschrecken Berl. und L. 1730, 8. 4. B. m. K.

Von den Heuschrecken, ihrer Naturgeschichte, und den Gattungen welche sich in Thüringen aufhalten, s. Jo. Sam. Schröters Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte 1. Th. Halle, 1776, gr. 8. S. 258—316.

Franc. Scufoni osservazioni intorno alle cavalette. Rom. 1718, 4.

Lat. u. d. T. Observationes circa locustas, st im Append. ad Eph. N. C. Cent. IX. & X. S. 485—508.

Jo. Ge. Siegesbek Relation von der vermeintlichen Ankunft der Heuschrecken aus dem Mond, st. im 23. Vers. der Bresl. Sammlung Mart. 1723. Cl. 4, Art. 3.

Dan. Sinapii Relation von denen im Monat Jun. 1727. in Schlesien, sonderlich um Lusin herum, verführten schädlichen Heuschrecken, st. in A. E. Büchners Miscellan. phys. med. mathem. A. 1727. Erf. 1731, 4. S. 367, f.

Eb. Dess. Relation von den vielen Heuschrecken, und einer besondern Art schädlicher Raupen, welche im Mon. Jun. 1728, sonderlich in Schlesien, zum Vorschein gekommen, st. eb. das. A. 1728, Erf. 1722, 4. S. 1130—1132.

Eb. Dess. Relation von der großen Menge Heuschrecken, so im Mon. Jul. 1708. in Schlesien annoch verführet worden, st. eb. das. S. 1206—1212.

Eb. Dess Beschluß der Nachrichten von der Heuschreckenmenge, welche 1728. den ganzen Sommer hindurch in Schlesien und in Thüringen sich sehen lassen, eb. das. S. 1329—1333.

Jo. Phil. Treuneri phoenomena locustarum. Jen. 1693. 4.

Vita e costumi d'una rara Locusta (Ragno-Locusta, Aranea-Locusta) si nora non ben osservata da' naturali Scrittori, st n Abbild. in Raccolta di vari Trattati del Sgr. *Ant. Vallisnieri*, in Venez. 1715, 4. S. 161—164; und im VI. Th. der Galleria di Minerva, in Venez. 1708, f. S. 204, f.

Ant. Vallisnerii obs. de rara quadam locusta, st. in Misc. Nat. Cur. Cent. 3. & 4. Obs. 35.

Narratio de erucarum & locustarum, quae agros Vitembergae vicinos aliquot abhinc annis vastacunt, interitu. Auct. *Jo. Frid.*

Wei-

Weidlero, st. lat. im 38. der Philos. Transact. No. 432. for Apr. M. & J. 1734, S. 294—296.

Franz. u. d. T. Memoire sur la destruction des Chenilles & des Sauterelles; qui ont désolé depuis quelques années les campagnes des environs de Wittemberg, par Mr. Jean. Fred. Weidler, st. in den Transact. philosophiques de la Societe R. de Londr. A. 1734. trad. par Mr. de Brémond. à Par. 1740, 4. S. 100—102.

Jo. Zahn chronicon memorabilium quarundam calamitatum publicarum ab insectis variis (praecipue Locustis & Erucis) obortarum, post natum Christum Salvatorem, st. in Dessen Speculae phys. math. historicae, To. II. Norimb 1696, f. S. 454—456.

Heuschrecke, (After-) s. oben, s. 384.

— —. (amboinische) Mantis gigas *L*; s. Gespenst-Käfer, Th. XVII, S. 719.

— —. (Fang-) Mantis religiosa *L*; s. oben, S. 379.

— —. (Floh-) s. oben, S. 385.

— —. (Kamm-) s. oben, S. 379.

— —. (Klapper-) } s. oben, S. 383.
— —. (Schnarr-) }

— —. (See-) s. oben, S. 385, u. 491.

— —. (Strich-) } s. oben, S. 385, f.
— —. (Zug-) }

Heuschrecken-Bann, s. oben, S. 469, f.

Heuschrecken-Baum, ein Baum in dem mittägigen Amerika, welcher das in den Apotheken bekannte, und im II Th. S. 170, beschriebene Gummi Anime gibt; der Animebaum, Hymenaea *L*. Von Andern wird die Honigerbse, welche gleichfalls ein amerikanischer und ostindischer Baum ist, Gleditsia triacanthos *L*; s. Th. I, S. 206, fgg. imgleichen die Ceratonia *L*. von welcher ich im Art. Johannis-Brod handeln werde, mit diesem Namen beleget.

Heuschrecken-Fresser, 1. ein äthiopisches Volk in Afrika, s. oben, S. 492; 2. ein gewisser Vogel in Persien, s. oben, S. 487, f.

Heuschrecken-Grille, Cicade, L. Cicada, Fr. Cigale, nennt man diejenigen Insecten, welche eben so, wie die

Heuschrecken und Grillen, einen schwirrenden Ton von sich geben, aber sonst in vielen Stücken von beyden unterschieden sind. Mit den im XX Th. S. 35, fgg. beschriebenen Grillen haben sie die meiste Aehnlichkeit; und weil sie sich auf den Bäumen aufzuhalten pflegen, werden sie von einigen Baumgrillen genannt. Die Kennzeichen dieses Geschlechtes sind, nach Linné: ein unterwärts gebogener Schnabel; borstenartige Fühlhörner; vier niederhängende, pergamentartige Flügel, und (bey den meisten Arten) Springfüße. Der Kopf ist bey allen Cicaden zwar breit, aber kurz, und vorn mehr stumpf als rund; daher ihre beyde große Augen nicht nur weit von einander entfernt sind, sondern auch an beyden Seiten stark hervor ragen. Zwischen diesen großen Augen zeigen sich noch drey sehr kleine, halb erhabene rothglänzende Augen, dergleichen man an den Wespen bemerkt. Die Fühlhörner, welche nahe bey den größern Augen stehen, und spitzig zulaufen, sind ziemlich kurz, und aus 4 bis 5 Gliedern zusammen gesetzt. Der Saugestachel, welcher von solcher Länge ist, daß er sich bis an die Einlenkung der hintersten Füße erstreckt, liegt an der untern Fläche des Körpers an, und besteht aus drey hornartigen hohlen Fasern, vermittelst welcher die Cicaden ihre Nahrung aus Blättern, Blüthen- und Aesten der Bäume saugen. Das Bruststück, welches eben so breit als der Kopf ist, besteht aus zwey über einander beweglichen Stücken. Der Hinterleib hat 6 bis 7 Absätze. Alle 6 Füße sind mit 2 kleinen hakenförmigen Klauen bewaffnet. Die 2 vordersten Füße haben die dicksten, mit 2 Spitzen versehenen, Oberschenkel. Die 4 Flügel sind wie Glas durchsichtig, und von ungleicher Größe. Die größern, nämlich die obern Flügel, sind mit vielen Adern durchzogen, welche insgesamt aus den 2 großen, bey der Einlenkung befindlichen, Adern entspringen. Diese Insecten sind nicht nur in der

Grös-

Größe, sondern auch in der Farbe, sehr von einander unterschieden. Die meisten Arten sind noch etwas größer als die Grillen, einige aber nicht viel größer als die Stubenfliegen. Der Körper ist gemeiniglich braun, und mit gelben Strichen und Puncten geziert. Doch gibt es auch graue, schwärzliche, und noch anders gezeichnete Cicaden. Der schwirrende Ton, welchen die Männchen dieser Insecten von sich geben, und wovon sie auch chanteuses genannt werden, und nicht, wie bey den Heuschrecken und Grillen, durch die Flügel, sondern durch gewisse besondere Theile, welche von Reaumür und Rösel mit vieler Genauigkeit untersucht haben, hervor gebracht. Nämlich unten an der Brust sitzen bey den Cicaden männlichen Geschlechts, zwey Blättchen oder Schildlein, wie sie Rösel nennt, welche an der äußern Fläche etwas gewölbt, inwendig aber ein wenig ausgehöhlt sind, und eine schmale erhabene Einfassung haben, welche fast einen Saum vorstellt. So weit als dieser Saum geht, sind sie frey; oben aber, wo er aufhört, sind sie an den Vorderleib fest angewachsen; auch haben sie daselbst in der Mitte eine steife spitzige Feder, wodurch sie an die Unterfläche des Leibes angedrückt werden. Wenn man diese Schildlein aufhebt, erblickt man 2 Seitenhöhlen und 2 glatte dünne Häutchen, welche mit Regenbogenfarben spielen. Unten zeigt sich zwischen ihnen eine dunkelbraune harte Ecke, welche sich mit einem etwas hellern, von oben herab kommenden Theile vereinigt, daß die Schildlein nicht zu tief hinein getrieben werden können; über denselben sieht man 2 rothbraune, glänzende, dreyeckige Felder, wo 2 ziemlich große Muskeln sitzen, welche die in den Seitenhöhlen befindlichen muschelförmigen Häutchen bewegen; wodurch der Gesang der Cicaden verursachet wird. Die Weibchen, welche keinen Ton von sich geben, weil ihnen die jetzt beschriebenen Theile mangeln, sind mit einem harten Legesta-

chel versehen, welcher ungefähr ½ Zoll lang ist, und in einer zweyblätterigen Scheide steckt. Vermittelst dieser Scheide, welche an den Seiten mit scharfen und harten Zähnen versehen ist, und gleichsam eine Feile vorstellt, durchbohren die Cicaden, wenn sie sich ihre Eyer entledigen wollen, die abgestandenen und trocknen Baumäste, und legen in ein solches gebohrtes Loch, 4, 5 und mehr Eyer. Diese Eyer, dergleichen eine einzige Cicade über 500 legen kann, sind weiß oder lichtgelb, und haben eine längliche Gestalt. Die ausgekrochenen jungen Cicaden haben 6 Füße, suchen sogleich die Erde, und verbergen sich darin beynahe ein Jahr. Nachdem sie sich etlichemal gehäutet haben, bekommen sie Flügel, und begeben sich alsdann auf die Bäume. Anfangs sehen sie grün aus, hernach aber werden sie meistentheils gelblich, oder braun und schwärzlich; denn die Farbe ist, erwähntermaßen, nicht bey allen einerley. Man findet diese Insecten häufig in Italien und Afrika, auch hin und wieder in Deutschland und vielen andern Ländern.

Linné führt 51. verschiedene Arten an, welche er unter 5 Abtheilungen gebracht hat. Zu der ersten Abtheilung, welche 4 amerikanische Arten unter sich begreift, werden von ihm die blätterigen, foliaceae, oder wandelnden Blätter, gerechnet; diese haben, wegen ihres flach gedrückten, pergamentartigen Brustschildes, welcher größer ist als der ganze Leib, fast die Gestalt eines Blattes. Bey den Cicaden der zweyten Abtheilung, wozu nur 3 Arten gehören, hat das Bruststück die Gestalt eines Kreuzes, weil es auf beyden Seiten gehörnt ist; daher sie von Linné cruciatae, kreuzförmige, und von Hrn. Müller Kreuzträger genannt werden. Zu der dritten Abtheilung gehören diejenigen, welche keine Springfüße haben, und daher nicht hüpfen. Sie werden von Hrn. Müller, wegen ihres starken Gesanges, Singer, von Linné aber manniferae, mannatragende, genannt, weil sich auf den Aeschenbäumen im Königreiche Napoli, woher das calabrische Manna kömmt, eine große Menge dieser Cicaden befindet. Hierunter gehört die gemeine Cicade, welche auch in Deutschland nicht selten ist. Ihre Larven wohnen und graben das ganze Jahr hindurch unter

ter der Erde. Die vierte Abtheilung, in welcher es 17 Arten giebt, besteht aus denjenigen, welche Linne ranatrae nennt, d. i. welche wie die Frösche springen, und beständig aus dem After schäumende Blasen auswerfen, und daher ganz in ihrem Schaume bedeckt sitzen. Die fünfte Abtheilung, worunter 13 Arten gehören, enthält Cicaden mit herunter hängenden Flügeln, welche die Seiten umhüllen, und daher von Hrn. Müller Senkflügel, von Linné aber deflexae genannt werden. Unter diesen sind die Bekanntesten: 1. die Cicada rosae, die sich auf den Rosenblättern aufhält, am Leibe und Flügeln weiß ist, und einen gelblichen Bauch hat; und 2. die Cicada viridis, Cigale verte, die grüne Cicade, mit grünen Flügeldecken, und einem gelben, schwarz punktirten Körper.

Memorie intorno le locuste grillaje &c. Padua 1753, gr. 8 1. B. Natuurlyke en naar't Leven naauwkeurig vecleurde Afbeeldingen an Beschryvingen der Cicaden en Wantren, in alle vier Waerelds Deelen huishoudende, by een verzameld en beschreeven, door *Kasp. Stoll.* Représentation exactement colorée d'après nature des Cigales & Punaises, qui se trouvent dans les quatre parties du monde, rassemblées & décrites par *Casp. Stoll.* à Amst. 1780, med. 4. 6. B. n. 7. illum. Kupferpl. Holländisch und Französisch.

Heuschrecken-Hamen, s. oben, S. 385,

Heute, (*) in einigen Fällen auch nur heut, ein Nebenwort der Zeit, an dem gegenwärtigen Tage, an diesem Tage; im Gegensatze des gestern und morgen. 1. Eigentlich. Ich habe ihn heute noch nicht gesehen. Heute Morgen, heute früh, heute Mittag, heute

(*) Bey dem Kero hiuto, bey dem Otfried und Notker hiuto, hiut, bey dem Ulphilas hita. Es ist ohne Zweifel aus dem alten Fürwort ha, he, hi, dieser, &c. ist, und Tag, mit Verschluckung des Hauchlautes, so wie das Lat. hodie aus hoc die, zusammen gezogen. Aehnliche Zusammenziehungen sind heint, für diese Nacht, und heuer, für dieses Jahr. Die Niedersachsen brauchen dafür van, van Dage, oder dalink, heute, van der Werke, diese Woche, vant Jahr, heuer van der Tydt, jetzt. Da dieses Fürwort ehedem auch hin lautete, wie aus dem Gothischen hina dag, für heute, erweislich ist, so lautet dieses Wort auch in den gemeinen Mundarten noch häufiger heint, heunt und hinte. Siehe Heint.

Das verkürzte heut für heute wird außer den oben angeführten sprichwörtlichen R. A. am sichersten vermieden. Das verlängerte oberdeutsche anheut für heute kann man den Kanzelleyen überlassen.

heute Abend, heute Nacht, diesen Morgen u. s. f. wenn sie zu dem gegenwärtigen Tage gehören, sie mögen übrigens verflossen seyn, oder noch bevorstehen. Für heute hat er sich schon empfohlen. Für heute ist es genug. Dahin auch die sprichwörtlichen R. A. Heute mir, morgen dir; heute roth, morgen todt. Heute König, morgen todt, Sir. 10, 12. Heut oder morgen, d. i. künftig einmal. Wenn er heut oder morgen sterben sollte. Er mag nun heut oder morgen kommen, er mag kommen, wenn er will. Lieber heut als morgen, je eher, je lieber. 2. Heut zu Tage, zu der gegenwärtigen Zeit in welcher wir leben, heutiges Tages.

Daher heutig, das Beywort von dem vorigen Nebenworte, was an dem gegenwärtigen Tage ist oder geschiehet, an demselben gewesen oder geschehen ist. Der heutige Tag. Mein heutiger Traum, welchen ich heute Nacht gehabt habe. Der heutige Unfall, der mir oder ihm heute begegnet ist. Heutiges Tages, figürlich, zu der gegenwärtigen Zeit, in der Zeit in welcher wir leben, heut zu Tage. Alle diese Gebräuche sind heutiges Tages nicht mehr üblich.

Heux, Hälterschiffe, kleine Hulks; s. Th. XIII, S. 499.

Hevea *Guianenſis*, Federharz; s. Th. XXII, S. 73.

1. Hexe, der Kniebug; s. Häkse, Th. XX, S. 641.

2. Hexe, (*) L. Lamia, Saga, Strix, Fr. Sorciere, Magicienne, eine noch im gem. Leben und der vertrauli-

chen

(*) Dieses Wort lautet im Angels. Haegesse, Haegtys, im Holländ. Heckse, im Engl. nur Hag, im Dän. Hexe, im Schwed. Hexa, im Span. Hechiſſera. Wachter leitet es von Hag, Haug, Hua, Gemüth, Nachdenken, her, so daß eine Hexe eigentlich eine kluge oder weise Frau bedeutet habe; Skinner von dem Lat. Saga; Frisch von dem alten egislik, fürchterlich. Egise, Schrecken; siehe Ekel und häßlich; Ihre von dem Isländ. hagur, klug, erfahren, künstlich, welches mit Wachters Ableitung überein kömmt. Die angelsächs. Schreibart Haegesse, so die älteste ist, scheint wirklich die noch in Niedersachsen übliche weibliche Endung —sche zu verrathen.

J. A.

chen Sprechart übliche Benennung einer Zauberin, d. i. einer Weibsperson, von der man glaubt, daß sie gewisse Wirkungen durch Hülfe des Teufels hervor bringe. Figürlich auch im g. L. eine listige verschlagene Weibsperson; imgleichen im verächtlichen Verstande, eine alte Frau.

Daher hexen, zaubern; anhexen, behexen, bezaubern.

Der Ursprung der Hexengeschichten oder Hexenmärchen, der Hexenfahrt, d. i. der erdichteten Fahrt oder Reise der Hexen in der Walpurgis-Nacht, des Hexentanzes, d. i. des erdichteten Tanzes der Hexen in der Walpurgis-Nacht auf dem Brocken oder Blocksberge und andern deshalb berüchtigten Oertern, und des Verbrennens der sogenannten Zauberer und Hexen, ist wohl unstreitig in der Geschichte der alten Celten und Deutschen zu suchen. Weil, nach ihrer Art zu denken, die Wirkungen, an welchen die Ueberlegung der Menschen nicht Theil nimmt, aus der unmittelbaren Kraft Gottes herstammete: so hielt man bey ihnen viel auf Träume, auf Aussprüche aberwitziger Weiber, auf den Schall des Wassers und der Winde u. s. f. Die Weiber hatten viele Muße. Die Männer mußten balgen, jagen, fechten, sich tummeln, und die Ihrigen schützen. Daher überließ man den Weibern die Wundarzeney, die Kräuterkunde, die Auslegung der Ahndungen, der Vorzeichen, und aller Dinge, welche eine Vorbedeutung künftiger Begebenheiten in sich zu fassen schienen. Die Weiber bekümmerten

j. B. Schneiderſche, für Schneiderin. Das männliche Hag, jetzt Hake, ist noch im Schwed. üblich, wo es aber im nachtheiligen Verstande einen Betrüger, einen Schalk bedeutet. Uebrigens wird eine Hexe in Schlesien eine Vielweise, (im Slavon. ist biele, weiß,) im Oestreich. eine Bockschickerin, in Oberschwaben eine Druth, bey dem Pictorius ein Galsterweib, von dem veralteten galstern, bezaubern, im Friesl. Wicke, im Angelf. Wicca, Engl. Witch u. s. f. genannt. Eine Erzhexe heißt im Wiederf. eine Strahlhexe.

ten sich um den Lauf des Mondes, und richteten sich darnach in Anrathung, oder auch Verbietung der Schlachten, Feldunternehmungen, und anderer wichtigen Geschäffte. In jedem Distrikte standen die bejahrten Weiber unter einem sogenannten Zauberer, welcher the overherr hieß. An einigen Orten standen sie unter der Regierung einer ansehnlichen Ordensmeisterin. Jener hieß Lama, Sagus, Ans; diese Lamia, Saga, Ansa, Hansa, Hangsa, Hagsa, Hexe. Beyde sagten Glück oder Unglück. Sie banden, vermittelst gewisser uralter Verse, die Geister, welche nach ihrer Meinung das Unglück verursachet hatten, und liessen sie durch ihre leise Gesänge wieder los. Man glaubte sogar, daß sie Wetter machen, Sonnenschein und Regen verschaffen könnten. Man glaubte, die Zauberer und Hexen hätten die Kraft des Obergottes in ihrer Gewalt. Das Feuer war ihr vermeintes kräftigstes Element. Der Schall und das Rauschen des Feuers bedeutete, zufolge dieser Rockenphilosophie, die folgenden Begebenheiten. Gedachte Ordensmeister und Meisterinnen bedienten sich des Durchganges durch das Feuer (Nothfeuer Nodfyr, s. Th. VI, S. 346) wider allerley Seuchen. Das Räuchern war ein grosser Theil der Arzney. Bey diesen Geschäften liebten sie die Umstände des Mondscheines, das Stillschweigen, das leise Hersagen gewisser Verse und Lieder. Daher heissen sie Incantatores, Incantatrices, ἐπαοιδοί, Tempestarii, Tempestariae, Banner, Bannerinnen, witte Mannen, witte Wiven, (weise Männer, weise Weiber,) Wettermacher, Wettermacherinnen u. s. f.

Die sogenannten weisen Weiber der Celten und Deutschen ehrten die Freja, die Erde, die Frau des Thuis, des Wodans, des Odins, insonderheit in der Walpurgis-Nacht und in den folgenden nächsten Tagen. Sie priesen ihr Zusammenkunftsfest, die Mut-

ter

ternacht. Sie nannten die Freja, wegen der derselben zugeschriebenen Wohlthaten, Hulde, Holle, die Frau Holle, und nannten die kleinen Wechselbälge Hollen. Sie verglichen die Erde, wegen der nächtlichen Finsterniß und der Unglücksfälle auf der Erde, mit der Eule, Lilith, Alilieha, Lamia, Strix. Sie schrieben dieser losen Lise oder Lamiä, alles Uebel und alle Klagen zu. Die sogenannten Hexen oder geweiheten Weiber hielten ihre jährliche Feste der Dianen, der Frau des Dys, im Frühlinge auf den Gipfeln der Berge, insgemein an dem ersten Maytage, erzählten ihre Curen, sammelten frische Wurzeln und Kräuter, hielten wegen der künftigen Zeiten Berathschlagung, feyerten ihr Gastmahl, hielten ihre Tänze und Reihen, und weiheten neue Personen ein.

Die Celten opferten Menschen, zur Versöhnung mit dem Dys. Sie aßen von den Opferstücken. In Gallien wurde diese grausame Gewohnheit in der Mitte des ersten christlichen Jahrhundertes abgestellet. In Deutschland erhielt sich dieser Gebrauch desto länger, je nördlicher die Provinzen liegen. Die also geopferten Menschen wurden für glückselig geachtet. Denn man lehrte, daß nur die Seelen derjenigen Menschen in den seligen Zustand gelangten, welche eines unnatürlichen Todes in der Schlacht zum Opfer, oder durch die Selbstentleibung, gestorben waren. Wer wollte ihm einbilden, daß bey den feyerlichen Gastmale der Mutternacht keine Menschen geopfert wären, und daß nicht verschiedene Weiber sich alsdann erhängt und in das Feuer gestürzt hätten? Es ist demnach wahr, daß die sogenannte Hexen allerdings Menschenfleisch gegessen haben.

Die Gewohnheit, nach welcher man die im Kriege und sonst gefangenen Personen zum Theil opferte und fraß, machte die celtische Nation recht furchtbar. Man unterhielt mit Fleiß die Meinung, daß sich gewisse Mannspersonen in Wölfe, und die geweiheten Weiber

ber in Katzen, Eulen und andere Thiere verwandeln könnten. Die Lehrer der christlichen Religion, welche die nördlichen Länder Europens anfänglich unterrichteten, liessen diese Meinung mehrentheils gelten, und schrieben das Vermögen, sich also zu verwandeln, dem Teufel zu, nahmen jedoch unter den Thieren die Lämmer, Schafe und Tauben aus. Die Lamien, sagte man, wären in der Uebung dieser Verwandlungen sehr erfahren. Die ganze Sache kam auf eine, durch Beschmierung der äußersten Theile der Nerven verursachte Betäubung des Verstandes, und eine düstere Einbildungskraft an. Die Verwandlung war eine bloße teufelische Einbildung. Denn ein anderer Weg ist nicht vorhanden, wodurch die bösen Geister in die Seelen der Menschen wirken können, als die Einbildungskraft. Wenn nun diese zur Finsterniß der Vernunft durch verschiedene Schmierungen zubereitet ist, so können die bösen Geister freylich ihr Geschäft in den Seelen sehr weit treiben. Weil die erwachten, und aus der Betäubung wieder zu sich selbst gekommenen Hexen glaubten und vorgaben, daß sie, nach dem Winke der Diana oder Hertä, zu dem hohen Versammlungsberge gefahren wären, auch andere getragen und durch die Luft fortgebracht hätten, so ist daraus der Satz von dem Strigiportio, von der Hexenfahrt oder der Luftpost der Hexen, entstanden.

Sobald die Deutschen das Christenthum angenommen hatten, wurden sie von der jährlichen Zusammenkunft auf der Bergen zurück gehalten; indessen stellte die durch Salbung verirrte Phantasie doch das alte Bild den Weibern beständig vor. Es blieb die Erzählung übrig, daß die Frau Holda dieselben, wenn sie sich in Thiere verwandelt hätten, durch die Luft führte.

Die Weiber, der Herodias zugehörige Schwestern, erhoben sich in den ältesten Zeiten auf hohe Berge, um

sich

sich daselbst dem Thuis oder Teut zu weihen, und sich mit ihm gleichsam hochzeitlich zu verbinden. In Italien nannte man diese Feyerlichkeit die beneventische Hochzeit. Man kam auch auf den Berge Barco di Ferraro, Paterno di Bologna, Spianato della Mirandola, Tossale bey Bergamo, in Frankreich auf dem Berge La croce del pasticcio, in Deutschland auf dem Brocken, auf dem Huiberge bey Halberstadt, auf dem Köterberge, nicht weit von Corvey an der Weser, auf dem Riesengebirge, auf dem Fichtelberge, auf dem Heuberge in Schwaben bey Bahlingen, gegen die Schweitz, auf dem Inselsberge zwischen Gotha und Eisenach, auf der Spitze des Berges über Wedegenstein, unweit der Weser und Minden, u. s. f. von Seiten der bestimmten Weiber, zusammen. Andere Länder haben ebenfalls solche Berge angegeben.

Die Gewohnheit, welche die celtischen Völker beobachteten, sich des Nachts zum Dienste ihrer Gottheiten zu versammeln, gab also den Ursprung zu der Fabel vom Sabbath, oder von der nächtlichen Zusammenkunft der Hexen. Da die christliche Religion in Gallien und Deutschland durch die landesherrliche Macht völlig eingeführt worden war, schlichen sich die Personen, welche der alten Religion noch zugethan blieben, des Nachts heimlich weg, um sich in die Versammlungen zu begeben, welche auf dem Felde und in den Wäldern gehalten wurden. Der Dienst selbst, welchen man der Gottheit in diesen Zusammenkünften erwies, bestand in Opfern, Tänzen, Wahrsagereyen, und magischen Ceremonien. Die Druiden, welche bey diesem Gottesdienste die Aufsicht hatten, rühmten sich noch außerdem, daß sie Wahrsager wären, welche das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, und alles dasjenige wüßten, was in der Natur am meisten verborgen wäre, und daß sie Zauberer wären, welche das Geheimniß besäßen, die Seelen zu beschwören,

die Menschen und Thiere zu verwandeln, und durch ihre Zauberkünste die ganze Natur in Unordnung zu bringen. Alles dieses gab einigen Christen von weniger Einsicht Anlaß, die Heiden, welche noch im Lande übrig waren, zu beschuldigen, daß sie Hexenmeister und Hexen wären, dem wahren Gott entsagten, mit dem Teufel ein Bündniß errichteten, auf Besen, Ofengabeln, Harkenstielen ꝛc. durch die Luft ritten, nächtliche Zusammenkünfte mit den bösen Geistern hielten, mit gewissen Ceremonien um den Teufel, der ihnen unter der Gestalt eines Bockes erschienen, herum tanzten, ihm den untersten Theil des Rückens küsseten, und mit ihm allerley Schande trieben. Was man am meisten hierbey bewundern muß, ist, daß alle, so gar die christliche Geistlichkeit, diesen Fabeln Glauben beymaßen. Dieses erhellet aus verschiedenen alten Kirchenordnungen, welche den Gläubigen sehr ernstlich verbieten, dem Sabbathe beyzuwohnen, und an denen Wahrsagungen, Zaubereyen, und magischen Ceremonien Theil zu nehmen, welche die Hexenmeister und Hexen dabey verrichten, in der Absicht, von dem bösen Geiste Einsichten oder Reichthümer zu erlangen, welche die Vorsehung ihnen versaget hatte.

Die grundlose Meinung, daß die Hexen sich in allerley Thiere verwandelten, und in dem Thierleibe andere Menschen fräßen, hatte die betrübtesten Folgen der wider die der Hexerey beschuldigten Personen angestellten peinlichen, und daher so genannten Hexenprozesse. So bald man sich eingebildet und ausgestreuet hatte, es sey Jemand durch die Fräßigkeit der Hexen gestorben, oder sonst getödtet, verbrannte man die vermeinten Hexen, und aß wohl gar ein Stück ihres gebratenen Fleisches, zum Gegenmittel wider die Sterbeseuche. Endlich kamen die so genannten Hexen auch in die Ketzerrolle. In Italien gerieth man über dieselben um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, da doch

selbst

selbst Bonifacius VIII. einen Bischof aus England zu Rom, im J. 1300, ohne eine darüber angestellte Untersuchung lossprach, welcher angeklagt war, daß er dem Teufel den Eid der Treue geschworen, und demselben den Hintern geküsset hätte. Die erste Probe des Hexenprozesses kömmt in Bartoli Rechtsbescheide vor, welchen er dem Bischofe von Navara, Johannes von Ploti, nach dem J. 1350. ertheilt hat.

Schrecken überfällt mich, wenn ich einen Blick auf jene Zeiten werfe, wo man durch Morden und Brennen die Länder entvölkerte, weil man die ungegründetesten Anklagen gegen Zauberer und Hexen theils durch Zwangmittel, theils durch Geburten der Phantasie, dieser Erzbetriegerin, rechtskräftig machte. Da man einmal den abgeschmacktesten Meinungen von einer sicht- und empfindbaren Teufels- und Geisterhilfe, als ausgemachten Wahrheiten beypflichtete: so fand man auch recht sinnlich Teufel und Geister; und sollten es auch Spinnen und Fliegen seyn, welche die dienstfertige Einbildungskraft zu Teufeln umschuf. Eine solche Geschichte erzählt D. Hutchinson im historical essay concerning Witchcraft, Cap. 4. Im J. 1644. und den beyden folgenden, nahm Matth. Hopkins, in Gesellschaft Joh. Sterns und eines Weibes, das Geschäft auf sich, Hexen in verschiedenen Provinzen Englands zu entdecken; und diese Hexenjäger waren auch in ihrem Unternehmen so glücklich, weil sie es ihrer Seits an nichts fehlen liessen, die unschuldigsten Weiber zu schuldigen zu machen, damit sie die ihnen ausgesetzte Belohnung erhalten möchten. Denn sie erhielten für die Entdeckung einer Hexe, 20 Schillinge, oder nach unserm Gelde, ungefähr $5\frac{1}{2}$ Thaler. Dieser Hopkins nannte sich Wirch-Finder general, oder den allgemeinen Hexenentdecker. Die Art seines Verfahrens war seinen Absichten gemäß. Man band nämlich denen Weibern,

bern, welche man der Hexerey verdächtig hielt, die Füße mit Stricken kreuzweise über einander, und setzte sie alsdenn auf einen kleinen niedrigen Sessel ohne Lehne, bewachte sie in dieser Stellung 24 Stunden, ohne sie essen oder schlafen zu lassen. Mit zuversichtlichem Vertrauen erwartete man eine sichtbare Erscheinung der den Hexen zugethanen behülflichen Schutzgeister oder Teufel, welche, wie dieses der damahlige Glaube war, ihnen Blut aussaugen würden. Man machte, um den Teufeln nicht allen Zugang zu verschliessen, ein kleines Loch in die Thüre; und weil man befürchtete, es möchten diese böse Geister in Spinnen- oder Fliegengestalt erscheinen, um ihre wahre Gegenwart den Wächtern zu verbergen, so wurde befohlen, die Dielen alle Augenblick zu kehren und alle Spinnen und Fliegen, die man gewahr würde, todt zu schlagen. Fand man, nach allen diesen Bemühungen, doch noch eine Spinne oder Fliege, so mußte solche der Schutzgeist (Spiritus familiaris) oder zugeordnete Teufel der Hexe seyn.

Von den Besessenen zu Laon wird gesagt, es sey der Teufel, (Beelzebub) in Gestalt einer Fliege zum Munde aus- und eingefahren; s. *Loyer* des Spectres, S. 509. Nach *de Lancre*, de l'inconstance des Demons, S. 506, glaubt, der Teufel erscheine zuweilen in Gestalt einer großen Fliege, oder eines Sommervogels. Eine Hexe sagte sogar aus, der Teufel habe mit ihr eine Fliege gezeiget, und wurde verbrannt; wie Fritsch im 3 Th. seiner seltsamen Geschichte erzählt.

Es ist sonderbar, daß die Hexerey besonders für das Eigenthum des weiblichen Geschlechtes gehalten wurde. Der Malleus maleficarum (*), das ärgste Denkmaal des menschlichen Stupors, enthält einige Schriften von den Hexen, und Sprenger, Ulr. Müller, Th. Murner, Barth. de Spina, Godelmann, und der Verfasser des Comte de Gabalis, gedenken bloß

(*) S. *Vogt* Catal. libr. rar. Hamb. 1747, 8. S. 435, f.

bloß der weiblichen Zauberer. Unter 15 Personen, welche ehedem, dieses Unfuges wegen, verbrannt zu werden pflegten, waren immer 14 von dem weiblichen Geschlechte, und der letzte war erst ein Mann. Der Beweis davon liegt in dem Verzeichniß der wegen der Hexerey verbrannten Unglücklichen, welches uns Hauber im 36 St. seiner Bibliotheca magica geliefert hat. (*) Es ist sehr schwer, die Ursachen dieses Vorrechtes des weiblichen Geschlechtes vor dem männlichen zu entdecken. Vielleicht liegt seine wichtigste Ursache darin, weil, nach dem Berichte der Bibel, ein Weib zuerst in Sünde verfiel. Die rothen Augen, die man bey alten Weibern häufiger, als bey Männern antrifft, und die Liebe zum Sinnlichen, die dem zweyten Geschlechte vorzüglich eigen ist, trugen das ihrige auch dazu bey. Noch jetzt gibt es keine große und kleine Stadt, kein Dorf, es sey so klein als es wolle, welches nicht seine bestimmte Anzahl weiblicher Milchhexen hätte.

Unter andern unvernünftigen und unchristlichen Handlungen bey den ehemaligen Hexenprozessen, war vornehmlich auch die so genannte Wasserprobe, oder das Hexenbad, Fig. 1332. da diejenigen, insonderheit Frauenspersonen, welche in den Verdacht der Zauberey gekommen waren, oder auf welche eine andere auf gleiche Art verdächtige Person bekannte, nacket ausgezogen, alsdenn kreuzweise gebunden, so, daß die rechte Hand an die große Zehe des linken Fußes, und die linke Hand an die große Zehe des rechten Fußes fest geknüpfet, und sie hernach also, mit einem langen Stricke um den Leib, auf das Wasser gelassen wurden, und zwar zu drey unterschiedenenmalen nach einander. Welche nun in solcher Positur oben schwammen,

(*) Unter den zu Würzburg, in den Jahren 1627 und 1628, und im Anfange des Jahres 1629, mit dem Schwerde gerichteten, und hernach verbrannten 158 Hexenleuten waren 81 Personen weiblichen Geschlechtes.

wurden für Hexen gehalten, und alsdann zur Marterkammer geführt, um das Bekenntniß, wofern sie nicht durch ein freywilliges zuvor kamen, von ihnen heraus zu peinigen. Sank aber die verdächtige Person unter, so wurde sie für unschuldig gehalten, und frey gesprochen. Es ist gewiß, daß eine große Anzahl Menschen nach solcher Probe unschuldig zum Tode verurtheilt worden, ob sie gleich aus blos natürlichen Ursachen im Wasser nicht zu Grunde gesunken sind. Insonderheit hat dieses Unglück viele melancholische und hysterische Personen betroffen, und ich glaube nicht ohne Grund, daß das Wasser solche wegen ihrer hysterischen Zufälle, die mit krampfigen Bewegungen und Aufblähungen des Körpers begleitet sind, am leichtesten hat tragen können.

Tractatus duo singulares de examine sagarum super quam frigidam projectarum, in quibus hujus purgationis origo, natura & veritas curiose inquiritur, variaeque quaestiones e Theologorum, JCtorum, Medicorum & Philosophorum scriptis petite, doctissime & jucunde resolvuntur. Frf. & Lpf. 1686. 4.

Dissertations des epreuves superstitieuses appellés le jugement de Dieu, à l'occasion des leçons de St. Draufin, Evêque de Soissons, ſt. in den Memoir. de Trev. Juin 1711. S. 1025 — 1055, und Aout, S. 1407 — 1436; und im Journ. de Sçav. Oct. 1711. S. 421 — 446. und Nov. S. 522 — 555.

Von der in Ungarn wieder angestellten Wasserprobe, oder so genannten Hexenbade, womit man die Wettermacherinnen entdecken will, ſ. Büchners Miscellanea phyſ. med. math. A. 1728, Erf. 1732, 4. S. 1219 — 1221.

Nöthige Untersuchung etlicher vermeynten Beweise und Proben der Hexerey. ſt. im 9 St. der preuſſiſchen Samml. ꝛc. Danzig, 1747. 8. S. 520 — 569.

P. Abhandlung von dem abergläubischen Gebrauch des Wassers, ſt. im 15 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 57 — 60.

Buchholzens Relation vom Hexenbade, die Wettermacherinnen zu entdecken, so die bisherige Dürre sollen verursachet haben, ſt. im 36 Verſ. der Bresl. Samml. v. Jun. 1726, S. 706. f.

De judicio aquae frigidae, ſ. *Christ. Ebeling.* im Tractatu de provocatione ad judicium Dei. Lemgov. 1709. 4. Cap. 6.

M. Gerhard Grave von der Wasserprobe, oder so genannten Hexenbaden. Osnabr. 1640, 8. 21 B.

Merkwürdiges Exempel von den Betrügereyen bey der Wasserprobe, ſt. in Eberh. Dav. Haubers Bibliotheca magica, 16. St. Lemgo, 1740, 8. S. 283 — 285.

Frid. Heinii diſſ. de probatione per ignem ferventem vel aquam frigidam, ſt. in Cph. Beſoldi de praemiis, poenis & legibus, diſſ. 2. c. 5.

Jo.

Io. Heurnii de morbis ventriculi; acc. Responsum ad Praesidem & Consiliarios supremae Curiae Hollandiae & cet. nullum esse aquae innatationem laminarum indicium. L. B. 1608. 4. Antv. 1610. 4.

Ritus probationis ab Eugenio I. st. in *Io. Mabillon* Analect. To. I. S. 47. fgg.

Erici Mauricii diss. de denunciatione sagarum, iisque quae ad eam recte intelligendam faciunt. Tub. 1666, 4.

Herm. Neuwald exegesis purgationis s. examinis sagarum super aquam frigidam projectarum. Helmst. 1584, 4.

D. übers. u. d. T. Herm. Neuwalds Bericht von Erforschung, Prob- und Erkenntniß der Zauberinnen durchs kalte Wasser, 1584.

Iac. Rickii defensio probae per aquam frigidam. Colon. 1598, 8. Lpz. 1686.

Io. Schmid diss. de probatione rerum dubiarum per aquam. Lpz. 1685. 4.

De examine & purgatione sagarum per aquam frigidam, Epistola *Guil. Adolph. Scribonii* Lemgov. 1583, Frf. 1590, 8. i. B. st. auch in Haubers Bibl. mag. 9 St. S. 567—579.

Ge. Ad. Struvii diss. de indiciis & proba per aquam frigidam Sagarum, von der Wasserprobe der Hexen. Jen. 1683, 4.

Wenn man die Gabe zu hexen, als eine Krankheit betrachtet, so gehört sie mit zu den Besitzungen. Denn es ist keine Hexe so unverschämt gewesen, daß sie ihre Zaubereyen ihrer eigenen Allmacht zugeschrieben hätte. Die Einfalt verführte ehedem viele alte Weiber, sich selbst für Hexen anzugeben; und die Klugheit der Obrigkeit bewog sie, solche dumme Thiere verbrennen zu lassen. Nachdeme sich die Zeiten mehr aufgeklärt haben, findet man selten Richter, die sich einer alten närrischen Frau erbarmen, und sie verbrennen lassen wollten, wenn sie gleich selbst kommt, und ihren Teufel angiebt, und sich durch alle Proben als eine Hexe rechtfertigen will. Nur in den Zeiten der Barbarey war diese Grausamkeit Mode; und seitdem diese verschwunden sind, haben sich die Hexen so sehr vermindert, daß auch der furchtsamste Mensch, wenn er gleich in der Nacht ganz allein auf der obersten Spitze des Blocksberges stände, keine Gelegenheit finden würde, seine Kühnheit zu bereuen, und sein Bekenntniß,

niß, wie Horaz (*), abzulegen. Und obgleich nichts desto weniger das Vorurtheil für die Hexen noch nagelfest in den Herzen des Pöbels sitzt, und ein vernünftiger Arzt zuweilen noch Gefahr läuft, für einen Atheisten gehalten zu werden, wenn er dabey lächelt, wenn mancher angesehene Mann von seinem kranken Kinde sagt, er glaube gewiß, daß es böse Leute unterhätten, und das es dem Kinde angethan wäre: so haben doch, zur Ehre der Menschheit, endlich die Hexen- und Zauberprozesse, die viel tausend Menschen das Leben gekostet, aufgehört.

Da es sich allenfalls aus dem Geiste der Zeit erklären läßt, wie in den vorigen Jahrhunderten Hexen haben verbrannt werden können, und unter andern auch der noch im J. 1687. in der Altmark vorgefallene Hexenprozeß, welcher auch einigen Frauen das Leben gekostet, (wovon man in C. C. Reichards vermischten Beyträgen zur Beförder. einer nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich, 1 St. Helmst. 1780. 8. Nachricht findet,) ein Denkmal der Schwachheit des menschlichen Verstandes, aber auch des Mangels von Kenntniß ist, da man doch schon damals etwas gemäßigter, als vor 50 oder 100 Jahren, dachte: so ist der Fall, da noch d. 21 Jun. 1749, eine Zauberin zu Würzburg zwar nur mit dem Schwerte hingerichtet, aber doch ihr Leichnam verbrannt worden, ein wahrer Schandfleck des jetzigen Jahrhundertes.

Ich würde diese Begebenheit vielleicht selbst nicht glauben, wenn ich nicht die christliche Anrede, die der P. Georg Gaar, S. I. nächst dem Scheiterhaufen gehalten, und auf Befehl in den

(*) Jam iam efficaci do manus scientiae
Supplex, et oro regna per Proserpinae,
Per et Dianae non movenda numina,
Per atque libros carminum valentium
Refixa coelo devocare sidera:
Canidia, parce vocibus tandem sacris,
Cursumque retro solve, solve turbinem!

den Druck gegeben hat, vor mir liegen hätte. Ich will meinen Lesern die Proben der Beredsamkeit des guten Paters erlassen, und nur von der Geschichte der Zauberin selbst, mit den Worten des Redners, einiges anführen. „Maria Renata, N. von Seugerin aus München gebürtig, wurde als ein Kind von 6 bis 7 Jahren in der Gegend Linz in Oberösterreich durch einen Officier, in welchen sich glaublich der böse Geist verstellt hatte, zur Zauberey angeführet; und weil der Höll den Namen Maria nicht erdulden kann, ward ihr, anstatt dessen, zugelegt Ema Renata, so durch Versetzung des Buchstaben M heisset Mea Renata, meine Wiedergeborne. Zwölfjährig ist sie schon so weit kommen, daß ihr bey den zauberischen Zusammenkünften der Fürst der Finsterniß den ersten Rang zugestanden. Um das 19te Jahr ihres Alters ist sie, wiewohl wider ihren Willen, in das jungfräuliche, wegen guter Disciplin und geistlichen Lebenswandel allezeit berühmte, ohnweit der Stadt Würzburg gelegene Kloster Unterzell, den Befehl ihrer Eltern zu erfüllen, eingetreten, allwo die reissende Wölfin dergestalt mit Schafswolle sich bedeckte, daß man, durch einen falschen Tugendschein betrogen, selbe nicht erkennte; ja wegen vermeinten Verdiensten endlich als eine Subpriorin vorzusetzen kein Bedenken hatte. Wohin das Absehen des allgemeinen Seelenfeinds dabei gezielt, ist leicht zu ergründen: er suchte nehmlich durch sein taugliches Werkzeug das Unkraut auszusäen; allein, weilen es Gott verhinderte, und Maria Renata durch 50 Jahre, welche sie im Kloster zugebracht, nach ihrer eigenen Aussag, keiner einzigen Klosterseel schaden konnte, so wollte der Satan durch diese seine Sklavin den Wut an denen Leibern ausgiessen: es verursachte derohalben Maria Renata 4 Klosterfrauen, theils durch zauberisches Anhauchen, theils durch zauberische Wurzel und Kräuter, welche sie unvermerkt entweder den Speisen eingemengt, oder auf eine andere Weis beygebracht, sehr beschwerliche und schmerzliche Krankheiten, 5 andern, nebst einer Laienschwester, so noch eine Novizin, zauberte sie durch erwähnte Mittel mehrere höllische Geister in den Leib hinein, u. s. w.“

Jo. Fr. Eisenharts Schreiben an einen vornehmen Rechtsgelehrten, wegen einer zu Würzburg hingerichteten Zauberinn, st. in Dessen kleiner Schriften, 2 B. Erf. 1753. 8.

Ragionamento del Padre *Giorgio Gaar*, fatto avanti il rogo di Maria Renata, Strega abruciata in Erbipoli, a 21 di Giugno del corrente A. 1749. tradotto del Tedesco nell' Italiano dall Dottor F. A. T. con alcune annotatione critiche; in Verona 1749. 4.

Reſponſa ad annotationes criticas D. F. A. T. in ſermonem de Maria Renata, Saga ſupplicio addicta die 21 Junii An. 1749. Herbipoli habitum &c. ab Autore ejusdem ſermonis P. Ge. Gaar, ibid. eod.

Io. Bapt. Graſerii propugnatio adnotationum criticarum in ſermonem de Maria Renata Saga, adverſus reſponſa P. Georgii Gaar. Venet 1752, 4. 10 B.

Man wünſcht, und hat Urſache zu hoffen, daß dieſes das letzte Opfer des blinden Aberglaubens geweſen, und die vermeintlichen Zauberer und Hexen, ſo wie die ſo genannten Ketzer, das Glück haben werden, auf ihrem Bette ſterben zu können.

Des cujaviſchen und pomerelliſchen Biſchofs Czatoryski Befehl vom J. 1669. in Hexenſachen, ſt. im 9 St. der preuſſiſchen Samml. ꝛc. Danzig 1747, 8. S. 570—578.

Andere catholiſche Verordnungen und Anmerkungen vom Hexenprozeſſe, ſt. im 10 St. derſ. S. 579—596.

Sr. Kaiſerl. Königl. Apoſtoliſchen Maj. allergnädigſte Landesverordnung, wie es mit dem Hexenprozeſſe zu halten ſey, d. d. 5. Nov. 1756. Wien, 1766. 4. 3 B.

Anpreiſung der allergnädigſten Landesverordnung Ihrer Kaiſerl. Königl. Apoſtol. Maj. wie es mit dem Hexenprozeſſe zu halten ſey, nebſt einer Vorrede, in welcher die kurze Vertheidigung der Hex- und Zauberey, die H. P. Angelus März der akademiſchen Rede des Hrn. P. Don Ferd. Sterzinges über das Vorurtheil der Hexerey entgegen geſetzet, beantwortet wird, von einem Gottesgelehrten, (P. Jordan Simon) München, 1767, 4. 1 A. 13 B.

✡ ✡ ✡

Cautio criminalis, ſ. de Proceſſibus contra ſagas Liber ad Magiſtratus Germaniae hoc tempore neceſſarius, tum autem Conſiliariis & Confeſſariis Principum, Inquiſitoribus, Judicibus, Advocatis, Confeſſariis reorum, Concionatoribus, caeterisque lectu utiliſſimus. Auctore incerto Theologo Orthodox, (P. Frid. Spe.) Rintel. 1631. 8. 1 A. 4. B. Frf. 1632. 8. recuſ. Solisbaci, 1695 12. ſ. Haubers Bibl. mag. 25 St. S. 1—26.

Hiſtoire des imaginations extravagantes de Mr. Ouſle, cauſées par la lecture des livres, qui traitent de la Magie, du Grimoire, des Demoniaques, Sorciers, Loups-Garoux, incubes, Succubes & du Sabbat &c. Divinations, de Sortileges, d'Enchantement &c. le tout enrichi de figures, & accompagné d'un très-grand nombre de notes curieuſes, (par Mr. l'Abbé Bordelon) 2 Tomes. à Par. 1710. 12. 1754. 12. 5 Tomes.

D. überſ. u. d. T. Hiſtorie, oder wunderliche Erzählung der ſeltſamen Einbildungen, welche Mr. Ouſle aus Leſung ſolcher Bücher bekommen, die von der Zauberey, Beſchwörungen, Beſeſſenen, Zauberern, Wöhrwölffen Incubis, Succubis, Sabbath der Hexen, weiſſen Frauen ꝛc. aus dem Franzöſ. überſetzt. Danzig, 1712, 8. 1 A. 13 B.

Von

Von Bestrafung der die heurigen Schlossen und Unfruchtbarkeit in Polen und Hungarn vermeintlich verursachenden Wettermacherinnen, s. Bresl. Samml. 5 Vers. 1618, 1045—1053.

Traité sur la Magie, le sortilege, les possessions, obsessions & malefices, ou l'on en demontre la verité & la realité: avec une methode sûre & facile pour les reglemens contre les devins, sorciers, magiciens &c. Ouvrage très-utile aux Ecclesiastiques, aux Medicins & aux Juges. Par. M. D*** à Par. 1732, 12. s. Haubers Bibl. mag. 16 St. S. 255—232.

Anmerkung von der Hexenfahrt nach den Brocken, st. im 101 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1751, S. 829, f.

Untersuchung der Urquelle des Hexentanzes, und des Verbrennens der so genannten Zauberer und Hexen, st. im 35 und 36 St. der Hannov. gel. Anz. v. J. 1752.

Lettre sur le Sabat des Sorciers, datée à Paris, ce 17 Sept. 1765. st. in der Gazette litter. de l'Eur. Oct. 1765, S. 458—472.

Vorgängiger Versuch zu Erwürkung eines Vertrages zwischen den in dem bisherigen Hexenkriege verwickelten Gelehrten, und auch zum nutzbaren Unterrichte, wie man von der Zauber- und Hexerey weder zu wenig, noch zu viel glauben soll. An dem Mayn-strome. 1767. 4. 12 B.

Von den Druiden oder Hexen, s. die Erkenntn. der Herrlichk. Gottes aus Betracht. natürl. Dinge, eine Wochenschr. Nürnb. (1769) gr. 8. 10 St. S. 147—154.

Lettres de Mr. de St. *André* à quelques uns de ses amis au sujet de la Magie, des Malefices & des Sorcies. à Par. 1725. 12. 19 B.

D. übers. u. d. T. Mr. de Saint-André lesenswürdige Briefe an einige seiner Freunde, über die Materie von der Zauberey, den Uebelthaten, so dadurch angestiftet werden, und von den Zauberern und Hexen insbesondere, übersezt und mit unterschiedl. dienlichen Anmerk. versehen von Theod. Arnold. Lpz. 1727. 4. 1 A. 3 B. s. Haubers Bibl. mag. 22 St. S. 649—665.

L'incredulité sçavante, & la credulite ignorante; au sujet des Magiciens & des Sorciers; avec la reponse à un livre intitulé Apologie pour tous les grands personnages, qui ont esté faussement soupçonnés de Magie. Par le R. P. *Jacq. d' Autun.* à Lyon, 1674, 4. s. Haubers Bibl. mag. 10 St. S. 637—652.

Recueil des lettres sur la Magie & les Mages, (par Mr. *Boissier*) à Par. 1735.

Nic. Brand disp. de legitima maleficos & sagas investigandi & convincendi ratione. Giess. 1662, 4. 15 u. e. h. B. s. Haubers Bibl. mag. 32 St. S. 553—557.

Jac. Brunnemanni Discours von betrüglichen Kennzeichen der Zauberey, worinnen viele abergläubische Meinungen freymüthig untersuchet und verworfen, wie auch vieler sowohl Protestant- als Päbstischen Doctoren Lehrsätze von der Zauberey erwogen, zugleich Hrn. Jo. Joach. Mederi Gegensätze wider diesen Discours beantwortet werden. Nebst einer historischen Anleitung von dem Zustande des Hexenprozesses vor und nach der Reformation. Halle, 1727, 4. 1 A. 11. B.

Con-

Constantini Franc. de *Cautz* de cultibus magicis, eorumque perpetuo ad ecclesiam & rempublicam habitu, libri duo, cum adiunctis quibusdam eo pertinentibus, ad Jurisprudentiae legislatoriae illustrationem. Vienn. 1767, 2 A. 1 B. Das erste Buch enthält die Geschichte der Magie; und das 2te Betrachtungen über den Hexenproceß.

Des Hrn. Grafen von Caylus Abhandlung über die Hexerey der Alten, in Vergleichung mit der Neuern ihrer, aus der Hist. de l'Ac. des Inscr. & b. l. übers. von L. A. V. Gottschedin, st. in No. 2. des Neuesten aus der anmuth. Gelehrs. v. J. 1760, S. 124—131.

Jo. Pet. Christ. Deckers historische Muthmassung, wie alt die Fabel von der jährlichen Zusammenkunft der Hexen auf dem Blocksberge sey, st. in der Zugabe zu den Hannov. gel. Anz. v. J. 1752, No. XVIII.

Tableau de l'inconstance des mauvais anges et demons, par Mr. *Delancre.*

Arte magica distrutta, risposta di Don *Ant. Fiorio.* in Trento 1750, 4. 6 B.

Dan. Fischer diss. de figis. Witteb. 1716, 4.

Seltsame, jedoch wahrhafte theologische, juristische, medicinische und physikalische Geschichte, sowohl aus alten als neuen Zeiten. von *D. Jo Christ. Fritsch.* Lpz. 1730, 4. 5 Theile. 4ter Theil von Dr. Jo. Christ. Wolf, Lpz. 1740.

J. G. Godelmann de magis, veneficis & lamiis.

Herm. Goehausen processus iuridicus contra Sagas & Veneficas, una cum decisionibus quaestionum ad hanc materiam pertinentium, 1630.

Melch. Goldasti redliches Bedenken von der Zauberey, Brem. 1661, 4. 1 A.

Dissertazione, in cui si investiga, quali sieno l'operazione, che dependono della maggia diabolica, & quali, quelle che derivano dalla maggie artificiale e naturele; e qual cautela si ha da usare nella malgevolezza di discerner le, da *Constantino Grimaldi*, in Roma, 1751. 4.

Ant. de *Haen* de Magia liber. Venet. 1775, 8. 14 B.

Von der schändlichen Hexenverbrennung, die zum Theil in Preussen noch üblich ist, s. Mich. Cph. Hanows Seltenheit. der Nat. und Oek. 1 Th. S. 103—111.

Eberh. Dav. Haubers Bibliotheca, Acta & Scripta magica, gründliche Nachrichten und Urtheile von solchen Büchern und Handlungen, welche die Macht des Teufels in leiblichen Dingen betreffen, 36 Stück, Lemgo, 1739—1745, 8.

An historical essay concerning Witchcraft, by *Franc. Hutchinson.* Lond. 1718, 8. 20 B.

De morbis hyperphysicis & rebus magicis Θεσεις *Franc. Joelis*, cum appendice de ludis Lamiarum in Monte Brucrorum, quem Blocksberg vocant. Rostoch. 1580, 8. 1 u. 6 B. s. Haubers Bibl. mag. 10 St. S. 683, sqq.

Sigism. Ledelii obs. de existentia veneficarum, & earum laesione ex permissione divina, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. III. A. I. Obs. 3.

Strigo-

Strigoportium, h. e. de exportatione Sagarum ad diabolicos Sabbatismos ἐγκαλλήϑεις, ſt. in *Io. Libanii* Singular. P. I. Frf. 1599, 8. S. 320—326.

(P. *Andr. Luziato*) Oſſervazioni ſopra l'opuscolo che ha per titolo: Arte magica dileguata, di un Prete dell Oratorio, in Venez. 1750, 4.

Arte magica dileguata, di *Scip. Maffei*. in Verona 1749, 4. 1750, 4.

E. I. F. Manzel quaeſtio de ſagis & veneficis, ſt. in Deſſen Select. jurid. Roſtochienſ. 20. St.

Unvorgreifliche Gedanken und Monita, wie ohne blinden Eifer und Uebereilung mit den Hexenproceſſen und der Inquiſition wegen der Zauberey auf Seiten des Richters ſowohl aus des Königl. Fiſcalis und Defenſoris in den Königl. Preuſſ. und Churfürſtl. Brandenburg. Landen ohnmaßgeblich zu verfahren; auf Königl Specialbefehl aufgeſetzt von Herm. Adolph. Meinders. Lemgo, 1716, 4. 19 B.

Jo. Mich. Modelle beantwortete Frage, ob man die Ausfarth der Hexen zulaſſen könne, wider den heutigen Hexenſtürmer P. Ferd. Sterzinger, München, 1769, 8.

De lamiis & pythonicis mulieribus, Tract. pulcherrimus per *Ulr. Molitoris*, Colon. 1489, ſ. Haubers Bibl. mag. 2. St. S. 103—112.

D. überſ. u. d. T. Von Hexen und Unholden. Anfänglich vor 114 Jahren durch Ulr. Molitoris, lateiniſch in Form eines Geſprächs geſtellet, und jetzt neulich verteutſchet, und in gewiſſe Dialogos abgetheilt, durch Conr. Lautenbach. Cöln, 1576, 8. 8. B. ſ. Hauber, a. ang. O. S. 112—115.

Silveſter Mozolini de Strigimagarum Daemonumque mirandis. 1521.

Io. Müller diſſ. de magia tempeſtates cientibus. Witteb. 1676. Eb. deſſ. de conventu ſagarum in monte Bructerorum, nocte ante Calendas Maji, von der Hexen Zuſammenkunft auf dem Brokelsberg in der Walpurgsnacht. Frf. & Lpſ. 1745, 4. 3. B.

Das große Weltbetriegende Nichts, oder die heutige Hexerey und Zauberkunſt, in 2. Büchern, von *Ardoino Ubbidente* dell' Oss. Würzb. 1761, 8. 1. A. 15 B. Frf. und L. 1766, 8.

Io. Franc. Pici dialogus, Strix, ſive de ludificatione daemonum, libris tribus comprehenſus. Bonon. 1523.

Io. Franc. Poncinibius de lamiis & excellentia utriusque juris.

L'arte magica dimonſtrata, Diſſertazione di *Bartol. Preati*, in Venez. 1751. 4.

Reinhard exercitationis hiſtoricæ de ſacello divæ Walburgis & mercatu annuo Ehreburgenſi, Sectio prior. Erlang. 1768, 4. Der Verf. bemerkt, daß die Jahrmärkte, welche zu Anfange des Monats May an vielen Orten gehalten werden, ſehr viel zur Beſtärkung der ſeltſamen Meinungen des Pöbels vom Ausfahren der Hexen in der Nacht vor dem erſten May beygetragen haben, weil die, ſo die Märkte beſuchen, und ein wenig weit von dem Ort, wo ſie gehalten werden, entfernt wohnen, um Mitternacht aufſtehen, und ſich zur Reiſe anſchicken, auch wohl

wohl zu Beschleunigung ihrer Reise, auf den Bergen übernachten. Die Floralia der Alten veranlaßten um diese Jahrszeit allerhand Lustbarkeiten, und also dichtete man, daß auch die Hexen nach ihrer Art Versammlungen und Tänze anstellten. Bey dieser Gelegenheit führt er auch aus, wie es zugegangen, daß man auf die Mährlein vom Fahren der Hexen durch die Luft gefallen sey. Der Wagen der Medea, in welchen die Dichter das mit einem Drachen bezeichnete Schiff, in welchem sie nach Thessalien gekommen, verwandelt haben, (wie Ovid, Metam. VII. 218 und 351, sqq. und Horaz, Epod. III. 13. erzählen,) sey die erste Veranlassung dazu gewesen.

Systematische oder gründliche Abhandlung von den fast allgemein eingerissenen Irrthümern, betreffend die Besitzung des Menschen vom Teufel, die Hexerey und die Gespenster ꝛc. von Jo. Fr. Rübel, 1758, 8. 10 u. e. h. B.

Just Sagebaum Nachricht, die Geschichte Sidonia von Borken betreffend, welche im Jahr 1620, wegen beschuldigter Hexerey, in Pommern, durch Schwerd und Feuer bestraft worden, st. in J. C. Dähnerts pommerischen Biblioth. 4 B. 7 St. S. 223, sqq. und 5 B. 4 St. S. 127—130.

Ge. Schulz diss. de magiæ illicitæ materia. Lpz. 1677.

Guil. Adolph. Scriboni Physiologia sagarum, de his recte cognoscendis & puniendis. Marp. 1588. 8.

(Bar. v. Spilker) Abhandlung von den Meinungen der Alten, die Träume, Gespenster und Zauberey betreffend, nebst einigen Gedanken von den Schaustücken oder Gedächtnißmünzen derselben. Lrz. 1734, 8.

Barthol. Spinae liber de Strigibus. 1523.

Eb. dess. quatuor apologiæ, 1525. (contra Ponzinibium.)

Akademische Reden von den gemeinen Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerey, welche an Sr. Churf. Durchl. in Bayern Namensfest abgelesen worden von P. Don Ferd. Sterzinger, d. 13. Oct. 1760. München, 1766. 4. 3 B.

Urtheil ohne Vorurtheil über die wirkende und thätige Hexerey; abgefasset von einem Liebhaber der Wahrheit. (München) 1766. 4.

Del congresso notturno delle Lamie libri tré, di *Girol. Tartarotti*; s'aggiungono due dissertazioni epistolari sopra l'arte magica. in Roveredo, 1749. 4.

Eb. dess. Apologia dell congresso notturno delle Lamie e sia risposta all' arte magica dileguata del Sgr. Maffei, ed all' opposizione del Sgr. Barth. Melchori. in Venez 1751. 4.

Christ. Thomasi theses de crimine magiæ. Hal. 1701, 4. 5 B. s. Sauberts Bibl. mag. 17 St. S. 308—330.

D. übers. u. d. T. Christ. Thomasii kurze Lehrsätze von dem Laster der Zauberey. 1702, 8. 6 B.

Eb. dess. de origine processus inquisitorii contra sagas. 1712.

Gothofr. Vogt dissert. de conventu sagarum ad sua sabbata. Hamb. 1667.

An sagae ad solemnia sua conventicula, quae Sabbata vocant, transportari queant, & nonnunquam quoque realiter transferantur? s. dessen deliciæ physicæ. Rostoch. 1671. 8. Cap. 7. S. 218—260.

Jo.

Jo. *Waegstaffs* gründlich ausgeführte Materie von der Hexerey, aus dem Engl. übers. Halle, 1721, 8. 11 u. f. h. B.

Jo. Websters Untersuchung der vermeinten und so genannten Hexereyen, aus dem Engl. übers. mit Thomasii Vorrede. Halle, 1719, 4.

Jo. Casp. *Westphal* judicium de Sagis & Magis, harumque apparitionibus, exercitiis &c. ad Dn. D. Schmiderum scriptum, st. im Append. ad Eph. N. C. Cent. IX & X. S. 560—577.

Jo. *Wieri* de lamiis liber, it. de commentitiis jejuniis, st. in dessen Opp. omn. Amst. 1660, 4. S. 667—769.

* * *

Auch die großbärtige Schwalbe, welche auch unter dem Namen des Kindermelkers, Milchsaugers, Nachtvogels, Ziegenmelkers, Ziegensaugers u. s. f. bekannt ist, Hirundo Caprimulga *Klein.* wird häufig Hexe genannt, weil sie dem Wahne des großen Haufens nach, dem Menschen und Thieren zur Nachtzeit die Milch aussaugen soll.

Hexen-Bad, siehe oben, S. 517. f.

Hexen-Baum, im g. L. einiger Gegenden, der Vogelkirschbaum, Prunus Padus *Linn.*; siehe unter Kirsche.

Hexen-Ey, s. Th. XI, S. 744.

Hexen-Fahrt, s. oben, S. 509.

Hexen-Kraut, Stephanskraut, St. Stephanskraut, Circaea *Linn.* Fr. Circée, Herbe de St. Etienne, Herbe des Magiciennes, Engl. Enchanter's Nightshade, eine Gattung Pflanzen mit zwey Staubfäden und einem Staubwege, welche in den Hainen des mitternächtigen Europa wild wächst. Das eyförmige Samenbehältniß ist zweyfächerig, und mit vielen borstigen Haaren besetzt, daher sich solches leicht an die Kleider anhängt, und die Menschen dadurch gleichsam an sich zieht, wie die Zauberin Circe die Leute an sich zu ziehen gewußt hat, und daher hat der Geschlechtsname seinen Ursprung. Es giebt davon 2 Arten:

1) Das große oder gemeine Hexenkraut; Solanifolia, Circaea dicta maior *Bauh.* Circaea Luteriana, caule erecto, racemis pluribus *Linn.* welches bey uns

in

in schattigten Wäldern und unter den Hecken wächst, und aus der kriechenden dauernden Wurzel, durch welche sich diese Pflanze gar sehr vermehrt, einen geraden Stängel treibt, welcher 1½ Fuß hoch, mit paarweise gestellten, lang gestielten, eyförmigen, zugespitzten, und zart eingekerbten Blättern, welche auf der obern Seite eine dunkelgrüne Farbe haben, auf der untersten aber blaß sind, besetzt ist, und sich mit lockern Blumenähren endigt, welche wieder 3 bis 4 kleinere Ähren machen. Die kleinen weißröthlichen Blumen erscheinen im Jun. und Julius, und haben nur 2 Blumenblätter, denen 2 Staubfäden gegenüber stehen. Wenn die Blumen abfallen, so wird aus dem Kelche der Blume eine rauhe Kapsel, in welcher 2 längliche Samen stecken. Die Blätter sollen, in Gestalt eines Breyumschlages, in den Blutflüssen dienlich seyn.

2) Das kleine Hexenkraut; Solanifolia, Circaea alpina *Bauh.*, Circaea minima *Col.* Circaea alpina, caule prostrato, racemo unico, foliis cordatis *Linn.* Fr. la petite Circée, ist der vorigen Art fast ähnlich; der Stängel aber ist niedergebogen, und nur mit einer Blumenähre besetzt. Die Blätter sind mehr herzförmig, und merklicher eingekerbet. Die Blumen sind kleiner, und haben gefärbte Kelche.

2. Auch der krause Rainfarn, Tanacetum crispum *Linn.*, das Farnkraut, Filix, und das Gilbkraut, Reseda Luteola *L.* sind unter diesem Namen bekannt, weil man sie ehedem sehr zum Aberglauben mißbrauchte.

Hexen-Meister, im g. L. und der vertraulichen Sprechart, ein Zauberer; eine Hexe männlichen Geschlechtes. Siehe Hexe.

Hexen-Probe, siehe oben, S. 517.

Hexen-Proceß, s. oben, S. 514.

Hexen-

Hexen-Sabbath, s. oben, S. 513.

Hexen-Strang, im gem. Leben eine Benennung der Clematis Vitalba *Linn.* siehe Wald-Rebe.

Hexen-Tanz, s. oben, S. 509.

Hexel, s. Häckerling.

Hexerey. 1. Die Zauberey, die Hervorbringung gewisser Wirkungen durch Hülfe des Teufels, und die Fertigkeit dazu. Hexerey treiben, mit etwas Hexerey treiben. Der Hexerey verdächtig seyn. Geschwindigkeit ist keine Hexerey. Das geht ohne Hexerey zu.

2. Eine einzele Handlung, eine einzele Wirkung dieser Art.

Hey, ein großer Meerfisch; s. Hay.

Hey, ein Zwischenwort, welches die ausgelassene Freude des großen Haufens ausdruckt, und zuweilen noch mit da und sa verstärket wird. Hey da! Hey sa!

Heyde, s. Heide.

Heyduck, s. Heiduck.

Heye, (die) im gem. Leben ein Name verschiedener hölzerner Werkzeuge zum schlagen oder stoßen. So wird in den Salzkothen der kleine hölzerne Hammer an einem Stiele, womit der Schöp von den Salzpfannen abgeschlagen wird, die Heye, Hege, Heige, genannt. Die Beut-Heye oder Poch-Heye der Böttcher ist ein hölzerner Schlägel, womit sie die Reife antreiben. Auch die Handramme der Pflasterer, welche sonst auch die Jungfer heißt, wird an einigen Orten die Heye, Fr. Hie, genannt.

Es stammet von hauen ab, so fern solches ehedem auch schlagen bedeutete, wie aus der Haue der Bergleute erhellet, welche gleichfalls ein hölzerner Hammer ist, womit die Eisensteine gepocht werden.

Heyrath, s. Heurath.

Heyson-Thee, s. Th. VII, S. 715.

Hiacinth, s. Hyacinth.

Hiberline, eine Art Stoffe, deren Kette und Einschlag von Floretseide ist. Man bedient sich ihrer in den Tapetenmanufacturen.

Hibiscus, 1. eine Pflanze, Eibischkraut, Eibischwurz, Althaea; s. Th. I, S. 588, flg. 2. Eine Staude, Altheestaude, Altheestrauch; s. Ketmia.

Hibou, s. Eule.

Hie, s. Heye.

Hieb, (der) von dem Zeitworte hauen.

1. Die Handlung des Hauens. Auf den Hieb fechten.

2. Ein mit einem hauenden Werkzeuge gegebener Schlag. Der Hieb gieng vorbey. Jemanden einen Hieb geben. Einem Hiebe ausweichen. Viel Hiebe nach Jemanden thun. Den Kopf auf einem Hiebe abhauen. Der Baum fällt nicht von einem Hiebe. Im gem. Leben auch ein Schlag, welcher mit einem schlagenden Werkzeuge und ausgerecktem Arme gegeben wird. Ein Hieb mit der Peitsche, mit der Ruthe, mit dem Stocke. Imgleichen, ein nachdrücklicher aber versteckter Verweis, welchen man, wenn er gelinder ist, auch einen Stich zu nennen pflegt. Jemanden einen Hieb geben.

3. Die dadurch verursachte Wunde, der Eindruck, welchen ein Hieb macht. Einen Hieb im Gesichte haben. Man sieht noch alle Hiebe in dem Baume. Die Hiebe in einer Feile. Auch collective in Ansehung der Beschaffenheit. Die Plattenfeile der Schlösser hat einen weit feinern Hieb, als die Vorfeile; s. Th. XII, S. 482.

4. Im Forstwesen, ein Bezirk im Walde, wo Holz gefället werden soll, wo es gefället wird, oder wo es ehedem gefället worden, und der auch ein Hau, ein Gehau, eine Hauung, ein Holzschlag, ein Schlag, genannt wird. Einen Wald in zehn Hiebe theilen. Die Zimmerhiebe in dem Tangelholze anordnen, die

die Schläge, wo Zimmerholz gefället werden soll. Ein alter Hieb, wo ehedem Holz gefället worden, und welcher so lange ein Hieb heißt, bis das junge Holz wieder zu Stangen aufgewachsen ist. Siehe auch Hauen und Hiebig.

Hieb-frey, siehe Passauer-Kunst.

Hiebig, ein nur im Forstwesen übliches Wort. Ein hiebiger Schlag, wo Holz gefället werden kann. Daher althiebig, von den Laubhölzern, über 20 Jahr alt. Ein althiebiges Stangenholz, im Gegensatze des jungen, oder hiebigen Stangenholzes, wie diejenigen Schläge genannt werden, die zwischen 12 und 20 Jahr alt sind.

Hieble, Sambucus Ebulus Linn. Attich; s. Hohlunder. (Acker-).

Hiecke, s. Hicke.

Hief, (der) bey den Jägern, derjenige Laut, welcher aus dem Hiefhorne gestoßen wird; der Jagdhief, Hiefstoß. Ein langer, einfacher, kurzer, doppelter Hief, ein solcher heraus gestoßener Laut. Der hennebergische Hief, welcher aus drey reinen langen Hiefen besteht.

Es ahmet den Laut nach, welcher aus den Jagdhörnern gestoßen wird, und wird daher von einigen unrichtig Hift und Hüft gesprochen und geschrieben. Im Engl. ist hop und im Franz. houper, schreyen.

Hief-Horn, dasjenige gerade Horn, dessen sich die Jäger bedienen, die bey der Jagd nöthigen Zeichen darauf zu geben. Siehe Jagd-Horn.

Hief-Riemen, derjenige lederne Riemen, woran das Hieshorn von den Jägern getragen wird; s. eb. daselbst.

Hief-Stoß, s. Hief.

Hiefe, Buttelhiefe, im gem. Leben, besonders Oberdeutschlandes, eine Benennung der im XXI. Th. S. 126, fgg. beschriebenen Hagebutte.

Hieke, (die) ein im Bergbaue übliches Wort, einzele Körner oder kleine Stücke eines Minerales, wenn sie in andern Mineralien angetroffen werden, zu bezeichnen. So werden die Eisenkiese, welche zuweilen stückweise im Thone brechen, die Kupferkörner in Schiefer u. s. f. Eisenhieken, Kupferhieken, oder nur schlechthin: Hieken genannt. Henkel merkt in seiner Kieshistorie, S. 980 an, daß die Töpfer zu Almerode alle dort befindliche Kiese mit dieser Benennung belegen, welcher Name ihm von den Spielkugeln oder Schößern, dergleichen von den Töpfern verfertiget werden, herzukommen scheint.

Es scheint zu dem Geschlechte der Wörter Hauk, welches im gem. Leben auch Hüch und Hük lautet, Hügel, Hoch u. s. f. zu gehören. Siehe Hauk.

Hieracium, s. Habichts-Kraut. Röhrlein-Kraut.

Hierarchie, wörtlich: heiliges Regiment, nennt man eigentlich die Rangordnung, in welcher die verschiedenen Chöre der Engel im Himmel auf einander folgen; die himmlische Hierarchie.

Man nennt auch Hierarchie den gesamten geistlichen Stand; die verschiedenen Grade des geistlichen Standes zusammen genommen, d. i. der Papst, die Cardinäle, die Erzbischöfe und Bischöfe, die Pfarrer, die Priester, die Diaconi und Subdiaconi; die geistliche Hierarchie, Fr. la hiérarchie de l'Eglise, oder ecclésiastique. Die Kirche wird hierarchisch regiert, d. i. nach derjenigen Ordnung und Subordination, welche unter denen, die zusammen den geistlichen Stand ausmachen, festgesetzt ist.

Hierse, s. Hirse.

Hietz, ein im gem. Leben üblicher Name, wobey man in Obersachsen die Katzen zu rufen pflegt, wofür an andern Orten Puse, Mietz, Wienz u. s. f. üblich sind. Eben daselbst sagt man auch wohl der Hietz, für, der Kater, und die Hietze, für, die Katze. S. Katze und Mietz.

Hift,

Hift, Hifthorn, Hiftriemen, Hiftſtoß; ſ. Hief, Hiefhorn ꝛc.

Hifte, ſ. Hiefe und Hagebutte.

Higuero, wird vom Oviedo ein großer Baum in Neuſpanien genannt, der dem Citronenbaume gleicht, und ein ſehr feſtes und ſtarkes Holz hat. Das Laub iſt lang und ſchmal. Die Frucht hat die Geſtalt und den Geſchmack der Gurken. Die Indianer eſſen das Fleiſch der Frucht, wenn ihnen andere Speiſen mangeln; ſonſt aber werden Trink- und andere Geſchirre daraus verfertiget. Man hält dieſen Baum für den gemeinen Papayabaum, Carica Papaya *Linn.*

Hilbutte, ſ. Hellbutte.

Hildebrand, ein alter deutſcher Vor- und Zuname des männlichen Geſchlechtes.

Die erſte Hälfte iſt das Longobard. Hilde, Huld, Anmuth, oder nach dem Friſch, unſer Adel; die lezte Hälfte aber das alte Brand, Schein, Glanz, Ruhm, welches aus Bret, Brecht entſtanden iſt, daher dieſer Name ehedem auch Hildebert und Hildebrecht lautete. Hildebrand würde alſo ſo viel als ein huldreicher, oder auch ein vornehmer, berühmter Mann ſeyn.

Hilke, ſ. Helena.

Hillbutte, ſ. Hellbutte.

Hilperogriff, ein nur im gem. Leben einiger Gegenden bekanntes Wort, unerlaubte Griffe, Ränke, Advocatenſtreiche, wodurch eine gerechte Sache aufgehalten, einer ungerechten übergeholfen, aus Rechte Unrecht, und aus Unrechte Recht gemacht wird, zu bezeichnen.

Friſch leitet es von dem Niederſ. Hülperede, Ausflucht, leere Entſchuldigung, ab; welche Ableitung wahrſcheinlich iſt, wenn dieſes Wort nicht etwa das Andenken eines ränkvollen Mannes erhält, welcher Hilpor geheiſſen hat.

Himantopus, ein Vogel; ſ. Riemen-Bein.

Himbeere, gemeine rothe Brombeere, eine rundliche Frucht, welche der Brombeere (außer der Farbe, und daß ſie zarter und hohler iſt,) in allem an der äußerlichen

chen Gestalt gleich kömmt, und, wie jene, gleichsam aus lauter saftigen und an einander stehenden Beeren zusammen gesetzt, auch mit kleinen halbrunden Samenkörnern versehen ist; L. Framboesia, Bacca idaea, Bacca cervarum, Fr. Framboise. Im gem. Leben lautet dieses Wort bald Hindbeere, bald Himbeckbeere, Hombeere, Himpelbeere, Himmelbreme, Himbreme, (von den Bremen oder Stacheln, womit die Staude besetzt ist,) im Angels. Hindberie, Engl. Hindberry, im Holländ. Hinnenbeie, im Dän. Himbär, im Norw. Hindbär. Diejenigen, welche Hindbeere für die wahre Schreibart halten, leiten dieses Wort von Hinde, Hindinn ab, weil das Hirschgeschlecht nach diesen Beeren lüstern seyn soll; daher sie Lonicer auch Bocksbeere nennt, welches aber eigentlich ein anderes, obgleich verwandtes Geschlecht, nämlich die blaue Brombeere, oder Fuchsbeere, Rubus caesius *L.* (s. Th. VI, S. 785, No 9.) ist. Da sich diese Beeren, wenn sie abgerupfet sind, besonders durch die in der Mitte befindliche Höhle (indem die Beerchen, woraus die Himbeere zusammen gesetzt ist, das in die Höhe stehende kegelförmige Receptaculum oder Fruchtbett umgeben,) von andern unterscheiden, so werden sie in Franken auch Hohlbeeren, (Schwed. Hallon, welches Ihre von Haell, ein Stein, ableitet, weil diese Staude gern an steinigen Orten wächset,) wegen ihres honigsüßen Geschmackes auch Hünkbeeren (von Hünk, Honig,) an andern Orten wegen ihrer haarigen Gestalt Haarbeeren, und in Liefland Madebeeren genannt. Der Name Himbeere kann entweder von Heim, Zaun, abstammen, weil diese Staude gern an Zäunen wächset; oder auch von heim, him, hohl, wegen der hohlen Beschaffenheit der Frucht.

Diese Frucht wächst an einer Art des Brombeerstrauches, welcher der gemeine rothe Brombeerstrauch,

strauch, der Himbeerstrauch, oder die Himbeerstaude, Rubus idaeus, (weil sie auf dem Berge Ida, wie Dioscorides, L. 4. c. 30, anführt, sehr häufig, oder, wie Plinius, L. 24. c. 14, fälschlich meinet, nur allein gewachsen.) Rubus idaeus, Rubus vulgaris s. major, Rubus baccis s. moris rubris *Clus.* Rubus caule erecto hispido, foliis ternatis *Royen.* Rubus idaeus exilibus spinis *Cord.* Rubus idaeus spinosus *Dalechamp.* & *C. B.* Rubus idaeus spinosus, fructu rubro *J. B.* Rubus caule spinoso subrecto, foliis quinatis & ternatis subtus tomentosis, fructibus hirsutis *Hall.* Rubus idaeus, foliis quinato-pinnatis ternatisque, caule aculeato, petiolatis canaliculatis *Linn.* Fr. Framboisier, auch Ronce du mont Ida, genannt wird, und in verschiedenen Gegenden Europens, in Wäldern und an steinigen Orten, bis zu Mannshöhe, wild wächst, aber auch, der schönen Früchte wegen, in Gärten gepflanzt wird, da denn durch die Verpflanzung die Früchte größer, saftiger und schmackhafter werden. Da das Gewächs sehr in die Höhe geht, so bedient man sich desselben auch zuweilen zu Bekleidung lebendiger Zäune, schattiger Spaziergänge und alter Mauern, die man dem Gesichte zu verbergen sucht. Der schwache, doch in die Höhe steigende und ästige Stängel ist dornig, trägt im ersten Jahre keine Blüthe, und stirbt, wenn er im zweyten Jahre geblühet hat, ab, daß also die Stängel nur zweyjährig sind, ob gleich die Wurzel dauerhaft bleibt. Die jungen Aeste haben eine grüne, die alten aber eine braunrothe Rinde. Die Blätter sind aus 3 oder 5 ziemlich großen, auf der obern Fläche glatten, hellgrünen und mit vertieften Adern bezeichneten, auf der untern aber silberfarbigen und mit einer weißen Wolle bekleideten, eyförmig zugespitzten, ausgezackten, auch wohl in 2 oder 3 Lappen zerschnittenen Blättchen zusammen gesetzt. Die rinnenförmigen Blatt- und Blumenstiele sind mit kurzen röthlichen Stacheln be-

setzt, welche aber fast gar nicht stechen, und sich nach gerade verlieren. Die Blumenstiele tragen 3 bis 5 Blumen, deren Kelch stachelig und wollig ist. Die Blumenblätter sind weiß. Die Beeren sind gemeiniglich roth, und eigentlich fleischfarbig; in den Gärten aber findet sich zuweilen eine Varietät, welche weiß oder weißgelblich ist. Die mit feinen Haaren besetzten Beeren sind von einem vortrefflichen Geruche, und angenehm süßen Geschmacke. Man hält zwar die weissen für süßer und wohlschmeckender; die rothen scheinen aber doch den Vorzug zu haben, weil sie vornämlich zum Einmachen gebraucht werden, wozu die weissen nicht so gut sind. Die rothen sowohl als die weissen Früchte sind kleiner als die Maulbeeren, aber größer und ein wenig höher rund als die Brombeeren. Sie werden im Jul. und August, wenn die Erdbeeren abzunehmen anfangen, reif, und gehen alsdann sehr leicht vom Stiele ab; die Frucht behält davon eine hohle Oeffnung, in welcher sehr bald ein kleiner Wurm wächst, wenn die Frucht überreif gewesen ist; es setzt sich auch leicht der Schimmel an, und macht ihr einen sehr unangenehmen Geschmack.

Dieses Gewächs ist sehr dauerhaft, und liebt vornämlich einen frischen sandigen Thon, der weder zu naß, noch zu trocken ist. Man kann es entweder durch den Samen, oder durch Nebensprossen, oder durch Ableger vermehren. Wo es einmal eingewurzelt ist, hat man mehr auf die Ausrottung, als auf die Vermehrung, bedacht zu seyn, indem es in Wäldern sowohl, als in Gärten, andere bessere Gewächse erstickt.

Der Himbeerstrauch wird meistens im Frühlinge, am besten im März, im abnehmenden Monde, durch die Nebensprossen aus der Wurzel fortgepflanzt, ungeachtet diejenigen Pflanzen allemal den Vorzug verdienen, die man aus Ablegern gezogen hat, weil dieselben bessere und mehrere Wurzeln bekommen, und nicht so

gern

gern Nebenschößlinge treiben, wie die andern, welche insgemein derer so viele aus den Wurzeln treiben, daß in ein paar Jahren der ganze Boden davon überzogen wird. Werden nun dieselben nicht weggenommen und verdünnet, so bekömmt man nicht nur kleinere, sondern auch wenigere Früchte, zumal, wenn die Pflanzen nahe beysammen stehen, wie insgemein zu geschehen pflegt, indem man diesen Pflanzen selten den gehörigen Raum gönnet. Wenn man sie verpflanzt, so müssen ihre Fasern ein wenig abgestuzet werden; die Augen oder Knospen aber, die nicht gar zu weit von dem Stamme der Pflanze stehen, müssen nicht weggeschnitten werden, weil dieselben im folgenden Sommer die neuen Schößlinge treiben. Die Pflanzen müssen in den Reihen 2 Schuh weit von einander stehen, die Reihen selbst aber 4 Schuh weit von einander entfernt seyn. Denn wenn sie zu dicht beysammen stehen, werden, bereits erwähntermaßen, ihre Früchte niemals so schön, und reifen auch nicht so gern, als wenn so viel Platz gelassen wird, daß die Luft durch die Reihen streichen kann.

Die Zeit, sie zu besorgen, ist im October, da denn alles alte Holz, welches im vorigen Sommer Frucht getragen hat, bis unten an den Boden, weggenommen, die jungen Schossen aber bis auf eine Länge von 2 Schuh beschnitten werden müssen. Hernach muß man den Raum zwischen den Reihen wohl umgraben, um ihre Wurzeln zu stärken. Wenn man zugleich etwas recht wohl verfaulten Mist mit eingräbt; werden sie im folgenden Sommer stark treiben, und weit schönere Früchte bringen. Weil die Baumwanzen sich häufig an diese Stauden zu hängen pflegen, so bald nur der Saft in das Holz zu treten anfängt, so muß man im Frühlinge, da die Himbeersträuche beschnitten werden, das Holz, ehe es noch treibt, mit Kalkwasser reiben und bestreichen, welches kein solches Ungeziefer in die Höhe kommen lassen wird. Den Sommer über muß

man das Unkraut fleißig wegschaffen. Alle 3 oder 4 Jahre aber muß man neue Sträuche pflanzen; denn sonst werden die Früchte sowohl in der Güte schlechter, als in der Menge geringer.

Ob gleich die Schosse geringe aufwachsen, so sind sie doch schwach, weil ihr Holz dünn und weich ist, und brechen daher leicht ab; dieses zu verhüten, bindet man sie gern an Stakwerk an. Man pflegt sie auch, wenn der damit bepflanzte Ort einem kleinen Weinberge ähnlich sehen soll, wie die Reben zu stäbeln.

Was den Gebrauch und Nutzen dieses Gewächses betrifft, so werden die Blätter, wegen ihres gelinde adstringirenden Geschmackes, als ein Gurgelwasser im Halsweh gerühmt. Aus den Blumen nehmen die Bienen etwas Stoff zu Wachs. Die reifen Früchte aber sind, nicht nur roh genossen, sondern auch auf verschiedene Art eingemacht, in ihrem Safte, in dem daraus verfertigten Gelee, in dem davon durch die Gährung zubereiteten Wein, Meth und Essig, und in dem davon gebrannten Wasser und Ratafia, und gegornem starken Spiritus, welche insgesamt den lieblichen Geschmack und Geruch der Beeren behalten, sowohl eine sehr angenehme Speise und Getränk, als auch, den letztern ausgenommen, ein vortrefflich kühlendes, erfrischendes, urintreibendes und der Fäulniß widerstehendes Mittel, welches man gern in hitzigen Fiebern, und in der mit abzehrendem Fieber begleiteten Lungensucht giebt. Keine Speisefrucht aber bedarf des Reinigens und Abwaschens mehr, als die Himbeeren, wegen der gemeiniglich sowohl an den Blättern, als an der Frucht hängenden Wanzen, welche öfters von denen nur zu sehr geschmecket werden, welche im Garten die Himbeeren unbesehen von dem Strauche in den Mund stecken.

Man ißt sie roh, entweder allein, oder mit Zucker, oder als eine kalte Schale mit Wein. In letzterm Falle wird

wird nur Wein ohne alles Gewürz aufgegossen, damit der natürliche Himbeerengeschmack nicht unterdrücket werde; nur muß der saure Landwein mit Zucker wohl versüßet seyn.

Ob gleich die Himbeeren roh stark gegessen werden, so gebraucht man sie doch noch mehr zum Einmachen, wozu sich, wie gesagt, die rothen besser schicken, als die weißen. Es werden aber sowohl die Früchte an und für sich selbst, mit Zucker eingemachet, als auch sehr angenehme Säfte, Geleen oder Conserven daraus bereitet.

Das Einmachen der Himbeeren, geschieht nach folgender Vorschrift. Man nimmt so schwer Zucker, als Himbeeren, läßt den Zucker sieden, bis er spinnt, und thut ihn vom Feuer. Wenn er zu sieden aufhört, werden die Himbeeren hinein geschüttet, und man läßt sie etwas darin sieden. Wenn sie ein wenig erkaltet sind, werden sie aus dem Zucker mit einem Schaumlöffel genommen, und in ein Glas gethan. Hernach wird der Zucker besonders nachgekocht, bis er dick genug ist, und alsdann darüber gegossen. Endlich schneidet man ein Papier in der Weite des Glases, und deckt es über; dieses hält die Früchte unter dem Zucker. Sollte der Zucker nach einigen Tagen zu viel Saft aus den Früchten gezogen haben, daß er sich nicht halten möchte, wird er wieder abgegossen und aufs neue gekochet.

Auf eine andere Art. Man thut die Himbeeren in eine weite Schüssel, und gießt den gesottenen Zucker überher, wenn er noch warm, aber nicht mehr siedend ist. Man läßt ihn eine halbe Stunde darauf sieden, gießt ihn wieder ab, läßt ihn ein wenig aufkochen, gießt ihn über die Himbeeren, und wiederholt solches 8 bis 9mal. Endlich füllet man die Beeren in das Glas, läßt den Zucker gehörig dick kochen, und gießt ihn darüber. Die Früchte bleiben auf diese Art mehr ganz, als nach der vorhergehenden.

Auf eine noch bessere Art geschieht das Einmachen, wenn man die Himbeeren in eine Confectpfanne, oder in einen flachen irdenen Tiegel, schichtweise mit fein zerstoßenem Zucker leget, so daß der Zucker zuerst und zuletzt kömmt, solche zwey Tage lang ungerührt stehen läßt, und darauf über einem gelinden Feuer langsam siedet, bis er dick genug ist. Zu 1 ℔ Himbeeren gehören ¾ ℔ Zucker.

Endlich kann man diese Früchte auch mit Himbeerensafte einmachen. Man nimmt nämlich einen guten Theil ausgedrückten Himbeerensaftes, läßt ihn ein Paar Tage in Gläsern stehen, thut das dünnere von dem Safte oben hinweg, mischet 2 Theile zerstoßenen feinen Zucker darein, verschäumet den Zucker, und läßt ihn so lange kochen, bis er wie ein Honig ist. Dieser dicke Saft wird hernach ganz heiß über frische Himbeeren gegossen, und die Frucht damit weggesetzt. Sollte der Zucker sich entlassen und dünn werden, so muß man ihn von den Früchten abgießen, aufkochen, und laulich wieder über die Himbeeren gießen.

Himbeeren-Conserve zu verfertigen, werden die reifen Früchte durch ein härenes Tuch gerieben, und darauf zu jedem Pfund Himbeerensaft ½ Pfund Zucker genommen, und zusammen gekochet. Einen noch lieblichern Geschmack bekömmt die Conserve, wenn man ein wenig Johannisbeerensaft hinzu thut.

Zu einem Gelee, presset man die Himbeeren, und drückt sie durch ein Tuch. Zu 1 ℔ Saft nimmt man ¾ ℔ geriebenen Zucker, und läßt ihn auf einem gelinden Kohlenfeuer warm werden, ohne daß er schmelze. Alsdann thut man den Saft hinzu, läßt ihn über dem Feuer unter beständigem Umrühren stehen, bis sich an der Seite kleine Blasen aufwerfen, und er eben kochen will. Hernach nimmt man ihn ab, und gießt ihn, wenn er etwas kalt geworden ist, in ein Glas. Wenn er völlig kalt ist, macht man einen Deckel von Wachspapier darüber, und bindet das Glas mit Papier zu.

Weil die bloßen Himbeeren an und für sich selbst etwas abgeschmackt sind, muß man zu 2 ℔ Himbeeren, ½ ℔ Johannisbeeren- oder schwarzen sauern Kirschsaft hinzu thun, wodurch der Geschmack erhöhet wird.

Noch

Noch hat man eine Vorschrift, den Himbeerensaft zu erhalten. Es wird der Saft von Himbeeren gemächlich ausgedrückt, in einem Glase aufbewahret, und so lange darin gelassen, bis sich das Dicke zu Boden gesetzt hat. Alsdann läßt man Zucker dick einsieden, und gießt von dem Safte so viel hinein, als man glaubt, daß der Zucker vertragen könne und nicht zu wässerig werde. Bey dem Gebrauche wird dieser Saft mit Wasser oder Wein versetzt, und als ein kühlender angenehmer Trank genossen.

Das Himbeerengelee und der Himbeerensaft, müssen zum Backwerke, wofern solches nicht matt schmecken soll, nicht allein gebraucht, sondern mit Johannisbeeren- oder Berberitzengelee und Safte versetzt werden.

Zu einer Himbeeren-Torte, werden die Himbeeren nur rein verlesen, gewaschen, und auf ein Sieb gegossen, damit sie völlig trocken werden. Alsdann muß man sie mit Zucker, gestoßenem Zimmet und fein gehackten Citronenschalen anmengen, und mit Blätterteige eine Torte verfertigen. Weil die Himbeeren sehr saftig sind, und mit ihrer zu vielen Feuchtigkeit dem Blätterteige leicht schaden könnten, so muß man ein wenig gestoßenen Zwieback darunter thun. In dessen Ermangelung, kann man fein geriebene durchgesichtete Semmel, damit keine Klümperchen entstehen, nehmen. Der Zwieback aber muß ohne Anis seyn, um keinen fremden Geschmack einzumischen. Die Himbeerentorten werden, wie die Erdbeerentorten, lieber kalt als warm gegessen, und sind in der heißen Jahrszeit ein Gebackenes vom ersten Range.

Bey Verfertigung des Himbeeren-Wassers, welches, so wie das in den Apotheken davon gebrannte, besonders in allen hitzigen Krankheiten dienlich, und den Patienten, um des anmuthigen Geruches und lieblichen Geschmackes willen, vorzüglich angenehm ist, ver-

verfährt man wie bey andern Wassern aus frischen Früchten, als: Erdbeeren. Johannisbeeren oder sauern Kirschen. Man nimmt etwa 1 Pfund von den Früchten auf 1 Quart Wasser, presset sie darin, thut ½ Pf. Zucker hinzu, rührt alles zusammen wohl um, und wenn sich der Zucker völlig aufgelöset hat, läßt man das Wasser durch einen Filtrirsack laufen, und verwahrt es im Kühlen.

Da diese Fruchtwasser sich nicht lange halten, so muß man nicht mehr machen, als man binnen 24 Stunden zu verbrauchen gedenkt. Man muß daher bey anhaltendem Gebrauche dieser Art von Getränken, immer neue Früchte zum Auspressen in Bereitschaft haben.

Durch die Gährung erhält man aus den Himbeeren einen angenehmen geistigen Wein, und über die Blase gezogen geben sie einen starken Branntwein. Auch vermittelst des Saftes läßt sich, wie von Heidelbeeren, (s. Th. XXII, S. 750, f.) der Wein zu einer schönen Farbe und angenehmen Geschmack präpariren.

Um einen guten Himbeeren-Wein zu machen, werden die Früchte durch ein Tuch oder Haarsieb gedrückt. Man gießt den klaren Saft in eine Bouteille, thut einige Stücke Zucker hinein, und deckt eine Düte von Papier über die Oeffnung, ohne sie zu verschließen. Die Bouteille läßt man also 5 bis 6 Tage an der Sonne stehen. Ist aber kein Sonnenschein, sondern trübes Wetter, so stellet man sie in einiger Entfernung vom Feuer, wo der Saft aber gar leicht verdirbt. Binnen diesen 6 Tagen muß der Saft täglich durch ein Haartuch gegossen, und jedesmal ein Paar Stücke Zucker zugegeben werden. Darauf setzt man die Bouteille aus der Sonne an einen kühlen Ort, und kläret den Saft alle 2 Tage durch ein Haartuch, bis er recht klar ist, und nicht aufgähret, welches ungefähr 3 Wochen Zeit erfordert. Alsdann verstopfet man die Bouteillen genau, und verwahret sie in einem Keller. Man muß vorher alle Sorgfalt anwenden, daß der

Saft

Saft nicht sauer werde. Nachdem man ihn gern süß haben will, thut man viel oder wenig Zucker hinzu.

Wie man in Schweden einen schönen Wein aus Himbeeren verfertiget, s. Schrebers Sammlung ꝛc. 16. Th. Halle 1765, gr. 8. S. 454 fgg.

In Rußland ist der Himbeeren-Meth, wegen seines angenehmen Geruches und Geschmackes sehr beliebt. Er wird, nach Ad. Olearius Berichte, im 3. B. seiner persianischen Reise, folgendermaßen verfertiget. Zuvörderst thut man die reifen Himbeeren in ein Faß, gießt reines Wasser darauf, und läßt es 1 oder 2 Tage stehen, bis sich der Geschmack und die Farbe der Beeren ganz in das Wasser gezogen hat. Dieses Wasser wird von den Beeren abgeseihet, und reiner Honig hinein gerühret; nämlich zu 1 Kanne Honig 2 oder 3 Kannen Wasser, nachdem man den Meth süß oder stark haben will. Endlich wirft man ein Schnittchen geröstete und mit Hefen bestrichene Semmel hinein; und nimmt, wenn die Masse zu gähren anfängt, die Semmel wieder heraus. Man läßt alsdann den Meth 4 bis 5 Tage gähren. Soll derselbe einen Gewürzgeschmack haben, so hängt man etwas Nelken, Cardamome und Zimmet, in einem Tüchlein hinein. Wenn dieser Meth an einem warmen Orte steht, wird er in 8 Tagen nicht aufhören zu gähren; daher man das Faß, wenn er gedachte Tage zur Gährung überstanden hat, in das Kühle bringen, und von den Hefen abziehen muß.

Auf gleiche Weise richten die Russen auch Brombeeren- und Kirsch-Meth zu.

Einen Ratafia von Himbeeren oder Maulbeeren zu machen, zerstößt man 2 Pfund dieser Früchte, thut sie mit 2 Kannen Branntwein in ein Gefäß, macht dieses fest zu, und läßt es 4 bis 5 Tage also vermacht stehen. Zu Ende derselben werden die Früchte durch ein leinenes Tuch gedrückt, und ½ Pf. Zucker, etwas

Zimmet, Muskatenblüthe und weißer Pfeffer hinzu gethan.

Kürzer kömmt man davon, wenn man gesottenen Himbeeren- oder Maulbeerensaft in Vorrath hat. Man thut hievon ein wenig in Branntwein, verschönert ihn mit Ambra, Zimmet, Moschus, Muskatenblüthe, Cardamome, oder anderm Gewürze, und versüßt ihn mit Zucker.

Ratafia von Himbeeren, Johannisbeeren und Kirschen. Man nimmt rothe Himbeeren und Johannisbeeren, von jedem gleich viel, schwarze saure recht reife Kirschen, zweymal so viel, als der vorigen zusammen; zerknirscht alles wohl, und treibt es durch ein Haarsieb oder Durchschlag. Auf 2 Maß dieses Saftes nimmt man 1 Maß Branntwein, und zu jedem Maße 12 Loth Zucker, etliche Stangen Zimmet, 4 Nelken, eben so viel Pfefferkörner, alles kleingestoßen, und thut es in ein wohl verwahrtes gläsernes oder steinernes Geschirr.

Ein sehr brauchbarer Himbeeren-Essig läßt sich mit geringer Mühe verfertigen. Man thut Himbeeren in eine Bouteille, gießt guten Weinessig darauf, läßt es an der Sonne destilliren, schüttelt die Flasche täglich, kläret es hernach, wenn es sich gesetzt hat, durch ein reines Tuch in eine andere Flasche ab, und hebet es zum Gebrauch auf. Dieser Essig schmeckt vornämlich gut zu Fischen, und wird auch, wenn er 2 oder 3mal ab-, und auf frische Himbeeren gegossen worden, als eine Medicin gebraucht, in vergifteter Luft, bey Ohnmachten, wenn man davon auf die Schläfe und den Puls streicht, oder Tücher mit diesem gewärmten Essig benetzt, und oft überschlägt. Einen eben so guten kühlenden Umschlag giebt auch der bloß auf Himbeerenblätter gegossene Essig.

Himbeer-Erdbeere, s. Th. XI, S. 251.
Himbeeren-Conserve, s. oben, S. 540.
Himbeeren-Essig, s. oben, auf dieser Seite.
Himbeeren-Gelee, s. oben, S. 540.
Himbeeren-Meth, } s. oben, S. 543.
Himbeeren-Ratafia, }
Himbeeren-Saft, s. oben, S. 541.

Himbeeren-Staude oder Strauch, s. oben, S. 535.
Himbeeren-Torte,
Himbeeren-Wasser, } siehe oben, S. 541.
Himbeeren-Wein, s. oben, S. 542.

Himmel, (*) ein altes Wort, welches ehedem eine jede besonders eine gewölbte oder hohle Decke bedeutete, L. Caelum, Coelum, Fr. Ciel.

1. Eigentlich, in welcher Bedeutung es nur noch in einigen Fällen üblich ist. Die bewegliche, größtentheils von kostbarem Zeuge verfertigte Decke, welche bey gewissen Feyerlichkeiten über vornehme Personen ge-

(*) Bey dem Ulphilas und im Aleschweb. Himin, im Isidor bey dem Kero, Ottfried, Wideram u. s. f. schon Himil, Himile, im Dän. und Schwed. gleichfalls Himmel. Wachter war in Ansehung der Ableitung dieses Wortes sehr unbeständig. Anfänglich pflichtete er dem Dietrich von Stade bey, der es von hemen, bedecken, abstammen ließ; hernach sah er das Vorwort um als das Stammwort an, und endlich fiel er gar auf das Zeitwort hammeln, verstümmeln, und erklärte die Benennung des Himmels aus der albernen Fabel von dem Saturn, der den Cölus verschnitten haben soll. Frisch leitet es von ha, hoch und heben her, nach einer nicht seltenen Verwandlung des b in m, wie die Holländer Gemel für Hebel, Sauerteig, sagen. Allein, da dieses Wort ehedem von einer jeden Decke, besonders von einer gewölbten und hohlen Decke gebraucht wurde, so ist die Ableitung von dem alten heimen, decken, bedecken, immer noch die wahrscheinlichste: siehe Hemd. Die Endsylbe — el ist weiter nichts als das Suffixum, welches ein Werkzeug oder ein handelndes Ding bedeutet, so daß Himmel nichts anders ist, als eine gewölbte Decke, welches mit dessen scheinbarer Beschaffenheit sehr gut übereinkommt. Auf eben die Art nannten ihn die Griechen κοιλος, und die Lateiner Cœlum, welche beyde Wörter mit hohl sehr genau verwandt sind. Bey den alten Schweden war Himin die Gebärmhaut, so wie das Griech. ὑμην, eine jede pergamentartige Haut bezeichnet. Die Niedersachsen nennen den Himmel Hefen, entweder von heben, dessen Höhe zu bezeichnen, oder auch noch wahrscheinlicher von der scheinbaren gewölbten Beschaffenheit desselben, da dann dieses Wort zu Hafen, ein hohles Gefäß, Lat. cavus, gehören würde. Aus eben dieser Ursache heißt er bey den Bretagnern und Wallisern Net, Neto) siehe Napf. Im Oberdeutschen wird himmligen häufig für blitzen gebraucht. Siehe auch Himmeln.

getragen, oder über ihrem Sitz befestiget, und mit einem ausländischen Worte ein Baldachin genannt wird, ist noch unter dem Namen eines Himmels, eines Prachthimmels, eines Tragehimmels, eines Thronhimmels, Fr. Dais, bekannt. Ehedem wurde er auch ein Himmelzen, Himlitz genannt. Auch die oberste Decke einer Kutsche, imgleichen der obere Theil eines mit Vorhängen versehenen Bettes, (s. Himmel Bett) wird noch der Himmel, der Kutschenhimmel, der Betthimmel genannt. Ein bedeckter Wagen, eine Landkutsche oder Postkutsche kömmt noch in dem vorigen Jahrhundert unter dem Namen eines Himmelwagens vor.

In Boxhorns Glossen ist Himila, die Decke eines Zimmers, in den monseeischen Glossen aber bedeutet das Zeitwort himmeln, wölben. Bey dem Kilian ist Hemel des Mondes, das Gewölbe im Munde, der Gaumen.

Eine Art eines spiegelicht gestrickten Garnes, welches nicht zum Fangen, sondern nur zum Abhalten und Bedecken üblich ist, und daher auch eine Decke heißt, wird noch jetzt bey den Jägern ein Himmel genannt. Siehe auch Himmels-Korn.

2. Figürlich und am häufigsten, das dem Anscheine nach runde blaue Gewölbe, welches über der Oberfläche der Erde erhaben ist und dieselbe gleichsam bedeckt.

1) Ueberhaupt, der ganze sichtbare Raum über der Erde. Unter dem freyen Himmel schlafen, im Gegensatze des Schlafens in einem Gebäude, in einer Hütte oder Höhle. Die blaue Farbe des Himmels; siehe Himmel-blau. Er war so betrunken, daß er den Himmel nicht sahe. Jemanden bis in den Himmel erheben, außerordentlich loben. Besonders im Gegensatze der Erde, alles was über der Erde ist, im Gegensatze derselben. Himmel und Erde bewegen, sich alle ersinnliche Mühe geben, eine Absicht zu erreichen.

chen. Diese Dinge sind so verschieden, wie der Himmel von der Erde.

2) Besonders mit verschiedenen Einschränkungen, einzelne Theile dieses unermeßlichen Raumes über der Erde zu bezeichnen.

(a) In einigen wenigen Zusammensetzungen wird dieses Wort dem Innern der Erde entgegen gesetzt, ihre Oberfläche zu bezeichnen, imgl. der letztern, etwas auszudrücken, was nahe über derselben ist. Siehe Himmel-Erz, Himmels-Spur. Noch häufiger,

(b) Der sichtbare Theil des Himmels, welcher den Gesichtskreis abschneidet, von welchem man im g. L. optisch sagt, daß er auf der Erde ruhe, die Erde berühre. Die Sonne steht mitten am Himmel, wenn sie in der Mitte dieses Raumes gesehen wird. Besonders in Ansehung der darin befindlichen Luft und Dünste, und deren Beschaffenheit. Ein heiterer, heller, klarer Himmel. Der Himmel ist voller Wolken. Der Himmel ist trübe, welches man im Niedersachsen hevenschemig nennt, von Hefen, der Himmel, und schemig, schattig, trübe. Die Vögel unter dem Himmel, die Vögel des Himmels, in der deutschen Bibel; der Thau vom Himmel, Regen vom Himmel, u. s. f. eben daselbst.

In der höhern Schreibart zuweilen auch, ein Himmelsstrich, ein Land, ein Theil der Erdfläche in Ansehung der Entfernung von dem Aequator. Was uns unter einem Himmel nicht schädlich ist, kann uns unter dem andern Himmel gefährlich seyn. Siehe Himmels-Strich.

In weiterer Bedeutung wird auch zuweilen der ganze Dunstkreis, welcher die Erdkugel umgiebt, der Himmel oder der Lufthimmel, der Wolkenhimmel genannt.

(c) Der ganze Raum, welchen das Sonnensystem einnimmt, und in weiterer Bedeutung der Raum,

welchen ein jeder Fixstern mit seinen Planeten einnimmt. In Ansehung des Sonnensystems nennt man diesen Himmel zuweilen gleichfalls den Lufthimmel, weil er mit einem feinen, der Luft ähnlichen flüssigen Wesen ausgefüllt seyn soll.

(d) In noch weiterer Bedeutung, der ganze unermeßliche Weltraum außer der Erde, mit allen darin befindlichen Weltkörpern, der Sternhimmel, in der deutschen Bibel das Firmament, die Feste des Himmels. Die Sterne am Himmel. (nicht im Himmel) Den Himmel beobachten, die Veränderungen der in diesem Raume befindlichen Weltkörper; siehe Himmels-Lauf, Himmels-Körper u. s. f. So fern in diesem Raume wiederum besondere Räume angenommen werden, kan auch der Plural gebraucht werden, welcher daher nach morgenländischer Art auch in der deutschen Bibel so oft vorkömmt.

(e) Der Ort des Aufenthaltes oder vielmehr der unmittelbaren Offenbarung des unendlichen Wesens, so fern derselbe in einem Theile dieses Himmels, oder außerhalb desselben angenommen wird.

α) Eigentlich, welcher Himmel dann auch der empyräische Himmel, und 2 Cor. 12, 2. der dritte Himmel genannt wird, zum Unterschiede von dem Sternhimmel und Lufthimmel. Gott im Himmel weiß es. Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

β) Besonders, sofern dieser Ort zugleich als der Aufenthalt der guten Engel und der vollendeten Gerechten angenommen wird; der Himmel der Seligen, im Gegensatze der Hölle. In den Himmel kommen. Seine Seele ist im Himmel. Das wird dir dort im Himmel belohnt werden. Ein Bürger des Himmels. Wo es dann auch von der Glückseligkeit selbst gebraucht wird, welche die Gerechten an diesem Orte der unmittelbaren Offenbarung Gottes genießen. Der Vorschmack des Himmels.

γ) Fi-

γ) Figürlich, das höchste Wesen selbst, Gott selbst. Der Himmel hat es so gewollt. Der Himmel ist mein Zeuge. Das weiß der Himmel. Das sey dem Himmel geklagt. Der Himmel sey gelobt. Wie es der Himmel schicken wird. Um des Himmels willen.

O Himmel! hilf Himmel! ist ein Ausdruck der Verwunderung, der Freude, der Betrübniß ꝛc.

Bey den Malern, heißt der Himmel, derjenige Theil des Gemäldes, wo der Himmel, d. i. die Gewölke und die obere Luft vorgestellt werden.

Himmel-Bett, ein mit einem Himmel, d. i. erhabenen Decke versehenes Bett, im Gegensatze eines Bettes, welches oben frey und offen ist; s. Th. IV, S. 329.

Himmel-blau, der hellblauen Farbe des heitern Himmels gleich, bey den Malern bergblau. Siehe Th. V, S. 590.

Himmel-Brand, an einigen Orten ein Name des Verbascum Thapsus *Linn.*; s. Woll-Kraut.

Himmel-Breme, s. Himbeere.

Himmel-Brod, Brod, welches unmittelbar von dem Himmel kömmt. So wird in der deutschen Bibel das Manna, welches aus der Luft fiel, mehrmals mit diesem Namen belegt, wie Ebr. 9, 4. Ps. 105, 40. Auch das bey uns bekannte Manna, insonderheit das Schwadengras, Festuca fluitans *L.* und der Wiesenklee, Trifolium pratense *L.*; sind in einigen Gegenden unter diesem Namen bekannt.

Himmel-Dill, Himmelgalle, Peucedanum *L.* Haarstrang; s. Th. XX, S. 544.

Himmel-Erz, Erz, welches gleich unter der Dammerde bricht, im Gegensatze dessen, welches in der Teufe oder Tiefe gewonnen wird; s. oben, S. 547.

Himmel-Faden, Filamenta Mariæ; s. Sommer-Faden.

Himmel-Fahrt, die feyerliche Begebung in den Himmel, d. i. den Ort der unmittelbaren Offenbarung Gottes, von der N. A. gen Himmel fahren. Die Himmelfahrt Enochs, Elia. Die Himmelfahrt Christi, die feyerliche Begebung Christi in den Himmel seiner menschlichen Natur nach, und in weiterer Bedeutung auch der ganze Stand seiner Erhöhung. Auf Himmelfahrt, d. i. auf dem Feste, welches dieser Himmelfahrt Christi zu Ehren (am 40sten Tage nach Ostern) gefeyert wird. Das Fest der Himmelfahrt Mariä, oder Mariä Himmelfahrt, ein Fest, welches erst im 11. Jahrh. allgemein wurde, und noch in der römischen Kirche gefeyert wird. Es fällt auf den 15. Aug. und wird daher im Franz. auch Mi-Out genannt. Im Deutschen hieß es ehedem auch unserer Frauen Tag der eheren, weil es eher gefeyert wird, als das Fest ihrer Geburt, welches daher auch unserer Frauen Tag der letztern genannt wurde. Die Namen das Fest der Krautweihe, der Würzweihe, sind auch noch an einigen Orten bekannt. In der Bedeutung des Todes, in welcher es 3 Macc. 5, 45. steht, kömmt es nur noch zuweilen im niedrigen Scherze vor.

Himmelfahrts-Blümlein, an einigen Orten eine Benennung der Polygala *L.*; siehe Kreuz-Blume.

Himmel-Galle, s. Himmel-Dill.

Himmel-Nagel, siehe unter Nagel.

Himmeln, ein nur in den niedrigen Sprecharten übliches Wort, 1. für blitzen, im Oberd., wo es auch himmlitzen lautet; 2. für sterben, eigentlich gen Himmel fahren, unter dem großen Haufen sowohl Ober- als Niederdeutschlandes; Nieders. hemmeln.

Himmels Achse, s. Weltachse.

Himmels-Angel, s. Welt-Pol.

Himmels-Besen, bey den Seefahrern, der Nordwestwind, weil er den Himmel von Wolken gleichsam rein kehret.

Himmels-Blatt, } Tremella Noſtoc *L.* [Gallerte,
Himmels-Blume, } ein Pflanzengeſchlecht, ſiehe Th. XV, S. 785.

Himmels-Breite, die Breite eines Ortes in Anſehung des Himmels, d. i. deſſen Entfernung von dem Aequator, die Polhöhe, Himmelshöhe, auch nur die Breite ſchlechthin; Latitudo.

Himmels-Geiß, ſ. Himmels-Ziege.

Himmels-Gerſte, Himmels-Korn, Hordeum caeleſte *L.*, ſ. Th. XVII, S. 434.

Himmels-Höhe, die Höhe des Himmels. In engerer Bedeutung, ſ. Himmels-Breite.

Himmels-Körper, ein jeder Körper, ſo fern er ein unmittelbarer Theil des Himmels oder der Welt iſt; ein Weltkörper. Alle Fixſterne und Planeten ſind dergleichen Welt- oder Himmelskörper.

Himmels-Korn, ſ. Himmels-Gerſte.

Himmels-Kugel, eine künſtliche Kugel, auf welcher der Stand der Fixſterne gegen einander abgebildet iſt; im Gegenſatze der Erdkugel.

Himmels-Länge, die Länge eines Ortes in Anſehung des Himmels, d. i. deſſen Abſtand von dem erſten Meridian, welcher am häufigſten auch nur die Länge, L. Longitudo, genannt wird.

Himmels-Lauf, der Lauf des Himmels, d. i. die Bewegung der Himmelskörper, der Lauf der Geſtirne.

Himmels-Lerche, ſ. Lerche.

Himmels-Luft, diejenige Luft, oder dasjenige feine flüſſige Weſen, welches den unendlichen Zwiſchenraum zwiſchen den Himmelskörpern ausfüllen ſoll; mit einem griech. Worte, der Aether.

Himmels-Mehl, Berg-Mehl; ſ. im Art. Mehl.

Himmels-Pol, ſ. Welt Pol.

Himmels-Schlüſſel, ſ. Schlüſſel-Blume.

Himmels-Schwertel, Schwertlilie; ſ. unter Lilie.

Himmels-Spur, bey den Jägern, diejenige Spur, welche der Hirsch außer der unmittelbaren Oberfläche der Erde zurück läßt, im Gegensatze der Fußspur; z. B. wenn er sich an einem Baume gefeget hat, wenn er mit dem Gehärne das Laub über sich umwendet, oder die dürren Aeste zerbricht oder zerknicket, wenn er durch die Sträuche flüchtig wird, woraus man seine Höhe erkennen kann. Sie wird auch das Himmelszeichen und das Gewende genannt. Siehe unter Hirsch.

Himmels-Strich, ein Strich, d. i. ein zwischen zween mit dem Aequator parallel laufenden Zirkeln befindlicher Theil des Himmels, in Ansehung der Beschaffenheit der Luft und Witterung. Siehe Klima.

Himmels-Thau: Schwadengras, Festuca fluitans *L.* siehe in S.

Himmels-Wagen, der Wagen am Himmel, d. i. ein Gestirn in der nördlichen Halbkugel, welches unter dem Namen des Bären am bekanntesten ist, sonst aber auch der Heerwagen genannt wird.

Himmels-Zeichen. 1. Bey den Jägern, s. Himmels-Spur.

2. In der Astronomie sind die zwölf Himmelszeichen, oder die zwölf himmlischen Zeichen, die zwölf Bögen oder gleiche Theile, worein der Thierkreis (Zodiacus) oder die Sonnenstraße (Ecliptica) getheilt wird, imgleichen die Gestirne, welche in diesen Abtheilungen angetroffen werden. Jeder hat seinen Namen von demjenigen Gestirn bekommen, welches bey demselben ehedem gestanden, inzwischen aber weiter fortgegangen ist. Sie werden also bezeichnet und genannt: ♈, der Widder, Aries; ♉, der Stier, Taurus; ♊, die Zwillinge, Gemini; ♋, der Krebs, Cancer; ♌, der Löwe, Leo; ♍, die Jungfrau, Virgo; ♎, die Wage, Libra; ♏, der Scorpion, Scorpius; ♐, der Schütze, Arcitenens, oder Sagittarius; ♑, der Steinbock, Capricornus; ♒, der Wassermann, Aqua-

Aquarius; ♓, die Fische, Pisces. Man hat sie, dem Gedächtnisse zu helfen, in folgende Verse verfasset:

Sunt *Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo,*
Libraque, Scorpius, Arcitenens, Caper, Amphora, Pisces.

Diese Sternbilder befinden sich alle in demselben, doch nicht an dem Orte, der nach ihnen benannt ist, weil sie von Hipparch's Zeiten um ein ganzes Zeichen, d. i. um 30 Grad fortgerückt sind, so daß z. B. der Widder nun an dem Orte des Stieres steht; daher man den Thierkreis in Zodiacum visibilem und rationalem zu unterscheiden pflegt. Der letzte ist der jetzt beschriebene; den erstern machen die Gestirne aus, welche die Namen der Himmelszeichen führen. Diese 12 Zeichen werden, nach den 4 Jahrszeiten, in die Frühlings- Sommer- Herbst- und Winterzeichen eingetheilt. Die Frühlingszeichen, in welchen die Sonne im Frühling läuft, sind bey uns: der Widder, der Stier, und die Zwillinge, da die Sonne von der Tag- und Nachtgleiche zur höchsten Sonnenwende hinan steigt, und mit ihren Strahlen, weil sie nicht mehr so in die Quere, wie im Winter fallen, die Erde erwärmt und die Winterkälte mäßigt. Die Zeichen, in welchen die Sonne zur Sommerzeit sich befindet, sind: der Krebs, der Löwe, und die Jungfrau. Hier steigt die Sonne bey dem Krebs aufs höchste; bey dem Löwen und der Jungfrau aber steigt sie wieder ab; und weil ihre Strahlen zum diese Zeit mehr als sonst in geraden Strichen abwärts fallen, und die Tage länger, die Nächte aber kürzer sind, so erhizt sie die Erde am empfindlichsten. Die Zeichen, welche die Sonne zur Herbstzeit durchläuft, sind: die Wage, der Scorpion und der Schüze, da die Sonne gegen den winterlichen Sonnenstand hinab läuft, und die Luft von der Hize wieder mäßiget. Die Zeichen, in welchen die Sonne sich den Winter über befindet, sind: der Steinbock, der Wassermann, und die Fische, da die Sonne von dem win-

terlichen Sonnenstande hinauf steigt, und weil ihre Strahlen alsdann ganz quer fallen, und die Tage ganz sind, die heftigste Kälte in der Luft hinter sich läßt.

Himmels-Ziege, Himmelsgeis, eine Art Schnepfen, welche sehr hoch flieget, und dabey mit ihrer Stimme die Ziegen nachahmet; die Heerschnepfe; siehe unter Schnepfe,

Himpelbeere, s. Himbeere.

Himten, (der oder Himt, (*) ein besonders in Niedersachsen übliches Maß trockner Dinge, welches am häufigsten von dem Getraide gebraucht wird, und ungefähr mit dem obersächsischen Viertel überein kömmt, aber nicht an allen Orten gleich ist. 120 Himten machen in Hamburg und im Lüneburgischen eine Last, 40 ein Winspel, 4 einen Scheffel, 2 aber ein Faß; so daß ein Himten daselbst 4 Spint, oder 16 große und 32 kleine Maß hält. Im Hannöverischen machen 96 Himten eine Last, 48 ein Wispel, 6 ein Malter; wo ein Himten 3 Drittel- oder 4 Viertelmetzen hält. Im Braunschweigischen besteht ein Himten aus 4 Viertfassen, oder 16 Löchern, und 40 Himten machen daselbst ein Wispel. In Hessen, wo der Himten 4 Metzen, oder 16 Mäßchen hält, machen 4 Himten ein Viertel.

Der jetzt im Churfürstenthum Hannover gebräuchliche, und zuerst in Braunschweig, darauf 1692 in Celle eingeführte, 1713 aber, und laut den erneuerten Verordnungen d. 29. Jan. 1751 12. Jun. 1757, im ganzen Lande gemein gemachte Himten hat daher den Namen des braunschweigischen Rathshimten, oder des neuen braunschweigischen Himten, welchen

(*) In Niedersachsen lautet dieses Wort bald Hempe, bald Hempte, bald aber auch Himpe. Ehedem wurde es auch Hevethe geschrieben. Es gehört unstreitig zu dem noch in Thüringen und Sachsen unter dem Namen Heimten übrigen Getraidemaße (s. Th. XXII, S. 501) und wahrscheinlicher Weise auch zu Ahm, und mit demselben zu dem mittlern Lat. Emina, Amina, Emiata, und Griech. ἡμίνα, Im Schwed. ist haemta, fassen, halten, enthalten. Siehe auch Heim.

chen er noch führt, erhalten; zum Unterschiede des alten braunschweigischen Himten, welcher um den 160sten Theil kleiner war. (*)

Die Art einen solchen Himten zu probiren, ist diese: Er wird voll recht reinen trocknen Rübesamen gefüllt, und alsdann abgestrichen, so muß der Rübesame 39 Pf. 3½ Loth nach calenbergischem Gewichte wiegen.

In den Eichstädten Hannover, Hameln, Göttingen, Osterode und Nienburg, werden nach Metall gegossene, 67 bis 90 Pf. schwere, Himten verwahrt, welche sorgfältig zusammen verglichen worden, und wonach die übrigen gerichtet werden.

Ein solcher neuer braunschweigischer Himten wird an den meisten Orten in 3, an andern aber in 4 Metzen getheilt. Zum Unterschiede heißen jene Drittel- diese aber Viertelmetzen.

6 Himten machen ein Malter; 12 Malter oder 72 Himten ein Fuder; 16 Malter oder 96 Himten, eine Last.

Nach den Verordnungen von 1692 und 1713, wird das Maß folgendergestalt bestimmt. Eine Last sollte haben 100 Himten; ein Wispel, 40 Himten; ein Scheffel, 10 Himten; ein Himten, 4 Spint. Diese Art zu rechnen ist aber nicht im Calenbergischen, sondern nur im Cellischen und Braunschweigischen gebräuchlich. Uebrigens hat fast eine jede zum Churfürstenthum Hannover gehörende Provinz, ja manches Amt oder Stadt besondere alte Maße, wonach die Zinsgefälle noch entrichtet und erhoben werden, welche aber sonst im Handel und Wandel nicht weiter gebraucht werden dürfen. Einige dieser alten Maße findet man im 1. Th. des Hausvaters, S. 597, sqq. (nach der 3ten Auflage 1771) angeführt.

Den Inhalt des braunschweigischen Himten gab Hr. v. Münchhausen in der ersten Aufl. seines Hausvaters, 1536 Kubikzoll an. Nach Penther's Ausmessung, zu 20 Calenb. Zoll im Durchschnitte und 7 Zoll hoch, käme für den Inhalt 1613 Zoll heraus.

Es ist schwer und ungewiß, ein cylindrisches Gefäß völlig genau auszumessen. Ein Cylinder ist selten durchaus, von oben bis unten, von einerley Weite. Oft ist er von einer Seite etwas zusammen gedrückt ins Ovale, der Boden ist gemeiniglich

(*) Von dem vormals in der Grafschaft Hoya unter dem Namen des alt braunschweigischen gebrauchten Himten haben 107 erst 100 Himten des jetzigen Maßes, also 100 alte nur 93 Himten $1\frac{82}{107}$ Metzen gegeben.

lich an einer Seite tiefer als an der andern, oder in der Mitte mehr ausgehöhlt. Einige wenige Theile von 1 Linie im Durchschnitte oder in der Höhe von einem großen Gefäße mehr oder weniger genommen, geben bey Berechnung dessen Umfanges und kubischen Inhaltes schon einen merklichen Unterschied von 1 oder ein Paar Zoll. Man überzeugt sich daher am besten, wenn man zur Probe verschiedene Berechnungen anstellt.

Auf Veranlassung des Hrn. v. Münchhausen, sind 2 in Hannover vorhandene gegossene metallene Originalhimten von einem accuraten Naturforscher verglichen und geprüft worden. Nach wiederholten Untersuchungen wurden sie völlig sich einander gleich befunden. Sie halten im Durchschnitte 2320 Theil eines Pariser Fußes, d. i. $19\frac{1}{3}$ Pariser Zoll; mithin

20 Zoll 7 Lin. englisch.
20 = 0 = 2 Str. rheinl.
21 = 5 = 8 = calenb.

und in der Höhe

5 Zoll 4 Lin. oder $5\frac{1}{3}$ Zoll par.
5 = 6 = 5 Str. engl.
5 = 5 = 2 = rheinl.
5 = 10 = 8 = calenb.

alles nach genau verglichenen Maßstäben gemessen.

Wenn man hienach den Inhalt berechnet, so kömmt dafür 1563 Zoll heraus.

Ein sicheres Mittel, einen Cylinder zu messen, ist, denselben mit Wasser zu füllen, und solches zu wägen. Es ist aber wiederum schwer, ein weites Gefäß so genau mit Wasser zu füllen, daß dieses mit dem Rande eben durchaus gleich und nirgends etwas über stehe; wie man dann versucht hat, daß, nachdem das Wasser den Rand des Himtens durchaus schon berührte, doch noch 18 Loth Wasser hinzu gegossen werden konnten, ohne daß das Wasser übergelaufen wäre, wiewohl es sich merklich über die Flächen des Randes erhob.

In jenen Himten gehen, ohne daß man bemerkt, daß das Wasser überstehe, 32 Quart, jedes zu 2 Pfund. Rechnet man nun auf 1 Pfund 10127 As, und von dieser 412 auf einen kubischen Zoll Wasser, so müßte der Himten 1573 Z. halten; da doch derselbe, nach der vorhergehenden und folgenden Angabe, nicht wohl über 1564 Z. halten kann. Es wäre also genauer zu untersuchen, ob nicht $31\frac{3}{16}$ Quart, oder 63 Pf. 20 Loth Wasser einen Himten anfüllen, als der Inhalt von 1564 Zoll.

Man

Man rechnet sonst auf einen kubischen Fuß Wasser, oder 1728 par. Zoll 73 $\frac{1}{4}$ Pf. cölnisch, und 828 dessen Theile = an 800 Theile des hannöverischen Gewichtes; darnach kämen 1562 $\frac{3}{8}$ Kubikzoll heraus.

Nach Krusens Berechnung gehen auf einen Kubikzoll 305 Aß schwer Rocken; auf 1564 Zoll würde also das Gewicht 47 Pf. 3 L. betragen. Hr. v. Münchhausen hat auch von dem allerschwersten ausgesuchten Rocken einen Himten nie schwerer als 47 bis höchstens 48 Pf. gefunden. Von schlechtern wiegt ein Himten ungefähr 46 Pf. mithin 1 Z. 292 Aß, also ungefähr $\frac{1}{3}$ Loth. Von dem schlechtesten Rocken wiegt der Himten nur 42 Pf., also ein Zoll 272 Aß, oder 3 $\frac{3}{4}$ Quent.

Bey Aussäung des Rockens geschehen aus einem Himten ungefähr 308 bis 320 Würfe. Der Säemann fasset an 5 Kubikzoll mit der Hand. Auf 1 Morgen werden 2 Himten Rocken gesäet.

1 Himten Weizen wiegt 48 bis 55 Pfund.
— — Gerste — 37, 42 —
— — Hafer — 22, 25, 32 —

alles nach calenbergischem Gewichte.

Welches ist die kleinste mögliche Fläche eines hannoverischen Himtens Getraides in cylindrischer Gestalt? von G. E. Rosenthal, ist im 45. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1776, Col. 715, flg.

Hindbeere, s. Himbeere.

Hinderspädig, s. Hinterspätig.

Hindinn, (die) oder die Hinde, (*) das weibliche Geschlecht des Hirsches, die Hirschkuh, das Reh, bey den Jä-

(*) Hindin kömmt nur noch zuweilen in der edlen Schreibart vor; Hinde ist beynahe schon veraltet. Die Jäger nennen nur noch das Weibchen des Dambirsches, so lange es noch nicht trägt, Hindin, außer welchem Falle es bey ihnen nicht üblich ist. Hint, in der Bedeutung einer Hirschkuh, kömmt schon bey dem Willeram vor; welche Bedeutung auch das Angelf. Hinde, das Engl. Dän. und Schwed. Hind, haben. Die weiblichen Endungen — in und — e setzen deutlich ein männliches Hind voraus, welches aber, wenigstens von einem Hirsche, nicht vorkömmt, obgleich im Lat. Hinnus, den Rehbock, und Hinnulus, ein Hirschkalb bedeutete. Indessen scheint Hind und Hinde ehedem ein Name mehrerer Thiere gewesen zu seyn. Unsers Hundes nicht zu gedenken, ist im Griech. ὄννας und ὄννη, eine Ziege, besonders eine wilde Ziege; so wie im Schwed. eine Ziege, welche einmal geworfen hat, Hena, und im Walliß. Oen, ein Lamm bedeutet.

Jägern das Wild, das Thier. Auch die Hündin, (Hinden oder Hindinnen) so auf dem Felde werfen, verlassen die Jungen, Jer. 14, 5. Von der Hindin, die frühe gejagt wird, Ps. 22, 1. Sie ist lieblich wie eine Hinde, und holdselig wie ein Reh, Sprichw. 5, 19. Die Stimme des Herrn erreget die Hinden, Ps. 29, 9.

Hindläufte, ein in vielen Gegenden üblicher Name der im VIII, Th. S. 102, beschriebenen Wegewarte oder Feldcichorie, Cichorium Intybus *Linn.*

Etwa wegen einiger Aehnlichkeit ihrer Stängel mit den Läuften, d. i. Füßen der Hindinnen.

Hindsch, s. Hirsch.

Hinfahren, von der redenden Person fahrend entfernen. 1. Als ein Activum. Der Fuhrmann hat die Waaren bereits hingefahren. 2. Als ein Neutrum. Er ist schon hingefahren. Da fährt er hin.

Daher die Hinfahrt, die Handlung des Hinfahrens. Imgleichen figürlich, in der edlern Sprechart, der Tod, das Absterben. Bey den Jägern ist die Hinfahrt des Hirsches, welche auch der Hingang genannt wird, dessen Gang von dem Felde zu Holze, und die Hinfährte, die Fährte oder Spur desselben.

Hinfallen, dahin fallen, zu Boden fallen. Auf der ebenen Erde hinfallen. Das Hinfallen, im gem. L. eine sehr übliche Benennung der Epilepsie, welche auch die hinfallende oder fallende Sucht genannt wird. Siehe Fallen.

Hinfuß, Angelica sylvestris minor, s. Th. II, S. 118.

Hingeben, im Geben von der redenden Person oder von sich entfernen; im Gegensatze des hergeben. Gieb es deinem Bruder hin. Imgleichen in weiterer Bedeutung, von sich geben, andern überlassen. Ein Haus hingeben, es veräußern, verkaufen u. s. f.

Hinken, (*) lahm gehen, sich im Gehen mehr auf die eine als auf die andere Seite neigen; L. claudicare, Fr. clocher, clopper, boiter.

1. Eigentlich. Mit oder auf einem Fuße, mit beyden Füßen hinken. Einen hinkenden Gang haben. Der hinkende Bothe, figürlich, im gem. Leben, eine unangenehme Nachricht nach einer vorher gezangenen angenehmen. Der hinkende Bothe wird bald nachkommen.

2. Figürlich. 1) Wankelmüthig in der Wahl zwischen zwey einander entgegen stehenden Dingen seyn. Wie lange hinket ihr auf beyden Seiten, 1. Kön. 18, 21. 2) Das Gleichniß hinkt, wenn es nicht gehörig passet. 3) Seine Sachen hinken, im gem. L. oder noch häufiger unpersönlich, es hinkt mit seinen Sachen, es will nicht recht mit ihnen fort; imgleichen, sie werden verdächtig. Es fängt mit unsrer Freundschaft an zu hinken, sie fängt an zu erkalten. Es hinkt mit seiner Aussage, sie ist verdächtig.

Das Hinken ist ein Zufall, welcher sowohl die Menschen, als das Vieh, insonderheit die Pferde, das Rindvieh, Schafe ꝛc. an ihrem ordentlichen Gange verhindert, und entweder eine innerliche oder äußerliche, bekannte oder unbekannte, Ursache hat. Siehe Verrenkung.

Von dem Hinken der Pferde, werde ich im Art. Lahm handeln.

Hinken

(*) Schon bey dem Otfried hinken, bey dem Notker hiuchen, im Dän. hinke, Nieders. hinken. Es gehört zu dem Geschlechte des Wortes wanken. Für hinken ist im Nieders. auch lumpen, lunschen, hinkhanken, so das Frequentativum von hinken ist, humpumpen, schrükken u. s. f. im Oberdeutschen aber auch knappen, Altfr. cloppen, cloppiner, üblich. Siehe Wanken.

Hinken des Rindviehes. Wenn Ochsen oder Kühe zu hinken anfangen, da sie sich etwa in einem Nagel oder etwas anders gestoßen und gestochen haben: so pflegt man ihnen Speck oder ungesalzene Butter in die Wunde zu stecken, und bindet es zu; den andern Tag nimmt man Storchschnabel, (ein Kraut mit blauen Blümchen) kocht es, und wäscht ihm mit diesem Decocte den Fuß rein aus. Hinken sie aber deswegen, weil ihnen die Füße erfroren sind, so pflegt man ihnen den schadhaften Fuß mit ihrem alten warm gemachten Urin zu waschen und zu bähen. Rührt das Hinken vom Geblüte her, welches sich in dem Kniebuge am Hinterfuße angesammelt hat, so muß man den Ort hart reiben, und mit einem Laßeisen aufpicken, damit sich das Geblüt wieder zertheile; wenn sich aber das Geblüt schon gesetzt hätte, und also das jetzt beschriebene Mittel nicht helfen wollte, so muß man ihnen die Klauen bis auf das lebendige Fleisch aufschneiden, damit das inwendig geronnene und gesammelte Geblüt heraus fließe; alsdann kann man den Kniebug mit einem ledernen Säckchen verbinden, damit das Wasser dem Vieh währender Heilung keinen Schaden zufüge. Bisweilen geschieht es auch, daß sie sich die Flechsen und Sennen vertreten und verletzen, und sie deswegen zu hinken anfangen; in solchem Falle muß man ihnen den Schenkel mit Salz und Oehl waschen. Wäre aber das Knie geschwollen, so muß man dasselbe mit scharfem heißen Weinessig, oder mit einem Decocte von Hirse und Leinsamen waschen. Das beste Mittel ist, wenn ein Rind hinkt, daß man ihm sogleich, als es beschädiget worden, die Schenkel mit frischem Wasser wasche und reinige, und den Schaden mit altem Schmalz schmiere. Entsteht das Hinken von einer Vereiterung zwischen den Spalten des Hufes, so muß man die Stelle zwischen den Spalten, und alles rings um den Fuß, so lange reiben, bis es blutet. Alsdann

kocht

kocht man Beyfußblätter und Köpfe in Milch und Waſſer, legt etwas davon in die Spalten des Hufes, und rings um den ganzen Fuß, bindet es feſt, und läßt das Thier in Ruhe. Wenn der Zufall ſchlimmer iſt, und ſich wirkliche Geſchwüre zwiſchen den Hufen geſetzt haben, ſo muß man dieſelben auf vorgedachte Art reinigen, und alsdann mit Königsſalbe (Ungu. baſilic.) beſchmiertes Werrig zwiſchen die Spalten und um den Huf legen. Dieſes kann man alle Tage wiederholen, bis die Cur vollendet iſt.

Es giebt auch eine beſondere, nicht tödtliche, Maul- und Fußkrankheit unter dem Rindviehe, mit ſtarkem Hinken, , wovon Hr. D. Glaſer, bey ſeiner Abh. von der Knotenkrankheit, Lpz. 1780, gr. 8. S. 131, fgg. Nachricht ertheilt. Diejenigen Stücke Rindvieh, welche mit dieſer Krankheit befallen werden, laſſen vorher nichts kränkliches an ſich merken, freſſen und ſaufen, wie vorher, ordentlich; die Kühe geben ihre Milch, und die Ochſen verrichten ihre Arbeit; ſchnell und unverſehens aber fangen ſie an zu hinken, und bekommen an den Füßen, zwiſchen den Klauen, helle und ziemlich große Waſſerblaſen, davon die meiſten an den Füßen die Größe der wälſchen Erbſen haben, jedoch auch viele ſo groß, wie Haſelnüſſe, ſind. Dieſe Blaſen entſtehen bey vielen Stücken Rindvieh an allen vier Füßen, doch nur ſelten an allen vieren zugleich, ſondern gemeiniglich an einem Fuße um den andern, oder etwan an zween Füßen zugleich; und wenn dieſe halb oder völlig wieder heil geworden ſind, ſo kommen alsdann erſt an den andern Füßen auch noch Blaſen zum Vorſchein; jedoch bekömmt manches Stück Vieh ſolche Blaſen auch nur an einem oder zween Füßen, und die übrigen Füße bleiben davon verſchont. Gemeiniglich fangen die mit ſolcher Krankheit befallenen Stück Rindvieh dabey auch zugleich an, mehr oder weniger aus dem Maule zu geifern, nachdem nämlich dieſe Krankheit

sie stärker oder schwächer anfällt; und diese kranken Stücke Vieh bekommen sofort auch im Maule, an und neben dem Zahnfleische, und am Gaumen, auch wohl auf der Zunge, ziemlich große Blasen von der Größe wälscher Erbsen und Haselnüsse, deren viele aber auch weit größer, und manche länglich, und diese wohl einen halben, ja fast einen ganzen Zoll lang, oder einer wälschen Nuß groß, und ebenfalls, wie die zwischen den Klauen, mit einem hellen Wasser angefüllet sind. Wenn das Maul stark mit Blasen besetzt ist, so kann das Vieh deswegen nicht gut fressen, ob es gleich einen guten Appetit hat. Bey einigen Stücken Vieh, welche mit dieser Krankheit stark behaftet sind, schälet sich nach einigen Tagen die Haut wohl gar von der Zunge und dem Gaumen, und alsdann kann das Vieh, wegen des wund gewordenen Maules, in 2 bis 5 Tagen fast gar nichts fressen.

Diese Krankheit fällt nicht allein die auf der Weide gehenden Kühe und junge Rinder, sondern auch die Schieb- und Zugochsen der Ackerleute, ja auch das Mastvieh und die Kälber, in den Ställen, an. Sie herrscht gemeiniglich etliche Wochen lang, und läßt wieder von selbst nach. Sie wird in der Oberlausitz die Klauenseuche genannt.

Man giebt mancherley Ursachen zur Entstehung dieser Viehkrankheit an, davon aber wohl die meisten keinen Grund haben. Einige haben dabey vornämlich einen Verdacht auf einen gefallenen schädlichen Mehl- oder Honigthau, und glauben, daß das Vieh zu früh, ehe solcher auf das Gras gefallene schädliche Thau von der Sonne und Luft weggelecket worden, auf die Weide getrieben worden sey, da dann das Vieh, da es in dem vom Thau noch nassen Grase herum gegangen, den schädlichen Thau nicht nur an seine Füße, sondern auch, da es denselben abgelecket oder auch mit dem Grase eingefressen, in die Mäuler bekommen habe,

davon sodann die Blasen in den Mäulern und an den Füßen verursachet worden wären. Diese Ursache hat zwar einigen Schein der Wahrheit, verliert aber durch Betrachtung folgender Umstände ihr Ansehen. 1 Wenn die bösen Mäuler bey dem Rindviehe von einem aufgeleckten schädlichen Thau entstünden, so müßte davon auch der Magenschlund; nebst den vier Magen selbst und den Gedärmen angegriffen, und darin ebenfalls Blasen und ruhrhafte Durchfälle verursachet, die Verdauung des genossenen Futters gestöret, und mithin bey den Kühen die Erzeugung der Milch verhindert, und das Rindvieh sehr krank werden, und das Vieh große Hitze, starken Durst und einen Eckel vor dem Futter bekommen. Alles dieses aber nimmt man bey dieser Krankheit nicht wahr, sondern das Vieh behält gemeiniglich dabey Appetit zum Fressen; im Maule spüret man zwar einige widernatürliche Hitze, aber man merkt doch sonst keine große Hitze an oder in ihm, und die meisten also krank gewordenen Kühe nehmen an der Milch eben nicht merklich ab; nur an einigen merkt man, einige Tage lang, oder so lange sie, wegen des bösen Maules, nicht, wie sonst, ordentlich und gut fressen können, einige Verminderung der Milch. Hienächst hat 2) die Erfahrung gelehrt, daß auch in den Ställen theils ganz allein stehen gebliebenes, und theils bey anderm Viehe damals gestandenes, aber nicht auf die Weide mit ausgetriebenes Mastvieh, und die noch nicht aus den Ställen gekommenen Kälber doch ebenfalls mit solcher Krankheit befallen worden sind; ja einige Stücke Mastvieh in den Ställen noch eher, als dasjenige Vieh, welches täglich auf die Weide getrieben wird. Wollte man aber vermuthen, daß etwa die Viehmägde ganz Früh Morgens Klee oder Gras, an welchem noch ein schädlicher Honig- oder Mehlthau gehangen, für das Mastvieh eingetragen, und das Vieh den Thau mit eingefressen, und ein böses Maul

davon bekommen habe: so wäre es doch nicht wahrscheinlich, daß bey solchem Vieh auch die bösen Füße von der Berührung des Thaues hergekommen seyn könnten; denn man streuet ja das Gras oder den Klee nicht unter das Mastvieh, daß es darauf zu stehen komme. Auch ist dabey merkwürdig, daß das Vieh nicht an allen vier Füßen zugleich Blasen bekömmt, und an allen vieren zugleich hinkt, sondern gemeiniglich erstlich nur an einem oder zween, und nach einem oder etlichen Tagen auch an den übrigen Füßen; ja, es werden bey vielen Stücken Vieh nur 1 oder 2 Füße angegriffen, an welchen sie zwischen den Klauen Wasserblasen bekommen, und an solchen Füßen sehr hinken, da hingegen die andern Füße davon verschont bleiben.

Nach Anderer Vermuthung entsteht diese Krankheit daher, daß das Vieh auf schädlicher Streu in den Ställen stände. Allein, wenn man erwäget, daß, wie die Erfahrung lehrt, in einem Stalle etliche Stücke Rindvieh, neben einander, auf einerley Streu stehen, und von solchen Stücken Vieh doch nur eines oder zwey diese Krankheit bekommen, die übrigen dabey stehenden aber verschont bleiben, so fällt der Verdacht, wegen schädlicher Streu, ebenfalls weg.

Noch Andere behaupten, daß das Gehen des Rindviehes auf den Straßen und der Weide, in heißem Sande, bey lange anhaltender heißer und trockner Witterung, diese Krankheit verursachet. Allein, es grassirt dieselbe auch an den bey Waldgebirgen liegenden Orten, wo kein sandiger, sondern bergartiger oder mineralischer und fester Boden ist. Es müßte ja auch, wenn diese Krankheit vom Gehen in heißem Sande herrührte, dieselbe in Asien, Afrika und andern heissern Erdstrichen, gewöhnlicher, als in Europa, seyn, wovon aber nichts bekannt ist.

Wieder Andere stehen in der Meinung, das Vieh habe im nächst vorhergegangenen Winter von der star-

ken

ken Kälte Schaden an seinen Füßen gelitten, davon hernach im Sommer oder Herbste die Blasen an den Füßen entstanden wären, und das Hinken erfolgt sey. Allein, nach dem Berichte in den Fränkischen Samml. im 1. Bande, S. 382, f. hat diese Krankheit, im J. 1755, in Franken, Schwaben, und an mehrern Orten, außer dem Rindvieh auch Schafe und Schweine, ja sogar auch manches Geflügel angegriffen, und sogar diejenigen, die erstlich im Frühlinge ausgebrütet worden waren, und also keine Winterkälte vorher erlitten hatten.

Im 1. B. der Fränk. Samml. S. 385, 386 und 393, hat man das Ackerkleegras im Verdacht, womit das Vieh überfüttert worden sey. Allein, man weiß ja aus vielfältiger Erfahrung, daß vieles Rindvieh mit Klee gemästet, auch oft manches Stück Vieh damit überfüttert und sonst davon krank wird, aber doch eben nicht davon Blasen im Maule und an den Füßen bekömmt, und hinkend wird.

Einige gelehrte Naturforscher und Aerzte halten diese Krankheit für ein Catarrhalfieber, welches aus Verdickung der Lymphe in den Drüsen des Rachens und der äußersten Füße entstehe, und geben als die entfernten Ursachen davon an, daß das Vieh von der Sonnenhitze überhaupt, und von der Hitze des Erdbodens, so wie vom Fraße in dem Maule insbesondere erhitzet und gleichsam ausgetrocknet worden, oder daß das Vieh, aus warmen Ställen kommend, in das nasse, kalte oder gar bereifte Gras gegangen sey, und gefressen habe, da beydes im Stande sey, die Theile, welche vorzüglich die Hitze oder Kälte empfinden, d. i. Maul und Füße, zu entzünden. Welchem Viehe aber könne der erhitzte Boden nachtheiliger werden, als den Zug- oder Schiebochsen, die den ganzen Tag in den Fahrwegen gehen, welche hart, mit erhitztem Staube bedeckt, und mithin vorzüglich geschickt wären, die Füße un-

mittelbar über dem Hufe zu erhitzen? Das Vieh bekomme vielmal in halben Tagen nichts zu saufen, der Staub dringe in die Nasenlöcher und in das Maul, und trockne vollends die noch übrigen wenigen Feuchtigkeiten aus. Das Vieh fresse auch Gras, welches mit Staube bedeckt ist. Alles dieses trage zu Entzündungen bey. Allein, wäre bey solchem kranken Vieh eine Entzündung, so würde man große Hitze und starken Durst an ihm wahrnehmen, das Vieh würde den Appetit zum Fressen verlieren, auch schlecht oder fast gar nicht verdauen, und mithin würde es wenig oder fast gar keine Milch geben; welches alles aber sich doch anders verhält. Und da man aus Erfahrung weiß, daß auch das in den Ställen allein und ruhig stehende Mastvieh, und auch die noch nicht aus dem Stalle gekommenen Kälber ebenfalls mit solcher Krankheit befallen worden sind: so passet die obige Erklärung der angegebenen Ursachen dieser Krankheit auf das in den Ställen ruhig stehende Mastvieh und die Kälber gar schlecht. Da man überdies aus genauer Wahrnehmung weiß, daß das Rindvieh gemeiniglich nur durch die Nasenlöcher, nicht aber durch das Maul, als welches verschlossen bleibt, den Athem einzieht, und man doch nicht gewahr wird, daß das Rindvieh von eingezogenem Staube, in den Nasenlöchern und in der Lunge, sondern nur im Maule und an den Füßen die Blesen bekömmt: so ist auch diese Ursache, in Ansehung des eingezogenen Staubes ungegründet.

Aller Vermuthung nach ist hauptsächlich eine besonders dazu beförderliche Witterung an dieser Krankheit Schuld, und giebt die Hauptursache dazu ab, da bey solcher Witterung manche Kräuter, Gräser und Schwämme in größerer Menge, als in andern Jahren, bey anderer Witterung wachsen, deren vieler Genuß dann bey dem Viehe zur Entstehung dieser Krankheit beyträgt. Am meisten aber wirkt wohl zur Er-

zeu-

zeugung dieser Krankheit, die bey solchen kühlen oder warmen, feuchten oder trockenen, verschiedentlich abwechselnden Witterung mit gewissen Dünsten, die besonders an und in des Rindviehes Körpern schädlich sind, geschwängerte Luft.

Wenn künftighin wieder Jahre kommen, da im Sommer und Herbste lange anhaltende Hitze ist, und die Witterung sonst auch derjenigen wieder ähnlich ist, bey welcher ehedem diese Viehkrankheit sich eingefunden hat, und man also befürchten muß, daß diese Krankheit abermal entstehen möchte, oder sie sich wirklich schon zu äußern anfängt: so wird nüzlich seyn, daß man zur Verhütung der Ausbreitung dieser Krankheit, zu der Zeit, dem noch gesunden Rindviehe unter sein Getränk täglich von aufgelöseten Leinkuchen, oder Leinmehl, etwa 1 Hand voll, mische, oder auch Wasser, mit welchem Leinsamen abgekocht worden ist, darunter rühre, auch zuweilen ½ Loth Salpeter in solchem Getränke auflöse, und dieses dem Viehe des Morgens oder Abends zu saufen gebe. Allenfalls kann man auch 1 Loth oder mehr Honig, oder Kleyen, gute frische Träber, oder Mehl von Samenfrüchten, und etwas Küchensalz, darunter mischen. Wollte etwa das noch gesunde Vieh solches Getränk nicht nehmen, so müßte man, zu solcher Zeit ihm des Morgens, vor dem Austreiben, 1 bis 2 Pfund abgekochtes Leinsamenwasser, in welchem ½ Loth Salpeter vorher aufgelöset worden ist, einschütten. Dem nicht trächtigen Viehe kann man zuweilen auch des Morgens etwas Knoblauch eingeben. Das Maul des Viehes muß man des Morgens und Abends, vor dem Eingeben, mit einem dienlichen Wasser, vermittelst eines leinenen oder wollenen Lappens, auswaschen. Hiezu nimmt man etwa 2 Pfund gemeines Wasser, in welchem man ½ Loth Salpeter, und 1 bis 2 Loth Küchensalz auflöset, und 6 bis 8 Loth Weinstein, auch allenfalls 1 Loth Honig darunter

unter mischet. Wo Gelegenheit dazu vorhanden ist, mag man auch zu Verhütung dieser Krankheit, das noch gesunde Vieh des Tages ein oder etlichemal in stillstehendes oder doch langsam sich bewegendes Wasser, (dergleichen die Teiche sind,) welches mehr oder weniger lau geworden ist, treiben, und etwas lange darin stehen lassen. Hat man aber keine Gelegenheit, das Vieh in Teiche oder andere Wasserbehälter zu treiben: so wird es doch gut seyn, wenn man die Ochsen und das andere Rindvieh, welches nicht mit auf die Weide getrieben wird, täglich ein oder etlichemal mit etwas laulichem Wasser, und vornämlich auch dessen Füße wohl begießt, auch dasselbe striegelt, oder mit einer etwas hart angreifenden Bürste wohl bürstet. Eben dieses Begießen, und Striegeln oder Bürsten, muß an dem ausgetriebenem Viehe, wenigstens des Abends, wenn es von der Weide heimgekommen ist, geschehen. Man thut auch wohl, wenn man das Vieh zu solcher Zeit, so viel es füglich geschehen kann, von staubiger und erhitzter Weide abhält, und es entweder in waldige kühle Triften auf die Weide bringt, oder lieber, bey dieser grassirenden Krankheit, gar zu Hause läßt, und es in den Ställen füttert, und in diesen täglich ein oder zweymal mit Wachholderbeeren behutsam räuchert, oder, welches noch besser ist, einen sauern Essigdampf machet.

Als diese Krankheit im J. 1778 in Suhla grassirte, verfuhr man bey dem kranken Viehe, mit gutem Nutzen folgendermaßen. Die Viehärzte und Hirten nahmen ein länglich geschnittenes leinenes oder wollenes Tüchlein, dreheten es zu einer Schnur zusammen, tauchten dasselbe in starkes Salzwasser ein, und zogen solches nasse Tüchlein zwischen die Klauen des Viehes, wo die hellen Wasserblasen saßen, hin- und her, und rieben also damit die Blasen auf. Mit eben solchem nassen Tüchlein rieben sie auch das Maul, und zerdrück-

ten

ten die Blasen in demselben. Solches Auswaschen mit starkem Salzwasser wurde bey manchem Stück Vieh, zumal wenn etwa noch mehr Blasen im Maule oder zwischen den Klauen wieder entstanden waren, etliche Tage lang wiederholet. Viele unvermögende Leute brauchten bey ihrem mit dieser Krankheit nicht sehr behafteten Viehe weiter nichts, und dasselbe wurde binnen 5 bis 8 Tagen wieder gesund. Bey andern Stücken Vieh aber, welche von dieser Krankheit stärker angegriffen waren, brauchte man zwar auch Salzwasser zum Auswaschen, es wurde aber allemal, nach dem Auswaschen, das Maul und die Füße, wo die Blasen aufgerieben worden waren, zur Heilung, Theer, oder, welches noch lindernder und heilender war, gelbes Wagenschmier (welches von den Seilern aus gelbem Peche und Leinöhl zum Verkaufe gemacht wird,) eingestrichen. Nachdem aber kein Theer mehr, wegen dessen häufigen Gebrauches und Abganges, damals zu bekommen, auch eben deswegen das Wagenschmier selten geworden war, brauchte man, zum Einschmieren Honig mit gutem Nutzen; in dessen Ermanglung einige das Maul des Viehes nur mit Wasser, in welchem Zucker aufgelöset war, auswüschen. Innerlich wurde fast gar nichts eingegeben. Das Vieh, welches nicht gar sehr krank war, blieb ziemlichermaßen bey seinem gewöhnlichen Fressen; und man merkte bey vielen Kühen gar keine Verminderung ihrer Milch, bey andern aber nur ein Paar Tage lang, wenn nämlich das Vieh, wegen des schmerzhaften Maules, weniger als sonst fraß. Bey demjenigen Vieh hingegen, welches von der Krankheit hart angegriffen wurde, dessen Zunge sich nach einigen Tagen wohl gar abschälte, weshalb dasselbe fast gar nichts, wenigstens nichts hartes, fressen konnte, würde, wie leicht zu erachten ist, auch ein starker Abgang der Milch, wenigstens so lange, bis sie wieder gut fressen konnten, gespüret. Diesem Vieh, wel-

welches wegen der abgeschälten, und mithin sehr empfindlich gewordenen Zunge und des wunden Maules, gar nichts trocknes und hartes fressen konnte, wusch man alsdann das Maul erstlich mit Wasser, worunter man etwas Saffran mischte, aus, und bestrich es hernach des Tages 2 oder 3 mal mit einer aus Theer (oder gelbem Wagenschmier) und Weitzenmehl bestehenden Salbe, und gab ihm täglich, nebst einem guten Saufen, eine Schnitte mit Wasser wohl durchweichtes Brod zu fressen. Konnte es aber auch solches weiche Brod nicht genießen, so mußte man es etliche Tage lang, oder so lange, bis die Wundigkeit des Maules wieder vergangen war, nur mit einem guten warmen und nahrhaften Getränke erhalten, worunter man Schrot von Samenfrüchten, Kleyen, Leinmehl, oder auch eine oder ein Paar Handvoll Korn- oder Weitzenmehl, auch wohl Milch (saure oder süße, oder auch Buttermilch, was man davon vorräthig hatte,) mischte, und dem Viehe dergleichen Saufen täglich 3 mal geben. Wenn es wieder anfieng fressen zu lernen, gab man ihm Anfangs nur Gartensalatblätter, Melde, oder zerstampftes Gras so lange dabey zu fressen, bis es, wenn das wunde Maul heil geworden war, wieder auch weiches Gras, Grummet und endlich auch wieder hartes Heu genießen konnte. Wenn man bey dem Vieh etwan innerliche Hitze merkte, welches doch nur selten geschah, so gab man ihm, ein oder etlichemal, unter gedachtes Saufen $\frac{1}{2}$ bis 1 Loth Salpeter; auch wurde demselben, wenn die Hitze sehr stark war, die Lungenader geschlagen. Bey etlichen mit der Maul- und Fußkrankheit befallenen Kühen ist auch das Euter geschwollen. Gegen diese Utergeschwulst hat Branntwein oder Weinessig, mit Butter vermischt und äußerlich angestrichen, zur Vertheilung guten Nuzen geleistet. Bey einigen Kühen hat sich zu dem Euter auch einige Wundigkeit beygesellet, wo-

gegen sich in Wasser aufgelöseterr Traganth, äußerlich angestrichen, zum Trocknen und Heilen nüzlich erwiesen hat. Sonst lassen sich auch, zum Lindern und Heilen, Oehle dagegen gebrauchen, als: frisch ausgepreßtes Leinöhl, Königskerzenöhl, oder Johannisöhl.

Wenn sich bey solchem Vieh eine harte Geschwulst an einem Fuße einfindet, so muß man erweichende warme Umschläge darauf legen, damit sich dieselbe vertheile, oder, weil solches selten geschieht, bald vereitere und weich werde, und das Geschwür, damit es nicht weit um sich fresse, bald geöffnet, gereiniget und gehörig geheilet werden könne. Die Umschläge kann man von Pappelkraut, gemeinen Kamillen- und Hohlunderblumen, Rockenkleyen, Leinmehl, oder zerstoßenem Lein- und Bockshornsamen, machen, wenn man diese Dinge mit Wasser zu einem Brey kochet, auch wohl hernach noch Leinöhl darunter mischet, damit der Brey nicht zu bald hart werde; welchen, auf ein leinenes Tüchlein etwas dick gestrichenen Brey man hernach über den geschwollenen Fuß warm überbindet, und wenn solcher Ueberschlag kalt und hart werden will, alsdann zu wiederholtenmalen warmen und weichen so lange überschlägt, bis die harte Geschwulst, zum öffnen, genug erweicht ist. Die alsdann geöffnete Geschwulst kann man, zur Beförderung der Reinigung und Heilung des Geschwüres, äußerlich mit einer aus Theer oder Wagenschmier und weißem Stärkmehl bestehenden Salbe behandeln, und davon auf ein leinenes Tüchlein streichen, oder auf Carpie thun, und es in und auf das Geschwür legen, auch es, bis zur erfolgten Heilung, täglich ein paarmal erneuern. Anstatt dieser Theersalbe, kann man sich auch einer Digestivsalbe, die man in den Apotheken bekömmt, bedienen.

Hinken der Schafe. Wenn die Schafe, wegen Erweichung ihres Hornes, weil sie lange im Miste ge-

stan-

ſtanden haben, zu hinken anfangen, oder ſonſt nicht wohl gehen können, ſo muß man ihnen das Horn an der Spitze, wo es am meiſten verdorben iſt, abſchneiden, und ungelöſchten Kalk darüber ſchlagen, ſo lange bis das Horn wieder ſtark und hart geworden iſt.

Hinnulus, ſ. Hirſch-Kalb.

Hinſch, Hindſch, Hintſch. 1. Eine im g. L. übliche Benennung des ſchweren Athems, der Engbrüſtigkeit, des Keichens, beſonders bey dem Rindvieh, wovon ich im Art. Dampf, Th. VIII. S. 732 735, gehandelt habe. Es ſcheint eine Nachahmung des keichenden Lautes zu ſeyn.

2. Eine Pflanze, welche eine Art des Nachtſchattens iſt, und wider Engbrüſtigkeit mit Nutzen gebraucht wird, Hinſchkraut, Solanum Dulcamara *Linn.*; ſiehe Nacht-Schatten.

Hinſtreichen. 1. Als ein Activum, im Streichen von dem Redenden entfernen, im Gegenſatze des herſtreichen.

2. Als ein Neutrum, ſich ſtrichweiſe oder ſtreichend weg begeben; beſonders von den Zugvögeln, im Gegenſatze des Herſtreichens oder Wiederſtreichens. Daher der Hinſtrich, die Entfernung der Streichvögel, der Rückſtrich, im Gegenſatze des Herzuges, Herſtriches, Wiederzuges oder Wiederſtriches.

Hinter-Backe, ſ. im Art. Hintere.

Hinter-Bein, das hintere Bein eines vierfüßigen Thieres, im Gegenſatze des Vorderbeines. Auf die Hinterbeine treten, figürlich im g. L., ſeinen Vorſatz ändern, im Oberd. ſich auf die Hinterbeine ſetzen.

Hinter-Fährte, bey den Jägern, 1. diejenige Fährte, welche ein Hirſch oder Thier bereits gemacht hat, welche es hinter ſich, im Rücken, hat; die Wiederfährte, Nachfährte, Rückfährte. 2. Die Fährte, welche ein Wild mit den Hinterfüßen macht. 3. Die Fährte, welche das Thier macht, wenn es an einen Ort hin-

hingeht, zum Unterschiede von der Rückfährte, welche es macht, wenn es von einem Orte herkömmt.

Hinter-Fleck, im g. L. und bey den Schustern, ein Fleck, d i. Flicken, unter dem Absatze des Schuhes; Niederf. Achterflicken.

Hinter-Fuß, der hintere Fuß eines vierfüßigen Thieres; im Gegensatze der Vorderfüße; Niederf. Achterpote.

An den Menschen wird der hintere Theil des äussersten Fußes, der Theil um die Ferse, der Hinterfuß genannt, dagegen bey manchen Zergliederern der Plattfuß, Metatarsus, diesen Namen führt.

Hinter-Gang, bey den Jägern, der Gang eines Thieres aus dem Walde zu Felde; der Ausgang.

Im Oberdeutschen ist der Hintergang, oder Anlaß, ein gütlicher Vergleich zwischen zwey streitenden Parteyen; ein Compromiß.

Hinter-Gebirge, im Bergbaue, der hintere Theil eines Gebirges, im Gegensatze des Vordergebirges; imgl. ein Gebirge, welches einen hintern Theil hat, d. i. welches auf der andern Seite wieder fällt, wenn es sich auf der einen erhebet; s. Th. XVI, S. 548.

Hinter-Gehäse, s. Th. XVI, S. 629.

Hinter-Geschirr, das hintere Geschirr; besonders an den Pferdegeschirren, derjenige Theil, welcher um den Hintern der Pferde kömmt, im Gegensatze des Vordergeschirres.

Hinter-Geschühe, s. Hinter-Leder.

Hinter-Grund, in der Malerey, Fr. Champ, Derriere d'un tableau, das Hintere eines Gemäldes, worauf alles gemalt ist, und wovon es doch abgesondert scheinen muß; im Gegensatze des Vordergrundes.

Hinter-Halt. 1. In der Chymie, dasjenige Silber, welches das Scheidewasser bey dem Golde hinter oder zurück läßt, der Hinterhalt von dem Scheidewasser.

2. Der-

2. Derjenige Ort, hinter welchen man etwas versteckt hält, und auf etwas lauert: besonders im Kriege. Im Hinterhalt liegen, versteckt liegen und auf etwas lauern. Truppen in den Hinterhalt stellen. Sich in den Hinterhalt legen. Niederf. Hinterholt, welches aber auch Zurückhaltung, Abhaltung bedeutet.

3. Die auf solche Art verborgenen Personen, besonders im Kriege, die dazu versteckten Personen. Einen Hinterhalt bestellen, Jos. 8, 2. Einen Hinterhalt machen, Richter 9, 32.

4. Einige Neuere haben auch das Corps de Reserve bey dem Kriegesheere den Hinterhalt nennen wollen, welches aber um der bereits allgemeinern vorigen Bedeutung willen nicht anzurathen ist.

Hinter-Lage, welches im Oberdeutschen am bekanntesten ist, ein hinterlegtes, d. i. in Verwahrung gegebenes Gut, ein Depositum zu bezeichen. Siehe Hinterlegen.

Hinterlaß, (der) bey den Jägern, derjenige Umstand an dem Gange eines Hirsches, wenn er mit dem hintern Fuße nicht bis an den vordern Tritt reicht, sondern mit demselben hinter, d. i. zurück bleibt, welches ein Zeichen seiner Feiste ist, und auch das Zurückbleiben genannt wird. Denn, je erfüllter der Hirsch wird, desto kürzer wird ihm die Hauptflechse (welche in der Keule herunter in die Schalen geht,) durch die Vollkommenheit der Keulen; daher er mit dem hintern Fusse nicht genug in den vordersten Tritt vorschreiten kann, und also eine Hand breit zurück bleibt. Je weiter die Erfüllung, desto älter und besser ist der Hirsch. Siehe auch Erfüllung, Th. XI, S. 341.

Hinterlassen. (den Ton auf der dritten Sylbe) 1. Ein Neutrum, wo es aber nur bey den Jägern üblich ist, wo der Hirsch hinterlässet, wenn er im Treten die Vorderfüße mit den hintern nicht erreichen kann. Siehe den vorhergeh. Artikel.

2. Ein

2. Ein Activum, zurücklassen, von Dingen, welche man nicht mitnehmen kann, oder will. Seinem Freunde ein Andenken hinterlassen, vor seiner Abreise. Einen Befehl hinterlassen, ihn vor seiner Abreise geben, im g. L. auch verlassen. Er hat es so hinterlassen, vor seiner Abreise, vor seinem Weggange so geordnet. In engerer Bedeutung, bey seinem Tode auf der Welt lassen; im g. L. gleichfalls verlassen. Viel Vermögen hinterlassen. Er hat seinen Kindern nichts hinterlassen. Die Hinterlassenen, welche ein Verstorbener auf der Welt zurücklässet, besonders dessen nächste Verwandte, die Hinterbliebenen. Im Oberdeutschen wird es in noch mehrern Fällen für zurück lassen gebraucht, wovon die im Hochdeutschen noch üblichen nur einige Ueberbleibsel zu seyn scheinen.

Hinterlassenschaft, zeitliches Vermögen, welches ein Verstorbener auf der Welt zurück lässet; die Verlassenschaft.

Hinterlastig, in der Schifffahrt. Das Schiff ist hinterlastig, wenn es hinten zu sehr beladen ist; im Gegensatze des Vorlastig.

Hinter-Lauf, bey den Jägern, der Hinterfuß eines Hirsches und Thieres; im Gegensatze des Vorderlaufes. Siehe Lauf.

Hinter-Leder, das am hintern Theil eines Dinges befindliche Leder, im Gegensatze des Vorderleders. Bey den Schuhen wird derjenige Theil des ledernen Schuhes, welcher die Ferse umgiebt, das Hinterleder genannt, im Gegensatze des Oberleders. Im Oberdeutschen heißt es das Hintergeschühe; Niederf. Hackenleder, von Hacke, die Ferse.

Hinterlegen, (den Ton auf der dritten Sylbe) eigentlich zurück legen, doch nur noch in engerer Bedeutung, bey Jemanden verwahrlich niederlegen, ihm in Verwahrung geben, deponiren, niederlegen, in welcher

Bedeutung es im Oberdeutschen am üblichsten ist, wo ein hinterlegtes Gut oder eine Hinterlage, ein Depositum, und der Hinterleger, die hinterlegende Person, Depositor, ist. Siehe Th. IX, S. 99, fgg.

Hinter-Mann, im g. L. der hinterste Mann der Ordnung nach, unter mehrern; im Gegensatze des Vormannes oder Vordermannes. In der Schifffahrt wird auch ein Beyständer, oder ein Schiff, welches dem Flaggenschiffe, hinten zum Beystande gegeben wird, dessen Hintermann genannt.

Hinter-Pfanne, in den Salzwerken, eine Benennung der Gradierpfanne, weil sie sich hinter der Siedepfanne befindet.

Hinter-Quartier, bey den Schustern, die Hälfte desjenigen Theiles des Schuhes, welcher die Ferse umgiebt; siehe Hinter-Leder.

Hinter-Rast, s. Rast.

Hinter-Sättler, s. den folgenden Artikel.

Hinter-Saß, von dem veralteten Worte Saß, ein Besitzer, Einwohner.

1. Ein Nachkomme, Nachkömmling; eine im Hochdeutschen ungewöhnliche Bedeutung.

2. Ein jeder Unterthan oder Vasall, eine gleichfalls ungewöhnlich gewordene Bedeutung, welche noch zuweilen in der höhern Schreibart gebraucht wird.

3. In engerm Verstande werden diejenigen Bauern, welche so wenig Acker besitzen, daß sie kein Zugvieh darauf halten können, und daher nur zu Handdiensten verpflichtet sind, Hintersassen, Hintersässer, Hintersiedler oder Hintersättler genannt. An andern Orten heißen sie Rothsassen, Rossaten, Röthener, Kleinbauern, Beysassen u. s. f. Daher das Hintersassengut, oder Hintersässergut, das Gut eines solchen Hintersassen.

4. An andern Orten führen die Schutzverwandten, welche gar keine liegende Gründe besitzen, den Namen der Hintersassen oder Beysassen. Siehe Saß.

Hin-

Hinter-Siedler, s. im vorhergeh. Artikel.

Hinter-spätig, hinterspädig, bey den Tuchscherern, ungleich von Haaren der Länge nach, denjenigen Fehler zu bezeichnen, wo das Tuch ungleich geschoren ist, folglich die Haare an einigen Stellen länger sind, als an andern. Es geschieht solches, wenn der Scheertisch nicht so gleich und eben ist, wie er seyn soll, sondern Gruben hat, in welche alsdann das Tuch hinein weicht, und sich der Scheere entzieht.

Nach dem Frisch gehört die letzte Hälfte dieses Wortes zu Spieß, Spitze, Nieders. Spet. Aber was bedeutet alsdann hier hinter?

Hinter-Span, in den Salzhütten; s. Span.

Hinter-Staude, auf den Papiermühlen, die gespaltene Pfoste, in welcher das Hintertheil der Schwinge vermittelst eines Bolzens beweglich ist. S. Staude.

Hinter-Steven, s. Steven.

Hinter-Studel, s. Studel.

Hinter-Verdeck, s. Verdeck.

Hinter-Zange, bey den Tischlern, die zweyte hölzerne Schraube an einer Hobelbank; im Gegensatze der Vorderzange.

Hintere, (der) in der anständigen Sprechart, der hintere Theil des menschlichen Körpers in der Gegend des Mastdarmes; das Gesäß, weil man zugleich darauf sitzet, im g. L. der Arsch, der Steiß, der Bürzel, in den niedrigen Sprecharten das Hinter-Castell, Nieders. das Gat, Lat. Anus, Podex, Sedes, Posteriora, Infernum, Fr. le Derriere, Cul oder Cu. Jemanden den Hintern zukehren.

Im weitläuftigen und allgemeinen Verstande versteht man unter dem Hintern den ganzen hintersten, untersten und letzten Theil des Stammes am Körper, welcher sowohl aus festen harten Theilen, aus dem Gesäßknochen, Steiß- oder Schwanzbeine (Os coccygis,) und den beyden untersten großen Hervorragungen bey-

der Hüftknochen, als auch aus darüber liegenden festen und weichern Theilen, nämlich aus Muskeln und Fleischschichten, aus sehnigen Häuten, Fett, Nerven und Gefäßen, und den allgemeinen Decken besteht, und worauf sich bey dem Menschen im Sitzen die ganze Last des obern Körpers stützet. Nicht nur die Stellung und Zusammenfügung dieses Knochen, sondern auch die schichtenweise über und auf einander liegenden vielen und grossen Muskeln, nebst dem Fette, machen, daß auf beyden Seiten zwo gewölbte große Erhöhungen, welche gleichsam ein Paar erhabene Polster vorstellen, und welche man deswegen die Hinterbacken, in den niedrigen Sprecharten die Arschbacken, Niederf. Eersbellen, Bellen, Afterpellen, Achterbacken, Achterbellen, L. Nates, Fr. Fesse, nennt. Kein vierfüßiges Thier hat Hinterbacken; was man dafür ansieht, sind ihre Dickbeine (Schenkel, Lenden.) Nur der Mensch hält sich in einer aufrechten Stellung; und auf diese Stellung der untern Theile bezieht sich die Erhöhung, welche die Hinterbacken machen. Sie neigen sich beyde in der Mitte am Gesäßknochen einwärts, laufen schief zu, und bilden daselbst eine Vertiefung oder Höhle, welche sich endlich zunächst am Mastdarme verliert. Und eben dieses ist es, was man im engern Verstande unter dem Hintern begreift, nämlich die letzte Endigung des Mastdarmes selbst, welche in einer dicht zusammen gefalteten Oeffnung besteht, und mit verschiedenen Muskeln versehen ist, die um den untersten Rand desselben rings herum ansitzen, und die Oeffnung selbst, nach Beschaffenheit der Umstände, bald auf- bald zuschließen.

Hintsch, s. Hinsch.

Hinweg, (der) (mit einem gelinden g, und den Ton auf der ersten Sylbe) der Weg, d. i. der Gang, die Reise nach einem Orte hin, im Gegensatze des Herweges, doch nur im g. L. Jemanden den Hinweg und den Herweg bezahlen.

Hiobs-Thräne, eine Gattung indianischer, dem türkischen Weizen sehr ähnlicher, noch mehr aber den Gräsern sich nähernder, Pflanzen mit halb getrennten Geschlechtern und drey Staubwegen, deren Samen einer Thräne oder einem Tropfen gleichen; Thränengras, Coix *Linn.* Lacryma Jobi *Tourn.* Fr. Larme de Job. Es giebt zwo Arten davon:

1. Hiobsthräne mit eyrunden Samen, Coix, Lacryma Jobi seminibus ovatis *Linn.* Nach C. Bauhin's Vermuthung hat sie schon **Theophrast** unter dem Namen Coix beschrieben, und **Dioscorides** und **Plinius** Lithospermum arundinaceum genannt. Sonst kömmt sie bey den meisten ältern Schriftstellern unter dem Namen Lacryma Jobi vor; bey **Cäsalpin** heißt sie Lacryma vulgo; bey **Tragus** und **Gesner**, Lacryma Christi; bey diesem auch Lithospermum majus; oft noch mit dem Beynamen frutticosum; bey **Lacuna**, Lithospermum primum, und **Daléchamp** setzt noch das Beywort arundinaceum hinzu; bey **Gesner** heißt sie auch anderswo: Arundo lithospermos; bey J. **Bauhin**: Milium arundinaceum, und **Hermann** setzt noch hinzu: semine lithospermi facie, maximo, durissimo. **Rumph** beschreibt sie unter dem Namen Ova piscium. Sie wächst in beyden Indien, und auf den Inseln des Archipelagus wild. Sie hat eine dicke, faserige Wurzel, aus welcher 2 oder 3 knotige Stängel, ungefähr 2 Fuß hoch, hervor wachsen. An jedem Knoten befinden sich lange, schmale und den Rohrblättern ähnliche Blätter. Unten an demselben stehen die Blumen in Rispen, an kurzen Stielen. Diese Rispen sind nur männliche Blumen, und unter ihnen befinden sich eine oder zwo weibliche. Die männlichen Blumen verwelken bald, nachdem sie ihren Samenstaub abgeschüttelt haben; der Fruchtkeim der weiblichen Blumen aber schwillt zu einem weißen oder aschgrauen, glatten, harten und glänzenden Samen auf, welcher einer Thräne

oder großen Perle ähnlich ist. Die Pflanze wird in Spanien und in Portugal häufig angebauet, wo die armen Leute aus den Samen, in Ermangelung andern Getraides, Mehl mahlen, und ein grobes Brod daraus backen. Auch in Ostindien genießt man sie wegen ihrer Süßigkeit, aber erst, nachdem man sie lange eingeweicht und gesalzen hat. In unsern Gegenden säet man den Samen, welchen man aus Portugal bekömmt, im Frühlinge in ein gemäßigtes Mistbeet. Die jungen Pflanzen setzt man hernach auf eine warme Rabatte, wenigstens 2 Fuß weit aus einander, und wenn sie Wurzel geschlagen haben, bedürfen sie keiner fernern Wartung, als des Gätens. Sie blühen in der Mitte des Sommers, und wenn die Witterung günstig ist, so wird der Samen um Michaelis reif.

Exercitatio physico-chemico-medica de medicamento arcano polychresto lachrymae Iobi dicto, in artis salutaris incrementum consignata à *Io Ger. Wagner*, 1733, 4. 2 B.

2. Amerikanische Hiobsthräne mit eckigen Samen, Coix americana seminibus angulatis *Royen. & Mill.* Diese Art erreicht eine Höhe von 7 bis 8 Fuß. Der Stängel ist hart, wie Rohr oder indianisches Korn; er breitet sich in Aeste aus, und treibt viel Blumenrispen. Man pflanzt sie bey uns in Töpfe, und senkt sie in das Lohtreibhaus, wo sie den Winter überleben, und im andern Samen tragen.

1. Hippe, oder Hippel, (*) (die) Fr. Cornet, im g. L. einiger Gegenden, z. B. in Thüringen und Franken, eine Art dünner harter Kuchen von Milch, Mehl und Eyern, nicht viel dicker als eine Oblate, welche in besonders dazu, in Gestalt einer Zange gemachten, eisernen Formen, welche das Hippeneisen oder Hippeleisen, Fr. Fer à faire des cornets, heissen, gebacken wer-

(*) Frisch glaubt nicht unwahrscheinlich, daß Hippel, verkürzt Hippe, aus dem Franz. Oublie herstammet, welches aus Oblata gebildet worden.

werden. Wenn sie nach dem Backen zusammen gerollet werden, werden sie Hohlhippen, Hohlhippeln, Hohlhippelchen, Krollkuchen, Krullkuchen, (welche Benennung auch die Zimmerröhrchen führen,) oder Rollkuchen, genannt.

Man nimmt ½ Pfund klein gestoßenen Zucker, 1 Pf. Weizenmehl, 2 Eyerdoiter, 4 Loth gute frische Butter, und 3 Nößel Wasser; läßt die Butter in einem von den 3 Nößeln Wasser, welche man beynahe sieden lassen muß, schmelzen, und knetet alsdann alles zusammen. Mit diesem Teige überstreicht man das Hippeneisen, zwickt es zu, hält es über das Feuer, und bäckt solcher Gestalt die Hippen, wie Waffeln.

Eine Anweisung, verschiedene andere Arten von Hippen, als: mit Pomeranzenblüthen, von Quitten, mit Anis, mit Mandeln, von Zucker ꝛc. zu backen, findet man im Frauenzimmer-Lexicon, Lpz. 1773, 8. Col. 1397—1399.

2. Hippe, im g. L., eine Benennung, verschiedener krummer Werkzeuge sowohl zum Hauen, als zum Schneiden.

1. Eine Sichel oder kleine Sense, zum Abhauen des Grases oder Getreides, in welcher Bedeutung es nur noch an einigen Orten üblich zu seyn scheint. Schlage an mit deiner scharfen Hippen (Hippe) und schneide die Trauben auf Erden, Offenbar. 12, 18. 19. Bey den Dichtern wird die Sense, mit welcher man den Tod zu malen pflegt, noch zuweilen die Hippe genannt.

2. Bey den Gärtnern und Winzern ist die Hippe, oder wie es in einigen Gegenden von den gemeinen Leuten ausgesprochen wird, die Hippe, L. Falcula, Fr. Faucillon, Serpe, Serpette, ein von gutem Stahl verfertigtes krumm gebogenes Messer, zum Beschneiden der Bäume und Weinstöcke. Die Gartenhippe hat keinen geraden Griff, wie die Winzerhippe, sondern ein krummes Heft, welches also eingerichtet ist, daß die Hand darin Platz hat, und sich regen kann. Die Winzerhippe wird auch das Rebmesser, Stockmesser und Weinmesser genannt. Die Blu-

menhippe ist ein solches kleines Messer zum Beschneiden der Blumen. Siehe Messer der Gärtner.

Es stammet von hauen her, welches schon im Imperf. hieb hat. Im alt Franz. ist Hape eine Art, und im mittlern Lat. Hapiola eine kleine Axe. Auch im Deutschen kommen Häp und Hap für Hippe vor.

Hippel,
Hippel-Eisen, Hippen-Eisen, } s. Hippe. 1.

Hippia minor, *Alsine media*, Hühnerbiß; s. Th. I, S. 584.

Hippobosca, die fliegende Laus, Lausfliege; siehe unter Laus.

Hippocampus, s. See-Pferd.

Hippocastanum, Roßkastanie; s. Kastanie.

Hippocras, s. Hippokraß.

Hippocrepis, s. Hufeisen-Kraut.

Hippodromus, s. Pferde-Rennen.

Hippoglossus, Hellbutte; s. unter Scholle.

Hippokraß, hippokratischer Trank, hippokratischer Wein, L. und Fr. Hippocras, Vinum hippocraticum, (von dem Namen des ehemaligen griechischen Arztes Hippokrates,) Würzwein, gewürzter Wein, Vinum conditum s. aromatites, im Nieders. Claret; im Hamb. Lautertrank, Luthertrank, ein angenehmes Getränk, welches gemeiniglich aus Wein mit Zucker, Zimmet, Ingber, Würznelken und andern Gewürzen, im Sommer aber auch mit Kirschen, Himbeeren und dergleichen kühlenden Früchten, oder auch wohl von guten Kräutern, bereitet wird, außerdem aber auch Bier, Cider oder Wasser, wie auch aus zweyen dieser Getränke, als: Wein und Wasser, Cider und Wasser ꝛc. gemacht werden kann. Nach dem der Wein oder das Bier, so dazu genommen wird, ist, nach dem ist auch dessen Farbe braun, dunkelroth, hellroth oder weiß. Die Weinschenken und Apotheker treiben damit an einigen Orten insonderheit in Sachsen und Frankreich, einen kleinen Handel.

Eine

Eine gemeine Art, den Hippokraß zu machen, ist diese, daß man zu 3 Maß weißen Wein 2 Loth Zimmet, und ein wenig Ingber, beydes klein gestoßen, und ein Pfund Zucker, nimmt, diese Species zusammen in den Wein, in einem saubern wohl vermachten Geschirre 7 bis 8 Stunden weichen, hernach 6 bis 8mal durch einen wollenen Sack laufen läßt, alsdann den Hippokraß in Flaschen gießt, dieselben wohl vermacht, und zum Gebrauch aufhebt.

Oder, man nimmt zu 3 Meßkannen Wein, 3 Loth Zimmet, 1 Loth Violenwurzel, Paradieskörner und Ingber, von jeden 1 Quent, Zucker ½ Pfund, zerstößt und pulverisirt alles, und bereitet den Hippokraß auf obige Weise.

Einige sieden auch wohl eine Portion Wein mit gedachten Gewürzen, und lassen ihn, wenn er einige Stunden in einem wohl bedeckten Geschirre gestanden hat, durch einen Zwillich, oder, welches besser ist, durch einen reinen Filzsack laufen, und verwahren ihn zu beliebigem Gebrauche. In diesem Falle verfährt man folgender Maßen. Man setzt eine Portion Wein zum Feuer, läßt ihn gelinde sieden, hebt ihn alsdann vom Feuer, und wirft zu 8 Kannen Wein 3 Loth guten Zimmet, 2 Loth Muskatennuß, 1 ½ Pf. Zucker, alles grob zerstoßen, rührt es durch einander, läßt gedachten Wein mit diesem Gewürze abermal sieden, und verkühlen. Hierauf schüttet man gestoßene Würznelken 1 Quent, Cardamomen 1½ Loth, fein geschnittene Cubeben ½ Pf. zusammen in einen oben weit und unten enge gemachten Barchent- oder Filzsack, gießt den zweymal gesottenen Wein darauf, preßt den Sack ein wenig, und läßt den Wein in ein reines Faß durch das Spundloch verseihen, schlägt das Faß fest zu, und läßt es etliche Tage stehen und gähren.

Oder, will man eine Essenz haben, woraus man allezeit einen Hippokraß machen kann, so nehme

man 5 Loth Zimmetrinde, 1 L. Paradieskörner, 3 Quent Würznelken, 1 Qu. gelben Sandel, eben so viel weißen Pfeffer, Ingber, Galgant und Muskatenblumen, von jedem ½ Quent, stoße alles klein, gieße darauf eine gehörige Quantität Weingeist, stehe es 8 Tage an die Sonne, oder sonst an einen warmen Ort; zuletzt thue man nach Belieben etwas Moschus und Ambra hinzu. Von dieser Essenz darf man nur 10 bis 20 Tropfen in ein Quart Wein thun, imgleichen so viel Zucker, als man nöthig hat, den Wein lieblich zu machen, und alles wohl unter einander rühren, so hat man einen guten Hippokraß.

Dergleichen Essenz wird auch auf folgende Art gemacht. Man nimmt Würznelken, Zimmetrinde, Muskatennüsse, und langen Pfeffer, in gleicher Quantität, stößt ein jedes klein, und thut es zusammen in eine gläserne Flasche, füllt diese halb voll mit gutem Branntwein, vermacht sie wohl, und setzt sie auf warme Asche, damit es eine Stunde lang gelinde koche; hernächst legt man auch rings um die Flasche, doch etwas weit davon, glühende Kohlen zur Vermehrung der Hitze, mit der Vorsicht, daß die Flasche nicht zerspringe. Wenn man nun sieht, daß der Branntwein mit den Gewürzen siedet, muß man die Flasche aus der Asche heraus nehmen, und nach Proportion Zuckerkand dazu thun. Ein Tropfen von dieser Essenz in eine Flasche mit Wein gethan, giebt demselben nicht nur einen lieblichen Geruch, sondern auch einen sehr angenehmen Würzgeschmack.

Hippolithus, s. Pferde-Stein.

Hippomanes, s. Pferde-Gift.

Hippophaë Linn. s. Kreuzdorn. (Meer- oder See-)

Hippopotamus, s. Wallroß.

Hipposelinum, s. Pferde-Silge.

Hippuris, s. Schaft-Heu.

Hippurus Coryphaena Hippurus L. ein Seefisch; s. Th. XIX, S. 517.

Hircus, s. Bock.

Hirn, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, wofür Gehirn üblicher ist; siehe Th. XVI, S. 639, 641.

Beyer

Besser hat sich dieses Wort in den folgenden Zusammensetzungen erhalten, in deren meisten das einfache Hirn gewöhnlicher ist, als das verlängerte Gehirn. Auch kömmt das Diminut. das Hirnlein, für Gehirnlein oder Gehirnchen noch in der Zergliederungskunst vor, die kleinere hintere runde Masse des Gehirnes zu bezeichnen, L. Cerebellum, im Gegensatze der vordern größern, welche im engsten Verstande das Hirn oder Gehirn genannt wird.

Hirn-Brecher, im g. L. einiger Gegenden, eine Benennung eines schlechten Weines, welcher den Kopf einnimmt und Kopfschmerzen verursacht, und auch Hirnreisser, Kopfbrecher, Kopfreisser genannt wird.

Hirn-Brüten, eine nur im g. L. Oberdeutschlandes übliche Benennung des Wahnsinnes, der Raserey.

Bey dem Notker Hinairbrutten, Hina irbrutteni, und bey dem großen Haufen der Oberdeutschen noch jetzt das Hirn-Brüten, wodurch sich Frisch verleiten lassen, dieses Wort als eine Anspielung auf die Bruthennen anzusehen. Die zweyte Hälfte ist das alte brutten, verwirren, beunruhigen, welches bey dem Notker mehrmals vorkömmt; daher diese Krankheit auch an einigen Orten das Hirntoben genannt wird. Im Oberdeutschen hat man auch das Bey- und Nebenwort hirnbrätig für rasend, toll. Siehe Hirn-Wuth.

Hirn-Entzündung bey dem Rindvieh, s. Th. XVI, S. 644, fgg.

Hirn-Gespinnst, ein Werk der bloßen Einbildungskraft, welches entweder gar nicht, oder doch nicht auf die eingebildete Art vorhanden ist; im verächtlichen Verstande; in Dän. Hirnespind. Herder nennt diejenigen, welche Hirngespinnste aushecken, mit einem neuem Wort Hirnweber.

Hirn-Grille, ein kleiner Vogel, welcher sich gern um Steinfelsen aufhält, und in Italien und der Schweiz am bekanntesten ist; Fringilla Citrinella *Linn.* Fr. Tarin. Er ist grün und gelblich von Federn, an der

Größe wie ein Zeisig, welchem er an dem Schnabel gleicht, dem Kopfe nach aber einem Canarienvogel ähnlich sieht; daher er auch der italiänische gelbe Zeisig Fr. le Serin d'Italie, der Canarienzeisig oder das Canarienzeischen genannt wird. Seine Stimme ist überaus hell, durchdringend und schallend, woher er vermuthlich auch den Namen Hirngrille hat, nicht so fern sein Gesang in das Gehirn schallet, wie Frisch bey dem Worte Grille will, sondern von dem alten haren, hiren, rufen, schreyen. Bey dem Worte Hirn leitet Frisch dessen Namen noch unwahrscheinlicher aus dem Ital. Citrinello, und Fr. Citrinelle, her, wie er daselbst wegen seiner citrongelben Brust heißt; daher er auch im Deutschen Citrinchen genannt wird. An einigen Orten wird er auch Fädemle, und Schwederle, vermuthlich von schwirren, genannt. Sein Gesang ist angenehmer, wenn er in Gesellschaft anderer Vögel, als allein, gehört wird. Wenn man einen Hahn und eine Sie zusammen bringt, so nisten und hecken sie im Zimmer so gut, als die Canarienvögel, mit denen sie sich auch gern gatten, und gleiches Futter bekommen. Sie leben 4 bis 5 Jahre. An dem Orte ihres Aufenthaltes werden sie zur Herbstzeit mit Wänden um Leimspindeln gar leicht gefangen; denn es darf nur ein Vogel einfallen, so folgt der ganze Haufe nach.

Hirn-Haut, das Hirnhäutchen, Oberd. das Hirnhäutlein, diejenige Haut, womit das Gehirn umgeben ist; die Gehirnhaut, Gr. und Lat. Meninx. Die obere Hirnhaut, L. dura Mater; die untere, pia Mater.

Hirn-Kraut, in einigen Gegenden ein Name: 1. des Augentrostes, Euphrasia, s. Th. XI, S. 700; 2. des Basilienkrautes, s. Th. III, S. 575, wegen ihres Nutzens in Krankheiten des Hauptes.

Hirn-Leiste, Hornleiste; s. unter Leiste.

Hirn=Pfanne, s. Hirn=Schale.
Hirn=Reisser, s. Hirn=Brecher.
Hirn=Rotz, s. Rotz, eine Krankheit der Pferde.
Hirn=Schädel, s. den folgenden Artikel.
Hirn=Schale, L. Calvaria, Cranium, Fr. Crane, Test, Tèt, diejenige, aus mehrern Beinen zusammen gesetzte halbrunde Höhle, worin sich das Gehirn befindet; im verächtlichen Verstande der Hirnschädel, die Hirnpfanne, Gehirnpfanne, Nieders. Bregenpanne, von Bregen, das Gehirn, Engl. Brainpan; ehedem auch der Hafen, der Haupthafen.

Man pflegt bisweilen diese beyde Benennungen eines knöchernen Theiles des Kopfes, Hirnschädel und Hirnschale von einander zu unterscheiden, indem man unter dem Hirnschädel nur den obersten gewölbten Theil desselben verstehen will, auf welchem, nach Art der alten Kriegsrüstung, der Helm saß, oder der heut zu Tage gemeiniglich von dem Hute bedecket wird, und deswegen manchmal im Lat. Galea, F. Calotte, oder die Kappe, heißt. Nach der gemeinen Mundart aber haben beyde Ausdrücke einerley Bedeutung, und man versteht hierunter den obersten halben Theil des knöchernen Kopfes im Durchschnitte, welcher sowohl mit seinen äußerlichen als innerlichen Knochen, nicht nur den Hut oder obern gewölbten Theil desselben, sondern auch die Grundfläche der Hirnschale, Basis cranii, und mithin überhaupt diejenige große Knochenhöhle ausmacht, in welcher das Gehirn nebst seinen zugehörigen Theilen enthalten ist. Es besteht die Hirnschale aus 8 Knochen, welche folgende sind: 1. das Stirnbein, Os frontis; 2. und 3. zwey Seitenknochen, oder Vorderhauptsknochen, duo ossa bregmatis, s. parietalia, s. sincipitis; 4. und 5. zwey Schlafbeine, duo ossa temporum; 6. der Hinterhauptsknochen, Os occipitis; 7. das keilförmige Bein, oder der Keilknochen, Os sphenoideum, s. cuneiforme; 8. das Siebbein, oder

der Siebknochen, Os ethmoideum s. cribrosum. Die ersten 6 Knochen kommen äußerlich, die letztern beyden innerlich, zum Vorschein, und sind alle vermittelst ihrer zackigen Ränder und Umkreise auf das genaueste und künstlichste unter einander zusammen gefüget. Die Art dieser Zusammenfügung geschieht durch wahre und falsche Nähte (Suturae verae et spuriae,) indem nämlich die Zähne dieser zackigen Ränder in einander treffen und eingreifen, oder sonst auf einander passen.

Da der Mensch, und nach ihm das Affengeschlecht, von der Natur eine runde, alle übrige Thiere hingegen eine mehr längliche, und nach vorn zu gespitzte, auch wohl einige, wie z. B. bey den Fischen, eine platte und zusammengedruckte Hirnschale erhalten haben, so ist auch bey dem kleinsten Menschen die Hirnschalenhöhle allemal größer und geräumiger, als bey allen übrigen Thieren, bey denen sie verhältnißmäßig immer kleiner angetroffen wird, welches darum nöthig war, weil, wie im XVI Th. S. 641, erwähnt worden, der Mensch vor den Thieren das meiste, größte und schwereste Gehirn erhalten hat.

Aus den Hirnschalen der Menschen wurden ehemals Trinkgeschirre gemacht. Eine Nachricht davon findet man zuerst beym *Silius Italicus*, welcher im 13 B. seines Gedichtes von den Celten dieses berichtet:

> At Celtae vacui capitis circumdare gaudent
> Ossa, nefas, auro & mensis ea pocula servant.

Die Celten fasseten die Hirnschale mit Golde ein, theils zur Zierde, theils zur Zusammenhaltung der Schale. Doch mag dieses der Celten Erfindung nicht seyn. Denn schon vorher haben barbarische Völker in Asien und Europa, bald aus Haß gegen ihre Feinde, bald aus einer übertriebenen Liebe gegen Freunde, ihre Hirnschalen zu Trinkgeschirren gemacht. Solin berichtet von den Essedoniern, einer Art Skythen, daß sie ihre todte Aeltern und Freunde aufgegessen, und die

Hirn-

Hirnschalen zu Trinkgeschirren aufgehoben, welche die Begüterten mit Golde umher eingefasset haben. Andere Scythen hingegen dehnten ihren Widerwillen, nach dem Berichte des Herodotus, so weit aus, daß sie das Fleisch ihrer Feinde auffraßen, und ihr Blut aus ihren Hirnschalen tranken. Diese Gewohnheiten mögen vielleicht die durstigen Celten auf den Einfall gebracht haben, die Hirnschalen zierlicher zuzurichten und zum Trinken zu gebrauchen. Wer hierüber noch tiefer in das Alterthum zu dringen wünscht, der lese den Lipsius und Lotichius über den Petron. Man lese auch dasjenige, was Keysler, in 2 B. seiner Reisen, S. 202, von dem zu Ganta, hinter Rom, aufbehaltenen Gerippe (Skelett) des in der Belagerung der Stadt Rom geliebenen Herzoges Carl von Bourbon, dem die Officiers der dortigen Besatzung ehemals, bey sonderbaren Freudensbezeugungen, und wenn der Wein die Köpfe eingenommen hatte, seine Hirnschale abzulehnen und Gesundheiten daraus herum zu trinken pflegten, meldet.

R. von den Trinkbechern aus den Hirnschalen der Menschen, im 50 St. der Hannov. gel. Anz. a. d. J. 1750, S. 238.

Sieben oder acht Seemeilen von Axim, in Guinea, befindet sich ein großes und schönes Fort, welches die Brandenburger erbauet haben, nun aber den Holländern gehört, und unter dem Namen Conny's Schloß bekannt ist. Denn als die Preußen, welche es sonst im Besitze hatten, die Küste verliessen, so überließen sie es einem schwarzen Kaboschir, Namens Joh. Conny, mit scharfer Verordnung, es an Niemand, als an Preußen zu übergeben. Bald darauf verkaufte der König von Preußen seinen ganzen Antheil an der Küste von Guinea der holländisch-westindischen Gesellschaft, worin nebst diesem Forte noch ein anderes begriffen war. Als die Holländer das Fort im Besitz nehmen wollten, schlug ihnen solches Conny ab, worauf ein Krieg von etlichen Jahren erfolgte, welcher die Holländer viel Blut und Geld kostete. Conny ward auf seine Siege stolz, und ein Todtfeind der Holländer. Er hatte einen kleinen Weg von dem äußern Thore nach der innern Abtheilung seines Schlosses aus den Hirnschädeln der von ihm erschla-

schlagenen Holländer pflastern lassen, und brauchte auch einen, mit Silber eingefaßten, großen Hirnschädel eines Holländers, statt eines Trinkgeschirres.

Wilh. Schmith neue Reise nach Guinea, Lond. 1745, s. den 3 B. der Samml. aller Reisebeschr. S. 52.

Hirn-Schnelle, in einigen oberdeutschen Gegenden, eine Benennung eines Nasenstübers.

Hirn-Toben, s. Hirn-Wuth.

Hirn-Weber, s. Hirn-Gespinnst.

Hirn-Wund, welches im Oberdeutschen am üblichsten ist, Mangel am Verstande leidend, blödsinnig, albern, ingleichen wahnsinnig, toll, und darin gegründet.

Hirn-Wurst, s. unter Wurst.

Hirn-Wuth, ein vornämlich im Oberdeutschen übliches Wort, diejenige Verrückung des Verstandes zu bezeichnen, welche aus einer Entzündung des Gehirnes oder der Gehirnhäute entsteht, mit einem heftigen hitzigen Fieber, aufgetretenen rothen Gesichte, wüthenden Augen u. s. f. verbunden ist; das Kopffieber, die Kopfwuth, im Oberd. auch das Hirntoben, das Hirnbrüten, Gr. und Lat. Phrenitis; s. Tobsucht.

Hirondelle, s. Schwalbe.

Hirondelle de la Chine, indianischer Eisvogel; s. Th. X, S. 545, f.

Hirsch, (*) L. Cervus, Fr. Cerf, Engl. Stag, ein zweyhufiges vierfüßiges wildes Thier, mit einem dichten ästi-

(*) Der Name dieses Thieres lautet bey dem Willeram und Notker Hirz, bey dem Strycker Hirs. Die nördlichern Mundarten vertauschen den Zischlaut, ihrer Gewohnheit nach, mit dem r wie das Niederf. Hart, das Angelf. Heort, das Engl. Hart, das Dän. Hiort, das Schw. Hjort, das Holländ. Hert, das mittlere Lat. Hairet. Die Abstammung dieses Wortes ist ungewiß, weil die Wahrscheinlichkeit auf mehrern Seiten gleich ist. Stiernhielm leitet es von currere, bey dem Ulphilas hurra, her, weil dieses Thier überaus schnell ist, und in Pezens Glossen horsco, für schnell vorkommt; siehe Hurtig. Wachter und Frisch von den Hörnern, wie Cervus von κερας, und dem alten Zeitworte hurten, hirten, stoßen, Niederf. hurten, Fr. heurter, von welchem auch im mittlern Lat. Hurtus, einen Bock bedeutet, wohin auch das Lat. Hircus gehört; Ihre von Herde, Angelf. Heord, weil der Hirsch zu den gesellschaftlichen Thieren gehört, welche sich gern in ganzen Heerden beysammen halten.

ästigen Geweihe, welches sich in den Wäldern aufhält, und das edelste und schönste unter allem vierfüßigen Wildbret ist, welches zur hohen Jagd gerechnet wird. Im engern Verstande wird nur die größere Art dieser Thiere, der Rothhirsch (wegen seiner rothbraunen Farbe,) der edle Hirsch, welcher ein kegelförmiges zurück gebogenes Geweih mit spitzigen Enden hat, Cervus (Elaphus) cornibus ramosis totis teretibus recurvatis *Linn.* mit diesem Namen belegt; dagegen man im weitern auch wohl den kleinern Rehbock, Capreolus *L.*, dessen Weibchen das Reh ist, und dessen kegelförmiges Gehörn am Ende in zwey Spitzen getheilt ist, und den im VIII Th. S. 658, fgg. beschriebenen Damhirsch (Tannhirsch,) Dama *Linn.* dessen Geweih nur am Ende schaufelig ist, mit unter die Hirsche zu rechnen pflegt.

Der Hirsch männlichen Geschlechtes wird der Hirschbock, von den Jägern auch nur schlechthin der Hirsch, genannt. Das Weibchen des Hirsches, nennt man so lange eine Hirschkuh, eine Hindinn, bis der Hirsch sich mit ihr begattet (sie beschlägt;) und wenn die Hindinn geworfen (gesetzt) hat, Fr. faonner, nennen sie die Jäger ein Thier oder Wild, L. Cerva, Fr. Biche, Engl. Hind. Das Junge der Hirschkuh wird Hirschkalb, oder Hindekalb, Fr. Faon de biche, auch Faon oder Fan schlechtweg, genannt. Im Deutschen versteht man zuweilen durch Hirschkalb nur das männliche Junge der Hirschkuh, und nennt dagegen das weibliche Junge, so lange es noch nicht über ein Jahr alt ist, Thierkalb oder Wildkalb. Der Hirsch und die Hirschkuh zusammen, werden mit dem Geschlechtsworte Hirschwildbret oder Rothwildbret belegt.

Die gewöhnlichsten weidmännischen Redensarten von dem Hirsche sind folgende: Der Hirsch hat ein

ein Maul, Gehörn (Geweih, Gestänge oder Gewicht,) von zwo (selten mehr) Stangen und vielen Enden Sprossen oder Zinken. Der Ort, wo er hingetreten ist, heißt Fährte. Die Füße, wie bey allen wilden Thieren, die Läufe (Läufte.) Ueber denselben sind die Blätter oder Bäge: hinten über eben denselben, die Keulen. Das Hintertheil, die Scheibe, der Schirm, oder der Schurz. Seine Excremente oder Koth, die Losung; die Oeffnung, wo die Losung heraus fällt, das Weideloch, oder der Hintere. Das männliche Glied, die Ruthe, der Ziemen, Zimmel oder Pinsel; die Hoden, Geilen oder Klöße das Geschröt, Grenel, kurze Wildbret, Kurzwildbret, Fr. Daintiers; das weibliche Glied, das Feigenblatt (s. Th. XII, S. 478.) oder Patente; der Schwanz, die Blume, der Bürzel, die Feder, das Federlein, die Galle, das Ende, der Hirschschwaden, (*) der Sturz, der Wedel; der Theil von der Blume über den Keulen bis an die Rippen, der Ziemer, Zimmer, Zämmer, oder Zeimer; vom Ziemer bis auf die Blätter, der Rücken; Herz, Lunge und Leber, das Geräusch, Geschlinge, Gelünge oder die Lunze; die Gedärme, das Gescheide; der große Theil daran, der Wanst; die Dünnungen, welche das Gescheide umschließen, die Eisbeine oder Flanken. Der Hirsch hat eine Haut, kein Fell. Der dicke Knoten, wo hinten die Zunge an dem Schlunde und der Gurgel ist, die Drossel; die zwey Streiffen Wildbret am Halse, wo der Schlund und die Gurgel liegt, Kehlbraten; die über den Nieren und am Rückgrath liegenden zween Streifen Wildbret, Mehrbraten. Der Hirsch hat Wildbret, kein Fleisch; Schweiß, und kein Blut. Vom Schuß getroffen, heißt verwundet. Das Losgehen des Hirsches

(*) In der letzten Hälfte scheint das sch zu viel zu seyn, indem dieselbe zu Wedel, wedeln, zu gehören scheint.

sches auf die Thiere wegen der Vermischung, die Brunst; er tritt auf die Brunst. Der Hirsch schreyet, nicht brüllet. Wenn er sich auf das Thier setzt, und sich mit demselben vermischet, so heißt es: er beschlägt das Thier, oder der Beschlag; wenn das Thier empfangen hat, es geht hoch beschlagen oder tragend; das Thier setzt das Kalb, nicht es kalbet. Der Hirsch fliehet oder ist flüchtig, nicht er rennet; er fliehet oder fällt über das Zeug, die Lappen ꝛc. nicht, er springt darüber. Wo man ihn sieht oder spüret, heißt gezogen. Er steht, nimmt die Weide an, oder zieht ins Gras. Er zieht zu Holze, geht in seinen Stand; er steckt in dem Revier, nicht er liegt darin; er hat sich niedergethan, nicht niedergelegt; er hat kein Lager, sondern ein Bett; er äßet sich, nicht er frißt; er zieht auf das Geäß, nicht auf die Weide; er fällt ins Garn, nicht er springt hinein; er färbet sich, nicht er haaret; die Hirsche kämpfen mit einander, nicht sie stoßen sich. Der Hirsch ist den Hunden entlaufen; wird zu Holze geschossen, wenn er nicht bald niederfällt; schweißet, oder giebt Fährte und Gemerk; er wird von den Jägern erschlichen und gepürschet, nicht geschossen; wenn er aber nicht gleich fällt, sondern nur angeschossen (weidewund geschossen) wird, verfolgen sie ihn mit dem Schweißhunde, bis sie ihn wieder zum Schuß bekommen, oder für Mattigkeit niedergethan finden, da sie ihn dann fangen, (abfangen) nicht stechen, und also erlegen oder fällen. Oder, er wird gejaget, und zwar entweder durch ein umstelltes Jagen, oder durch ein sogenanntes Rennjagen, (Lauf- oder Parforcejagd) Er stürzt, wenn er über den Haufen schlägt, nicht fällt; er endet, nicht stirbt; er wird aufgebrochen und hernach zerwirkt oder zerlegt; er ist feist, nicht fett. Wenn das Thier Menschen oder sonst etwas merkt, so läßt sich zuweilen eins von den alten Thieren mit einem lauten Ruf hören, welches

aber nicht schreyen heißt, sondern es meldet sich, schreckt oder schmählet. Der Hirsch feuchtet, nicht stallet; geht hoch, wenn er schlagen will; geht niedrig, hat geworfen; hat Weißes, nicht Fett; das Weidemesser ist die Zunge; Federn sind die Rippen; die Seiten am Hirsche heißen Krieben, Wämmer oder Wände. Mehrere, vom Hirsch gebräuchliche, weidmännische Redensarten werden im Folgenden vorkommen.

Der Kopf des Hirsches ist in Ansehung des Körpers klein, die Ohren (das Gehör) aber sind groß. Unter dem Vorderwinkel jeden Auges befindet sich eine über 1 Zoll tiefe und längliche Höhle, welche sich auswärts durch eine Spalte öffnet, die an der Seite des Auges ungefähr 2 Lin. breit und 1 Zoll lang erscheint. Sie geht gerade nach der Seite nach der Zusammenfügung der Lippen. Die ganze Höhle ist gemeiniglich 1 Zoll lang, und etwa 8 Lin. breit. Die Haut, die welche sie von innen überzieht, ist in der Tiefe gefaltet und sehr dünn. In diesen Vertiefungen, welche man Thränenhöhlen, Fr. Larmieres, nennt, setzt sich eine mit Härchen vermengte Materie, fast wie Ohrenschmalz, an, welche sich aber eben nicht von seinen Thränen sammelt, sondern von seinem Schwitzen, und von den aus dem Kopfe und den Augen dahin gehenden Poris kömmt, in diese Höhlen dringt, und sich mit dem Schweiße coagulirt, da sie dann anfänglich so weich, wie ein Harz oder Wachs, ist, allmählich aber die Härte des Hornes, und endlich eines Steines, erhält. Erst hat diese Masse einen widrigen Geruch, sie verliert aber denselben mit der Zeit, und wird wohlriechend. Diese sogenannte Hirschthränen oder Hirschzähren, L. Lacrymae cervinae, Moschus ex oculis cervi, Franz. Larmes de cerf, sind, wo sie aus den Augenwinkeln hervor kommen, rund, glatt und glänzend, gelblich braun, und mit schwarzen Aederchen durchzogen. Wenn sich nun diese Masse durch die Luft erhärtet, und so

groß

groß geworden ist, daß der Hirsch dadurch am Sehen gehindert wird, so sucht er irgendwo an Bäumen und Sträuchen sich zu reiben, und sie dadurch abzustreifen oder abzustoßen, da sie dann bisweilen die Jäger finden, und oft sehr theuer verkaufen, weil sie als eine herzstärkende, schweißtreibende, und allen giftigen und pestilenzialischen Seuchen widerstehende Arzney, insonderheit auch wider die Epilepsie hochgehalten, ja dem Bezoar an Kräften wenigstens gleich, wo nicht für den ächten Bezoar selbst gehalten wird. Es pflegt aber damit viel Betrug vorzugehen.

Glandula nova lachrymalis una cum ductu excretorio in cervis & damis, à *D. Jo. Jac. Hardero* anno proxime elapso detecta & in binis literis descripta, st. in den Act. Erud. Lipsi. 1694, M. Febr. S. 49—52.

Eb. Dess. de lacrymarum receptaculo ac earundem in cervis concretione obs. anat. st. in Jo. Jac. Mangeti biblioth. medico-pract. To. III. Genev. 1698, f. S. 8, f.

De Arabum, ex cervorum lachrima Bezehardt, s. *Jo. Langii* epist medicinal Hanov. 1605, 8, Lib. 2, Ep. 24, S. 596-599.

De lacryma cervi, s. *Jo. Jac. Mangeti* biblioth. pharm. med. To. I, Genev 1703, f. S. 545 und 547 f.

Sam Nebelii obs. de glandula lachrymali Harderiana, non tantum in cervis, sed etiam aliis diversi generis animalibus reperta, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. III. A. III. Obs. 164

Jo Ge. Sommeri obs. de binis lapidibus subter utrumque oculum cervi repetris, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II. A. IX. Obs. 15.

Jo. Jac Wepferi obs. de lacryma cervi, st. eb. das. Dec. II. A. VI. Obs. 118.

Der Hirsch hat im obern Kiefer vorn an der Seite 2 krumme Zähne, die man Haken nennt, und auf jeder Seite eben desselben Kiefers 6 Backenzähne. Im untern Kinnbacken (*) befinden sich 8 Schneidezähne, und wieder an jeder Seite desselben Kiefers 6 Backenzähne, welches zusammen, die 2 krummen Zähne mitgerechnet, 34 beträgt. Der Hals ist erhaben. Das Gehörn, welches der Hirsch auf seinem Kopfe trägt, (das Hirschhorn, Hirschgeweih, Gestänge,

(*) Nicht im obern, wie sowohl in dem französischen Original des Hrn. v. Buffon, oder vielmehr des Hrn Daubenton, als auch in der deutschen Uebersetzung, irrig steht.

L. Cornu cervi, Fr. Tête, Bois Corne de cerf) und welches man nur bey dem männlichen Hirsche antrifft, der sich auch durch den zottigen Hals von der Hirschkuh unterscheidet, ist dicht und ästig mit zurück gebogenen Spitzen oder Enden. Die Läufe (Füße) sind hoch und geschlank. Die Blume (der Schwanz) ist klein. Der Hirsch hat, wegen seines Wiederkäuens einen doppelten Magen. An der Leber aber ist, wie bey allem Rothwildbret, keine Gallenblase zu finden; dagegen sieht sowohl bey dem Hirsch als dem Thiere die Blume ganz gallengrün aus, und ist von einem dermaßen bittern Geschmacke, daß auch die Hunde dieselbe nicht fressen mögen; daher sie auch von einigen für das Behältniß der Galle gehalten wird. Wenn aber auch die Leber, und das ganze Geräusch, als: Lunge, Herz und Leber, mit einer Brühe gekocht wird, und man den Geschmack der Leber insonderheit recht genau bemerkt, so ist diese, gegen Herz und Lunge, merklich bitterlicher im Geschmacke, daß also doch die Galle, wenn sie auch in der Blume sitzt, fuctile Zugänge zur Leber und zum Magen von dorther haben mag.

Der Hirsch behauptet, in Ansehung seiner Stärke, Größe und Lebhaftigkeit, den Vorzug vor allen andern Thieren, die in Wäldern leben; und da es das edelste von allen ist, so dient es auch zu dem edelsten Vergnügen des Menschen.

Die Hirsche sind nicht alle von gleicher Größe, sondern es ist dieselbe nach Beschaffenheit der Länder, wo sie sich aufhalten, sehr unterschieden. Hirsche, die ihre Aeßung (Nahrung) auf großen reichen Kornfeldern haben, sind stärker und höher, als die, welche in trocknen, steinigen, mit großen wüsten Heiden umgebenen, und von fruchtbaren Feldern weit entlegenen Wäldern wohnen. Diese leztern sind kurz, niedrig und untersetzt. Zu Folge dieser ihrer kleinen Gestalt sind sie zwar nicht so schnell, als die großen Hirsche, al-

lein

lein sie sind desto listiger, und machen den Hunden viel länger zu schaffen, als jene. Sie haben gemeiniglich niedrige schwarze Köpfe, und lange Haare am Kopfe und Halse. Hirsche hingegen, die auf reichen Feldern stehen, haben hoch aufgesetzte Köpfe, deren Farbe röthlich ist, und beynahe so aussieht, als die Rinde der Bäume, die in fettem Erdreiche wachsen.

Unter allen Berghirschen ist der Hirsch auf der Insel Corsika der kleinste; denn er ist kaum halb so groß, als der gewöhnliche Hirsch. Es ist daher unstreitig, daß der Unterschied der Größe dieses Thieres von der Nahrung, die er genießt, abhängt. Steht er auf reicher fetter Aeßung, so wird er stark, feist, und bekömmt ein schönes Gehörn; steht er hingegen auf unfruchtbarem schlechten Boden, so bleibt er klein und setzt ein schlechtes Gehörn auf. Ein geringer, d. i. magerer Hirsch, wird bey den Jägern Grashirsch genannt.

Das Gewicht eines Hirsches beträgt in unsern Gegenden gemeiniglich 3 bis 400 Pfund. Doch hat man auch bisweilen Hirsche gejaget, welche 650 Pf. und darüber gewogen haben.

Nachricht von einem großen Hirsche an 12 Enden, welcher 8 Ctn. 10 Pf. gewogen, und vom Herzoge zu Weissenfels in den schmonischen Gehölzen d. 14. Aug. 1726 geschossen worden, St. 37. Vers. der Bresl. Samml. v. Aug. 1726, S. 236, f.

In Ansehung der Haare oder Farbe (Fr. Pelage) der Hirsche, wollen einige drey Gattungen bemerkt haben, nämlich die braunen, falben und röthlichen. Die braunen sind stärker, schneller und größer als die andern, und haben ein edles Wildbret; die falben tragen das Haupt empor, und haben ein schwaches Geweih, die aber einen schwarzbraunen Strich über den Rücken haben, werden für edle und gute Hirsche gehalten. Die röthlichen, welche von einigen wieder in gemein rothe, bräunlich rothe und gelbrothe eingetheilt werden, sind meistentheils jung und dauerhaft, und machen den Hunden bey der Parforcejagd viel zu schaffen. In den böhmischen Wäldern werden viel Hirsche gefunden, welche sich, wo Kohlen gebrannt

werden, aufhalten, eine dunkelbraune Brust, und lange schwarze Zotten am Halse haben, auch stärker vom Leibe, als die andern, sind. Diese nennt man Brandhirsche. Nach der Brunft verfärben sich die Hirsche, d. h. sie verlieren ihr Haar, wie alle andere wilde Thiere, da sie langes und dunkles Winterhaar, welches mehr in das Graue fällt, bekommen. Im Frühjahre fallen diese lange Haare aus, und werden durch kürzere röthere, die einen schönen Glanz haben, ersetzt. Man nennt dieses ebenfalls verfärben. Die übrigen Abwechslungen in der Farbe der Hirsche sind rar. Man hat nämlich ganz weiße, rothe mit weißen Flecken, rothe mit Blässen und vier weißen Läufen bis an das Knie. und endlich giebt es auch silberfarbene Hirsche. Die weißen sind wohl die seltensten, und scheinen Hirsche zu seyn, die ehemals, aber schon vor langer Zeit, zu Hausthieren gemacht worden. Aristoteles und Plinius gedenken zwar der weißen Hirsche; man sieht aber aus ihren Berichten, daß man sie damals eben so wie jetzt, als eine Seltenheit betrachtet habe.

Döbel erzählt, im churfürstl. sächsischen Thiergarten bey Colditz, in der Merseburger Aue, bey Dobrilugk in der Niederlausitz, im Würtembergischen, in dem bey Ludwigsburg und Asperg befindlichen Thiergarten, bey Eisenach ꝛc. theils schneeweiße, theils auch silberfarbene Hirsche gesehen zu haben. Er hat auch der Einfangung eines Hirsches im Fürstenthume Hohenzollern beygewohnt, welcher zwar größtentheils roth, aber doch mit weißen Flecken gescheckt war. Im Thiergarten bey Blankenburg sahe er etliche rothe Hirsche mit einer langen weißen Bläße vom Kopfe bis auf die Nase, und mit Läufen, welche insgesamt von den Schalen, bis an die Hälfte ihrer Länge, weiß waren. Ganz weiße Hirsche hat auch Hr. Graf v. Nellin in dem markgräfl. brandenburgischen Thiergarten bey Schwedt gesehen, welche, wie die weißen Dambirsche, im Winter weißer waren, als wenn sie im Sommer sich verfärbet hatten, da ihr Haar ein wenig in das Gelbliche spielte.

Nachricht von einem weißen Hirsch, st. im 35. Vers. der Breel. Samml. v. Jan. 1726, S. 123, f.

Der

Der Hirsch hat ein scharfes Gesicht, ein leises Gehör, und wenn er unter Wind ist, d. h. wenn ihm der Wind entgegen kömmt, so vernimmt oder riecht er sehr weit. Wenn er horcht, so recket er den Kopf in die Höhe, spitzt die Ohren, und richtet sie nach der Gegend, wo der Schall herkömmt, und hört in dieser Stellung sehr weit. Wenn er aus dem Walde in ein niedriges Gebüsch tritt, daß er nur bis an den halben Leib bedeckt ist, so bleibt er stehen, sieht sich nach allen Seiten um, bückt sich mit dem Kopfe unter Wind, und wittert, ob auch Gefahr für ihn vorhanden sey. Außerdem ist der Hirsch von Natur neugierig und schlau. Wenn man ihm von weiten stark zuruft oder pfeifet, so bleibt er stehen, und sieht mit starren Blicken nach den vorbey fahrenden oder gehenden Menschen oder Vieh hin; und wenn er sieht, daß man sich nicht nach ihm wendet, kein Gewehr oder Hunde bey sich hat, und er also nichts zu befürchten hat, so geht er ganz vertraulich (gelassen, zuversichtlich) und stolz vorüber, und wird nicht flüchtig. Ueberhaupt fürchtet sich der Hirsch weit weniger vor Menschen, als vor Parforcehunden. Wenn er nur einen anschlagen hört, so erschrickt er gleich dermaßen, daß ihm alle Haare auf dem Ziemer zu Berge stehen; das Gebelle anderer Hunde und Bauerköter hingegen achtet er so sehr nicht. Von der Musik ist er ein so großer Liebhaber, daß er im Anfange der Parforcejad dicht vor den Hunden bleibt, ja wohl gar zuweilen zurück kömmt, bloß um das Waldhorn recht deutlich zu hören: und wenn man ihm zuweilen zu dicht auf den Leib gekommen ist, so kann man ihn zum Stehen bringen, wenn mon ihm etwas vorpfeift, oder auf einem Blaseinstrumente etwas vorspielt.

Der Hirsch ist in der Wahl seiner Nahrung sehr delicat, und ich werde weiter unten zeigen, wo er in den verschiedenen Jahrszeiten seine Aeßung sucht. Er ißt

oder äßet sehr langsam, und wenn er geäßet hat, legt er sich gemeiniglich nieder, um in Ruhe zu wiederkäuen. Dieses geschieht aber bey ihm nicht mit der Leichtigkeit, wie bey dem Rindvieh. Er bringt das Verschluckte nur gleichsam ruck- oder stoßweise aus dem ersten Magen wieder in die Höhe. Dieses hat seinen Grund in der Länge und Richtung des Weges, den die Speise durchlaufen muß. Bey dem Ochsen ist der Hals kurz und gerade, bey dem Hirsch hingegen lang und gebogen; es gehört also bey letzterm mehr Gewalt dazu, die Speise wieder in die Höhe zu treiben, und es kann solches nicht wohl anders, als durch ein heftiges Aufstoßen geschehen, welches man von außen sehr deutlich wahrnehmen kann, und die ganze Zeit des Wiederkäuens hindurch währet. Der Hirsch trinkt im Winter wenig, und noch weniger im Frühlinge. Das zarte und frisch bethauete Gras, löscht um diese Jahrszeit seinen Durst hinlänglich. Im Sommer aber bey großer Hitze und Dürre, trinkt er aus Quellen, Bächen, oder auch aus Pfühlen, wo er nur Wasser findet; und in der Brunftzeit ist er so erhitzt, daß er allenthalben dem Wasser nachgeht, nicht nur um seinen brennenden Durst zu stillen, sondern auch durch öfteres Baden seinen erhitzten Körper abzukühlen. Er schwimmt sehr gut, besonders kurz nach der Brunft, weil alsdann seine Feiste leichter ist, als das Wasser, welches vorher den Raum, den sie ausfüllete, einnahm. Er durchschwimmt, oder, jägermäßig gesprochen, durchrinnt große Ströhme, und man behauptet sogar, daß er in der Brunftzeit durch die Witterung der Hindinnen verführt wird, sich in das Meer zu stürzen, und von einer Insel zur andern, wenn sie auch viele Meilen weit von einander entfernt sind, zu schwimmen. Einem verfolgten Hirsch ist es etwas leichtes, eine Hecke oder Wand, die über 6 Fuß hoch ist, zu überfliehen. (darüber hinweg zu springen)

Ein

Ein erschreckter, gesprengter, oder in Furcht und Flucht gebrachter Hirsch, thut, mit allen zusammengenommenen Kräften, außerordentliche Säze. Findet er irgendwo in seinem Laufe ein Hinderniß, und getrauet sich über zu sezen, so ist er sogleich entschlossen, thut einen Saz, streckt, um sich mit dem Gehörne Plaz zu machen, den Kopf voraus, und zieht die Vorderläufe ganz an sich, wie ein Pferd im Capriolen. Daher es falsch ist, wenn er im Ueberfliehen mit ausgestreckten Läufen abgebildet wird. Die richtigste Stellung eines überfliehenden Hirsches, findet man in Ridingers Entwurf einiger Thiere, 3 Th. Tab. 48, und eines flüchtigen, mit zurückgebognem Kopfe, Tab. 52.

Der Hirsch ist schon in einem Alter von 18 Monaten im Stande, sich fortzupflanzen. Denn man sieht oft Spießer, oder Hirsche, welche im Frühlinge des vorigen Jahres gesetzt worden, im Herbste darauf das Thier beschlagen. Man könnte zwar aus dem Grunde noch einigen Zweifel hieran hegen, weil die Spießer alsdann erst die Hälfte oder höchstens zwey Drittel ihres völligen Wachsthums erreicht haben, und die Hirsche bis ins achte Jahr wachsen, und ihr Gehörn bis zu diesem Alter jährlich stärkere Stangen und mehrere Enden aufsezt. Man muß aber hier auch erwägen, daß das Kalb im ersten und zweyten Jahre ungemein schnell wachset, und daß bey ihm schon ein Ueberfluß an Nahrungssäften vorhanden seyn müsse, weil es bereits Spieße aufsezt, welches das untrüglichste Merkmal seines Zeugungsvermögens ist. Ob es gleich, überhaupt genommen, ausgemacht ist, daß die Thiere sich nicht eher fortpflanzen können, als bis der größte Theil ihres Wachsthumes zurück gelegt ist: so scheinen doch diejenigen, welche zu einer bestimmten Zeit zu brunften oder zu leichen pflegen, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Die Fische z. B. leichen, ehe sie noch den vierten, ja wohl gar den achten Theil ihres Wachsthumes erreicht haben; und die vierfüßigen Thiere, welche, wie der Rothhirsch, der Damhirsch, das Reh, das Elend, das Rennthier u. a. m. ihre ge-

setzte Brunstzeit haben, erhalten auch das Vermögen, sich fortzupflanzen, eher als die andern.

Der Hirsch wird, bereits erwähntermaßen, wenn er geboren wird, ein Hirschkalb genannt. So bald dasselbe ein Jahr alt ist, nennen es die Jäger, bis zu der Zeit, da es selbst zu brunsten und zu setzen anfängt, ein Schmalthier, (Schmalwildbret) Fr. Hère, weil es alsdann noch schmal, d. i. klein und unansehnlich ist. In dem ersten Jahre erheben sich auf der Stirn junger Hirsche männlichen Geschlechts nur zwey Hügelchen oder kleine Buckel, die noch in keine Berechnung des Gehörnes kommen. Die Hügelchen bekommen bald darauf eine längliche cylindrische Gestalt, und sehen wie Spitze aus; daher man die jungen Hirsche nach dem ersten Jahre, wo ihr Geweih noch keine Aeste hat, Spießer oder Spießhirsche, im mittlern Lat. Brokettus, (von Brocca, Fr. Broche, ein Spieß) Fr. Broquart, Daguet, oder Cerf à la premiere tête, Engl. Pricket, nennt. Nach dem zweyten Jahre erscheinen an der Seite der Stangen des Geweihes die ersten Spitzen, Sprossen, Zacken, oder so genannten Enden, Fr. Cors. In dem dritten Jahre nämlich setzt er sein zweytes Gehörn auf, welches 4, auch 6 Enden hat, und alsdann heißt er ein Hirsch vom zweyten Kopfe, Fr. Cerf à seconde tête. Im vierten Jahre hat das neu aufgesetzte Gehörn 7, auch 8 Enden, und der Hirsch wird ein Hirsch vom dritten Kopfe genannt. Mit fünf Jahren setzt er zum viertenmal auf, hat 12 bis 14 Enden, und wird alsdann für keinen jungen Hirsch mehr angesehen, sondern heißt alsdann ein schlecht jagdbarer Hirsch. (ein Schneider) Im siebenten Jahre ist er völlig ausgewachsen, setzt aber doch ein neues Gehörn mit 14, 16, auch 18 gut oder schlecht vereckten Enden (*) auf, und heißt ein

(*) Der Hirsch hat vereckt, (in einigen Mundarten verrenket,) wenn dessen Geweih alle Enden bekommen hat, wo Ecke die Enden des Geweihes zu bezeichnen scheint.

ein völlig jägdbarer, ein alter, oder großer Hirsch, Fr. un vieux cerf, oder grand cerf. Im folgenden Jahre wird er ein großer alter oder Capitalhirsch, Fr. un grand vieux cerf, genannt; alsdann aber ist die Anzahl der Enden bey den folgenden Gehörnen unbestimmt, und der Hirsch hat vielleicht in einem Jahre mehr Enden aufgesetzt, als im folgenden; hingegen werden die Stangen und Enden in diesem letztern stärker und länger seyn; und man wird demnach den Hirsch nach diesen Kennzeichen dennoch in Ansehung seines Alters richtig ansprechen können, ob er gleich eine geringere Anzahl Enden hat. Ich werde hievon weiter unten mit mehrerm sprechen.

Der Hirsch ist unter allen Thieren dasjenige, welches am frühesten und ungestümsten von dem sinnlichen Verlangen nach der Begattung (der Brunst, Fr. Rut) beherrscht wird. Der Platz, auf welchem der Hirsch seine Brunst vollbringt, und sich nach derselben abkühlet, wird der Brunstplatz, Brunststand, oder der Blohm (*) genannt. Kaum ist der Hirsch anderthalb Jahre alt, so ist er, wie ich kurz vorher erwähnt habe, schon fähig, sein Geschlecht fortzupflanzen; und man sollte meinen, daß solche frühzeitige Begattung eine sehr zahlreiche Vermehrung dieser Thierart veranlassen müßte. Allein, der ganz junge Hirsch tritt nicht zuerst in (auf) die Brunst, sondern die völlig jagdbaren, und so genannten schlecht jagdbaren Hirsche machen den Anfang. In Griechenland gieng, wie Aristoteles berichtet, die Brunstzeit bereits den ersten Auzust an; in Ländern aber, wo das Klima nicht so heiß ist, treten die alten Capitalhirsche, wenn sie keinen kalten Winter, hingegen einen schönen Sommer und recht fette Aeßung gehabt haben, gemeiniglich zu Ende des Auzusts, oder

um

(*) Es scheint, daß dieses Wort nur eine verderbte Aussprache von Plan ist, weil die Jäger diesen Platz auch einen Plan zu nennen pflegen.

um Egidii (d. 1. Sept.) auf die Brunft; wiewohl man Beyspiele hat, daß solches auch im Februar geschehen ist.

Nachricht von Hirschen, welche im Februario geschrieen und gebrunftet, wie zur Herbstzeit, st. im 35. Vers. der Bresl. Samml. vom Febr. 1726, S. 248.

Sie kommen alsdann aus den Dickichten hervor, wo sie ihr neues Gehörn aufgesetzt haben, ziehen mit der Nase an der Erde, wie der Hund, und spüren auf diese Art, und mit einem melancholischen Ansehen, die Witterung der Hindin aus. Bald darauf artet diese Melancholie in eine Art von Wuth aus. Die Hirsche fangen alsdann so heftig und aus vollem Halse zu schreyen (brüllen, Fr. raire) an, daß ihnen der Hals und die Kehle aufschwillt. Sie ziehen am hellen Tage über die offenen Felder, laufen hin und her, haben ungescheut durch weite Strecken, und verlieren ihre angeborne Schüchternheit, indem sie sich vor nichts zu fürchten scheinen. Sie scharren die Erde mit den Vorderläufen auf, werfen sie um sich, und graben mit den untersten Enden oder Spitzen an den Geweihen (den Augensprossen) so große Stücke aus dem Erdboden, daß man solche Stellen für das Gewühl (den Bruch) eines wilden Schweines ansehen könnte. Sie schlagen auch mit dem Gehörne gegen die Bäume und Zäune, als wenn sie ihre Feinde oder Nebenbuhler heraus fordern wollten. Um diese Zeit nimmt man auch eine große Veränderung an ihrer Losung wahr. Wenn sie in denen Wäldern, wo sie sich aufhalten, keine Thiere antreffen, gehen sie der Witterung eines andern Waldes nach, und setzen durch die stärksten Ströme, um dahin zu gelangen. Wenn zween Hirsche bey einem Thiere zusammen treffen, so geht es an ein Kämpfen, und der stärkste behält den Platz. Man kann dieses besonders in Thiergärten mit Vergnügen ansehen. Der Hirsch wendet alsdann alle seine Stärke und Geschicklichkeit an, seinen Feind zu überwinden;

und wenn er einen tapfern, eben so starken Hirsch zu seinem Gegner findet, so drohen sie sich erst beyde von fern, schreyen mit Heftigkeit, und scharren mit den Vorderläufen die Erde auf. Will bey diesen Drohungen keiner von beyden weichen, so fahren sie wüthend auf einander los. Der Kampf besteht in einem starken Zusammenschlagen des Gehörnes, da einer dem andern Stöße beyzubringen, und sie sich abzuwehren suchet. Im Anfange fahren sie, nach einem angebrachten Stoße, oder, wie es die Jäger nennen, Schlage, wieder von einander, um durch einen gewaltigen Anlauf die Wirkung des zweyten Schlages zu vermehren; und wenn dieses flüchtige erste Vorspiel eines feurigen Kampfes keinen zum Weichen bringt, so fahren sie mit dem Gehörne heftig zusammen, daß man das Krachen davon sehr weit hören kann, und bleiben so mit angeschlossenen Köpfen gegen einander stehen, indem das gleiche Maß der angewendeten Kräfte sie im Gleichgewichte erhält, und ihre Wirkung aufhebet. Wenn man eine Berechnung der von beyden Theilen angestrengten Kräften anstellen könnte, so würde man mit Verwunderung sehen, daß der Nacken des Hirsches eine Gewalt von vielen 100, ja fast von tausend Pfund, ausübet. Bey dieser Gelegenheit geschieht es oft, wenn der Gegner zu schwach, oder minder geschickt, als der andere ist, daß ein Hirsch dem andern mit den Augensprossen eine Wunde beybringt, die oft so gefährlich ist, daß der Hirsch daran verenden muß. (*) Es hat sich auch schon zugetragen, daß zween Hirsche sich mit den Stangen dermaßen verwickelt hatten, daß sie nicht wieder loskommen konnten, und verendet im Walde, auch bereits von Wölfen und andern Raubthieren angefressen, gefunden worden. In der königl. Kunst- und Na-

(*) Wenn ein Hirsch mit dem Gehörne einem Thiere oder Menschen eine Wunde beybringt, so sagt man, der Hirsch oder der Mensch ist geforkelt worden.

Naturalienkammer zu Berlin, wird unter andern auch ein solches in einander geschlagenes Gehörn aufbehalten, welches durch keine menschliche Kunst, ohne etwas daran zu zerbrechen, aus einander gebracht werden konnte; es hatte sogar, wider die Natur des Gehörnes, welches wenig elastisch ist, das eine Ende an jeder Stange des einen Gehörnes nachgegeben, und war hinter die Stange des feindlichen gesprungen. Eben dergleichen zur Raritat aufgehängte Gehörne findet man unter andern auch in Frankreich, in der Gallerie zu Fontainebleau. Wenn nicht dergleichen seltene Zufälle sich ereignen, so endiget sich der Kampf mit der Flucht des einen Theiles, und der Ueberwinder genießt alsdann, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, die Frucht seines Sieges. Denn das Thier, welches bis dahin vor den Hirschen flüchtig zu seyn geschienen hatte, steht bey solchen Kämpfen still, und sieht dem Streite gelassen zu, so bald sich aber der Ueberwinder ihm nahet, hält es ihm geduldig still. Dieser geht also in der heftigsten Brunst zu Werke, und erhitzt sich dabey dergestalt, daß er, um sich abzukühlen, sich gleich darauf in ein fließendes Wasser stürzt, sich auch wohl in Moräste; Pfützen und Sümpfe legt, und darin abkühlt. Man nennt dieses in der Jägersprache sich sühlen, und eine solche Pfütze, worin sich das Wild zu sühlen oder zu wälzen pflegt, die Sühllache oder Sühlung. (in einigen Gegenden eine Suhle, einen Sudel) Oft stellt sich, nachdem der eine Nebenbuhler abgeschlagen worden, ein neuer Kämpfer dar, da dann der Sieger auch sogleich auf diesen losgeht, um ihn, wie den vorigen, zu empfanzen. Die alten Hirsche behalten immer den Platz, weil sie stolzer und kühner, als die jungen, sind, die sich so wenig ihnen, als der Hindin, nähern dürfen, sondern abwarten, bis sie die alten Hirsche verlassen, um ihre Stelle einzunehmen. Indessen nehmen sie auch bisweilen die Zeit

in

in Acht, wenn zween Hirsche mit einander kämpfen, und fliehen, nachdem sie dieselben in aller Eile beschlagen haben, schnell davon. Die Hindinnen aber ziehen die alten Hirsche den jungen vor, nicht weil sie tapferer, sondern weil sie hitziger und begieriger auf die Brunft sind. Indessen sind die alten Hirsche sehr unbeständig, und haben oft mehrere Thiere zu einer Zeit. Wenn sie nur eins haben, so bleiben sie nur wenige Tage bey demselben, suchen sich alsdann wieder ein anderes auf, welches sie dann auch verlassen, und so flattern und schwärmen sie von dem einen zum andern, bis sie völlig entkräftet und erschöpft sind. Das Haar um die Geburtsglieder ist alsdann schwarz, und das kurze Wildbret ist gemeiniglich sehr geschwollen. Diese verliebte Wuth dauert ungefähr 3, bisweilen auch 6 Wochen. Während dieser Zeit äßen die Hirsche wenig, schlafen und ruhen gar nicht, sondern schweifen Tag und Nacht umher, indem sie immer entweder mit niederhängendem Kopfe dem Thiere auf der Fährte folgen, oder schreyen, bald mit einem Nebenbuhler kämpfen, und alsdann wieder beschlagen oder fliehen. Sie kommen daher auch dermaßen schwach und mager aus der Brunft, daß sie sich erst nach langer Zeit wieder erholen. Ist Mast oder viel wildes Obst vorhanden, so geschieht dieses bald; ist aber Mangel daran, und fällt ein häufiger und tiefer Schnee, daß sie nicht wohl zum Grase und zu den Kräutern gelangen können, so kommen sie erst im Frühlinge wieder zu Kräften. Die Hirsche, welche man kurz nach der Brunft vor die Meute (die Jagdhunde bey der Parforcejagd) bringt, machen es daher gemeiniglich nicht lange; und die Zeit kömmt den Jägern gut zu Statten, um die Hunde auf die Curee (das Jagdrecht) hitzig zu machen. Um diese Zeit aber sind auch die Hirsche für Hunde und Menschen am gefährlichsten, weil sie sehr wüthend um sich stoßen, und sich in der Brunftzeit gemeiniglich in

trock-

trocknen Feldern vor die Meute stellen, und da verenden. Ihre Stöße sind alsdann auch um so gefährlicher, da ihr Gehörn, währender Brunst, ungemein giftig ist. Man muß sich ihnen daher nur mit der äußersten Behutsamkeit nähern; und man thut unter solchen Umständen wohl, wenn man die jungen Hunde beym Stellen aufkoppelt, weil ihre wenige Gefährlichkeit und Erfahrung sie der Gefahr aussetzen würde, gespießt oder wohl gar getödtet zu werden.

Weil die von einem Hirsche beygebrachten Wunden gemeiniglich tödtlich sind: so ist daher im Französ. die Redensart entstanden: Au Cerf la biére, (die Todtenbahre) & au sanglier le miére, (oder le mire, der Wundarzt) d. i. die Wunden, die der Hirsch macht, sind tödtlich, die vom wilden Schweine aber können geheilt werden.

Die Brunst der jagdbaren Hirsche nimmt also, wie ich bereits gesagt habe, mit dem 1sten September ihren Anfang, und geht den 20sten desselben Monates zu Ende. Bey schlecht jagdbaren Hirschen fängt sie gegen den 10ten Sept. an, und endigt sich in den ersten Tagen des Octobers. Bey jungen Hirschen währt sie vom 20. Sept. bis zum 15. Oct.; und zu Ende dieses Monats stehen nur noch die Spießer auf der Brunst, weil sie am spätesten eintreten. Sehr kalte Witterung und schlechte Aesung können verursachen, daß die Hirsche später in die Brunst treten; und unter gewissen Umständen brunften die ältesten Hirsche sehr spät, wenn sie z. B. bey irgend einer Gelegenheit schwer verwundet, oder, wegen einfallender Nacht, auf einer Parforcejagd verlassen worden sind, da sie bald verenden wollten. In solchen Fällen haben sie an ihren Wunden oder von der Strapaze so viel gelitten, daß sie nicht eher brünstig werden, als bis sie sich völlig wieder erholt haben.

Es giebt außerdem auch in Ansehung der Zeit, in welcher die Hirsche von verschiedenem Alter früher oder später auf die Brunst treten, noch einen Fall der Ausnahme. Es treten

kälte

nämlich einige schlecht jagdbare Hirsche bisweilen eher auf die Brunft, als die Capitalhirsche; und dieses kömmt daher, weil jene von alten Thieren, die gleich zu Anfange der Brunft von völlig jagdbaren Hirschen belegt worden, gefallen sind, da hingegen diese von jungen Thieren, die erst spät im Jahre belegt worden, geboren sind. Aus dieser Beobachtung folgt also, daß die Zeit der Geburt weit mehr, als das mehrere oder wenigere Alter der Hirsche, den Zeitpunct bestimmt, in welchem sie auf die Brunft treten, und daß von dieser Zeit auch das Ab- und Aufsezen ihres Gehörnes, und überhaupt alle ihre natürliche Bedürfnisse abhängen.

Die Brunft der Hindinnen fällt natürlicherweise in dieselbe Jahrszeit, und steht mit der Hirschbrunft in völlig gleichem Verhältnisse. Die ältesten machen den Anfang. Einige sehr alte feiste Thiere werden zeitig hizig, und bleiben es lang; allein sie bestehen nicht (nehmen den Beschlag nicht an), und werden wegen ihrer Unfruchtbarkeit, gelte Thiere oder Geltthiere, Fr. Brehaigne, genannt. Diese werden weit stärker an Wildbret, und sind viel feister, als die andern.

In der Brunftzeit können junge lehrbegierige Jäger am meisten lernen; denn da haben sie Gelegenheit, Hirschfährten von allen Gattungen und von allem Alter ansichtig zu werden. Sie können alsdann alle Kennzeichen der Fährten an den Spizen, Schalen und Ballen bemerken; sie lernen den Hirsch nach seiner Spur und nach seinem Wandel ansprechen. Sie finden einige, die ganz gelassen einher gegangen sind; andere, die getrabt haben; und noch andere, die flüchtig geworden sind, wiewohl aus den flüchtigen Fährten nichts sicheres zu schliessen ist. Um diese Zeit sind aber die Hirsche sehr schwer zu bestätigen und abzusondern, weil sie beständig herum schwärmen und die Thiere aufsuchen. Treten sie in irgend ein Gehäge, so durchstreichen sie die Mitte und alle Winkel desselben, gehen einen Weg zehn und mehrmal hin und her, und wechseln alsdann nach einem andern, wo sie es eben so machen, und sich selten über 2 Stunden aufhalten, daß es also äußerst schwer ist, sie um diese Zeit zu bestätigen. Hiezu kömmt noch, daß die Leithunde vor dem unausstehlichen Geruche, den die Hirsche in der Brunft ausdünsten, einen solchen Ekel haben, daß sie lieber auf alten, als auf frischen Fährten suchen; und es ist daher

um so weniger zu bewundern, daß junge Hunde die Fährte eines Brunfthirsches überlaufen, da viele alte Leithunde um diese Zeit den Hirsch bloß unter Wind wittern, und sich dabey öfters angewöhnen, gar nicht auf die Fährte zu achten.

Das Thier (die Hirschkuh) geht, nach einiger Meinung, 8 Monate und einige Tage hochbeschlagen, d. h. tragend; Andere rechnen 40 Wochen. Es läßt sich dieses nicht genau bestimmen, weil man den Tag der Empfängniß nicht mit Gewißheit angeben kann. Indessen ist so viel gewiß, daß die mehresten Thiere im May, oder im Anfange des Jun. setzen, und zwar gemeiniglich 1 Kalb, sehr selten 2. Wenn das Thier setzen will, begiebt es sich nahe an die Landstraße, oder an einen Ort nahe an einer Quelle, an einer Wiese, oder an einem jungen Gehölze, wo es nicht weit nach der Nahrung gehen darf, und dem Kalbe, wenn es schreyet, bald zu Hülfe kommen kann. Das Kalb hat im Anfange viel weiße Flecke über den ganzen Leib, die es aber gegen den Winter verliert. Das Thier verbirgt sein Junges unter dem langen Grase und Gebüsche, wo es selten länger, als bis es trocken ist, liegen bleibt. Die Mutter führt es einige Stunden hernach mit der möglichsten Vorsicht, um nicht gesehen zu werden, von diesem Orte weg, an einen andern, wo es ebenfalls unter Gras und Gebüsche verborgen liegt. Die Stellung eines jung gesetzten Kalbes ist gemeiniglich rund zusammen geleget mit der Nase am Spiegel, (*) weil es zu matt ist, den Kopf aufrecht zu erhalten. Dieses bleibt auch nachher ein sicheres Merkmal von Schwäche und Krankheit bey einem erwachsenen Stücke Wildbret, wenn man es auf diese Art liegen findet. Kälber, die man jung aufzieht, sind dem Tode nahe, so bald sie diese Stellung annehmen, und ihnen

(*) Spiegel, ist bey allem Wildbret der Fleck weißlicher Haare, so es hinten auf den Keulen hat.

ihnen nicht bald zu Hülfe gekommen wird. Die ersten Paar Tage kömmt das Thier zu dem Kalbe, um es zu säugen. Das Kalb sauget stehend. Am dritten, oder spätestens vierten Tage ist es schon stark genug, der Mutter allenthalben zu folgen, auch flüchtig genug, einem Menschen, oder einem kleinen Hirtenhunde zu entfliehen, und, indem es sich plötzlich in dem langen Grase drückt, ihm aus den Augen zu kommen. Ist Gefahr von Hunden oder Füchsen und andern Raubthieren vorhanden, so stößt die Mutter selbst das Kalb in dem langen Grase und Gebüsche nieder, und geht dem Feinde entgegen, um sich von demselben jagen zu lassen. Solchergestalt wendet sie mehrentheils die Gefahr von ihrem Jungen ab, indem sie sich derselben ganz aussetzt; und nachdem sie durch diese List den Feind entfernt hat, weiß sie ihr Kalb sehr wohl wieder zu finden. Das Kalb läuft erstlich der Mutter nach; wenn es stärker geworden ist, geht es vor ihr her, und hält sich bis in das dritte Jahr zu ihr.

Wenn die Hirsche durch den häufigen Genuß der Thiere völlig entkräftet und abgezehret sind, so scheint es, als ob sie sich ihres elenden und kümmerlichen Zustandes schämten. Sie werden alsdann schüchtern und furchtsam; und da sie nicht hinlängliche Kräfte fühlen, eine Jagd auszuhalten, so verbergen sie sich in die stärksten Dickichte, wo sie sicher zu seyn glauben. Diejenigen, welche die nahen, an guten Kornfeldern liegenden Waldungen, wo sie vor der Brunst gestanden haben, noch nicht vergessen haben, gehen wieder im Monate November dahin zurück, und erholen sich daselbst. Diese kommen auch wirklich weit eher wieder zu Kräften, als andere, die in den Dickichten nur einige vom Schwarzwildbret übrig gelassene Eicheln, oder Heide- und Distelkraut finden. So bald aber im December starke Kälte einfällt, gehen auch jene Hirsche in die Dickichte, und versammeln sich mit Hirschen

ihres Alters in einen Trupp, (ein Häufel, eine Heerde, Schaar,) oder ein so genanntes Rudel, Fr. Harde. Die Capital- völlig jagdbaren und schlecht jagdbaren Hirsche stehen gern beysammen; die jungen Hirsche bleiben auch bey einander; die Spießer und Kälber halten sich zu den Thieren, und gesellen sich in größern oder kleinern Rudeln zusammen, je nachdem der Winter hart oder gelinde ist. Zur Zeit eines strengen Winters liegen diese Thiere auf trocknem Erdboden in grossen Rudeln dicht bey einander, und thun sich besonders gern unter Anhöhen nieder, wo sie vor dem Winde Schuz haben. Wenn es sehr kalt ist, scharren sie mit den Läufen Laub in ihr Lager, und wärmen sich einander mit ihrem Athem. Ihre Aeßung besteht alsdann in den Spitzen vom Heidekraut, welche hizig und stärkend sind, in Epheu, welcher sich um die Bäume schlingt, in Brunnenkressen und andern Kräutern, die an warmen Quellen wachsen. Diesen ihren Stand verlassen die Thiere nicht eher, als im Frühlinge; alsdann trennen sie sich. Die völlig jagdbaren und schlecht jagdbaren Hirsche gehen ein jeder seinen Weg, doch bleiben bisweilen zwey bey einander, und begeben sich in die ihnen bekannten Gegenden, wo reiche Kornfelder und Wässer in der Nähe sind, und wo sie, wie ich sogleich erzählen werde, ihr Gehörn abwerfen und frisches aufsezen. Die jungen Hirsche und sämtlichen Thiere halten sich auf dem Rande der Waldungen auf, und gehen auf die Korn- Erbsen- Bohnen- und Wickenfelder, und in die Kohlgärten.

Der Schade, den das Rothwildbret in Wäldern thut, ist nicht geringe. Es schälet das junge Holz, und äset sich, im Winter aus Noth, im Frühlinge aber aus Wollust an der Birke. Besonders schlagen die Hirsche mit ihrem Gehörne jährlich viele tausend junge Bäume völlig entzwey. Man hat Beyspiele von Gegenden, wo die Hirsche in ein Paar Nächten viele Schocke junger Weiden und anderer Bäume, durch das Schlagen, Reiben oder Fegen verdorben haben, welches gemeiniglich

gemeiniglich dem bittern, weichen oder harzigen Holze, als: Tannen, Fichten, Tahlweiden, Erlen, Aepen ꝛc. wiederfährt. Bey großer Kälte äßen sich die Hirsche von Holzrinden, so weit sie an den Stämmen reichen können. Um dieses einigermaßen zu verhüten, muß man sie in den Thiergärten und Gehägen, in den Heuscheunen (s. oben, S. 268), oder sonst an gewissen hiezu bequemen Plätzen, mit nothdürftiger Fütterung versehen.

Um die Hirsche von den Kohlgärten abzuhalten, pflegt man über den Zaun eine Leine zu ziehen, weil die Hirsche alsdann darüber zu springen, sich nicht getrauen.

Der Hirsch hat in seinem ersten Alter ein sehr schnelles Wachsthum. Kaum vergeht ein völliges Jahr von seiner Geburt, bis zu dem Zeitpuncte, wo der Ueberfluß der Nahrung schon anfängt, sich von außen durch die Erzeugung des Geweihes zu entdecken. Wenn er im Maymonate gesetzt worden ist: so sieht man im folgenden Jahre, zu Anfange eben dieses Monates, das Geweih aus dem Stirnbeine hervor treiben. Derjenige Theil des Stirnbeines, auf welchem zunächst das Geweih sitzt, wird bey den Jägern der Rosenstock, Fr. le Tét, genannt, a, Fig. 1333; der krause Kranz oder Ring an dem untern Theile des Geweihes, oder der untere ausgezackte Theil und gleichsam der Fuß der Stangen, auf welchem sie stehen, b, die Rose, Fr. Fraise; die kleinen krausen Knöpfchen unten am Geweihe nahe am Kopfe an der Rose, Perlen oder Steine; die beyden langen Theile eines Geweihes, welche unten die Rose, oben die Krone, und dazwischen die Enden tragen, c, die Stangen, Fr. Mérain, Merein, mit ihren, in die Länge sich erstreckenden kleinen Vertiefungen (Rinnen) d; die untersten Enden oder Spitzen am Geweihe, deren an jeder Seite eins nahe an dem Kopfe über dem Auge sitzt, die Augensprossen oder Weidsprossen, Fr. Andouillers, e; die Enden, welche sich unmittelbar über den Augensprossen befinden, f, die Eissprossel (in den

gemeinen Mundarten Eisprüssel, Eispräſſel, Prüsel, Präſſel, Spräsel u. s. f.) Fr. Sur-andouillers; alle übrige Sprossen oder Zacken, als zum obersten Theile, (der Krone), g g, Enden, Fr. Cors. Stehen zu oberst an jeder Stange zwey Enden, in Gestalt einer Gabel beysammen, oder ist jedes dieser Enden wieder in kleine Gabeln zertheilt, Fig. 1334: so nennt man ein solches Gehörn, Gabelgehörn, oder gabeliges Gehörn.

Alles Gehörn, welches oben 3 bis 4 Spitzen hat, Fig. 1335, heißt ein Zinkengehörn. Wenn die 3, 4 oder mehrere, am obersten Ende der Stange zusammen kommenden Enden, gleichsam eine Krone bilden, Fig. 1336, so nennt man es ein Krongehörn, oder eine Krone, Fr. Tête couronnée, oder Couronnure, und ein Hirsch, der ein solches Gehörn hat, ein Kronhirsch genannt. Sind die obern Enden wie Palmenzweige, oder in Gestalt einer Menschenhand mit 5 Fingern gewachsen, Fig. 1337: so nennt man es ein Palmgehörn oder Handgehörn, Fr. Enpaumure. Das Gehörn, welches ein junger Hirsch das erstemal auffetzt, und nur aus zween Spießen, oder Stangen ohne Enden, besteht (das Gehörn eines Spießers oder Spießhirsches), sieht man Fig. 1338 abgebildet; das Gehörn eines Hirsches, dem nur allein, nebst den Spießen, die Augensprossen ausgewachsen sind, und der sonst keine Enden mehr hat (und welcher daher ein Gabelhirsch, Gabler oder Edelknabe genannt wird), Fig. 1339; das Gehörn eines Sechsers, (eines Hirsches, dessen Gehörn 6 Enden hat, Fig. 1340; das Gehörn eines Achters, Fig. 1341; das Gehörn eines fünfjährigen jagdbaren Hirsches von 10 Enden, Fig. 1342. Nach dem fünften Jahre wird, wie ich bereits erwähnt habe, das Gehörn alle Jahre immer prächtiger, und nimmt jährlich an Zahl der Enden zu; doch ist es selten, daß ein Hirsch mehr als 22 oder 24 Enden trägt. Wenn auch beyde Stangen nicht eine

gleiche

gleiche Anzahl Enden haben, so wird der Hirsch dem ungeachtet nach der doppelten Anzahl der Enden, die auf der stärksten Stange stehen, benannt, und es wird alsdann das Beywort ungerade hinzu gefüget. So heißt z. B. ein Hirsch, welcher auf einer Seite 10, und auf der andern 11 Enden hat, dennoch ein Hirsch von zweymal 11, oder 22 Enden, und zwar ein ungerader Zweyundzwanziger. Wenn an einer Stange auch bisweilen ein oder das andere Ende ganz stumpf oder kurz ist, so gilt es doch für ein Ende, und wird, nach der alten Weidmannsregel, mitgezählt, wenn es nur so lange hervorsteht, daß ein Jäger sein Hornfäßel daran aufhängen könnte. Fig. 1343 bildet das Gehörn eines ungeraden Zweyundzwanzigers ab, wobey ein solches stumpfes Ende A ist, welches mitgezählt wird. Wenn die Hirsche alt werden, oder eine schlechte Aeßung haben, oder bey einem anhaltendem Winter kärglich oder gar nicht gefüttert werden, kurz, wenn sie an Kräften abnehmen, so setzen sie, nachdem sie abgeworfen haben, ein Gehörn mit wenigern Enden auf, als sie zuvor getragen haben; nach der Jägersprache heißt dieses: sie setzen zurück. In solchem Falle sind die Stangen zwar stärker, aber kurz, und haben weit weniger Enden, als sie nach der Stärke oder dem Alter des Hirsches haben sollten; ja, es giebt Gehörne von ganz alten Hirschen, die nur aus zween ganz starken und stumpfen Spießen bestehen, wie Fig. 1344 zeigt.

In der Churmark waren vor 1740, die Hirsche mit 20 bis 26 Enden nichts ungewöhnliches. Der König Friedrich Wilhelm in Preußen, hägete in dem potsdamischen Thiergarten einen Hirsch, welcher, seiner ansehnlichen Größe wegen, der große Hans genannt wurde, und an dem zuerst in der Gefangenschaft abgeworfenen Geweihe 24 Enden hatte. Auf dem Saale des so genannten Junkerhofes zu Danzig

hat man ein Geweih von 32 Enden aufbehalten, welches man nicht für 500 Rthlr. ablassen wollen. In der Heide bey Tanne, eine Meile von Golnow, hat ein Herzog in Pommern, einen Hirsch von 34 Enden gefället; und zu dessen Andenken selbst eine steinerne Tafel aufrichten lassen. Herzog Wilhelm in Bayern, hatte unter den vornehmsten Stücken seines Cabinetes ein Geweih von 42 Enden, welches er der Königin Maria in Ungarn schenkte. Am merkwürdigsten aber ist wohl der edle Hirsch mit 66 Enden, welcher in dem so genannten Carthäuser- oder Jacobsdorfischen, zum Amte Fürstenwalde gehörigen Forste, im J. 1696, von dem damaligen Heidereiter, Andr. Siebenbürger, eine Zeitlang beobachtet, hernach aber am 18. Sept. von dem Könige Friedrich I. mit eigener Hand gefället worden. Man hat sowohl vom ganzen Hirsch, als von seinem vielendigen Geweihe ins besondere, sehr viel Abbildungen und Kupferstiche, damals zum Theil auf königlichen Befehl, nach dem Leben gezeichnet. Sein prächtiger Anstand ist aus der Abbildung, Fig. 1345, zu ersehen. An der Stelle, wo das Thier gefället worden, ist ein, 12 bis 14 Fuß hohes, aus Werkstücken bestehendes Denkmal errichtet, auf dessen einen Seite der Kopf und das Geweih, auf der andern aber die nöthigen Nachrichten eingehauen, und mit goldenen Buchstaben verewiget worden sind. (*) Er hat 5 Ct. 35 Pf. gewogen, ob er gleich schon 3 Wochen in der Brunft gewesen war. Das Geweih wurde dem Könige in Polen und Churfürsten von Sachsen, Friedrich August geschenkt, und, der Seltenheit wegen, in der Moritzburg aufbewahrt.

Wie

(*) Die Aufschriften findet man in Bernh. Ludw. Beckmanns Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg, Berl. 1751, 2. S. 775.

Wie bey allen merkwürdigen und seltenen Vorfällen, Fabeln mit eingemischet zu werden pflegen: so ist dieses bey Gelegenheit der Entdeckung vielendiger Hirsche nicht unterblieben. Denn man meldet, wie Beckmann anführt, aus Lippehne, in der Neumark, daß im J. 1712, in dem dortigen See, ein angeschossener Hirsch von 166 Enden todt gefunden sey, dessen Geweih der damalige Oberforstmeister von Mühlenheim dem Könige nach Berlin geschickt habe.

Es giebt auch Hirsche, welche ihrer Größe und besondern Zeichnung und Geweihe wegen, Aufmerksamkeit verdienen.

Im J. 1705 hat man in der spandauischen Stadtheide einen Hirsch angetroffen und gefangen, welcher ganz getiegert war, auf dem Rücken einen großen weißen Fleck, welcher wie ein engllscher Sattel aussah, um den Augapfel einen rothen Ring, und an den Füßen korallenrothe Schalen hatte. Hieher gehören auch die Hirsche mit einem breiten weißen Strich über den Vorderläufen und Ziemern, die man vormals in der Altmark gefunden hat; imgleichen der Hirsch aus der Drewitzischen Heide von 1718, welcher, vom Nacken an, über den ganzen Rücken, bis über die Keulen, einen handbreiten, und vom Rücken rechter Hand, bis unter den Bauch, einen fußbreiten Streifen hatte.

In Ansehung des sonderbaren, ungestalten, oder so genannten widersinnigen Gehörnes, giebt es einige, die nur auf einer Seite eine Stange, auf den andern aber einen ungefähr ½ Fuß hohen, Stumpfen (Stümmel) haben. Bey einigen stehen die Stangen dicht an einander, und haben jede nur einen Augensprossen; andere haben 2 Stangen an einer Rose, und nur eine auf der andern. Bey einigen sind die Stangen stark rückwärts gebogen, und die Augensprossen stehen vorwärts über die Augen krumm gebogen; andere sind wie ein Jagdhorn gekrümmt, andere haben nur zwo bloße Stangen ohne Enden; und noch andere haben nur an beyden Seiten 2, ungefähr 4 Finger breite, Stumpfen. Endlich gehören hieher auch diejenigen Gehörne, die aus mehr als 2 Stangen bestehen, oder zu bestehen scheinen. Ein Gehörn mit doppelten Augensprossen, sieht man Fig. 1346, und ein Gehörn mit krummen Enden, Fig. 1347, abgebildet. Fig. 1348, ist ein Gehörn, welches aus 4 Stangen zu bestehen scheint, aber der Endenzahl nach von einem Hirsche von 12 Enden ist, den der

Herzog Friedrich Heinrich von Würtemberg, im J. 1720, im Reichenberger Forste bey Wannenthal in der Brunft gebürscht hat. Fig. 1349, ist ein Gehörn von einem einsprossigen Hirsche, welchen 1738 Maria Augusta, Herzogin von Würtemberg, in dem Kirchheimer Forste geschossen hat.

In der Drewitzischen Heide hat man 1711 einen Hirsch gesehen, dem die untersten Enden bis vor das Maul herunter gegangen, und die ihm bey der Aesung sehr hinderlich waren, daher er auch bey der Aesung den Kopf beständig schief halten mußte.

Im J. 1704, ließ sich, nach der Brunftzeit, eben daselbst ein Hirsch sehen und nahe antreten, dessen Stangen oben in der Krone rund und hohl, wie ein ordentlicher Napf, waren, und wenigstens 1 Quart Wasser hielten. Im J. 1711 fand sich, in eben diesem Forste, nach der Brunftzeit, ein Hirsch, dessen 2 Stangen ungefähr $\frac{1}{4}$ Elle lang, aber 4 Fäuste dick, und ohne Enden waren. Nachdem er diese Stangen abgeworfen, hat man sie hohl befunden.

Zu Karzig in der Neumark, ward von K. Friedrich I. ein Hirsch von 3 Stangen, 2 auf der rechten Seite mit 12, und eine auf der linken mit 4 Enden, erleget.

Da, erwähntermaßen, die Anzahl der Enden nicht allemal bestimmt ist, so würde die danach angestellte Beurtheilung des Alters eines Hirsches sehr unsicher seyn. Hingegen giebt es am Gehörne andere und sichrere Kennzeichen, wonach man den Hirsch zuverlässig ansprechen kann. Diese Kennzeichen bestehen in dem nähern und weitern Abstande, und größern oder kleinern Umfange der Rose, in der größern oder kleinern Gestalt der Steine und Perlen, in der Stärke oder Schwäche der Stangen, in der mehrern oder wenigern Tiefe der Rinnen, in der mehr oder weniger ausgebreiteten Krone, und endlich in der Stellung und Länge der Enden. Mit dem Bewußtseyn dieser Kennzeichen versuche es nunmehr ein Anfänger, zween Hirsche nach ihrem Gehörne anzusprechen, davon der eine ein jagdbarer Hirsch, der in einer schlechten Gegend aufgewachsen ist, der andere hingegen ein Hirsch vom dritten und vierten Kopfe ist, der sich in einem

reichen

reichem Kornfelde ohne Kummer und Unruhe genährt hat, und dessen Stangen und Enden stärker und länger, als die Stangen und Enden des jagdbaren Hirsches, sind. Läßt man sich hier durch die Größe und Stärke des Gehörnes verleiten, so wird man nothwendig den jüngsten dieser beyden Hirsche für den ältesten ansprechen, und dadurch Unwissenheit verrathen; denn man hat nicht beobachtet, daß bey dem jungen Hirsch die Rose 3 Finger breit vom Kopfe abstand, daß die Steine daran nur ganz klein, die Rinnen in den Stangen zanz flach waren, und sich nur bis auf die Hälfte der Stangen erstreckten, an welchen die Perlen noch sehr wenig hervor ragten, und daß endlich am äußersten Ende des Gehörnes keine Krone, sondern nur zween gerade Spieße vorhanden waren. Bey genauerer Untersuchung würde man im Gegentheil gefunden haben, daß an dem Gehörne des jagdbaren Hirsches, welches man für das jüngste angesehen hat, die Rose nur 1 Finger breit vom Kopfe abstand, daß die Steine am Rosenstock stark und erhaben waren, daß die tiefen Rinnen sich beynahe bis an die Spitze des Gehörnes und bis an die Hälfte der Enden erstreckten, und daß an diesen Enden große und starke Perlen hervor rageten. Wäre das Gehörn des jungen Hirsches, welches man so irrig für das älteste angesehen hat, das Gehörn eines jagdbaren, in einer guten Gegend aufgewachsenen Hirsches gewesen: so würde zwischen der Rose und dem Kopfe nur eines Fingers breit Abstand gewesen seyn; die Steine würden daran stark und völlig erhaben, die Rinnen an den Stangen tief und mit Perlen besetzt gewesen seyn; und diese Rinnen würden sich bis an die Spitze des Gehörnes, aber nicht auf die Augensprossen, wo sie niemals vorhanden sind, erstrekt haben. Hauptsächlich aber würde ein solches Gehörn oben eine in Gestalt einer flachen Hand einwärts gebogene, und mit vielen kleinen Enden und Spitzen vereckte Krone gehabt

habt haben. Wenn man also den Hirsch nach seinem Gehörne richtig beurtheilen, und in Ansehung seines Alters ansprechen will, muß man vornämlich die Rosen, Steine, Perlen und Rinnen genau beobachten. Je älter der Hirsch wird, desto dichter steht seine Rose am Kopfe, desto stärker, hervor ragender und höckerichter werden die Steine, desto stärker und durchsichtiger werden die Perlen, desto breiter und tiefer die Rinnen, und desto breiter und ausgehöhlter wird endlich die Krone. Wenn alle diese Kennzeichen sich in ihrer größten Vollkommenheit bey einander befinden, so kann man den Hirsch mit Zuverlässigkeit als einen jagdbaren Capitalhirsch ansprechen.

Soll überhaupt das Gehörn eines in guter Gegend aufgewachsenen Hirsches für schön, und nach weidmännischer Redensart für völlig vereckt (s. eben, S. 602) gehalten werden: so muß es hoch und wohl geöffnet stehen; die Rosen müssen breit, die Steine groß, die Stangen stark, die Augensprossen dick, lang, wohlgestaltet und ein wenig gebogen seyn. Alle andere Enden müssen verhältnißmäßig eine ähnliche Richtung haben; die Rinnen müssen breit und tief seyn, und oben muß ein solches Gehörn eine breite, hohle und auswärts gebogene Krone mit 6 oder 7 Spitzen an jeder Seite haben. Ueberdieß muß ein solcher Hirsch 16, 18 bis 20 Enden haben. Soll aber ein Hirsch dergleichen schön verecktes Gehörn aufsetzen, so muß er von den Hunden weder verwundet noch heftig gejagt worden seyn; denn wenn dieses geschehen ist, so wird er in demselben Jahre nur ein schlecht verecktes spätes Gehörn aufsetzen. Der Hirsch muß überhaupt, wenn er schön aufsetzen soll, ruhig seyn, und seinen Stand in den schönsten und reichsten Aeßungen haben. Denn wenn er in einer magern und schlechten Gegend aufwächst, kümmerliche und schlechte Aeßung hat, und in dem Walde, wo er sich verbergen muß, gestöret und

von Hunden oder Menschen geängstiget wird, so wird er ein schlechtes niedriges Gehörn mit engen Rosen, schwarzen Stangen, auch wenigen und kurzen Enden aufsetzen. Ein solches Gehörn wird demjenigen völlig ähnlich seyn, worüber das vorige irrige Urtheil gefället wurde, und in dessen Beurtheilung man sich nicht geirret haben würde, wenn man bedacht hätte, daß ein Gehörn, wenn es auch noch schlecht ist, dennoch seine untriegliche Kennzeichen hat, nach welchen man es eben so sicher, als das schönste, beurtheilen kann. Denn, je älter solche elende Hirsche werden, desto näher treten, wie bey dem feistesten Hirsch, die Rosen an den Kopf; die Steine werden gleichfalls stärker und erhabener; die Rinnen sind zwar nicht so breit, weil die Stangen schwächer sind, sie sind aber dem ungeachtet tief; die Perlen sind zwar nicht so stark, aber eben so erhaben; und die Kronen sind zwar enge, aber doch auswärts gebogen, und wie eine hohle Hand gestaltet. Ein solches schlecht verecktes Gehörn hat also verhältnißmäßig alle die Kennzeichen des schönsten Gehörnes; und an der richtigen oder falschen Beurtheilung erkennt man den geschickten oder den unwissenden Jäger.

Es findet zwischen den Nahrungssäften und dem Aufsetzen des Gehörnes und der Brunft, ein so genauer Zusammenhang Statt, daß man leicht davon überzeuget wird, daß beydes bloß von einem Ueberflusse der Nahrung abhänge. So lange der Hirsch wächst, (es ist aber in seiner ersten Jugend der Wachsthum am schnellesten,) wird alle Nahrung zur Ausdehnung und Entwicklung des Körpers angewendet; es findet also kein Ueberfluß, und mithin keine Abscheidung oder Hervorbringung des Samens Statt; und dieses ist der Grund, warum die ganz jungen Thiere sich nicht fortpflanzen können. Wenn sie aber den größten Theil ihres Wachsthumes erreicht haben, so zeigt sich hier

der Ueberfluß der Nahrungssäfte auf eine noch merklichere Art. Es bringt derselbe das Gehörn, das Austreten der Hoden, das Aufschwellen des Halses, die Feiste, die Brunst ꝛc. hervor; und weil der Hirsch im ersten Jahre sehr schnell wächst, so vergeht, wie ich bereits erwähnt habe, nur ein Jahr von seiner Geburt an, bis der Ueberfluß der Nahrungssäfte sich durch die Hervorbringung der Spieße äußert. Ist der junge Hirsch im May gesetzt, so werden auch in eben dem Monate des folgenden Jahres die ersten Keime des Gehörnes auf dem im Februar hervorgekommenen Rosenstocke heraus wachsen. Es sind zween Spieße, die, so wie er sich nach und nach mit Geäße füllet, wachsen, länger und härter werden. Gegen Ende des Augustes haben sie schon ihre völlige Größe und Härte erlangt, daß er es, wie ich weiter unten zeigen werde, durch das Reiben an den Bäumen nunmehr von seiner rauhen Haut, die dasselbe bedeckt, zu entledigen suchet; zugleich setzt er auch das Feist, oder ein häufiges Fett, an, welches, indem es aus dem Ueberflusse der Nahrung entsteht, sich nunmehr gegen die Zeugungsglieder wendet, und den Hirsch zu der ihn so wüthend machenden Brunst anreizt. Daß der Wachsthum des Gehörnes mit den Zeugungsgliedern in einem genauen Zusammenhange stehe, wird dadurch unumstößlich erwiesen, daß Hirsche, die man als Kälber ausgeworfen, oder des Kurzwildbretes beraubt (castrirt) hat, niemals ein Gehörn aufsetzen, und daß diejenigen, welche durch einen Zufall, oder durch Menschenhände, dieses Schicksal zu der Zeit erfahren haben, als sie schon ihr Gehörn hatten, dasselbe nie abwerfen, sondern beständig behalten. (*) Kurz, der Hirsch bleibt seine ganze Lebens-

(*) Wenn die Beraubung des kurzen Wildbretes im Aufsetzen geschieht: so bekömmt ein solcher Hirsch ein knorpelig geschwüriges Gehörn, und feget nicht. Wenn indessen die ordentliche Zeit im April und May heran kömmt, will die Natur bey sol-

benszeit hindurch in dem nämlichen Zustand, in welchem er zu der Zeit war, als er diese Operation erlitt. Zerstöret man also die zur Absonderung des Samens nöthigen Werkzeuge, so hebt man dadurch zugleich den fernern Wachsthum des Gehörnes gänzlich auf, und indem ein solcher Hirsch nicht mehr die Regungen der Brunst empfindet, verliert er auch die Zeichen, die sie begleiten; er setzt kein Feist mehr an, der Hals schwillt ihm nicht auf, und er wird eines sanftern und ruhigern Naturelles. Ein solcher Hirsch wird ein Kümmerer genannt, und ob er gleich groß und schwer an Wildbret wird, auch Talg (Weiß) wie ein anderer Hirsch ansetzt, so pflegt sich dasselbe doch nicht so zu erhöhen oder zu erhitzen, wie das Feist der vollkommenen Hirsche, welche, besonders zur Brunstzeit einen so starken Dunst und Geruch (Witterung) von sich geben, daß man sie schon von weitem riechen kann: wie dann auch das Feist selbst ihr Fleisch (Wildbret) dermaßen durchdringt, daß es nicht genießbar ist, und bald verdirbt; da hingegen das Wildpret eines Kümmerers zu allen Zeiten von gutem Geschmacke ist, und sich lange hält.

Was

solchen Hirschen auch treiben. Es wächst alsdann an solchem Gehörne ein Knorpel, als wenn Enden daran hervorkommen wollten; es wird aber nicht vollkommen, und setzet auch nicht. Man will außerdem bemerkt haben, daß einige zahm erzogene Hirsche, wenn ihnen die Enden vom Gehörne mit einer Säge abgenommen worden, im folgenden Jahre keine vollkommene und hoch vereckte, sondern kurze, stumpfe Stangen und Enden bekommen haben.

Auf der 8ten Kupfertafel der Beschreibung des hochfürstl. bayreuthischen Naturalienca binets, Nürnb. 1763, wird ein Hirsch mit einem seltsam gekrümmten Geweihe ohne Enden abgebildet, und von ihm gemeldet, daß man, da derselbe bereits vor 40 Jahren angeschossen worden, die Narben eines ehemals empfangenen Streifschusses an dem rechten Vorderlaufe und dem männlichen Gliede gar deutlich wahrgenommen habe; wodurch also die unter den Jägern im Schwange gehende Meinung, daß die Verletzung des kurzen Wildbretes die ordentliche Gestalt der Geweihe bey den Hirschen verändere, bestätiget wird.

Was die Erzeugung der oben erwähnten widersinnigen Gehörne betrifft, so ist dergleichen wohl nicht allemal einem dem Hirsche begegneten Zufall zuzuschreiben. Es ist zwar möglich, daß ein Hirsch in der Brunst von einem Nebenbuhler an den Zeugungsgliedern kann beschädiget worden seyn; und es ist, wie so eben erwiesen worden, unläugbar, daß diese Glieder in einer so vorzüglichen Verbindung mit dem Wachsthume des Gehörnes stehen, daß ein castrirter Hirsch nicht ferner aufsetzt; es kann auch geschehen, daß Hirsche zu der Zeit, da das Gehörn noch zart und leicht zerbrechlich ist, aus Schrecken oder Unvorsichtigkeit mit demselben gegen Bäume fahren und die Stangen abbrechen, so daß nur kurze Stümmel stehen bleiben; allein, diese Zufälle dienen zu keinem allgemeinen Beweise der Entstehung der ungestalten und widersinnigen Gehörne; und ich halte diese also für ein bloßes Spiel der Natur.

Aus der Anwendung des Ueberflusses der Nahrung bey dem Hirsch, läßt sich der Grund angeben, warum bey dieser Art von Thieren sowohl, als bey dem Damhirschen, dem Reh und Elend, die Weibchen keine Gehörne haben. Sie äßen weniger, als jene; und wenn sich auch ein Ueberfluß von Nahrungssäften bey ihnen einfinden sollte, so pflegen sie zu der Zeit, in welcher sich dieser von außen sichtbar machen könnte, trächtig zu werden; und es wird also der Ueberfluß ihrer Nahrungssäfte sowohl zum Unterhalt der Frucht, als auch hernach zur Säugung des Kalbes, verwendet. Die Natur wendet also alles auf dieser Seite an, ohne zu der Hervorbringung eines Gehörnes etwas übrig zu behalten. Man hat zwar einige Beyspiele von Hindinnen oder Thieren, welche gehörnt gewesen;

Joëlis Langelotti Obs. de cerva cornuta, st. in Misc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, s. A. IX & X, Obs. 83.

Sam. Ledelii Obs. de cerva cornuta, st. eb. das. Dec. II A. II, Obs. 98.

Ein 1725 in dem fürstlichen Reitstalle zu Dessau erzogenes Thier setzte 2 Spieße, wie ein Spießhirsch, auf; allein eben dieses kann zum Beweise desjenigen, was ich gesagt habe, dienen. Denn, da dieses Thier zwar brunstete, aber nicht beschlagen wurde, so konnte die

Natur

Natur für den Ueberfluß der Nahrungssäfte keinen Ausweg finden, und mußte denselben also zu Hervorbringung zweener Spieße anwenden. Vielleicht würde man auch dieses Spiel der Natur öfter bemerken, wenn man sich die Mühe geben wollte, Thiere, auf eben die Art, wie mit jenem in Dessau geschah, zu unterhalten.

Unter allen Geweihtragenden Thieren, hat unstreitig das Rennthier, in Vergleichung mit seiner Größe, das stärkste und größte, welches vor- und hinterwärts, fast so lang, als der Körper selbst ist, sich ausstreckt. Es pflegt auch unter allen solchen Thieren das häufigste Feist anzusetzen. Ueberdies findet man auch, daß die Geweihe der Weibchen unter den Rennthieren viel kleiner, als die an den Männchen, sind. Dieses Beyspiel beweiset also nichts weiter, als daß ein allzu großer Ueberfluß, der bey dem Trächtiggehen und bey dem Wachsthume der Frucht nicht völlig hat erschöpfet werden können, sich auswärts verbreitet, und bey dem Weibchen, wie bey dem Männchen, ein ähnliches, aber kleineres Geweih, nach Maßgabe des geringern Ueberflusses, hervor treibt.

Was ich hier von der Nahrung gesagt habe, ist nicht sowohl von der Menge des Futters in Ansehung der Masse, und von dem Vorrathe des Gefäßes, als vielmehr von den darin enthaltenen mehr oder weniger nahrhaften Bestandtheilen, zu verstehen. Da nun die Flechte oder das Moos, so die gewöhnlichste Nahrung der Rennthiere ausmacht (Lichen rangiferinus *L.* s. Th. XIV, S. 83), mehr wesentliche und nahrhafte Bestandtheile enthält, als die Blätter, Rinden oder Knospen der Bäume, wovon der Hirsch sich nähret: so darf es uns auch gar nicht befremden, wenn wir sehen, daß diese Aeßung den Rennthieren mehr Ueberfluß an Nahrung, und mithin auch mehr Geweih und Feist, als man bey den Hirschen antrifft, gewähret.

Das Hirschgeweih sprosset hervor, wächst und verhärtet sich, wie ein holzartiges Gewächs, welches durch die französische Benennung Bois, Holz, besser ausgedrückt wird, als durch den deutschen Namen Horn oder Gehörn, indem es nichts knöchernes oder hornartiges in seiner Substanz hat, sondern diese vielmehr pflanzen- oder holzartig ist. Es ist gleichsam ein auf ein Thier gepfropftes Gewächs, welches, indem es an beyder Eigenschaften Theil nimmt, als eine Schattirung, oder als ein Uebergang von einem Reiche zum andern angesehen werden kann, wodurch die Natur in ihren Producten einen Zusammenhang erhält, der die entferntesten mit einander verbindet. Aristoteles, Theophrast und Plinius führen Beyspiele an, daß auf dem noch weichen Gehörne des Hirsches, Epheu gewachsen ist. Dieses ist auch gar nicht unwahrscheinlich oder unmöglich, da der Same dieser Pflanze sehr klein ist, deswegen er sich an der Rinde der Baumstämme oder an den Aesten der Bäume anhängt, keimet und fortwächst; und es läßt sich sehr wohl erklären, daß, so wie diese Pflanze aus dem Safte des Baumes, auf dem es wächst, seine Nahrung erhält, es eben die zu seiner Erhaltung nöthigen Säfte aus dem Gehörne zieht.

Lud. Godofr. Klein descriptio et icones cervi atque ferini capri cornuum exempli rarioris, st. im 1. Th. der Nov. Act. phys. med. Acad. Cæs. Nat. Cur. Norimb. 1757, 4. Obs. 39, S. 148, f.

Viti Riedlini obs. de cornuum cervinorum ramis, st. in Misc. Nat. Cur. Cent. 5 & 6. Obs. 69.

Ge. Hier. Velschii obs. de cornu cervi crassissimo rostrato, alio anomalo et trifido, st. in Dessen Hecatostea I. observa. phys. med. Obs. 70.

De cornu cervi, s. *Gothofr. Voigtii* deliciae physicae, Rostoch. 1671, 8. Cap. 9, S. 296—343.

Heinr. Christ. Winters Relation von einem raren Hirschgeweihe, st. im 19. Vers. der Bresl. Samml. Feb. 1722, Cl. 4, Art. 5.

Der Eindruck des Hirschfußes in der Erde, wird die Fährte, das Gefährt, oder die Spur, Fr. Foulée, Menée, Passée, oder Piste, genannt. Die hornarti-

artigen Theile unten am Laufe des Hirsches, heißen Schalen; die Fersen, Ballen; der vordere Theil, die Spitzen, oder die Zange; und die kleinen Klauen oder Hornspitzen, unten an den Läufen über den Ballen, welche mit dem Fuße die Fährte machen, werden die Afterklauen, (die Aberklauen, das Geäfter, imgleichen die Oberrücken,) genannt. Der Gang oder Schritt des Hirsches und der Thiere, heißt auch der Wandel, Fr. Allure.

Wenn der Jäger zu Bestätigung eines Hirsches, d. h. sich von dessen Aufenthalte in einer Gegend zu versichern, mit dem Leithunde zu Holze zieht, hat er nicht allein 7 Arten von Fährten, nämlich des Spiessers, des Hirsches vom zweyten, dritten und vierten Kopfe, des schlecht jagdbaren, des völlig jagdbaren, und des Capitalhirsches, zu beobachten, sondern er muß auch die Fährten der Hirsche von gleichem Alter, die einander beynahe völlig ähnlich sind, wie auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere, die ebenfalls sehr stark von Leibe sind, von den Fährten der alten Hirsche, imgleichen die Fährten der jungen Hirsche von den Fährten der jungen trächtigen Thiere, zu unterscheiden wissen.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß es drey Arten von Hirschfüßen (*) giebt, nämlich die langen, die runden, und die so lang als breiten Füße. Die Ursache dieser verschiedenen Füße liegt in der Natur. Denn da die Natur in drey verschiedenen Erdreichen, als: sumpfigen und weichen, sandigen und trocknen, steinigen und felsigen, Wälder wachsen läßt, in welchen sich Hirsche aufhalten sollen: so hat sie auch die Füße der Hirsche dergestalt eingerichtet, daß sie darin fortkommen und

(*) Ich bediene mich hier, gegen weidmännische Gewohnheit, des Wortes Hirschfuß, weil hier weder von dem Laufe, noch von der Fährte, sondern von der Gestalt und Beschaffenheit des eigentlichen Fußes die Rede ist.

sich wehren können. Hirsche also, die ihren Stand in sumpfigen und weichem Erdboden haben, haben einen hohlen und breiten Fuß mit dicken Ballen; und dieses aus der Ursache, weil sie sonst zu tief in die Erde sinken würden, theils auch deswegen, weil die schwammichten Theile des untern Fußes von der beständigen Feuchtigkeit aufschwellen, und die vordern Klauen sowohl, als das Geäfter, zu stark darnach wachsen würden. Weil also der Fuß und das Geäfter hohl sind, so sind die Schalen und Spitzen nicht so stark, und der ganze Fuß hat mithin eine breite und lange Gestalt. In sandigen und trocknen Wäldern haben die Hirsche zwar auch starke Füße, allein sie sind doch anders gestaltet. Sie sind gefüllt und platt, die Schalen stark, die Spitzen rund, und die Ballen breit; doch stehen letztere bey diesen Hirschen nicht so hoch, wie bey jenen, weil die Schwämme daran nicht so stark sind, und überhaupt ist ihr Fuß breiter, und das Geäfter stärker und kürzer. Bey Hirschen, die in sandigen Wäldern stehen, findet man mehr runde, und so lang als breite Füße, als völlig lange. Gemeiniglich haben die Thiere in solchen Wäldern sehr starke Füße; und man kann sich daher in solchen Gegenden am leichtesten in Beurtheilung der Geschlechter irren. In steinigen und felsigen Wäldern haben die Hirsche keine so starke Füße, sie sind aber weit zierlicher und wohlgestalteter; die Sohlen sind nicht so stark, wie bey jenen Hirschen, die Schalen aber sind dicker, die Spitzen besser abgerundet stärker und mehr abgenutzt, und die Afterklauen dicker, kürzer und stumpfer, welches alles von der Härte des Erdbodens herkömmt. Hirsche aus solchen Gegenden kneifen gemeiniglich die Spitzen sehr enge zusammen, und sind auch kürzer gefesselt, als andere Hirsche, weil ihre Füße mehrentheils rund, und die Fessel bey dergleichen Füßen allemal kürzer sind.

Alle diese jetzt gedachte Füße haben nun stärkere oder schwächere Kennzeichen, woran man sie bey Wechselfährten erkennen kann. So findet man z. B. Füße, an welchen die eine Schale länger ist, als die andere: und daher wächst an solchen Füßen die Spitze der längern Seite weiter vor, als die andere. Dieses ist zwar ein sehr sichtbares Kennzeichen; allein, es ist nicht genug, wenn man es obenhin bemerkt, sondern man muß es so genau nach allen Umständen untersuchen, daß man den zuverlässigsten Bericht davon abstatten kann; d. h. man muß anzugeben wissen, ob dieses Kennzeichen am Vorder- oder Hinterlaufe, und zwar am rechten oder linken, und ob es an der ein- oder an der auswärts stehenden Schale befindlich ist. Noch ein anderes sehr sichtbares Kennzeichen äußert sich an den Vorder- und Hinterläufen der Hirsche in Ansehung der Länge und Breite der Füße; und da muß z. B. der Jäger in seinem Berichte zu sagen wissen, ob der vordere Fuß breit und der hintere lang ist, oder ob beyde gleich lang und breit sind.

Es wäre zu wünschen, daß die Jäger und Piqueurs, um mehrere Kenntnisse zu erlangen, nach Art der Handwerksburschen wanderten, und wenigstens ein Jahr lang täglich Wälder von verschiedenem Erdreiche besuchten. Sie würden sich alsdann allgemeine Kenntnisse erwerben, die sie in einem Walde, wo sie täglich zu jagen gewohnt sind, niemals erlangen können. Diesen Wald nebst allen Hirschen, die darin stehen, lernen sie durch die Länge der Zeit so gut kennen, daß sie die Jagd nur wo der Hirsch hinaus geht, herum schwärmen, anstatt daß sie bey ihrer Meute bleiben, alles gehörig beobachten, und den Hunden zu rechter Zeit die Hülfe geben sollten.

Jetzt gedachte allgemeine Kenntniß der Hirschfüße, wonach man zwar Hirsche aus den verschiedenen Wäldern unterscheiden kann, ist dennoch zur Parforcejagd noch nicht hinlänglich, sondern man muß noch andere und bestimmtere Kennzeichen wissen, wonach man die Hirsche in Ansehung ihres Alters mit Gewißheit anspre-

chen kann. In vorigen Zeiten, wo den Jagdordnungen noch genauer nachgelebt wurde, und die Forstbedienten nicht selbst Hirsche schossen, war es eben nicht nöthig, eine so genaue Kenntniß von den Fährten der jungen Hirsche und der Thiere zu haben; allein heut zu Tage, wo man öfters gezwungen ist, in Ermangelung jagdbarer Hirsche einen elenden Spießer zu jagen, ist es schlechterdings nothwendig geworden, die Fährten der jungen Hirsche von den Fährten der Thiere unterscheiden zu lernen.

Wenn man also diese Kenntniß erlangen will, so muß man zuvörderst die Füße der vier Arten von jungen Hirschen, nämlich der Spießer, der Hirsche vom zweyten, dritten und vierten Kopfe, kennen lernen, sie mit den Füßen der jungen und alten Thiere vergleichen, und nach dieser Vergleichung ihren Unterschied bestimmen. Wenn dieses geschehen ist, wollen wir die Füße der schlechtjagdbaren, der völlig jagdbaren und endlich der Capitalhirsche, untersuchen. Und da uns an der Kenntniß dieser drey leztern am meisten gelegen seyn muß, weil nur diese drey Arten eigentlich parforce gejagt werden: so wollen wir den Unterschied, der sich an ihren Füßen bemerken läßt, in vorzüglich genaue Betrachtung ziehen, und zulezt uns von einigen Merkmalen unterrichten, woran man in einer weiten Entfernung wissen kann, ob das Wild, welches man jaget, ein Hirsch oder ein Thier ist.

Ein Spießer hat kleine und scharfe Spitzen; seine Schalen sind sehr scharf; die Afterklauen sind wohlgebildet, aber spizig; die Ballen voll und enge. Er ist lang gefesselt, geht mit vier gespaltenen Klauen, hat aber öfters einen unsichern Tritt, weil seine Nerven und Sehnen noch schwach sind. Ein Hirsch vom zweyten Kopfe, hat stärkere und stumpfere Spitzen, als ein Spießer; die Schalen sind nicht so scharf, und die Afterklauen nicht so spitzig. Seine Ballen sind gefüllt

füllt and ein wenig breiter; er ist nicht so lang gefesselt, als ein Spießer, schreitet regelmäßiger, und fängt schon an, mit den Hinterläufen geschlossen zu gehen. Ein Hirsch vom dritten Kopfe hat noch stärkere und rundere Spitzen; seine Schalen sind mehr abgenutzt; die Afterklauen stehen niedriger und sind nicht so scharf; die Ballen sind gleichfalls breiter, und die hintere Fährte ist weit kleiner, als die vordere; auch ist jene beynahe ganz geschlossen, und der Schritt ist selten irregulär. Die Fährte eines Hirsches vom vierten Kopfe ist der Fährte eines schlecht jagdbaren Hirsches so ähnlich, daß man beyde fast nicht von einander unterscheiden kann; nur sind die Spitzen des erstern nicht völlig so abgerundet und stark, die Afterklauen nicht so gebogen, und die Schalen nicht so abgenutzt als bey dem letztern; die Ballen sind auch nicht so breit, die Schritte nicht so groß, und der Hirsch vom vierten Kopfe tritt nicht so kurz, als der schlecht jagdbare; d. h. er schreitet mit dem Hinterlaufe beynahe ganz in die vordere Fährte.

Wenn man die Fährten einiger trächtigen feisten Thiere mit den Fährten der jungen Hirsche gegen einander hält: so wird man eine sehr starke Aehnlichkeit wahrnehmen. Die Schalen, Spitzen und Afterklauen sind gleich scharf; beyde sind lang gefesselt, und öffnen die vordern Klauen; und was noch mehr ist, so wird das trächtige Thier durch den geschwollenen Leib verhindert, so weit auszutreten, als es von Natur thun würde, und es tritt daher, wie der junge Hirsch mit dem Hinterlaufe nur bis an den Rand der Vorderfährte. Wenn das Thier trazend. ist, wiegt es so schwer als ein junger Hirsch; es tritt daher eben so scharf ein, und sein Schritt ist eben so regelmäßig. Und wenn sich die jungen Hirsche von einander absondern, um ihr Gehörn abzuwerfen, so thun es die tragenden Thiere auch um eben diese Zeit, um ihre Kälber zu setzen.

So auffallend aber auch diese Aehnlichkeit bey dem ersten Anblicke zu seyn scheint, so bemerkt man doch bey genauer Untersuchung, daß der junge Hirsch, wenn er gelassen geht, mit dem Hinterlaufe geschlossen schreitet, welches das Thier selten thut; hienächst sind die Spitzen des Thieres nicht so abgerundet, die Ballen nicht so breit, und die Afterklauen nicht so einwärts gebogen, als bey dem jungen Hirsche; und endlich ist im Nachtlager die Losung von beyden auch sehr unterschieden. Die vom jungen Hirsche ist größer, hat stärkere, kürzere und einförmigere Spitzen. Wenn das Thier, wie der junge Hirsch; einzele verzettelte Losung auswirft, welches doch nicht eher geschieht, als nachdem es gesetzt hat, so wirft es dergleichen in weit größerer Menge, als jener, aus, weil es um diese Zeit viel stärker äßet, und die Losung ist alsdann auch schleimig, und bisweilen mit Blut gefärbt. Ueberhaupt sind die Fährten der Thiere nicht größer, als die Fährten der Spießer und jungen Hirsche, wiewohl einige so groß sind, als Fährten der Hirsche vom dritten Kopfe; allein, es ist auch nicht die Größe, sondern die fehlerhafte Gestalt, woran man eigentlich die Fährte des Thieres von der Fährte des jungen Hirsches unterscheiden kann; und dieser Unterschied ist sehr merklich. Wenn die Fährte eines Thieres auch so groß ist, als die Fährte eines jungen Hirsches, so werden doch die Ballen daran dünn und schmal, die Afterklauen scharf und auswärts gebogen, und der Schritt irregulär seyn. Sind gleich die Spitzen eben so stark, wie bey einem jungen Hirsch, und schreitet gleich das Thier ebenfalls mit vier gespaltenen Klauen, so wird der Ballen doch klein, mager und enge seyn, und die Afterklauen werden ganz gerade aus stehen; da hingegen, wenn die Fährte breit und groß ist, das Geäfter, wie die Zähne bey einem wilden Schweine, auswärts gebogen stehen wird. Wenn man daher einer solchen

Fährte

Fährte nur eine kleine Strecke nachgeht, wird man sehen, wie irregulär der Schritt ist, und daß das Thier mehrentheils mit den Hinterläufen neben der vordern Fährte tritt.

Es befindet sich also ein merklicher Unterschied zwischen den Fährten eines jungen Hirsches und eines Thieres, da jene völlig regulär und wohlgestaltet, diese hingegen ungestaltet und fehlerhaft sind. Bey jenem nämlich, damit ich es kurz zusammen fasse, ist die Vorderfährte größer, als die hintere; er tritt mit der letztern geöffnet in die erste; die Spitzen an den Vorderläufen sind stumpfer, als an den Hinterläufen; die Schalen sind scharf, die Afterklauen wie ein halber Mond einwärts gebogen; er schreitet weiter und regelmäßiger, und drückt die Ballen tiefer ein, als das Thier; wobey noch zu bemerken ist, daß, wenn beyde zusammen gehen, der Hirsch allemal hinter dem Thiere geht.

Die Fährten der Geltthiere, können einen jungen, allzu hitzigen oder unwissenden Jäger leicht irre machen. Diese Thiere, die keine Kälber setzen, sind stark von Leibe und Füßen, und werden ungemein feist, daher sie auch schwerer wiegen, und mithin langsam und regulär schreiten. Wenn sie alt werden, sondern sie sich von den andern Thieren ab, und halten sich zu den schlechtjagdbaren und Capitalhirschen. Ihre Fähren haben abgenutzte Spitzen, Schalen und Afterklauen, so daß man sie aus Uebereilung oder Nachlässigkeit leicht für alte Hirsche ansprechen kann. Wenn man aber die Kennzeichen genauer untersucht, und den Leithund auf die Hinter- oder Rückfährte bringt: so wird man finden, daß ein geltes Thier mit vier geöffneten Klauen in einen weichen Boden tritt, welches die Capitalhirsche niemals, und die schlechtjagdbaren nur selten thun, da diese letztern zwar zuweilen die vordern Klauen öffnen, die hintern aber be-

ständig sehr enge zusammen klemmen. Man wird ferner bemerken, daß die Spitzen bey einem Geltthier schlecht abgerundet, und beynahe wie bey Schweinen gestaltet sind, und daß endlich die hintere Fährte eben so groß, wo nicht größer, als die vordere ist. Bey einem Hirsch hingegen findet dieses niemals Statt, indem seine hintere Fährte allemal weit kleiner ist, als die vordere. Ueberdies sind bey einem Geltthiere der untere Fuß und die Ballen niemals beyde zugleich breit; und ist es der erstere, so sind die Afterklauen länger als bey einem Hirsche, und auswärts gekrümmt. Ferner ist ein Geltthier nicht so kurz gefesselt, als der Hirsch, wenn sie auch beyde von gleichem Alter sind; und der Schritt des erstern ist auch so irregulär, daß es den Hinterlauf bald rechter bald linker Hand neben den Vorderlauf setzt, und die vordere Fährte auf einer oder der andern Seite abschneidet. Die Jäger nennen dieses: das Thier schränkt, wenn es im Gehen die Füße aus einander setzt, geschränkt, in der niedrigen Sprechart gekretscht, geht. Ein solcher geschränkter Schritt, sowohl die Art und Weise dieses Ganges, als auch die einzelen Schritte und deren Spur auf dem Boden, nennen sie den Schrank. Wenn man einem solchen Thiere nur eine kurze Strecke auf der Spur nachgeht, so fällt dieses in die Augen, und man muß sich daher durch einige vorgefundene reguläre Schritte desselben nicht verführen lassen.

Auch die jungen Hirsche haben in der Brunftzeit öfters einen irregulären Gang, und dieses Kennzeichen ist alsdenn gar nicht sicher. Einem faulen Jäger dient es um diese Jahrszeit zu gar keiner Entschuldigung, daß er, wegen der Dürre des Bodens, die Fährte nicht genau genug hätte beobachten können; denn durch die Untersuchung der Losung im Nachtlager hätte er sich Gewißheit verschaffen können. Denn, anstatt daß die Hirsche im Frühlinge ihre Losung in Haufen und Fla-

den

den auswerfen, wirft ein Geltthier sie um diese Zeit als Lorbeeren einzeln, und ganz oder wenigstens halb geformt aus, welches von ihrer hitzigen Leibesbeschaffenheit, und weil sie keine Kälber setzen, herrührt. Von diesen Losungen haben nur einige spitzige Zäpfchen und andere nicht; beym Hirsch hingegen haben sie dergleichen, wenn er sie einzeln auswirft, alle; sie sind überdies gänzlich geformt und hart, haben dicke und kurze Zäpfchen, die nicht, wie bey den Thieren, in Näpfchen eingeschlossen sind, und sehen, wenn die Thiere alt werden, sehr zermalmt und verdauet aus. Im Frühlinge werfen die Thiere auch weit mehr Losung aus, als die Hirsche, weil sie gefräßiger sind. Und ein Umstand, der bey einem unerfahrnen Jäger noch leicht zu einem Irrthum Anlaß geben kann, besteht darin, daß ein Kalb, dessen Mutter geschossen oder von Wölfen zerrissen worden ist, sich zu dem ersten besten Hirsch, den es antrifft, geselle, und ihm wie der Mutter folgt; daher man sich wohl in Acht nehmen muß, einen solchen Hirsch, weil er von einem Kalbe begleitet ist, nicht für ein Thier anzusprechen.

Nachdem wir aus demjenigen, was ich bisher vorgetragen, die Fährten alter Thiere von den Fährten schlecht jagdbarer, völlig jagdbarer und Capitalhirsche unterscheiden gelernt haben, indem ich die sichtbaren Zeichen, woran sie zu erkennen sind, angegeben habe: so werde ich nunmehr auch zeigen, wie jene drey Arten Hirsche an ihren verschiedenen Fährten zu unterscheiden seyn.

Die schlecht jagdbaren und die völlig jagdbaren Hirsche haben gemeiniglich einen jungen Hirsch bey sich, den die französischen Jäger den Pagen nennen, weil ihn die alten Hirsche, wenn sie aus dem Lager gejaget (aufgetrieben, lancirt) werden, sehr geschickt an ihre Stelle flüchtig zu machen wissen. (*) Wenn man dem-

(*) Diese List eines gejagten Hirsches, einen andern an seiner Stelle aufzutreiben, heißt im Franz. Change.

demnach bey dem Aufsuchen der Hirsche mit dem Leithunde, (bey dem Besuche,) einen schlechtjagdbaren Hirsch, der einen solchen jungen Hirsch bey sich hat, antrifft: so muß man bey dem Urtheile, welches man davon fället, nicht bloß bey der Länge der Fährte stehen bleiben, weil es junge Hirsche vom zweyten und dritten Kopfe giebt, die, weil sie von einem großen Thiere gefallen sind, auch große Fährten haben, sondern man muß sie nach sicherern und untrieglichern Kennzeichen ansprechen. Bey dem jungen Hirsch wird man also finden, daß die Schalen scharf sind, zumal wenn er eine lange hohle Fährte hat, wo die Schalen allemal schärfer sind, als bey runden, oder so lang als breiten Fährten; der schlecht jagbare Hirsch hingegen hat abgenutzte Schalen und stumpfe starke Spizen. Der junge Hirsch ist lang gefässelt, und die Spizen und scharfen Afterklauen stehen 3 bis 4 Finger breit von der Ferse ab; bey einem schlechtjagdbaren Hirsch hingegen sind die Afterklauen hohl und abgenutzt, und stehen nur 2 Finger breit über der Ferse. Auch der Gang oder Tritt ist bey beyden Hirschen unterschieden; denn der junge Hirsch geht mit offenen Vorderklauen, und tritt mit dem Hinterfuße halb in die Vorderfährte, oder so, daß er den Tritt des Vorderfußes damit der Länge nach gleichsam spaltet, welche Art des Trittes bey den Jägern die Kreuzfährte, die Kreuzfahrt, oder der Kreuztritt, genannt wird, da hingegen der schlechtjagdbare Hirsch mit dem Hinterlaufe nur bis an die hintere äußere Kante der Vorderfährte tritt, Erde mit aufgreift, (welche Art des Trittes der Zwang oder das Zwingen genannt wird,) und die vordere Klaue nur wenig oder gar nicht öffnet. Wenn man das Nachtlager beyder Hirsche untersucht, so findet man noch, daß der junge Hirsch auf den Kornfeldern herum springt; da hingegen der schlechtjagdbare Hirsch ganz gelassen äßet und wieder zu Holze zieht.

Der

Der schlecht jagdbare und der völlig jagdbare Hirsch kommen sich, in Ansehung des Alters, so nahe, daß dieser nur um 1 Jahr älter ist, als jener; und dennoch hat der erstere in diesem letzten Jahre seines Wachsthumes so ansehnlich zugenommen, daß seine Fährte davon Wahrzeichen bekommen hat, die sie im vorigen Jahre nicht hatte. Der völlig jagdbare Hirsch schließt seine Klauen weit stärker, als der schlecht jagdbare, und sein Schritt ist abgemessener. Jener greift Erde mit auf, und dieser wenig oder gar nicht. Jener hat dickere und abgenutztere Schalen und Spitzen, und breitere Ferse und Ballen, als jener. Ueberdies ist der völlig jagdbare Hirsch auch kürzer gefesselt, und die Afterklauen stehen nur einen kleinen Zoll breit von der Ferse entfernt. Hienächst sind beyde Hirsche auch am Wandel zu unterscheiden; denn der völlig jagdbare Hirsch tritt nur selten oder gar nicht mit dem Hinterlaufe in die Vorderfährte, da hingegen der schlecht jagdbare Hirsch ihn auf die Kante der Vorderfährte setzt. Bey der Wahl des Nachtlagers ist der völlig jagdbare Hirsch, welcher mehr Erfahrung von Gefahren hat, auch behutsamer, als der schlecht jagdbare, er wählt sich mit mehrerer Sorgfalt gute Stellen zum Aeßen, und weidet mit mehrerer Gelassenheit, welches aus seiner Losung, wovon ich weiter unten sprechen werde, zu erkennen ist.

Bey einem alten Capital-Hirsch ist, in Vergleichung gegen einen völlig und einen schlecht jagdbaren Hirsch, die Fährte klein und schmal, die Sohle eingeschrumpft, die Schalen sind weit schwächer und abgenutzter, die Spitzen zwar weit stärker, allein völlig stumpf und geschlossen, und er greift damit viel mehr Erde auf, als ehedem. Er ist nunmehr so kurz gefesselt, daß man zwischen die Ferse und die dicken abgelaufenen Afterklauen kaum den Daumen stecken kann, und sein Wandel ist auch ganz anders beschaffen, als

der Wandel des schlecht jagdbaren Hirsches; denn er tritt mit vier fest geschlossenen Klauen, bleibt mit den Hinterläufen 3 bis 4 Finger breit von der Vorderfährte entfernt, und setzt sie in dieser beständigen Entfernung etwas seitwärts. Dieser Tritt heißt in der Jägersprache der Nachlaß, Hinterlaß, das Zurückbleiben, oder auch die Erfüllung, Fr. tarder.

Bey allen diesen Untersuchungen der verschiedenen Hirschfährten muß man allemal sorgfältig den Boden, auf welchem der Hirsch steht, in Betrachtung ziehen, und die oben deshalb gegebenen Regeln wohl in Acht nehmen. Auch muß man nicht vergessen, daß der Hirsch in der Brunstzeit aus entfernten Gegenden kömmt, um Thiere aufzusuchen, damit man keinen fremden Gast für einen einheimischen anspreche.

Außer den bisher beschriebenen Fährten, muß ein Jäger aber auch eine Kenntniß derjenigen zu erlangen suchen, die von Nebenumständen abhängen, oder zu welchen ein Spiel der Natur Anlaß gegeben hat, indem zuweilen Hirsche mit unförmlichen Füßen und verdrehten Afterklauen geboren werden. Hiebey muß man besonders Acht haben, ob die Afterklauen mehr oder weniger gespalten sind, und ob eine mehr als die andere abgenutzt, oder eine länger, als die andere, ist. Ferner muß man beobachten, ob die Ballen an beyden Seiten gleich stark und rund sind, ob eine Schale nicht abgenutzter als die andere ist, ob diese Abnutzung sich am Vorder- oder Hinterlaufe äußert, und ob eine Spitze am rechten oder linken Laufe ein- oder auswärts, nicht länger oder abgerundeter ist, als die andere. Hienächst bemerke man, ob der Hirsch, ehe er aufgetrieben wird, oder gleich zu Anfange der Jagd, seine Läufe regulär einsetzt, und nicht etwa stärker mit den Ballen als mit der Spitze, oder umgekehrt, stärker mit der Spitze als mit den Ballen, eintritt, als wozu irgend eine heftige Anstrengung der Nerven und Sehnen

nen im Laufen, oder eine, ehedem in den Blättern oder Läufen empfangene Schußwunde Gelegenheit geben kann. Von dergleichen Zufällen wird die Natur des Hirsches oft dermaßen geschwächt, daß der Fuß einschrumpft, und die Fährte mithin ein ganz anderes Ansehen bekömmt. Zuweilen geschieht es auch, daß der Hirsch, wenn er über Steine setzt, sich etwas von den Klauen abstößt; und an diesem Abgange von seinem Horne kann man ihn besonders bey Wechselfährten sehr deutlich erkennen, insonderheit wenn man bemerkt, an welchem Laufe er Schaden genommen hat.

Alle Hirsche überhaupt, und sogar diejenigen, die man Paßgänger nennt, haben ihren sichern und abgemessenen Schritt, außer in Fällen und Jahrszeiten, deren ich jetzt gedenken werde, und außer welchen man sie zuverlässig darnach in Ansehung ihres Alters ansprechen kann.

Durch den Schritt oder Wandel eines Hirsches versteht man die Entfernung einer Fährte von der andern. Aus dieser Entfernung, und der Art, wie die Fährten in den Boden eingedrückt sind, erlangen die Jäger so nützliche Kenntnisse, daß sie daran nicht allein einen Hirsch von einem Thiere unterscheiden, sondern auch seine Gestalt und Stärke beurtheilen, und schließen, ob er verwundet ist, abgeworfen hat, heftig gejagt worden, oder sehr feist ist.

Ein junger Hirsch tritt allemal mit dem Hinterlaufe bis zur Hälfte in die vordere Fährte. Ein schlecht jagdbarer Hirsch setzt den Hinterlauf bis an den Rand der Ferse der Vorderfährte. Ein völlig jagdbarer Hirsch tritt mit dem Hinterlaufe einen Finger, oder, wenn er sehr feist ist, auch wohl einen Daumen breit hinter die Vorderfährte, und greift Erde auf. Ein Capitalhirsch stellt die Hinterläufe 4 Finger breit etwas auswärts hinter die Vorderfährte, und

greift

greift noch mehr Erde auf, als ein schlecht jagdbarer Hirsch. Diese von dem fest eingedruckten Ballen aufgerissene und in Gestalt eines kleinen Hügels stehen gebliebene Erde in der Fährte des Hirsches, welches Zeichen in einem Fetten oder nassen, und lehmige Boden genau zu erkennen ist, wird bey den Jägern das Bägel (*), der Burgstall, oder das Burgstadel; und wenn die Erde nur mit den Spitzen geklemmt ist, der Faden oder das Fädlein, genannt. Wenn der Boden hart ist, und es etwas darauf regnet, so zwingt und behält der Hirsch, wenn er vom Felde gen Holze zieht, wo fetter Boden ist, das Erdreich in und an den Schalen an sich, nimmt es, zuweilen fast wie ein kleiner Teller groß, mit fort, und läßt es hernach fallen, da man es denn gemeiniglich vor dem Holze findet. Solches heißt bey den Jägern das Insiegel. Wenn der Hirsch über nasse Wiesen oder Brücher geht, so hebt er die Erde oder den Koth über der Schale mit heraus, und läßt es so umgekehrt vor der Fährte liegen; dieses nennen die Jäger das hohe Insiegel. Alle irregulare Schritte des Hirsches, wenn er nämlich mit den Hinterläufen über die Vorderfährten hinaus, oder daneben ein- oder auswärts schreitet, werden im Franz. méjuger genannt; und man sagt von einem solchen Hirsche: il se méjuge. Den Beytritt macht ein Hirsch, wenn er etwa 1 Finger breit mit dem Hinterlaufe neben den vordern tritt. Gemeiniglich thun dieses die feisten Hirsche, bisweilen auch tragende Thiere, die letztern aber nur in einzelen Schritten. Je weiter dieser Beytritt aus einander steht, einen desto stärkern und feistern Hirsch pflegt es anzuzeigen. Tritt ein Hirsch gerade in die vorderste Fährte, und macht sie etwas länger oder breiter, als sie gewöhnlich ist, so nennt der

(*) Bürgel ist vermuthlich das Diminut. von Berg, Birg, und sollte daher billig Birgel lauten und geschrieben werden.

der Jäger dergleichen Tritt eine Blende, oder einen Blendetritt, weil ein solcher Tritt den Jäger gleichsam verblendet, daß er den Hirsch für größer und stärker, als er ist, und einen schlechten Hirsch für einen guten anspricht. Kömmt aber der Hirsch, welches fast kein Thier zu thun pflegt, mit den hintern und vordern Schalen gerade in einander, als ob es mit den Schalen von einem Laufe geschehen wird, so wird dieses der Schluß genannt.

Ein weiter Schritt ist das Zeichen eines großen, schlanken, und mithin flüchtigen Hirsches, der von besserer Dauer ist, als ein Hirsch, welcher kurz schreitet. Ueberhaupt schreitet der Hirsch, und wenn er auch nur von 4 bis 6 Enden wäre, weiter als das Thier. Er geht auch beständig aus einander (geschränkt), dergestalt, daß die rechte und linke Fährte nicht gerade hinter einander kommen, sondern aussehen, als wären ihrer zween gewesen. Dieses kann ein Thier selten so machen; und wenn es gleich 3 oder 4 Fährten also zeigt, so kömmt es doch gerade wieder hinter einander. Auf dieses und das vorhergehende Zeichen ist insonderheit in sandigem Boden gut anzusprechen; und man kann den Satz zur Regel annehmen, daß ein Hirsch, welcher 1 $\frac{1}{2}$ Schuh schreitet, für jagdbar anzusprechen ist, und 10 Enden tragen kann.

Bey dieser Gelegenheit muß ich einem angehenden Weidmanne anrathen, daß, wenn er im festen Boden die Schreite der Fährte bemerkt, ob es ein guter und schlechter Hirsch ist, er sie alsdann mit seinen Schuhen messe, den Absatz von einem Schuh an einer Fährte dicht vor, und wieder den andern Schuh dicht daran, gerade nach der andern Fährte setze, und genau Acht gebe, wie weit er mit den Schuhen an die Fährte, die vor ihm ist, gekommen, wenn es ein Hirsch von 18 oder 12 Enden zu seyn scheint. Hat er sich nun hierdurch gleichsam einen Maßstab gemacht, wonach er die Länge der Schritte eines Hirsches, nach Maßgebung seiner Stärke und Gebürne, beurtheilen kann, so wird dieses ihm bey sandigem Boden und im Schnee sehr wohl zu Statten kommen, da man keine reine

Fährte, als nur Schritt und Schrank, bemerken kann; wie denn überhaupt kein schlimmeres Ansprechen der Fährte ist, als bey trocknem laufenden Sande, und tiefem Schnee.

Alle jagdbare Hirsche haben, wie gesagt, jederzeit einen weiten Schritt, vom Julius aber bis zu Ende des Augustes treten sie kürzer, als sonst. Die Ursache davon ist, weil sie in diesen Monaten auf den reichen Kornfeldern stark geäßet, und sehr am Wildbret zugenommen haben, welches ihnen so schwer auf den Blättern und dem Kreuze liegt, daß sie mit den Läufen nicht so weit, als zu andern Jahrszeiten, vorgreifen können. Die Hirsche sind um diese Zeit auch nicht recht im Athem, und werden auf einer Parforcejagd bald gefangen; indessen ist ihr Schritt, ungeachtet er kürzer ist, doch immer regulär, in der Brunftzeit ausgenommen, oder wenn sie das Gehörn abgeworfen haben, oder auch, wenn sie verwundet oder scharf gejagt werden sind.

An dem Schritte kann man auch erkennen, wenn die Hirsche das Gehörn abgeworfen haben, wenn sie nämlich mit dem Hinterlaufe über die vordere Fährten wegschreiten, welches die Jäger das Uebereilen nennen; doch gilt dieses nicht von jungen Hirschen, deren Gehörn noch sehr leicht ist, sondern ist nur von völlig und schlecht jagdbaren Hirschen zu verstehen. Ihr Wandel ist alsdann irregulär, weil sie sich nach dem abgeworfenen Geweihe mit einemmal leichter fühlen, da dasselbe sie sonst in einer Art von Gleichgewichte erhält; so bald sie daher wieder aufgesetzt haben, ist der Schritt auch wieder regulär.

Ferner läßt sich aus dem Schritte beurtheilen, ob der Hirsch irgend einen Schaden hat, oder von Hunden auf das äußerste gebracht worden ist; denn alsdann ist der Schritt sehr groß und übereilt, die Ballen, Spitzen und Schalen sind abgenutzt, er greift in weichen und harten Boden mit offenen Klauen, und ließt

sich

sich nach der Fährte stärker ansprechen, als er wirklich ist, wiewohl man aus dem ganzen Fuße und den Afterklauen dennoch seine wahre Stärke bestimmen kann.

Ein Hirsch, welcher schon vor der Meute gewesen ist, verbirgt sich gemeiniglich, um sich von seinen Strapazen zu erholen. Er äßet alsdann in den stärksten Dickichten, ist aber dabey stets schüchtern und wachsam, weil er immer befürchtet, daß ihm die Hunde wieder auf den Hals kommen. Er ist alsdann auch so listig, daß er sich nicht eher niederläßt, als bis er einigemal aus seinem Dickichte heraus getreten ist, und sich umgesehen hat; und alsdann begiebt er sich einige Hängeseile weit darin zur Ruhe, die meiste Zeit aber ist er auf den Beinen, und steht immer unter Wind. Ein solcher Hirsch muß also mit aller Vorsicht bestätiget werden; denn so bald er Menschen oder Hunde wittert, reißt er aus, und läßt sich nicht bestätigen; oder wenn er ja Stand hält, wird es in einer weiten Entfernung seyn. Die Meute muß daher gut an ihn gebracht werden; und wenn man einen solchen Hirsch jagen will, ist es rathsam, ein gutes Frühstück zu sich zu nehmen, weil man versichert seyn kann, daß die Jagd lange währen, und der Hirsch viel zu schaffen machen wird.

Es müssen schon sehr viele Hirsche in einem Walde seyn, wenn sich darunter 3 oder 4 Paßgänger befinden sollen. So wie dergleichen Hirsche allmählig alt werden, kommen ihre Hinterfährten dicht an den Vorderfährten zu stehen, weil der Wanst des Hirsches, mit zunehmendem Alter, breiter und dicker wird, und er also mit den Läufen nicht so weit schreiten kann.

Der Schritt der Thiere ist von dem Schritte der Hirsche leicht zu unterscheiden; denn er ist keineswegs regulär, und ein Thier setzt den Hinterlauf bald rechter bald linker Hand neben der Vorderfährte; zuweilen tritt es gerade in diese Fährte, und ein andermal tritt es

über. Wenn die Thiere indessen tragend und mithin schwerer sind, treten sie wohl bisweilen 10 bis 12 Schritt regulär, allein es ist nicht von Bestand. Ueberdies sind die Hirschfährten größer, er macht nicht nur einen größern Tritt, sondern drückt auch die Ballen weit stärker, als ein Thier aus, und er geht allzeit hinter dem Thiere.

Die Fährte und der Schritt eines trächtigen Thieres läßt sich am besten, wenn die Frucht um St. Georgentag über die Hälfte ist, betrachten. Weil das Kalb im Hintertheile des Leibes liegt, so bleibt der Hinterlauf eine Spanne mehr zurück, und das Thier sezt solchen zur Seite neben aus, weil es seine Frucht schonet, und mit der Keule nicht vorschieben will, indem die Frucht, wo sie liegt, solche Seite ausgefüllt und eingenommen hat. Wenn nun das Thier geht und schreitet, tritt es mit demselben Hinterlaufe viel tiefer ein, schleift bisweilen auf der Erde neben aus, und bleibt zurück. Daß es, wenn es steht, und sich auf den rechten Hinterlauf stämmet, ein Zeichen sey, daß es ein Hirschkalb trage, so wie das Stämmen auf den linken Hinterlauf ein Wildkalb bedeute, ist keine allgemeine Wahrheit.

Man kann den Hirsch nur alsdann nach seinem Wandel ansprechen, wenn er gelassen, d. h. wenn er den Schritt geht; denn wenn er flüchtig ist, fällt alle Beurtheilung weg. Alles, was man an seiner Flucht wahrnehmen kann, ist, ob er sich bald stellen wird; denn kurz vorher ist seine Spur nicht gerade, sondern er taumelt von einer Seite zur andern. Indessen ist es doch nicht undienlich, wenn der Hirsch aufgetrieben wird, seine flüchtige Fährte zu betrachten, nicht zwar, um ihn danach anzusprechen, weil solches, wie ich schon gesagt habe, nach einer flüchtigen Fährte unmöglich ist, sondern um ihn bey Wechselfährten an der Art, wie er seine Klauen öffnet und seine Läufe einsezt, zu erkennen.

Um sich von den Fährten und dem Wandel des Hirsches einen deutlichen Begriff zu machen, sehe man die Kupferabbildungen nach.

Fig.

Fig. 1350 a), ist die Fährte eines Thieres oder einer Hirschkuh.
Fig. 1350 b), die Fährte eines Hirschkalbes.
Fig. 1350 c), die Fährte eines jungen Hirsches. a, die schwammichten Ballen. b, die Geäster.
Fig. 1350 d), die Fährte eines unjagdbaren Hirsches. a, die Ballen. b, die Schalen. c, die Spitzen oder die Zange. d, die Sohle. e, das Geäster.
Fig. 1350 e), die runde Fährte eines Hirsches von 10 Enden. a, die Ballen. b, die innern Wände. c, die Spitzen oder die Zange. d, die Sohle. e, breites Geäster.
Fig. 1350 f), Fährte, die so lang als breit ist.
Fig. 1350 g), Fährte eines alten Hirsches. a, abgenutzte Schalen. b, enges Geäster.
Fig. 1351 a), der Hirsch im Gange. a, Schritt. b, Schrank.
Fig. 1351 b), flüchtige Fährte.

Wenn es stark geregnet hat, und der Boden recht weich ist, sagen die französischen Jäger im Sprichwort, daß den Eseln das Buch offen steht; mit welcher Redensart sie andeuten wollen, daß ein Piqueur, der einen Hirsch nur bey schönem günstigen Wetter, d. h. wenn der Boden feucht und weich ist, aus der Fährte anzusprechen versteht, drey Theile vom Jahre, wo der Boden trocken ist, ein sehr unbrauchbarer Mensch sey, und jenen schimpflichen Beynamen um so mehr verdiene, als er die Kennzeichen nicht versteht, die einem geschickten Piqueur bey trockner Jahrszeit zu Statten kommen.

Zu diesen Kennzeichen gehört unter andern auch der Koth des Hirsches, die Hirschlosung, oder das Hirschgelos, Fr. Fumées, deren Kenntniß besonders im May, Jun., Jul. und August unterrichtender und nützlicher, als in den andern Monaten, ist, weil die Hirsche alsdann überflüssiges Geäß in den Wäldern haben, wenig auf die Kornfelder ziehen, und mithin schwer aufzuspüren, anzusprechen und zu bestätigen sind.

An der Losung kann man nicht allein den Hirsch von dem Thiere, sondern auch die Hirsche verschiedenen Alters von einander unterscheiden. Um aber davon eine genaue Kenntniß zu erlangen, muß man wissen: 1. daß die Losung in den verschiedenen Jahrszeiten ihre Gestalt verändert, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil der Hirsch verschiedene Nahrung zu sich nimmt; 2. daß diese Veränderung nach Verschiedenheit der Länder und des Bodens, so wie die Brunst, auch verschieden, und um 14 Tage früher oder später einfällt. Die Ursache hievon liegt vermuthlich in dem kältern oder wärmern Himmelsstriche, und weil die jungen Bäume und frischen Kräuter in dem einen Lande früher ausschlagen, als in dem andern.

Die Hirsche werfen ihre Losung in fünf verschiedene Gestalten aus; nämlich: in starken Klumpen oder Haufen, Fr. Fumées en plateaux, in Zapfen, Fr. Boulards; in Gestalt der Trauben, Fr. Fumées en troches; oder in an einander hängenden Zäpfchen, wie ein Rosenkranz; und endlich in einzelnen verzettelten Lorbeeren (Kötheln oder Kötteln), Fr. Fumées formées.

Ich habe schon gesagt, daß die Hirsche, je älter sie werden, desto frühzeitiger alle ihre Veränderungen vornehmen. Bey alten Hirschen verändert also die Losung am ersten ihre Gestalt, und so werfen sie Capital und jagdbare Hirsche schon in Zapfen aus, wenn sie die schlecht jagdbaren Hirsche noch in Klumpen auswerfen; und diese letztern lassen sie schon in Gestalt der Trauben fallen, wenn Hirsche vom vierten Kopfe sie noch in Zapfen auswerfen, so daß hierunter oft eine Verschiedenheit von 14 Tagen Statt findet.

Die Veränderung der Losung, da dieselbe bald ganz, bald halb hart, bald weich ist, hat ihren natürlichen Grund in der Verschiedenheit der Nahrung. So lange die Hirsche harte und trockne Aeßung haben,

ist

ist ihre Losung von ähnlicher Beschaffenheit. Allein in den Monaten April und May, wo die jungen Bäume und frischen Kräuter ausschlagen, und alle diese junge Naturproducte, wovon sich der Hirsch nähret, noch sehr weich und zart sind, ist es ganz natürlich, daß die Substanz aller dieser Nahrungsmittel, die noch zu keiner völligen Reife gelanget sind, in dem Körper des Hirsches eine Veränderung verursache, und er mithin weichere Losung auswerfe. Vom Ausgange des Mayes bis zur Mitte des Junius werfen die gesunden Hirsche ihre Losung in Zapfen aus, die beynahe 1 Zoll dick sind, und diese Veränderung ist schon sehr auffallend; denn ob diese Zapfen gleich noch weich sind, so sind sie es doch nicht so sehr als die Fladen, weil das junge Holz und die Pflanzen schon stärker geworden sind. Wenn hienächst vom Ende des Jun. bis zur Mitte des Jul. die Hirsche ihre Losung in Gestalt einer Traube auswerfen, so zeigt dieses abermal einen gröfsern Wachsthum der Pflanzen an; denn um diese Zeit schießen die Kräuter nicht mehr in die Höhe, und alles Getraide ist völlig reif; daher dann auch die Losung meistentheils hart ist. Von der Mitte des Jul. bis in die ersten Tage des Augustes hängt die Losung in Gestalt eines Rosenkranzes an einander, welches beweiset, daß der Hirsch gute Aeßung gehabt hat, und feist ist. Gegen die Mitte des Auzustes werfen endlich die Capital- die völlig und die schlecht jagdbaren Hirsche ganz trockne, schwarze und harte Losung in Gestalt der Schaflorbeeren aus. Dieses währet bis zur Brunst, wo sich die Losung mehr oder weniger verändert, nachdem sich der Hirsch mehr oder weniger strappazirt. So bald aber die Brunst vorbey ist, bekömmt sie wieder ihre vorige Gestalt.

Da wir nunmehr mit den verschiedenen Gestalten der Losung in den verschiedenen Jahrszeiten bekannt sind: so müssen wir auch an dieser Losung Hirsche von

Thieren, und Thiere von verschiedenem Alter zu unterscheiden wissen.

Was zuvörderst die Losung in Haufen betrifft: so werfen die gesunden jagdbaren Hirsche solche weit stärker und dicker, allein in geringerer Anzahl, als die jungen Hirsche, aus. Bey einem alten Hirsch ist diese Losung runzelig und wohl zermalmet, bey einem jungen Hirsch aber ganz eben, und schlechter verdauet. Die Losung in Zapfen, ist von einem jagdbaren Hirsch breit, dick, runzelig, gut zermalmet, und mit einem gelben zähen Schleim überzogen, weil der Hirsch anfängt feist zu werden; der junge Hirsch hingegen verwendet alle seine Nahrung auf seinen Wachsthum, daher ist diese seine Losung viel weißer, nicht runzelig, weder breit noch dick, und mit keinem Schleim überzogen, und er wirft sie weit häufiger aus, als der alte Hirsch. Die wie eine Traube gestaltete Losung werfen die jagdbaren Hirsche aus, wenn die jungen Hirsche noch Zapfen auswerfen. Wenn aber die Zeit herbey kömmt, wo alle Hirsche insgesamt die Losung in einzelnen Lorbeeren fallen lassen, sind die vom jagdbaren Hirsch stark, schwer, runzelig und gut verdauet; und wenn sie Zipfchen haben, sind dieselben dick und kurz; an denen aber, die derzleichen nicht haben, findet man Stückchen Fett; bey einem jungen Hirsch hingegen sind die Lorbeeren leicht, weder schrumpfig noch stark zermalmt, und einige sind in kleine Näpfchen eingefaßt, fallen auch von einem jungen Hirsch in weit größerer Anzahl, als von einem alten.

Wenn die starken Hirsche anfangen abzuwerfen, bekömmt ihre Losung eine andere Gestalt und Farbe; und um eben diese Zeit ist die Losung der jungen Hirsche, die alsdann noch nicht abwerfen, geformt und gelblich (Fr. Fumées dorées), aber nicht so runzelig und zermalmt.

Es giebt eine Jahrszeit, wo die großen gelten Thiere, wegen ihrer Schwere und großen Fährte, einen Anfänger leicht verführen und in seinem Urtheil irrig machen können. Die Losung dieser Thiere ist, wegen ihrer hizigen Natur, der Losung der Capital- und der jagdbaren Hirsche ziemlich ähnlich, weil sie ebenfalls stark, runzelig und zermalmt ist; allein, man kann sie daran unterscheiden, daß um die Zeit, wo die Thiere sie dergestalt auswerfen, der Hirsch sie in Haufen auswirft. Die Losung von einem Hirsch ist auch besser geformt, und die Spizen daran sind kürzer, dicker und regulärer, als bey einem Thiere. Wenn man eine solche Losung zerbricht, so findet man gemeiniglich ein Strohhälmchen, worauf sie gedrehet ist, und noch öfter einen kleinen Kern, in der Größe eines schwarzen Kümmelkornes, welches man in der Losung der Thiere nicht antrifft. Diese sind mehrentheils in Näpfchen eingeschlossen, die Spizen daran sind von einer Länge, und nicht so stark als bey einem Hirsch, haben auch nicht, wie diese, kleine Stückchen Fett.

Was den Unterschied der Losung eines jungen Hirsches von der Losung eines Thieres betrifft, so ist jene besser, als diese, geformt, die Spizen sind stärker und kürzer, sie fallen mehr ins Gelbliche, und das Thier wirft sie in größerer Menge aus, weil es gefräßiger ist als der Hirsch.

Aus allem, was ich bisher von der Losung gesagt habe, lassen sich nun folgende Schlüsse machen.

1. Die Losung in Haufen muß nach der Jahrszeit und nach ihrer Beschaffenheit und Menge beurtheilet werden; denn wenn man schon in der Mitte des Aprils einen weichen, einer Faust großen Haufen antrifft, so kan man versichert seyn, daß er von einem starken Hirsche ist, welcher schon beynahe frisch aufgesezt hat; denn der junge Hirsch wirft die Losung um diese Zeit noch nicht in dieser Gestalt, nicht so häufig und nicht so weich aus. Dabey beobachte man, ob die Losung nicht von einem Hirsche ist, welcher sich verbirgt; denn in solchem Falle ist dieselbe mager, trocken, spizig, und bey weitem nicht so

stark, als wenn der Hirsch alle Nacht auf Aesung geht. Wenn ein Hirsch sich verbirgt, weil er verwundet oder überjagt ist, so äßet er fast gar nicht, und es ist also natürlich, daß dieses einen Einfluß auf die Losung hat. Seine geschwächte Gesundheit und Müdigkeit verursachet, daß er nicht zunimmt, spät und kümmerlich aufsetzt, und sehr spät auf die Brunst tritt.

2. Losung, die man in der Mitte des Mayes in weichen Zapfen findet, ist von einem gesunden muntern Hirsch.

3. Losung, die man in der Mitte des Jun. bis zur Mitte des Julius, in Gestalt starker an einander hängender Trauben antrifft, ist, zumal wenn sie stark, runzelig, gelb und schleimig ist, gewiß von einem gesunden Hirsch, der sich nicht verbirgt.

4. Losung, die zu Ende des Julius, und in den ersten Tagen des Augustes, wie ein Rosenkranz an einander hängend, und in einer Art eines schleimigen Darmes eingeschlossen ist, und wenige Tage danach bis zur Brunftzeit (wo sie bey einigen Hirschen so verändert ist, daß man nichts davon urtheilen kann,) in ganz abgesonderten, dicken, gelben und völlig geformten Lorbeeren in kleiner Menge ausgeworfen wird, ist zuverlässig von einem starken feisten Hirsch; und ein Jäger, welcher bey trocknem Boden kein anderes Kennzeichen von ihm haben kann, kann ihn hienach sicher als einen jagdbaren Hirsch vor die Meute bringen. Die schlecht jagdbaren Hirsche werfen zwar beynahe eine ähnliche Losung aus, allein sie thun solches später, und die Lorbeeren sind kleiner, runder, und nicht so schleimig.

Endlich ist noch zu bemerken, daß die am Tage ausgeworfene Losung besser zermalmt und verdauet ist, als die Nachtlosung, weil der Hirsch den Tag über mehr und stärker wiederkäuet, als bey der Nacht; und daß die Losung der Thiere mager und leicht ist, auch niemals mit den oben angeführten Jahrszeiten übereinstimmt; denn zu Anfange des Jahres gehen die gedachten Veränderungen der Losung bey den Thieren früher, und beym Schlusse des Jahres später vor sich.

Im Frühlinge pflegen die Hirsche die Geweihe zu verlieren, oder, wie es die Jäger nennen, abzuwerfen, Fr. mettre bas. Das Gehörn löset sich von selbst, indem es sich von dem Rosenstocke trennt, und dergestalt in die Höhe giebt, daß man einen Streifen oder

Wulst

Wulst rothes Wildbret rund um die Rosen des Gehörnes gewahr wird. Zween bis drey Tage nach dieser Erscheinung fällt die Stange entweder von selbst, oder durch eine geringe äußere Gewalt, indem es an einem Aste anstößt, ab. Nur selten werden beyde Stangen zu gleicher Zeit abfallen; und oft behält der Hirsch die andere Stange zween bis drey Tage, nachdem er die erste abgeworfen hat. Die starken oder alten Hirsche werfen zuerst ab, zu Ende des Februar, oder im Anfange des März; die jagdbären oder die Hirsche von 10 Enden, zu Ende des März, die schlecht jagdbaren im April, und die schlechten Hirsche im Anfange des May, so wie die Spießer zu Ende desselben. Dieses leidet aber öfters Abweichungen, durch verschiedene äußere Umstände, und man sieht bisweilen alte Hirsche später, als die jüngern, abwerfen. Gemeiniglich ist das spätere Abwerfen eine Folge eines langen und harten Winters

Nachricht von einem Hirsch, welcher sein Geweih bereits im November abgeworfen, st. im. 35. Vers. der Bresl. Samml. v. Febr. 1726, S. 248.

Jo. Casp. Müllers Relation von dem jährlichen Abwerfen der Hirschgeweihe, st. im 31. Vers. ders. Febr. 1725, Cl. 4, Art. 12.

Ge. Ern. Stahl de cornu cervi deciduo progr. Hal. 1699, 4.

Observations sur la cause de la chûte du bois ou des cornes des cerfs, par Mr. le Comte de *Villiamson*, st. im 4. Th. der Memoir. de Math. et de Phys. presentés à l'Acad. R. d. Sc. par div. Sav. à Par. 1763, 4. S. 336--350. Der Hr. Verf. schreibt das Abfallen der Geweihe so wenig dem Mangel der Nahrung zu, daß vielmehr ein allzu großer Zufluß des Blutes die Schuld hat.

Wenn die Hirsche abgeworfen haben, trennen sie sich von einander, und es halten sich nur allein die jungen Hirsche noch beysammen. Sie bleiben alsdann nicht im Stangengehölze, sondern suchen offene Gegenden, niedrige Gebüsche und junge Schläge, wo sie den ganzen Sommer bleiben, bis sie wieder aufgesetzt, d. h. neues Gehörn bekommen haben. Das noch weiche, junge, mit einem Baste überzogene Geweih, führt

bey

bey den Jägern den Namen der Hirschkolben, Lat. Typhi, Fr. Cornichons, oder Crue du cerf. Daher wird ein Hirsch, so lange er noch kein völlig vereckes Geweih hat, bey den Jägern Kolbenhirsch genannt. Um diese Zeit tragen die Hirsche den Kopf niedrig vor sich hingestreckt, aus Furcht, das noch zarte Gehörn an den Aesten der Bäume zu verletzen, weil dasselbe, so lange es seinen ganzen Wachsthum noch nicht erreicht hat, oder, nach der Jägersprache, so lange der Hirsch noch nicht vereckt hat, sehr empfindlich ist. Dieses Verecken des Gehörnes geschieht bey alten Hirschen erst gegen Ende des Julius; die jungen und geringen Hirsche werfen später ab, und setzen daher auch später auf, und ihr Gehörn gelangt erst gegen die Mitte oder das Ende des Augustes zu seiner Vollkommenheit. Sobald der Hirsch völlig vereckt hat, sucht er sein neues Gehörn von der rauhen Haut (dem Bast), unter welcher es seinen Wachsthum erreicht hat, und womit es umgeben ist, zu säubern. In dieser Absicht reiben sie es zuerst gegen zarte Reiser, und probiren, ob es noch so empfindlich ist, als es anfänglich war. Wenn sie die erste Probe ohne Schmerzen aushalten können, reiben sie sich an dem jungen Aufschlag, schälen die Borke ab, und beugen die zarten Stämme bis auf die Erde. Die Jäger nennen dieses: der Hirsch fegt oder schlägt sein Gehörn, oder der Hirsch fegt; und die von dem neu angewachsenen Gehörne abgeschlagene oder abgestreifte rauhe Haut, das Gefege, Beschlächt, Beschläge, oder Dickmaß (Dickmast). Die kleinen hölzernen Bande oder Bindegerten, die man ganz abgerieben antrifft, weil der Hirsch daran gefegt hat, heißen im Franz. Hardois. Die starken Hirsche, die schon mehr am Kopfe aushalten können, lassen es bey solchem leichten Abstreifen an jungen Kiefern, Fichten, Tannen, Sahlweiden, Eichen, Birken und Aespen, nicht bewenden, sondern verrichten dieses an starken

Stäm-

Stämmen, wo man so gar die schlecht und völlig jagdbaren und die Capitalhirsche unterscheiden kann, weil sie, nach dem Verhältniß ihres Alters, mit den Enden tiefer oder flächer in das Holz fahren, auch bey den ganz alten Hirschen die Spizen der Enden stärker sind, als bey den andern.

Dieses Fegen geschieht gemeinizlich um Johannis, oft in einer Nacht; indem man bisweilen in einem Jagen Hirsche eingestellet hat, die noch den Bast auf den Gehörnen hatten, und die sich den folgenden Taz bey dem Abjagen mit einem ganz gefegten Gehörne gezeigt haben. Es ist selten, daß man die abgeschlagene rauhe Haut oder das Gefeze findet, und viele alte Jäger behaupten, daß sie von dem Hirsche selbst verzehret werde. Als man vormals in der Arzneykunde dem Thierreiche ganz besondere Kräfte und Eigenschaften zuschrieb, wurde ein solches Gefeze theuer bezahlet, und als eine köstliche Sache von großer Wirkung für die Menschen in vielen Zufällen angepriesen; doch hatte es diesen vermeintlichen hohen Werth wohl mehr seiner Seltenheit, als seinen innern Eigenschaften zu danken.

Ein sehr alter Hirsch von 24 und mehr Enden, und ein geringer von 4 bis 6 Enden, verecken die Spizen der Enden unter dem Bast nicht so vollkommen, als die starken Hirsche, welche noch völlig bey Kräften sind. Ihre Enden pflegen noch immer etwas zu schweifen, indem sie fegen, doch wissen sie es so gut an den von Thau benezten Büschen abzuwischen, daß man wenig davon merkt. So bald das Gefeze herunter ist, findet man das Gehörn weiß von Ansehen. In ungefähr 14 Tagen erhält es wieder seine vollkommene schwarze, braune oder gelbliche Farbe. Daß dasselbe von dem Safte des Baumes, an den die Hirsche fegen, seine Farbe erhalte, und z. B. von der Büche und Birke röthlich, von der Eiche braun, von der Hainbüche und

Aesp-

Aeste schwärzlich, werde, ist ganz unwahrscheinlich, und durch die Erfahrung nicht zu beweisen, indem Hirsche, die an Orten, wo gar kein Baum war, eingeschlossen gewesen, oder in Ställen unter den Pferden angehalftert gestanden, das Gehörn eben so gefärbt haben, als die im Walde. Der Unterschied der verschiedenen Farben desselben richtet sich vielmehr nach der Farbe des Haares. Dunkle Hirsche haben ein schwärzeres, und helle ein weißliches Gehörn.

Zu Dessau hatte Prinz Leopold Maximilian, 1721, in seinem Reitstalle einen Hirsch 5 Jahre gehalten, an dem sich die besondere Merkwürdigkeit ereignete, daß er in einem Jahre dreymal, (d. 15. Jan., den 17. May und 18. Dec.) abwarf und aufsetzte, bald hernach aber aus Entkräftung crepirte. Sein Gehörn war zwar vollkommen und gesetzt, aber nicht vollkommen vereckt.

Wenn die schlecht jagdbaren Hirsche in der Mitte des Mayes, und die jungen Hirsche in den ersten Tagen des Junius halb aufgesetzt haben, werden sie nach ihrem Gewende in vier- oder fünfjährigem Aufschlag angesprochen; denn daselbst halten sie sich um diese Zeit am liebsten auf, weil das junge Holz gegen ihr noch zartes und empfindliches Gehörn nachgiebt. Wenn die Hirsche in diese junge Aufschläge treten, treiben sie mit dem Gehörne die grünen und trocknen Spitzen der Zweige aus einander, und verdrehen die daran hängenden Blätter nach der Seite, nach welcher sie sich wenden, dergestalt, daß man diese Spur 2 bis 3 Tage lang bemerken kann, es wäre denn, daß es stark regnete, oder ein heftiger Wind gienge. Wenn nun der Hirsch, indem er an einem Baume gefeget hat, das Laub mit seinem Gehörne umwendet, oder, wenn er durch die Gestreiche flüchtig wird, mit seinem Gehörne an laubige Aestchen streicht, und auch wohl kleine Reiser und Aeste zerbricht oder zerknicket, so wird dieses das Gewende, (das Wenden,) die Himmelsspur, oder das Himmelszeichen, genannt. Diese Spur muß,

muß, wenn man einen Hirsch danach ansprechen will, wenigstens 6 Fuß hoch sey; denn wäre sie kleiner, so könnte man für das Gewende eines Hirsches ansehen, was ein starkes Thier mit dem Leibe gethan haben könnte.

Die Kenntnisse, die man übrigens aus dem Gewende ziehen kann, bestehen darin, daß, wenn es sehr hoch und breit ist, sich daraus schließen läßt, das es gewiß von einem jagdbaren Hirsch ist, weil es der junge Hirsch nur niedrig und schmal machen kann. So nützlich aber auch diese Kenntniß in einer trocknen Jahrszeit ist, wo die Fährten schwer zu kennen sind, so kann man durch allzu große Zuversicht doch leicht in Irrthum gebracht werden. Man sey z. B. an einem schlechten Jagdtage zu Holze gezogen, und der Leithund verfolgt einen Schleifweg, durch welchen die Hirsche und Thiere, insonderheit aber die ersten, zu der Zeit, wenn ihr Gehörn noch weich und empfindlich ist, gern zu gehen pflegen: so wird der Besuchknecht gewiß sogleich sich auf die Erde niederlassen, die Fährte besehen, und eine gewahr werden, die wegen der trocknen Jahrszeit zwar ziemlich unkenntlich, aber doch einer starken Hirschfährte sehr ähnlich aussieht. Um seiner Sache gewisser zu sey, wird er dem Leithunde noch 2 oder 3 Hänzseile weit in dem Dickicht nachgehen, und, um sich endlich völlig in seiner Vermuthung zu bestärken, wird er auf das Gewende Acht geben: und da er solches hoch und breit findet, so bleibt ihm nunmehr kein Zweifel mehr übrig, daß er einen starken Hirsch vor sich habe, dem er also, aus Furcht ihn aufzutreiben, nicht weiter nachzieht. In dieser zuversichtlichen Hoffnung verbricht, (Fr. briser) er ihn hoch und niedrig, (d. h. er bezeichnet die Spur durch Brüche, d. i eingeknickte oder abgebrochene grüne Reiser und Zweige, Fr. Brisées, indem er sowohl die Zweige bloß einbricht und sie hängen läßt, Fr. faire de brisées hautes, als

auch

auch die abgebrochenen Zweige auf dem Wege ausstreuet, Fr. faire des brisées basses,) umgeht ihn, und da er nicht bemerkt, daß er aus dem Kreise heraus gegangen ist, so kündigt er der versammelten Jagdgesellschaft einen bestätigten jagdbaren Hirsch an; am Ende aber findet es sich, daß er einem alten großen schweren Thiere nachgezogen ist, welches auf demselben Schleifwege gegangen ist, wo 2 oder 3 Tage vorher ein starker Hirsch gegangen war, und von dem das hohe breite Gewende wegen des stillen Wetters noch sichtbar geblieben war. Dieses Beyspiel beweiset hinlänglich, daß ein Besuchknecht nicht behutsam genug verfahren kann, und daß die Kenntniß aus dem Gewende öfters sehr mißlich ist.

Wenn ein Hirsch über ein Feld mit grünem Getraide oder Grase, oder durch ein mit Heidekraut und andern zarten Pflanzen bewachsenes Dickicht zieht, so beugt er solches mit seinen Läufen nach der Seite, wohin er geht, nieder, und tritt es glatt ab, als wenn es abgeschnitten wäre, da hingegen ein Thier dasselbe bloß quetscht. Dergleichen geknicktes Heidekraut und verbrochene Pflanzen nennt man den Abtritt, und man kann aus der Breite desselben die Dicke und Stärke, und aus dessen Höhe die Größe des Hirsches abnehmen. Um auch zu wissen, ob eine solche Fährte frisch sey, darf man nur das abgetretene Gras gegen die Sonne halten, so wird man bald gewahr werden, ob es dürre geworden, oder noch grün sey; denn im letztern Falle ist es gewiß frisch. Auch kann man, wenn Thau gefallen ist, gewahr werden, wie lange es her sey, daß der Hirsch durchgezogen ist. Sind die Pflanzen frisch geknickt, so ist der Hirsch nur ganz kürzlich durchgezogen; scheint es aber, als ob seitdem schon frischer Thau in die Fährten gefallen sey, so kann man daraus ungefähr abnehmen, wie viel Zeit seit seinem Durchzuge verstrichen

ist.

ist. Endlich läßt sich auch am Abtritt bemerken, ob man dem Hirsch in gerader Linie nachfolge, denn wenn dieser seitwärts geht, sind auch die Pflanzen nach der Seite gebogen.

Da die Natur dem edeln Hirsche Leben und Daseyn verliehen hatte, so war es ihrer weisen und gütigen Anordnung auch gemäß, ihm Nahrung und Unterhaltung zuzubereiten. Sie hat ihm demnach im ganzen Jahre seine Aesung verschafft; und wenn sie in allen Jahreszeiten Pflanzen und Kräuter auf mancherley Boden hervor wachsen läßt, so hat sie den Hirsch, vermittelst eines bewundernswürdigen Triebes, auch die Gegenden kennen gelehrt, wo er die für ihn bestimmte Nahrung antreffen soll. Der Hirsch hat demnach seinen Stand allemal in der Nähe derer Gegenden, wo nach dem Verhältnisse der Jahreszeit, seine Aesung vorhanden ist, und wo man ihn gewiß antreffen kann, wenn man ihn jagen will. Um nun hierunter nicht zu fehlen, will ich Monat für Monat den Stand und Wechsel des Hirsches anzeigen, und bey den Monaten Sept. und Oktober den Anfang machen, weil der Hirsch, der um diese Zeit auf der Brunft steht, alsdann keinen recht sichern Stand hat, und mithin sehr schwer zu bestätigen ist.

Daß die alten Hirsche mit den alten Thieren in den ersten Tagen des Sept. auf die Brunft treten, und daß die Spießer gegen Ende des Octobers den Beschluß machen, ist meinen Lesern schon bekannt. Wir wollen also jetzt untersuchen, wo sie sich in diesen beyden Monaten aufhalten. Es ist hier, etwas mit Gewißheit zu bestimmen, schlechterdings unmöglich, weil der Hirsch um diese Zeit keinen gewissen Stand hat, sondern immer auf den Beinen ist, um die Thiere aufzusuchen, die er entweder vor sich her treibt, oder die willig vor ihm her gehen, so daß er in einer Nacht große

und weitläuftige Feldmarken durchstreicht, und sich gar nicht um die Aeßung bekümmert. Wenn man ihn also in diesem Monat finden will, muß man ihn mitten in dem dicksten Walde aufsuchen, wo gemeiniglich die Thiere stehen, bey welchen er gewiß anzutreffen seyn wird. Allein, wenn man ihn auch da gefunden hat, so hält es wieder sehr schwer, ihn von den Thieren abzusondern, und zu einer Parforce-Jagd in einem Bezirke zu bestätigen. Denn kaum ist solches geschehen, und der Besuchknecht will der versammelten Gesellschaft seine Bestätigung ankündigen, so treibt ihn die Brunst nach den Thieren wieder aus dem Bezirke. Am sichersten verfährt man um diese Jahrszeit, wenn man den Sammelplatz in der Mitte des Waldes, wo die Thiere gemeiniglich stehen, bestimmet, wo, wenn die Gesellschaft beysammen ist, zween Besuchknechte ausgeschickt werden, davon der eine, wenn er einen jagdbaren Hirsch angetroffen hat, unverzüglich Bericht abstattet, der andere aber dem Hirsche nachzieht, und ihn von Zeit zu Zeit, besonders aber an den Wegen, verbricht. Wenn man auf diese Art verfährt, müssen die Relais (Vorlage von frischen Hunden und Jägern, das Wild zu verfolgen,) nach den gewöhnlichen Wechseln geschickt werden, und Jedermann muß zeitig frühstücken, damit man unverzüglich zum Werke schreiten und den Hirsch verfolgen könne.

Im November halten sich die Kapital-, die völlig und die schlecht jagdbaren Hirsche in den großen Dickichten in Rudeln beysammen. Zuweilen stehen auch junge Hirsche und Thiere dabey. Diesen ganzen Monat über nähren sich die Hirsche von den Knospen des Nadelholzes, Heidekraut und andern Sträuchen, wovon sie die Spitzen und Blüthen abfressen, die, weil sie hitziger Substanz sind, ihnen die in der Brunst verloruen Kräfte wieder zu ersetzen, sehr dienlich sind.

Im December begeben sich die Hirsche mit den Thieren in Rudeln, und halten sich zusammen an den größten Dickichten auf, wo sie mit ihrem Athem einander erwärmen, und gemeiniglich an dem Abhange eines Hügel auf einem trocknen Boden stehen, um sich vor der Kälte, dem Schnee und dem Glatteise zu schützen. Sie nähren sich um diese Zeit von allerhand trocknem Holz und Kräutern, als: Ginster, Weiden, Pappeln, Kastanien, Brombeeren, Kresse und andern Pflanzen, die an warmen Quellen wachsen. Besonders essen sie gern den Epheu, der sowohl auf der Erde wächst, als sich an den Bäumen hinauf schlängelt; daher sie zuweilen, um diesen zu erreichen, sich auf den Hinterläufen aufrichten, woraus man eine, obgleich schwache und unsichere Kenntniß von ihrer Größe und Stärke erlangen kann.

Im Januar verlassen die Hirsche die Thiere, und halten sich bloß zusammen. Da die Kälte in diesem Monate gemeiniglich heftig ist, so halten sie sich mehrentheils an dem Abhange eines Hügels unter Wind. Ihre Aeßung ist, wie die im December, beschaffen. Bey vielem Schnee behelfen sie sich kümmerlich, schälen die Rinde von den Bäumen, pflücken das Moos ab, und in Gegenden, wo sie sehr geschonet werden und breit sind, kommen sie den Bauern auf die Höfe, und äßen das Stroh vor den Scheunen und von den Dächern. Wenn sich irgendwo bloße Wintersaat äußert, fangen sie, dieselbe zu besuchen, an.

In den Monaten Febr. und März, wo die grißte Kälte schon nachzulassen anfängt, gehen die Hirsche aus einander, und halten sich an dem Rande der Wälder nahe bey den Kornfeldern auf. Besonders halten die jungen Hirsche um diese Zeit gern diesen Stand, die alten hingegen, welche im Begriff sind, ihr Gehörn abzuwerfen, suchen sich bequeme Gebüsche aus,

wo sie Kornfelder und Wasser in der Nähe haben, und ihr Geweih ungestört abwerfen können.

Im April und May stehen die Hirsche gemeiniglich in niedrigen Gebüschen, und pflegen, wenn sie nicht beunruhiget werden, nicht vor der Brunst heraus zu gehen. Es giebt Hirsche, die, wenn sie fehl gejagt worden sind, so schlau werden, daß sie aus diesen Büschen entweder nur um den andern Tag auf die Kornfelder äßen gehen, oder aber zwo dergleichen Stellen an beyden entgegen gesetzten Enden des Waldes haben. Solche Hirsche machen ihr Bett (Nachtlager, Lagerstätte) in kleinen abgelegenen Verhauen, an deren Knospen sich so viel Thau anhängt, daß sie sich hinlänglich den Durst daran löschen, und mithin nicht nach Quellen oder Brüchen ausgehen, wo man sie spüren könnte. Uebrigens pflücken sie im Frühlinge die Kätzchen, oder die männliche Blüthe der Haseln, Aespen, Weiden, und die Knospen der aufbrechenden Büsche, als: Stachelbeeren, Kornelkirschen, wilden Johannisbeeren u. s. f.

In den Monaten Jun. Jul. und August, sind die Hirsche am fettesten (feistesten) und am besten zu jagen, weil sie alle Arten von Getraide um diese Zeit im Ueberfluß haben. Diese Zeit wird daher die Hirschfeiste, oder die Feistzeit, Fr. Cervaison, und ein Jagen, welches zu dieser Zeit vorgenommen wird, ein Hirsch-Feist-Jagen genannt. Man kann sie alsdann an denen Orten, wo Wasser vorhanden ist, sehr leicht spüren, weil sie theils von der Hitze, theils vom Durste, den ihnen die trocknen Körner verursachen, angetrieben werden, dahin zu gehen, um zu trinken, und sich darin zu wälzen und abzukühlen. Sie ziehen den Rocken und Hafer allen übrigen Getraidearten vor. Auch äßet der Hirsch begierig die Flachsknoten, da hingegen das Thier dieselben verschmähet. Hirsche, die sich in dem May und Jun. verbergen, weil ihnen von den

Hun-

Hunden scharf zugesetzt worden ist, pflegen nicht auf die Kornfelder zu gehen, sondern sich in jungen Verhauen, die in der Nähe der Dickichte, wo sie ihren Stand haben, befindlich sind, zu nähren. Solche Hirsche sind sehr schwer zu finden, weil sie nicht nach Wasser gehen, sondern sich bloß an dem gefallenen Thau den Durst löschen. Indessen treten sie doch zuweilen aus ihren Dickichten hervor, um den Stand anderer Hirsche in ihrem Revier kennen zu lernen, welche sie, wenn sie aufgetrieben werden, mit sich nehmen, um zu einer Wechselfährte Anlaß zu geben; allein vor Tages Anbruch begeben sie sich wieder in ihre Schlupfwinkel.

Der Hirsch ist zwo sehr schmerzhaften Krankheiten, an denen er sehr viel ausstehet, unterworfen. Die erste ist die Verhaltung des Urins, die ihm außerordentliche Schmerzen verursachet. Die Natur aber hat ihn ein Mittel gelehrt, sich von diesem Uebel zu befreyen. Er sucht nämlich Kröten oder giftige Schlangen in ihren Löchern in der Erde auf, zieht dieselben durch heftiges Anziehen des Athems hervor, tritt sie mit den Füßen todt, und schluckt eines von diesen Thieren hinunter. Alsdann läuft er aus Leibeskräften, bis er heftig erhitzt ist, wirft sich endlich ins Wasser, und bleibt eine ziemliche Zeit lang darin stehen. Viele Piqueurs haben, um sich von der Wahrheit dieser Sache zu überzeugen, Hirsche aufgebrochen, und beyde Arten, solcher giftigen Thiere in ihrem Körper gefunden.

Sal. Reiselii Obs. de serpente in stomacho cervi petrefacto, st. in den Misc. Nat. Cur. A. 1670. Obs. 14.

Hienächst ist der Hirsch mit zweyerley Arten Würmer geplagt. Im Herbste bekömmt das Rothwildbret, so wie Dam-Wildbret und Rehe, die im XI. Th. S. 16, f. erwähnten sogenannten Enderlinge oder Engerlinge, die ihnen erst kurz vor der Setzzeit, wenn sie sich verfärben, ausfallen. Diese Würmer werden ihnen durch gewisse Fliegen, die sehr rauch wie eine Hum-

mel sind, auch wie diese im Fliegen ein starkes Summen machen, aber nur zween Flügel und einen Mund ohne Rüssel haben, in die Haut gebracht. Diese legen ihre Eyer nicht allein in die Haut des Wildbretes, sondern auch das Rindvieh ist nicht davon ausgeschlossen. Sie schlupfen unter ihre Haaren, und machen mit einem an ihrem Hinterleibe befindlichen, und einem Bistouri ganz ähnlich sehenden Stachel, eine kleine Oeffnung in der Haut, worein sie ihre Eyer legen. Dieser Stachel ist von einer sonderbaren Gestalt. Er ist ein hornartiger Cylinder, der, wie ein Fernrohr, aus vier Röhren besteht, deren letztere mit drey Haken bewaffnet ist, womit die Fliege die Haut eröffnet. Das Wildbret empfindet diesen Stich nicht eher, als wenn eine Nerven-Fieber getroffen worden; in welchem Falle es sehr unruhig wird, und aus allen Kräften fliehet, um sich dieses kleinen Gastes zu entledigen. Sobald das aus dem Ey gekrochene Würmchen die Feuchtigkeit in der Wunde ausgesauget, schwillt der gestochene Theil der Haut zu einer kleinen Beule in die Höhe, deren gröste Basis 16 bis 17 Lin. und die gröste Höhe, ungefähr 1 Zoll beträgt. Vor Anfange des Winters sind diese Beulen kaum merklich, ob sie gleich im Herbste ihre Entstehung erhalten. Gemeiniglich sind nur die jungen Thiere, sehr selten die alten, mit diesen Beulen behaftet, deren einige wohl 40 bis 50 haben. Es scheinen ihnen aber diese Würmer nicht zu schaden, sondern das Thier befindet sich wohl dabey und frißt gut, so daß man diese kleine Beulen und Wunden wie Fontanelle ansehen könnte, die alle böse Säfte aus dem Körper ziehen und ableiten, und daher demselben mehr nützlich, als schädlich, sind. Wenn der Wurm seine vollkommene Größe erlangt hat, kriecht er zu der Oeffnung der Beule heraus, und fällt auf die Erde; daher ist um diese Zeit die Haut des Wildbretes voll Löcher, wie mit grobem Schrott durchschossen, und gar nicht zu-

ge-

gebrauchen. Diese Würmer kriechen nur des Morgens aus, ehe die Mittagshitze herauf kömmt, und nachdem die kühle Morgenluft warm geworden ist, gleichsam als wenn sie wüßten, daß sie von dieser erstarren, und von jener trocknen könnten, wenn sie unterweges damit befallen würden. Der Wurm kriecht unter einen Stein, oder in die Erde, und erduldet daselbst seine Verwandlung. Seine Haut verhärtet sich, und wird eine harte Hülse und Schale, worin er sich in eine Puppe (Nymphe) umbildet, und endlich aus derselben in Gestalt einer Fliege erscheint.

Außer diesen Enderlingen ist der Hirsch noch mit einer andern Art Würmer geplagt, die bey ihm im Halse entstehen, und von denen man ehemals fälschlich geglaubt hat, daß sie das Abwerfen des Gehörnes verursachten. Die Fliege, von der diese Würmer geboren werden, weiß, daß unten neben der Wurzel der Zunge des Hirsches, 2 kleine Beutel oder Taschen sich befinden, die zur Aufbewahrung ihrer Eyer sehr bequem sind, und kennt den Weg, auf dem sie dahin gelangen kann. Sie kriecht durch die Nase des Hirsches in den untern Kanal, der zu diesem Beutel unter die Zunge führt, ohne diesen Gang mit einem andern, der zu diesen Schleimdrüsen hinauf führt, zu verwechseln. Hier legt sie einige hundert Eyer, woraus Würmer werden, die ihre Nahrung in dem zähen Schleime, der in diesem Beutel beständig bereitet wird, finden, und darin fort wachsen, bis sie ihre vollkommene Größe erlangt haben. Alsdann kriechen sie dem Hirsch aus der Nase, und fallen auf die Erde, wo sie sich verbergen, verwandeln, und endlich in Gestalt einer Fliege wieder zum Vorschein kommen. Dieses geschieht im Junius, und man hört zu dieser Zeit das Roth- und Dam-Wildbret oft husten, und mehr als gewöhnlich niesen, wodurch das Ausfallen dieser Würmer befördert wird.

Der Hirsch ist solchemnach vielen Ungemächlichkeiten und beständigen Abwechselungen von Mangel und Ueberfluß unterworfen; und es ist zu bewundern, daß dieses weiter keinen Einfluß auf seine Constitution zu haben scheint. Er lebt so lange als andere Thiere, welche dergleichen Veränderungen nicht erdulden; und da er 5 bis 6 Jahr braucht, ehe er völlig ausgewachsen ist: so kann man mit den größten Naturforschern, welche die Dauer des Lebens der Thiere nach der Zeit ihres Wachsthumes bestimmen, annehmen, daß er siebenmal 5 oder 6 Jahr, d. h. 35 bis 40 Jahr lebe. Es ist zwar seit undenklichen Zeiten eine allgemeine Sage, daß die Hirsche ein sehr hohes Alter erreichten, welches auch den Ausdruck cervinos annos vivere veranlaßt hat, die aber auf nichts gegründet ist. Aristoteles führt dieses schon an, sagt aber dabey, daß es ihm nicht glaublich scheine, weil das Trächtiggehen und Wachsthum des Kalbes nicht von der Beschaffenheit sey, daß es auf ein Leben von langer Dauer deute. Dem ungeachtet hat sich diese Fabel erhalten, und bekam in den Zeiten der Unwissenheit und Barbarey durch jenes Märchen ein neues Gewicht, daß Carl VI. König von Frankreich, in dem Walde bey Senlis einen Hirsch erlegt habe, der ein Halsband mit den Worten: Caesar hoc me donavit, trug, und man hat lieber diesem Hirsch tausend Jahre geben, und das Halsband von einem römischen Kaiser herleiten, als einräumen wollen, daß er dieses Geschenk in neuern Zeiten von irgend einem deutschen Kaiser empfangen habe, welche bekanntermaßen, alle im Lateinischen den Namen Caesar führen.

Die Zeichen, woran man einen alten Hirsch erkennen kann, sind: wenn der Rosenstock kurz und breit ist, die Rosen dicht auf dem Kopfe stehen, die Stangen stark und kraus sind; ferner, wenn die Scha-

len

len an dem Laufe stumpf und breit, und die Zähne gelb und wackelnd sind.

Die Hirsche werden entweder von den Jägern erschlichen und gepürschet (gebürschet,) oder gejaget, und zwar entweder durch ein umstelltes Jagen, wobey er lebendig eingefangen wird, oder durch ein sogenanntes Renn- oder Parforce-Jagen. Die Jagd, welche, um Hirsche zu schießen, angestellet wird, heißt die Hirschjagd, oder das Hirschjagen. Wenn mehrere Arten des Wildes zugleich gejagt werden, so führt eine solche Jagd nur alsdann den Namen eines Hirschjagens, wenn die Hirsche zuerst vorgejaget werden; zum Unterschiede von einem Saujagen, wo das Schwarzwildbret zuerst auf den Lauf kömmt.

Das Rothwildbret wird, so wie alles Hochwildbret aus einem gezogenen Rohre geschossen, welches die Jäger bürschen oder pürschen nennen. Vom Pürschen überhaupt werde an seinem Orte, hier aber blos von der Roth- und Dam-Wildbretspürsche handeln.

Ein Forstbedienter, dem die Aufsicht über die Wildbahn oder einen Thiergarten anvertrauet ist, muß den verschiedenen Stand und Wechsel des Wildbretes wissen, damit er eine Herrschaft, die sich mit Pürschen ein Vergnügen machen will, mit Vortheil an die Orte, wo Wildbret steht, bringen könne. Unter seiner Anführung wird demnach dahin gefahren, wo man dergleichen vermuthet. Steht es auf einer Wiese oder einem andern freyen Platze in der Heide, wo man mit dem Wagen herum fahren kann: so fährt man bis auf 60 oder 70 Schritt an das Wildbret heran, doch so, als wollte man vor demselben vorbey fahren. Das Wildbret, welches an Orten, wo es geschonet wird, sich vor Menschen und Pferden nicht scheuet, sieht den Wagen gelassen und ruhig an. Unterdessen aber macht sich der Schütze fertig, seinen Schuß anzubringen. Ist der-

selbe im Stande, so Fest und still aus freyer Faust zu halten, daß er auch fahrend im Schritt schießen und treffen kann, so hält er ein wenig hinter dem Fleck, wo die Kugel hinkommen soll, weil der fortgehende Wagen, währendem Abdrücken, den Schuß schon an den rechten Ort hingerücket haben wird. Ein solches Pürschen aus dem Wagen aber ist ungewiß; der geringste Stoß des Wagens, den auch der geschickteste Kutscher nicht immer vermeiden kann, bringt die Büchse aus der Richtung, und der Schluß geht vorbey, oder trifft doch nicht da, wo er hinkommen sollte; deswegen ist es sicherer, unweit des stehenden Wildbrets unvermerkt auszusteigen, und so lange an der Seite des Wagens, vom Wildbret unbemerkt, zu gehen, bis man hinter einen Baum sich anstellen, oder auch ganz frey, indem der Wagen vorbey fährt, losdrücken kann: so geräth der Schuß besser.

An Orten, wo das Wildbret Ruhe hat, als: in Gehägen oder Thiergärten, kann man mit vielem Vergnügen und ohne sonderliche Mühe auf jetzt beschriebene Art pürschen. Oder will man es noch bequemer haben, so verfüget man sich gegen Abend auf ein auf hohen Pfosten stehendes, mit einem Geländer und Bänken umgebenes offenes Gebäude, welches man bey den Jägern eine Kanzel nennt. Das Wildbret, welches bey Untergang der Sonne, oder gleich hernach, aus dem Holze nach den Wiesen oder Wildäckern, bey welchen die Kanzel erbauet ist, zieht, kann, weil der Schütze hoch steht, keine Witterung von ihm haben; und dieser wird also mit aller Gemächlichkeit und in Beyseyn einer ganzen Gesellschaft, sich einen beliebigen Hirsch aus dem Rudel wählen und mit der Pürschbüchse erlegen. Das Wildbret läßt sich aber nicht so gut von oben herab schießen, als wenn man mit demselben in gleicher Höhe, oder niedriger als dasselbe, steht; denn im ersten Falle schießt man leicht unter dasselbe hinweg.

Man

Man muß daher sein Absehen etwas höher, wenn der Hirsch nahe ist, etwa eine gute Spanne unter dem Federruck, dicht hinter dem Blatte nehmen, so wird die Kugel auf der andern Seite am rechten Orte treffen, und der Schuß durch das Herz fahren. Am angenehmsten schießt es sich, wenn man in Thiergärten, oder im Freyen Reviere hat, wo kleine steile Hügel und tiefe Thäler oder Hohlwege, die mit dickem Gebüsch angefüllt sind, mit einander abwechseln, welche Gegend das Roth- und Dam-Wildbret vorzüglich liebt. Wenn dann dasselbe oben am Rande des Hügels äßet, und man in den Hohlweg sich dicht unter diesen steilen Berg heran schleichen kann, und einen Hirsch von unten herauf wie einen Vogel vom Baume pürschet, so fällt er, wie er gut gefaßt ist, wie aus der Luft herab, und rollt den steilen Abhang des Hügels, unter dem Knacken der unter der Last einbrechenden trocknen Aeste und Reiser herab, daß die ganze Gegend des Waldes von diesem polternden Falle ertönet. Auf eine so angenehme und bequeme Art kann man aber nicht allenthalben pürschen. An den Gränzen, wo das Wild oft geschossen, erschreckt und beunruhiget wird, ist es scheu, und muß mit aller Vorsicht erschlichen werden. Man muß alsdann die Wechsel derselben bemerken, und auf einem Baume aufpassen, wenn das Wild des Abends zu Felde zieht, und so auf dem Anstande es erwarten. Will dieses nicht glücken, so schleicht man unter Wind die Waldung durch; wird man nun in der Ferne Wild gewahr, so sucht man unvermerkt von einem Baume zum andern zu gehen, bis man erkennt, ob das Wild äßet oder ruhig sich niedergethan hat. Alsdann schleicht man mit Vorsicht näher hinzu, mit leisen Tritten, damit die auf der Erde liegenden trocknen Aestchen nicht sehr knacken. So lange das Wild den Kopf auf der Erde hat und äßet, kann mann immer näher hinzu gehen, sobald es aber den

Kopf

Kopf aufrichtet und sich umsieht, muß man stille stehen bleiben, ohne sich im geringsten zu regen. Auf diese Art wird das Wild wieder sicher, äßet wie zuvor, und so fährt man fort anzuschleichen, stehen zu bleiben, und hinter die Stämme der Bäume zu treten, bis man so nahe ist, wie ungefähr die Büchse trägt. Alsdann schleicht man hinter einen Baum, legt die Büchse an den Stamm an, und drückt los: so werden, wenn man gut gehalten hat, Knall und Fall beysammen seyn.

Es ist bekannt, daß auch dem besten Schützen nicht alle Schüsse gerathen. Um indessen aus der Wirkung, die der Schuß auf daß Thier macht, urtheilen zu können, wie derselbe beschaffen sey, kann man aus Fig. 1352, nach der Zeichnung meines edelsten und verehrungswürdigsten Freundes, des königl. preuß. Forstrathes Herrn von Burgsdorf, beurtheilen lernen, ob ein angebrachter Schuß tödlich sey, oder nicht. Wenn der Hirsch breit steht, so wie er nämlich gezeichnet ist, und man ihn vorn bey A, hinter der Schaufel anschießt, daß die Kugel auf der andern Seite bey dem Blatte heraus geht, so fährt er bey dem Anschuß gewaltig in einander, thut einen Satz in die Luft, läuft heftig fort, aber nicht weit, und stürzt. Ist der Schuß eben durch die Lunge am Herzen gegangen, so fährt der Schweiß dem Wilde häufig aus dem Halse, und es zeigen sich große Blasen auf dem Schweiße. Steht der Hirsch von vorn zu, und der Schuß kömmt bey B, auf der scharfen Ecke ein wenig zu hoch, so geht die Kugel über dem Herzen weg, dringt durch die Milz und den Wanst, und der Hirsch schweißet stark, nicht allein aus der Wunde, sondern auch aus dem Halse. Auf den Anschuß fährt er vorn zusammen, als wenn er zu Boden sinken wollte; er geht auch nicht weit, und thut sich bald nieder; indessen stürzt er nicht gleich, sondern lebt noch lange, und man kann an einem solchen angeschossenen Wilde einen jungen Schweißhund arbeiten

und

und trefflich üben, weil er etwas, und doch nicht sehr weit, fortläuft. Der Schweiß sieht schwärzlich aus, riecht weidewund, und man findet auch, weil der Magen mit verwundet (aufgeschärft) ist, Geäß unter dem Schweiße vermischt. Steht aber der Hirsch breit, und wird bey C auf das Blatt (den Bug oder die Schulter oben über den Vorderläufen) geschossen: so geht die Kugel mitten durch das Herz; der Hirsch fährt auf den Schuß plötzlich fort, läuft aber nur etliche Schritte, fährt in einander, und fällt nicht 50 Schritt vom Anschuß. Schießt man den Hirsch zur kurz hinter dem Blatte 3 Querfinger von unten auf, wie bey D, und er steht schräge auf den Anschuß, so geht die Kugel im Leibe hoch hinauf, durch die Lunge, und berührt die Spitze am Herzen. Der Hirsch zeichnet den Anschuß durch einen Satz, läuft eine Strecke fort, fährt zusammen, thut sich nieder, und wird gleich so krank, daß man ihn abfangen kann. Dieses Abfangen oder Tödten geschieht entweder mit dem sogenannten Hirschfänger, oder mit dem Genickfänger. Mit jenem wird den guten und jagdbaren Hirschen ein Stoß hinter dem Blatte, nach dem Herzen zu, beygebracht. Mit diesem werden nur schlechte Hirsche, Thiere, Kälber, und alles Rehwildbret, welches angeschossen, aber noch nicht verendet (gestorben) ist, in das Genick gestossen, und also getödtet. Von dem Hirschfänger folgt weiter unten ein besonderer Artikel. Den Genickfänger findet man im XVII. Th. S. 319, beschrieben, und Fig. 876 abgebildet. Der Stoß mit dem Hirschfänger wird unter A bey ✡ 1; der mit dem Genickfänger, oder der Genickfang, aber in ✡ 2, drey Finger breit unter den Gehören (Ohren) in gerader Richtung des Messers, nach den Ohren zu, beygebracht. Steht der Hirsch so schräge von hinten zu, und man trifft ihn eine gute Spanne hinter dem Blatte unterwärts bey E, so geht die Kugel durch die Lunge und

durch

durch die Spitze des Herzens zum linken Vorderlaufe heraus. Ein solcher Schuß heißt ein Kreuzschuß. Der Hirsch schweißt stark von diesem Anschuß; der Schweiß ist rein und wirft Blasen, auch läuft er nicht 100 Schritt fort, so stürzt er. Stände aber der Hirsch von vorn schräge, und der Schuß kömmt bey dem Blatte bey F ein wenig hoch, so schlägt die Kugel an der Ecke durch die Lunge, fährt durch die Milz und den Magen, und berührt auch das kleine Gescheide, (Gedärm). Vom Anschuß fährt er recht in die Luft, schnellet hinten aus, und giebt fast keinen Schweiß, wird aber bald krank. Merkt man diesen Anschuß, so muß man, zumal im Freyen, sich nicht übereilen, es sacht vor sich wegziehen zu lassen, die Fährte verbrechen, und erst nach ein Paar Stunden auf derselben mit dem Schweißhunde nacharbeiten; findet ihn der Hund, so kann man ihn lösen, der Hirsch läuft nicht weit mehr, sondern stellet sich bald. Folgt man aber einem so angeschossenen Hirsch hastig auf der Fährte nach, und der Hund kömmt heran, so läuft er wohl 2 Meilen weg, ehe er sich vor ihn stellet; und ist der Hund nicht recht anhaltend, so kömmt man um den Hirsch, welcher aber doch an diesem Schuß verenden muß. Wird der Hirsch vorn am Halse getroffen, oder auch wo die kurzen Federn (Rippen) sind, unter dem Zimmer bey G: so prellt es dem Hirsch im Federruck, und er stürzt nieder, als wenn er tödtlich verwundet wäre; nach einer Weile aber erhohlt er sich, springt auf und läuft davon; der Schuß Schadet ihm auch weiter nicht, denn da weder das Gescheide (Gedärm) noch das Geräusch (Herz, Lunge und Leber) berührt worden, sondern der Schuß nur durch den hohlen Leib gegangen ist, so heilet er sich wieder aus. Das plötzliche Niederfallen entsteht nur, weil die Feder berührt ist, und dieses eine so starke Erschütterung im Federruck giebt, als wenn er entzwey geschossen wäre. Geschieht dieses letztere, oder

ist

ist der Halsknochen entzwey geschossen, so muß der Hirsch wohl liegen bleiben. Man darf daher einem so plötzlichen Niederfall nicht trauen, sondern thut wohl, sogleich hinzu zu springen, und den Hirsch abzufangen, ehe er aufspringt und wieder davon läuft. Ist der Hirsch in den Wanst geschossen, wie bey H: so erfolgt kein Schweiß, weil das Geäß die Wunde verschließt; dieses nennt man weidewund. Das Wild wird hieran je länger je kränker, und thut sich im Dickichten vor Schmerzen nieder; da man denn nach ein Paar Stunden mit dem Schweißhunde nacharbeiten und ihn vollends todtschießen kann. Wollte man ihm aber sogleich folgen, so läuft er in der ersten Hitze noch weit fort, ob er gleich an dieser Wunde doch endlich verenden muß, weil der Wanst und das Gescheide durchschossen sind. Ist der Hirsch so getroffen, daß er bald stürzen muß, so flieht er mit zusammen gezogenem Leibe fort, strauchelt oft, und der Schweiß fließt ihm häufig aus dem Halse.

Viti Riedlini obs. de cervi ventre salva vita globo trajecto, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. III. A. 7. & 8, Obs. 51.

Weil der beste Schütze nicht gewiß seyn kann, ob er das Wild so treffen werde, daß dasselbe sogleich niederstürzt: so muß man niemals pürsche gehen, ohne einen Schweißhund mit sich zu nehmen, da man denn aus dem Zeichnen des angeschossenen Wildes urtheilen muß, ob man sogleich, oder erst nach ein Paar Stunden, den Hund auf den Schweiß bringen, und mit demselben hinter das angeschossene Wild arbeiten soll. Eine Anweisung, wie dieses geschehen müsse, wird bey der Abhandlung vom Schweißhunde vorkommen.

Man kann auch den Edel- und Damhirsch in der Brunftzeit schießen, welches die Brunftpürsch oder das Brunftschießen genannt. Zu dieser Zeit sind die Hirsche weit dreister, als sonst, und lassen sich alsdann, besonders zu Wagen oder zu Pferde, viel näher ankommen, als sonst. Sobald der Hirsch in die Brunft

tritt

tritt, muß der Forstbediente Acht haben, wo er seinen Brunftplatz erwählet. Dieser ist bald daran zu erkennen, daß derselbe so zertreten und von Grase entblößt ist, als hätte man sich mit Pferden auf demselben getummelt. Hat nun der Forstbediente diese Brunftplätze, besonders der alten Kapitalhirsche bemerkt, so läßt er es der Herrschaft melden, und führt sie, wenn sie an der Brunftpürsch Belieben findet, an den Ort hin. Eine oder zwo Stunden vor Untergang der Sonne fängt der Hirsch an zu schreyen, und fährt damit bis gegen Mitternacht fort; alsdann hält er etwas ein, und fängt nach einer Stunde wieder an, bis zum Anbruch des Tages. Um also zu rechter Zeit da zu seyn, pflegen die Herrschaften, welche ein Vergnügen am Brunftschießen finden, um diese Zeit 8 bis 14 Tage in einem nahe gelegenen Forsthause zu wohnen, oder sich auch in dem Walde ein kleines Jagdhaus bauen zu lassen, wo sie sich aufhalten können. Fangen nun die Hirsche an zu schreyen, so verfüget sich der Herr, unter Anführung seines Forstbedienten, zu Pferde oder Wagen dahin, steigt unweit des Ortes ab, und sucht sich mit seiner Gesellschaft, sobald sie die Hirsche schreyen hören, ihnen durch Schleichen und Kriechen im Dickicht zu nähern. Steht der Hirsch dem Herren noch zu weit, so hat der Forst- oder Jagdbediente einen Hirschruf bey der Hand, worin er schreyet: so wird der Hirsch, in Meinung daß es ein Nebenbuhler sey, der ihn heraus fordern will, bald näher kommen und antworten, bis er recht zum Schuß steht, und der Herr ihn pürschet. Dieser Hirsch wird alsdann auf den Pürschwagen gebracht, und der Herrschaft nachgeführt, die dann, wenn es ein starker Hirsch mit einem seltenen Geweihe gewesen, dasselbe abschlagen, und auf einen hiezu gemachten hölzernen Hirschkopf sezen und befestigen, auch die dazu gehörige Nachricht mit kurzen

Wor-

Worten auf einem unter demselben befestigten Bleche aufzeichnen läßt.

Der Hirschruf, dessen ich so eben Erwähnung gethan habe, ist ein Jägerinstrument, womit ein Hirsch angekirret wird, näher zu kommen, und womit man insonderheit in der Brunstzeit ein Vergnügen mit dem Hirsche haben kann. Es wird derselbe verschiedentlich gemacht. Einige nehmen Holz, und machen daraus ein Horn, welches an einem Ende so weit ist, daß man eine Faust hinein stecken kann, am andern aber etwas zugespitzt seyn muß. In dieses wird an dem spitzigen Ende hinein, und gerade auf den Hirsch zugerufen und zugeschrieen. Andere nehmen ein wie eine Bierkanne gestaltes Gefäß, um hinein zu schreyen. Der reinste und beste Hirschruf aber ist dieser: Man nimmt ein Meerschneckengehäuse oder eine Meermuschel, so an dem einen Ende spitzig, an dem andern aber so weit und geräumig ist, daß man eine Faust hinein stecken kann. Das spitzige Ende feilet man so weit ab, daß man mit der Fingerspitze hinein kommen kann. Dieses spitzige Ende nimmt man in den Mund, und schreyet hinein wie ein Hirsch, auch bisweilen geschwinde mit unter, so wie ein Hirsch, wenn er hinter einem Thiere her ist, und es zum Beschlage nöthiget oder herum jaget. Wenn man nun so geschwinde, wie ein Hirsch, anstößt, muß man ein- oder zweymal in den Ruf schreyen, wie das Thier, wenn es von dem Hirsche gejaget wird, welches einen oder ein Paar kurze, nicht gar zu laute, Rufe thut.

Wenn man sich also, insonderheit in der Brunstzeit und bey den Brunstplätzen anstellet, und ein Hirsch allein kömmt, und den Ruf hört, so eilet er bald nach demselben, so daß er sich ihm ganz nähert, da man ihn denn, nach Belieben, schießen oder recht in der Nähe besehen kann. Wenn gleich ein Hirsch bey dem Thiere ist, so zieht er doch, wenn er den Ruf vernimmt, gern von den Thieren, in der Meinung, es sey ein Nebenbuhler, daher er ihm entgegen gehen und ihn abtreiben

will. Doch macht er sich nicht gern weit von den Thieren. Es ist also nur darum zu thun, wenn er dem Schützen nicht nahe genug ist, daß er etwas näher komme. Wenn man auch meinet, daß Hirsche im Holze oder Dickicht stehen, und sie sich nicht hören und sehen lassen, läßt man einigemal in den Ruf, da sie sich denn bald melden und antworten werden; doch muß man hier nicht allzu viel Lärm machen, weil sie sonst bald merken, daß es verdächtig sey. Recht angenehm und lustig ist es zu sehen, daß auch die Hirsche manchmal in sehr voller Flucht dem Rufe zukommen; dieses geschiehet insonderheit, wo viele Hirsche, aber nicht allerley Thiere sind, und wenn sie unter dem Rufe des Thieres Ruf mit hören.

Wenn wir in die Naturgeschichte des Edelwildbretes einen Blick zurück thun wollen, so sehen wir, daß dasselbe in einer beständigen Abwechselung vom Mangel und Ueberfluß sich befindet, je nachdem die Jahrszeit mehr oder weniger reich an Früchten und Gewächsen ist, die ihnen zur Nahrung dienen, oder auch, je nachdem andere Bedürfnisse der Natur dem Ueberflusse ihres Nahrungssaftes eine andere Richtung, als zur Hervorbringung des Feistes und Wildbretes, gibt. Man muß demnach wohl bedenken, zu welcher Jahrszeit das Wild am feistesten, und also am besten zu pürschen ist. Der Roth- oder Edelhirsch hat, wie bereits erwähnt worden, im Winter viel auszustehen, und leidet, wenn man ihm nicht durch Fütterung zu Hülfe kömmt, viele Noth. Es ist also in dieser Jahrszeit wenig daran, und der Mühe nicht werth, ihn zu schießen. Im Frühlinge kömmt er zwar durch die frischen Kräuter und das junge Gras wieder zu Kräften; indessen, da nicht nur die Magerkeit des Winters ersetzt werden muß, sondern auch das Verfärben, das Abwerfen und das Aufsetzen des Gehörnes allen Ueberfluß der Nahrungssäfte hinweg nimmt und dahin verwendet, so bleibt zum Ansetzen des Feistes nur wenig übrig; dabey ist die Haut, weil jetzt die Enderlinge sich durch dieselbe fressen und ausfallen, ganz durchlöchert und unbrauchbar. Im Sommer hingegen hat der

Hirsch

Hirsch sich nunmehr roth gefärbt, und lebt im Ueberflusse kräftiger Aeßung; und ob er gleich im Anfange dieser Jahrszeit noch sein Gehör vereclet und feget, so fängt er doch zugleich an, gut an Wildbret zu werden und Feist anzusetzen, welches auch noch ferner zunimmt, bis er gegen den Herbst in die Brunst tritt. Dieses ist demnach die beste Zeit im Jahre, das Wild zu pürschen, nämlich im Jul. Aug. und September. Denn, ob gleich der Hirsch zu Anfange und in der Mitte dieses Monats zu brunften anfängt, so ist er doch noch in den ersten 8 oder 14 Tagen zu gebrauchen, und noch gut an Wildbret. Die jungen Hirsche und Spießer können auch noch 14 Tage bis 4 Wochen später gepürscht werden, weil sie um so viel später in die Brunst treten. Wer sich entschließen kann, Schmahlthiere zu pürschen, kann dieses von Anfange des Jun. bis Ende des Oct. thun; denn in diesen 5 Monaten sind sie gut an Wildbret.

Wenn man Hirsche durch ein umstelltes Jagen lebendig fangen will, müssen solche, wie bey einem andern Jagen, bestätiget, und in Tüchern (Wänden von starker Leinwand) eingestellet werden. Alsdann macht man durch Treiben das Jagen enger, bis es in 4 Tücher eingestellt steht. Sollen viele Hirsche eingefangen werden, so setzt man an diese Kammer noch einen kleinen Lauf, von 1 Tuch lang und 1 Tuch breit, der also zusammen in 3 Tüchern gefaßt ist, an, und scheidet die Abjagungskammer und den Lauf durch ein Falltuch von einander. Auf diesen Lauf, welcher, wenn es ein freyer Platz ist, sich hierzu am besten schickt, sonst aber wenigstens 1 oder 2 Gestelle enthalten muß, werden 10 Schritte von einander, 2 Garne oder Netze aufgestellt, und 50 Schritt davon wieder 2 Garne, ebenfalls in der Entfernung von 10 Schritt hinter einander. Diese Art, die Hirsche mit doppelten Garnen einzufangen, empfiehlt Hr. Graf v. Mellin, in seiner

vortrefflichen Anweisung zu Wildbahnen, vorzüglich. Weil es in solchem Falle gut ist, wenn man die Oberleine nicht sehr anziehen läßt, damit die einlaufenden Hirsche durch Zurückschnellung keinen Schaden nehmen, und dabey die Garne vielen Busen haben müssen, so stellen solche Hirschgarne noch nicht völlig 6 Fuß; mithin setzen die starken Hirsche über das erste Garn weg, kommen aber vor dem zweyten zu kurz, und fangen sich sogleich in demselben.

Das zu dieser Jagd gehörige Garn oder Netz, das Hirschgarn oder Hirschnetz, stellt, wie ein Tuch, 80 doppelte oder 160 einfache Waidbritte, d. i. 400 Fuß, oder 200 Ellen, in gehörigen Busen, und ist 5 Ellen, oder 10 Fuß, hoch. Hiezu braucht man 21 Stein guten Hanf. Das Garn hiezu wird gesponnen, doch nicht zu sehr gedrehet, damit es, wenn es naß wird, nicht zusammen laufe. Die Leinchen dazu müssen einen kleinen Finger dick, neunschäftig oder neunfädig geschlagen, durch das Wasser etlichemal gezogen, und dadurch, ob sie zusammen laufen oder sich ringeln, probiret werden. Das Eneselholz, oder der Model zu den Maschen, ist 8 Zoll breit, so daß eine Masche 8 Zoll ins Viereck, oder wenn sie ausgereckt ist, 16 Z. lang wird. Ein solches Netz muß 20 bis 24 dergleichen Maschen hoch, die Ober- und Unterleinen aber so stark, als an den Mitteltüchern, und von 20 Fäden geschlagen seyn. Es gehören hierzu 11 von Tannen- oder dürrem Fichtenholze verfertigte Stellstangen mit Gabeln (Forkeln), von mittelmäßiger Stärke, 4 Ellen lang, und 2 große starke Heftel. Die Forkeln müssen inwendig, wo das Wild herkommen soll, gestellet werden, doch so, daß die oben in den Forkeln bis auf die Hälfte eingeschnittenen geraden Kerben, worauf die Oberleine vom Netz haftet, auswendig komme, das Netz wohl abfallen könne, und der Busen wohl über das Wild schlage.

Das Wild pflegt, wenn man es nicht sehr treibt, sacht bis an das Garn heran zu ziehen, alsdann stehen zu bleiben, den Kopf vorstrecken, durch die Maschen zu sehen, und so mit einemmal herein zu laufen und sich zu fangen. Zwischen dem Tuche und dem Garne stehen diejenigen, die das Wild aus den Garnen lösen müssen. Mit dem Abjagen geht es folgender Gestalt

zu. Die Treibeleute treiben das Wild nach dem Falltuche zu; die dabey stehenden lassen es nieder; und wenn einige Hirsche herüber sind, ziehen sie es wieder in die Höhe; alsdann treiben die bei den Tüchern auf dem Laufe stehenden Leute das Wild mit Geschren und Gepolter nach den Garnen zu. So bald die Hirsche eingefallen sind, müssen diese Leute nebst den dabey angestellten Jägern frisch zugreifen, damit die Hirsche sich nicht lange in den Garnen herumschlagen, und sich etwas verrenken. Bey starken Hirschen ist es nothwendig, sogleich nach dem Gehörne zu greifen, und die Läufe, sowohl vorn als hinten, zu schränken; auf diese Art können 4 Mann einen Hirsch vollkommen bezwingen; wenn nämlich einer am Kopfe, zween an den Hinter- und zween an den Vorderläufen sind. Werden diese aber nicht geschränket, und zwar so, daß derjenige, der den rechten Lauf hat, nicht auf der linken, und der den linken hat, auf der rechten Seite geht, so kann der Hirsch, besonders an den Hinterläufen, seine ganze Stärke gebrauchen, und dermaßen um sich schnellen, daß zwey Mann nicht im Stande seyn werden, einen Lauf zu halten.

Zu Fortbringung des in Nezen lebendig gefangenen Hirsches, gehört, wie zu allem solchen Wilde, ein besonderer Kasten. Der Kasten für Hirsche, oder der Hirschkasten, Fig. 1353 a), ist 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang, und oben 3 Fuß, unten aber nur 13 Zoll breit, damit er fester auf dem Wagen stehen, auch der Hirsch sich nicht in demselben umwenden, noch zu viel Gewalt zum Anschnellen anwenden könne. Vorn und hinten sind 2 Aufschiebthüren, die von oben herab zwischen Leisten vorgeschoben werden. An beyden Seiten sind zwo, 6 Zoll hohe und 8 Z. breite Oeffnungen, die zu Luftlöchern dienen. Oben wird nahe am Ende, noch ein Schiebthürchen angebracht, wodurch man Hafer, grüne Wicken, Gras, Laub, wie auch Wasser, ihnen

täglich geben kann. Der ganze Kasten ist von halbzolligen Dielen zusammen genageit und mit Winkeleisen befestigt; auf den 4 Ecken sind 4 eiserne Ringe, den Kasten auf den Wagen und herab zu heben, auch anzubinden. Der Kasten für Damhirsche, Fig. 1353 b), ist auf eben die Art gemacht, aber nur 5 Fuß hoch und 5 F. lang, übrigens aber oben sowohl als unten von gleicher Breite, und ebenfalls mit Winkeleisen und Ringen versehen.

Die jetztbeschriebene Art Kasten ist für diejenigen Hirsche, denen man, weil sie weit geschicket werden sollen, das Gehörn (welches sie ohnedies abwerfen, und ihr vollkommenes Gehörn wieder aufsetzen,) oberhalb den Augensprossen, und auch diese abgesäget hat. Es gibt aber noch eine andere Gattung, welche zu den Jagdaufzügen oder zur Hofjagd gehört, da dem Hirsch sein Gehörn gelassen werden muß. Ein solcher Kasten ist oben etwas weiter und höher, nach der Größe des Gehörns, und muß inwendig, damit der Hirsch sich nicht zu Schanden stoße, mit Leinwand ausgeschlagen und mit Werg und Haaren ausgestopft, oder wenigstens mit Strohseilen ausgeflochten, auswendig aber auf den Ecken mit großen eisernen Ringen, um den Kasten damit auf dem Wagen zu befestigen, versehen, auch mit grüner Oehlfarbe angestrichen, und Hirsche darauf gemalt seyn.

Wer es nicht daran wenden will, für das Roth- Dam- und Rehwildbret die Kasten mit Haaren auspolstern und mit Leinwand ausschlagen zu lassen, und das Wild dennoch vor dem Anstoßen an den harten Bretern gesichert sehen möchte, kann sich der Strohkasten bedienen. Es werden, in dieser Absicht, auf ein Bodenbret, so lang und breit wie die an den andern Kasten, 4 dritthalbzöllige Schwellen genagelt, und in denselben 4 kleine Stiele eingezapft, welche eine verhältnißmäßige Höhe zu der Art Wildbret, wozu der Kasten bestimmt ist, haben. Diese 4 Stiele sind vermittelst eines Rahmens mit einander verbunden. Der Rahmen sowohl als die Stiele sind mit Löchern, in der Entfernung von 3 Zoll übereinander, durchbohrt, wodurch

wodurch 1 Daumen dicke Stöcke gesteckt werden. Vorn und hinten sind 2 Klappthüren angebracht, die sich auf 2 Zapfen drehen, die in dem obern Theile der beyden Stäbe eingesetzt sind, und ebenfalls aus einem leichten Rahmen bestehen, wodurch horizontale Stöcke gehen. Der ganze Kasten hat solchemnach die Gestalt eines Käfichs oder Vogelbauers. Dieser Käfich wird nun allerthalben mit Stroh ausgeflochten, wie auch die Klappthüren, die vermittelst einer kleinen eisernen Krampe und eines Ueberfalles auf dem Bodenbrete angepflöckt werden können. Wenn der ganze Kasten mit Stroh durchflochten, auf jeder Seite zwey Luftlöcher frey gelassen, und die hervorstehende Strohhalme mit einer Gartenscheere in- und auswendig glatt beschnitten worden, sieht ein solcher Kasten nicht allein gut aus, sondern das Wildbret kann auch in demselben gar keinen Schaden nehmen. Fig. 1352 c) ist die Zeichnung eines solchen unbeflochtenen, und Fig. 1354 d), eines mit Stroh beflochtenen, und völlig fertigen Kastens. Am letztern ist eine der Thüren vorgestellt, als wäre sie aufgemacht, um ein Stück Wild hinein zu bringen.

Wenn man nun an den Kasten kommt, müssen beyde Thüren schon aufgeschoben seyn. Diejenigen, die den Hirschen vorn tragen, gehen damit rückwärts in den Kasten hinein und hindurch. So bald der Hirsch ganz hinein ist, legen sie ihn auf den Boden, und beugen ihm die Läufe sowohl vorn als hinten unter den Leib. Hierauf werden die Thüren sacht nach und nach von oben herunter gelassen, und die Leute müssen mit den Händen auf einmal heraus seyn. Man bringt aber dem Hirsch deswegen die Läufe unter dem Leib, damit er sich, weil der Kasten unten eng ist, gut aufhelfen könne.

Eine Abbildung des jetzt beschriebenen Jagens stellt Fig. 1354 dar. ABCD, ist die Kammer; CD, das Falltuch; DEFC, der Lauf; G, der Ort, wo die Wildbretkasten stehen; HH, HH, HH, HH, die aufgestellten Garne.

Hätte Jemand keine Wildbahn im Freyen, aber einen Thiergarten von beträchtlichem Umfange: so kann auch in demselben das jetzt beschriebene Jagen, und

zwar ohne Tücher und Netze, bloß vermittelst 2 Bund Tuchlappen, 20 Bund Federlappen, und eines einzigen Falltuches, angestellt werden. In dieser Absicht wird an der einen Seite des Thiergartens, eine Abjagungskammer, und ein Lauf mit einem Zaune, wie der am Thiergarten ist, eingefasset, und dicht an demselben, innerhalb des Jagens, eine Hecke von Weißbüchen angeleget, die schon in 5 Jahren so hoch und dicht seyn wird, daß sie den Zaun völlig bedecken kann. Die beste Figur zu einem solchen Jagen, ist aus der Zeichnung, Fig. 1355, zu ersehen. Dieses Jagen ist, zur Ersparung des Zaunes, an der einen Seite des Wildzaunes angelegt, welcher durch die Linie G H angedeutet wird. An denselben ist des Jagens Rundung angelegt, die bis O geht; von dort bis N, ist der Zaun zur Abjagungskammer A, welche, wenn gejagt werden soll, von dem Laufe B, durch das Falltuch I N abgesondert wird; auf demselben steht der Leibschirm C, und der Hundeschirm D. Die Kammer A aber ist mit allerhand Buschwerk und Dickungen angefüllt, worin sich das Wildbret verbergen kann. Bey E ist die Einfahrt in den Lauf, welches ein Gitterthor, wie bey dem Thiergarten, ist. Um aber gegen die Hecken nicht so sehr abzustechen, wird dasselbe, wenn gejagt werden soll, mit zwischen dem Gitter durchgesteckten grünen Reisern verkleidet. Wenn nun der Herr des Thiergartens befiehlt, einige Hirsche in das Jagen zu treiben, so werden des Morgens ganz früh einige gute Hirsche in Lappen eingestellet, welches zur Hirschfeistzeit am besten zu bewerkstelligen ist, weil sich alsdann die guten Hirsche von den schlechten, und von dem alten und Schmalwildbret trennen. Diese in das Weite eingestellte Hirsche, wobey die Lappen bis zu der Abjagungskammer reichen, werden nunmehr von wenig Leuten ganz gemächlich zwischen denselben nach dem Zaune hingetrieben. An demselben sind alsdann

die

die 5 Gitterthore F, wovon die Flügel in das Jagen hinein aufschlagen müssen, eröffnet; bis an die beyden letzten derselben reichen die Lappen, welche hier, weil das Jagen immer enger wird, Tuchlappen seyn müssen, damit sie besser blenden. Die Hirsche ziehen immer längs den Lappen nach dem Jagen zu; und weil sie hier in dem Zaune die vielen Oeffnungen, und hinter denselben wieder Holz finden, so gehen sie gerade hinein. Auf beyden Seiten der Lappen hinter denselben, stehen Jagdleute, welche, so bald die Hirsche sämtlich in dem Jagen sind, hinzu laufen und die Thore zumachen, da dann die Hirsche gefangen sind. Geschieht dieses Eintreiben bald, so kann das Abjagen sofort vor sich gehen; sonst aber geschieht es am folgenden Morgen. Soll dieses Abjagen zu Pferde geschehen, so bleibt das Falltuch vor dem Laufe, sonst aber ist es nur als ein Quertuch gestellt, und wird weggeschaffet, so bald die Jägerey zu Holze zieht, welches mit den bey dem Bestätigungsjagen gewöhnlichen Feyerlichkeiten geschieht. Hierauf werden die Jagdhunde gelöset, und das vorgetriebene Wild aus dem Schirme gepürscht.

Zu dem Renn- und Parforcejagen, gehört zuvörderst ein guter Jagdhund, welcher von dem Jäger beständig am Hänzeseil geleitet wird, das Wild vermittelst der Fährte auszuforschen und zu bestätigen, und dadurch gleichsam den Jäger auf die Fährte des Hirsches zu leiten, daher er auch der Leithund genannt wird, von dessen Abrichtung an seinem Orte Anzeige geschehen wird. Die großen engländischen und französischen Jagdhunde, mit welchen die Hirsche auf den Parforcejagden zu Tode gehetzt werden, nennt man daher Hirschhunde.

Die eigentliche Zeit, in welcher man den Leithund an die Arbeit bringen muß, ist im Winter eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang. Denn da die Nächte um diese Jahrszeit sehr lang sind, so zieht der Hirsch

früh zu Holze. Im Frühlinge und Sommer hingegen ist es hinlänglich, wenn man erst ½ Stunde nach Sonnenaufgang zu arbeiten anfängt; denn bey schönem und stillen Wetter läßt sich der Hirsch in den jungen Aufschlägen, die am Rande des Waldes sind, nieder, um sich vom Thau zu trocknen, und geht daher später zu Holze. Ueberdies giebt es auch Hirsche, die, weil sie schon vor den Hunden gewesen sind, so schlau und schüchtern sind, daß sie, ehe sie ihren festen Stand im Dickicht nehmen, zwey, drey auch mehrmal in die jungen Aufschläge, wo sie sich getrocknet haben, zurück gehen, um zu sehen, ob ihnen irgendwo nachgestellt wird; und wenn solche Hirsche den Leithund wittern, oder das geringste Geräusch hören, werden sie gleich so weit flüchtig, daß man ihre Spur aufgeben muß, daher sie denn mit der äußersten Sorgfalt und bey lichtem Tage bestätiget werden müssen.

Hat nun ein Piqueur seinen Besuch zur rechten Zeit angefangen, und wirklich die Fährte eines Hirsches aufgefunden, so muß er, um den Hirsch gehörig anzusprechen: 1) mit dem einen Fuße niederknien, alle Kennzeichen der Fährte genau betrachten, und ungefähr folgendes Gespräch mit sich selbst anstellen: Ich spreche diesen Hirsch als einen jagdbaren Hirsch an, weil er runde Spitzen, abgenutzte Schalen, Ferse und Afterklauen, auch überhaupt einen starken Fuß hat, weil er kurz gefesselt ist, weit schreitet, den Hinterlauf nur bis dicht an die Vorderfährte bringt, und mit demselben Erde aufnimmt. Ich finde an ihm überhaupt alle die Merkmaale, die ein jagdbarer Hirsch in diesem Boden haben muß, und werde besonders an seiner Fährte Abzeichen gewahr, woran ich ihn bey Wechselfährten erkennen werde; denn die eine Spitze des rechten Vorderlaufes ist auswärts, und die Spitze des linken Hinterlaufes einwärts gebogen, welches ein sehr gutes

Abzei-

Abzeichen ist, dessen ich in meinem abzustattenden Berichte Erwähnung zu thun, nicht unterlassen muß, u. s. f.

Die Besichtigung einer einzigen Fährte dieses Hirsches ist indessen nicht hinlänglich, um ihn sicher anzusprechen, weil sich die Fährten nicht allein an einer Stelle ganz anders beurtheilen lassen, als an einer andern, sondern weil es hauptsächlich auch darauf ankommt, zu wissen, ob die Fährten frisch oder alt sind. Nun ist dieses zwar mit einem Leithunde, dessen Betragen man nicht ganz genau kennt, schwer zu unterscheiden; man kann indessen doch durch genaue Betrachtung des Bodens zu einiger Gewißheit gelangen. Denn in einem Boden sehen alte Fährten frisch, und in einem andern frische Fährten alt aus. In einem sandigen und weichen Boden z. B. sehen die Fährten alt aus, so bald der Fuß heraus gewichen ist, weil ein solcher Boden gar keine Festigkeit hat; hingegen sehen Fährten von 2 oder 3 Tagen, wenn sie nicht beregnet oder von der Sonne beschienen sind, in schwarzem lehmigen Boden noch ganz frisch aus, weil die Erde fest ist und nicht nachschießt.

2) Ein Piqueur muß eine Fährte, wenn er sie entweder mit dünem Gewebe überzogen, oder mit hellem Wasser angefüllt findet, nicht für alt ansehen. An Tagen, wo es reifet oder Nebel fällt, erzeugen sich jene Gewebe in der Luft von einem Augenblick zum andern, und in feuchten Boden dringt das unterirdische Wasser ebenfalls, obgleich unmerklich, doch augenblicklich in die Fährten. Man muß daher beyde Kennzeichen nicht für untrügliche Merkmaale alter Fährten halten, und die Begierde, mit welcher die Leithunde oft darauf arbeiten, beweiset hinlänglich das Gegentheil. Der Thau hingegen gibt ein sicheres Zeichen frischer Fährten ab, und wenn man gewahr wird, daß er ganz kürzlich vom Grase abgeschlagen ist.

Nach

Nach diesen ersten Beobachtungen läßt nun der Piqueur oder Besuchknecht seinen Hund auf der Fährte fortarbeiten; auf den Fall aber, wo er zur Abkürzung seines Besuches vor einem bekannten guten Stande weit vorgegriffen, und gerade auf den Eintritt des Hirsches im Holz getroffen hätte, muß er der Fährte nicht über 2 oder 3 Hängeseile weit im Holze nachziehen, weil er sich sonst der Gefahr, den Hirsch aus dem Lager zu jagen und aufzutreiben, aussetzen würde. Er hat unter solchen Umständen also nichts weiter zu thun, als genau Acht zu geben, ob der Hirsch gerade aus zieht, und ob der Hund begierig ist vorwärts zu arbeiten. Wenn er dieses bemerkt, verbricht er den Hirsch hoch und niedrig, begiebt sich wieder aus dem Dickicht heraus, und fängt an, den Hirsch auf den nächsten Weg zu bestätigen. Findet er nun, daß dieser nicht wieder aus dem Bezirke heraus getreten ist, so geht er bis zu seinem ersten Bruch zurück, besieht daselbst nochmals die Vor- und Rückfährten ganz genau, und nimmt Losung mit, die er der Jagdgesellschaft bey seinem Bericht zur selbsteigenen Beurtheilung vorlegt.

Wenn aber ein Leithund 2 oder 3 Hängeseile weit auf die Fährte in Dickicht gearbeitet hat, sie alsdann mit einemmale verliert, und weder rechter noch linker Hand wiederfinden kann: so kann der Piqueur den sichern Schluß machen, daß dieses ein falscher Holzzug ist, und daß der Hirsch wieder rückaus gegangen ist. Es ist dieses einer der gewöhnlichsten Ränke gejagter Hirsche, die sich gern verbergen wollen; und es giebt einige, die, wie alte Hasen, 3 bis 4 dergleichen Wiedergänge machen, und endlich weit rückwärts ihren festen Stand nehmen. Unter solchen mißlichen Umständen muß man die Wege rechter und linker Hand genau besichtigen, und Acht geben, ob man verschiedene Eintritte darauf wahrnimmt. Wenn dergleichen vorhan-

den

den sind, muß man beobachten, welchen von diesen Eintritten der Leithund am begierigsten anfällt; denn fällt er vorzüglich auf eine frische Fährte, so wird dieses gewiß die letzte seyn. Bey solchen Umständen kann man nicht oft und scharf genug auf die Erde sehen, um zu bemerken, ob keine doppelte Fährten vorhanden seyn; und die Kennzeichen des Gewendes und Abtrittes müssen dabey ebenfalls in genauen Augenschein genommen werden. Hiernächst muß man mit vieler Sorgfalt und ohne Geräusch vorgreifen, und diesen Stand von allen Seiten umgehen; und wenn die vielen vorhandenen Ein- und Austritte zu befürchten Anlaß geben, daß der Hirsch nach dem Reviere, aus welchem er gekommen war, zurück gegangen sey, so muß man, um sich dessen zu vergewissern, weit hinter seine Brüche vorgreifen. Wird nun die Fährte daselbst wieder aufgefunden, so wird dem Hirsch wieder nachgezogen, er wird verbrochen, und nach vorgeschriebener Art bestätiget.

Man hat am Tage der Jagd alle Ursache zu vermuthen, daß der Hirsch in dem Bezirke, in welchem man ihn Tages vorher bestätigt hat, stehe, wenn man bemerkt, daß er in der Nacht aus demselben auf die Weide gegangen ist. Allein, man muß, dieser Vermuthung ungeachtet, und insonderheit, wenn man ihm nicht weiter nachgezogen ist, und die Fährte ganz genau hat betrachten können, die Rückfährten fleißig untersuchen, und die Losung nach Beschaffenheit der Jahrszeit ebenfalls in sorgfältige Betrachtung ziehen. Dieses sind die einzigen Mittel, von der sichern Bestätigung des Hirsches vergewissert zu werden, zumal da man bey dieser Untersuchung zugleich wahrnehmen kann, ob der Hirsch die Nacht allein, oder in Gesellschaft eines andern, im Lager gewesen, was für Ränke und Wendungen er beym zu Holze ziehen gemacht, und wie der Leithund sie entwickelt hat. Alle diese Beobachtungen kom-

kommen dem Piqueur hiernächst bey verlorner Fährte sehr zu Statten, weil der Hirsch gewiß, während der Jagd, alle die vorigen Ränke und Wendungen zu wiederholen, nicht unterlassen haben werde.

Man bemerket hiebey, daß, wenn ein Leithund beym Vorgreifen eine Fährte anfällt, man genau nachsehen müsse, ob der Hirsch aus oder in dem Bezirk, den man umgeht, getreten sey, und insonderheit, ob es nicht derjenige ist, den man bestätigen will. Ist es dieser, so arbeitet man auf erwähnte Art fort; ist es aber ein anderer, so muß man zu beurtheilen wissen, ob er stärker oder schwächer, als jener, ist; in letzterm Falle wird er nur niedrig verbrochen, damit man ihn, wenn man Zeit hat, zu Holz jagen könne, wenn jener völlig bestätigt ist.

Es kann sich auch bisweilen ereignen, daß ein fremder Hirsch in den Bezirk, währender Zeit, daß man ihn macht, eintritt, daß dessen Fährte der Fährte des zu bestätigenden Hirsches völlig ähnlich ist, und daher bey dem Piqueur Zweifel und Ungewißheit entstehen. In solchem Falle muß man dem bezweifelten Hirsch 2 oder 3 Hängeseile weit nachziehen; da es sich denn finden wird, daß der zubestätigende Hirsch gerade vor sich weg gezogen ist, der fremde hingegen viele krumme Wendungen gemacht haben wird. Bey einem solchen Besuche muß der Hund ganz kurz in der Leine gehalten werden, weil er, wenn man sie ihm ganz schießen ließe, und er den rechten Hirsch etwann in seinem Stande witterte, zu weit vorwärts greifen, den Hirsch aus seinem Lager auftreiben, und mithin dem Piqueur einen schlechten Dienst leisten würde. In einer solchen Ungewißheit kann man sich noch durch die Untersuchung der Rückfährten sehr helfen; und wenn man hiernächst die Losungen und andere zufällige Abzeichen beyder Fährten mit Aufmerksamkeit gegen einander hält, so werden endlich die Zweifel gehoben, und man wird seiner Sache gewiß.

Ich habe bereits im Vorhergehenden angezeigt, daß Hirsche, welche sich verbergen, sehr schwer zu bestätigen seyn. Man findet sie selten, weil sie die Nächte in jungen abgelegenen Aufschlägen zubringen, sich an dem häufigen Safte der jungen Bäume und am Thau den Durst löschen, und mithin nicht zu Wasser gehen, wo man sie sonst spüren könnte. Ich habe ferner erwähnt, daß einige schlaue Hirsche zween Stände haben, wo sie abwechselnd zu stehen pflegen; und daß diese an ihrem starken Schritt, an ihrer gebffneten Vorderfährte, und an ihren durch vieles Jagen und Laufen abgerundeten Spizen und abgenutzten Ferfen, Schalen und Afterklauen, zu kennen seyn. Alle solche Hirsche können, weil sie sich zu verbergen trachten, nicht fleißig genug aufgesuchet und behutsam genug bestätiget werden. Endlich habe ich auch gesagt, daß alle Arten von Hirschen in der Brunft, wegen der Menge der alsdann vorhandenen Fährten, des unausstehlichen Geruches, der den besten Leithunden zuwider ist, und wegen des beständigen Herumschwärmens sehr schwer zu bestätigen seyn, und daß man um diese Zeit selbander zu Holze ziehen müsse. Von allen diesem muß der Piqueur bey dem Besuche nichts aus der Acht lassen, weil er sich sonst der Gefahr aussezt, entweder den Hirsch gänzlich zu verfehlen, oder ein Thier an statt eines Hirsches vor die Meute zu bringen. Ein Piqueur oder Besuchknecht muß sich auch nicht in seinem Urtheile übereilen, und sich dadurch thörigte und falsche Rapports zu Schulden kommen lassen, sondern, wenn er an seinen Herrn oder an den Jagdcommandanten Bericht abstattet, alle Ursachen angeben, warum er den Hirsch als jagdbar anspricht, und dabey anzeigen, ob der Hirsch in seinem Stande allein steht, oder noch einen andern bey sich hat.

Der Bericht eines klugen und verständigen Piqueurs muß mit in einem bescheidenen als gewöhnlichen Tone abgefaßt seyn, und ungefähr folgender Gestalt lauten:

Wenn

Wenn meine Augen und mein Hund mich nicht triegen, gnädiger Herr! so glaube ich einen Hirsch bestätigt zu haben, denn ich nach allen Kennzeichen für jagdbar anspreche, weil er ein lange Vorderfährte und eine lange schmale Hinterfährte hat. An dem linken Vorderlaufe hat er ein Abzeichen, woran ich ihn bloß und allein bey Wechselfährten unterscheiden könnte; allein überdieß ist noch die Spitze des rechten Hinterlaufes einwärts gebogen, woran er gar nicht zu fehlen ist. Er ist ferner stark im Fuß, sehr kurz gefesselt, hat einen großen Schritt, drückt die Ballen sehr ein, und geht mit geöffneter Vorderklaue; auch sind seine Schalen und Spitzen völlig abgenutzt. Er hat sein Nachtlager in jenem jungen Aufschlage gehalten, der zwischen jenen beyden Dickichten liegt; und ich habe bemerkt, daß er aus meinem Bezirke auf die Nachtweide gezogen ist, und seit 2 oder 3 Tagen in eben dem Aufschlage äßet, welches mich auf die Gedanken bringt, daß es ein schlauer Hirsch, und vielleicht eben derselbe ist, den wir vor 14 Tagen wegen einfallender Nacht verfehlten. Beygehende Losung, welche, wie Sie sehen, klein, trocken und stachelig ist, scheint mir dieses, so wie die vielfältigen Ränke, die er beym zu Holze ziehen gemacht hat, zu bestätigen; denn er hat zuerst dieses und jenes, und hiernächst dieß und das gethan ꝛc. Da der Wind aus Norden steht, so ist es vermuthlich, gnädiger Herr! daß der Hirsch da oder dort hinaus gehen wird, und Hochdenenselben ist bekannt, daß die schönste Wildbahn in der Gegend ist, u. s. w.

So lautet ungefähr der Bericht von einem Hirsch, der sich verbirgt. Allein da sich nicht alle Hirsche verbergen, so ist vorstehender Rapport nur als ein Schema anzusehen, welches man nach Befinden der Umstände anders ausfüllen muß.

Wenn man aber, anstatt eines Hirsches, deren zween bestätiget, davon der eine ein jagdbarer Hirsch ist, und im Dickicht steht, der andere aber ein schlecht jagdbarer Hirsch ist, der seinen Stand in einem jungen Aufschlage an Rande des Waldes hat, so muß man, auch dieses leztern im abzustattenden Berichte zu erwähnen, nicht unterlassen. Denn, wenn dem Herrn der Equipage nur an dem Vergnügen, einen Hirsch zu fangen,

gelegen ist, so wird er unfehlbar diesen letztern vornehmen, weil die Jagd eines solchen Hirsches angenehmer ist. Allein, dieses versteht sich nur von schlecht jagdbaren Hirschen. Denn ein ganz junger Hirsch, wenn er gleich in einem jungen Aufschlage aufgetrieben wird, wehrt sich zweymal so lange, als ein alter feister Hirsch. Ueberdieß behalten die Hunde bey Wechselfährten nicht so gewiß die Fährte eines jungen, als eines alten Hirsches bey, weil letzterer wegen seiner Schwere sich leichter erhizt, und mithin eine stärkere Witterung zurück läßt. Es ist also allemal der Klugheit gemäßer, wenn man einen von vielen Wechselfährten weit abgesonderten Hirsch auftreibt, damit bey den Hunden die erste Hitze verrauche, und sie zuvörderst die Witterung ihres Hirsches recht sicher aufnehmen, um solche in der Folge beybehalten zu können, wenn der Hirsch andere Hirsche mit sich aufjagt, und sich hernach von ihnen wieder absondert.

Ich muß hier noch einiger Höflichkeitsbezeigungen gedenken, welche die Piqueurs oder Besuchknechte bey ihren Besuchen gegen einander zu beobachten haben.

Bey großen fürstlichen Equipagen ist allemal ein Jagdcommandant vorhanden, welcher die Befehle zu einer Par forcejagd von seinem Fürsten empfängt, und sie hernach den Tag vor der Jagd den Piqueurs mittheilt, und einem jeden sein Revier zum Besuch anweiset. Ein jeder hat also seinen bestimmten Bezirk abzusuchen; und bey dieser Beschäftigung haben diese Herren sich folgendermaßen zu verhalten. Zuvörderst muß keiner sein Revier überschreiten, und das Revier eines andern absuchen. Wenn hienächst ein Piqueur einen Hirsch in seinem Reviere antrifft, so muß er ihn nach Möglichkeit darin zu bestätigen suchen; tritt aber der Hirsch in das Revier eines andern Piqueurs über, so muß jener diesen durch Pfeifen auf dem Finger Nachricht geben, da sie dann, wenn sie auf diesen Ruf zusammen kommen, die Fährte besehen, und sich berathschlagen, ob sie den Hirsch gemeinschaftlich bestätigen wollen, welches unter zwey höflichen Leuten gemeiniglich Statt findet. Wollte indessen Letzterer nicht darin willigen, so muß es Ersterer sich gefallen lassen, und sich wieder hinweg begeben,

weil ein jeder in seinem Reviere Herr und Meister ist. Wollen sie aber zusammen arbeiten, so gebührt demjenigen, in dessen Reviere der Hirsch übergetreten ist, die Ehre, den Leithund zu führen, und den Bericht abzustatten, in welchem er jedoch seines Camerads Erwähnung zu thun schuldig, ist. Ist es aber schon hoch am Tage, und jener Piqueur hört nicht auf den Ruf seines Camerads: so erfordert es der Dienst des Herrn, den Hirsch in diesem fremden Reviere zu bestätigen, wenn man in dem seinigen nichts antrifft; jedoch muß davon nicht eher Bericht abgestattet werden, als bis jener anzeigt, daß er nichts angetroffen hat. Trifft man den Hirsch auf dem fremden Reviere bereits verbrochen an, so kann man sich dessen unter keinerley Vorwand anmaßen, sondern muß sich augenblicklich zurück begeben.

Dieses ist allerdings der Billigkeit gemäß; und es sind mithin diejenigen Schleicher noch weit mehr zu tadeln, welche aus Ehrgeiz oder Neid früher als andere Cameraden aufstehen, deren Reviere durchstöbern, und einen jagdbaren Hirsch daraus in das ihrige jagen. Sie werden auch öfters dieses ihres widerrechtlichen Verfahrens wegen bestraft; denn der Hirsch, den sie auf solche hinterlistige Weise aus dem Reviere eines ihrer Cameraden jagen, spielt ihnen zuweilen den Possen, und wird so weit flüchtig, daß sie ihn im Stiche lassen müssen; ja zuweilen trifft es sich, daß ein anderer Hirsch während der Zeit, daß sie hinter diesem her sind, in ihr eigenes Revier tritt, den jener Camerad, dem der Streich gespielt worden, unterdessen bestätiget, und zur Schande und Spott des Schleichers vor die Meute bringt.

Die kluge Vertheilung und Zulassung der Relais (Vorlagen frischer Hunde) trägt zur glücklichen Endigung einer Parforcejagd sehr vieles bey, so wie im Gegentheil diese letztere gemeiniglich übel abläuft, wenn die Hunde unbesonnen und zur Unzeit an den Hirsch gelassen werden. So ist es z. B. sehr thöricht, wenn man Relais an einen Hirsch läßt, der in Begleitung anderer gleich starken Hirsche flüchtig ist, weil die frischen Relaishunde, so bald sie losgelassen werden, vor den andern bereits ermüdeten Hunden vorauf fahren, und, da sie daselbst viele ihnen noch gänzlich unbekannte Fährten antreffen, die erste die beste aufnehmen,

men, und auf solche Art in einen Change (*) verfallen, wovon die Schuld bloß der Unbesonnenheit desjenigen zuzuschreiben ist, der das Relais herzu gelassen hat. Es giebt also nur zween Fälle, wo es erlaubt ist, Relais an einen Hirsch zu lassen, der mit andern flüchtig ist. Der eine ist, wenn man zum Unglück lauter junge Hunde gegen den Hirsch hat, die nicht im Stande sind, ihm gehörig zu zusetzen; und der andere, wenn die Meute dermaßen abgemattet ist, daß der Piqueur einsieht, daß es unmöglich ist, den Jagdhirsch ohne die Beyhülfe einiger alten erfahrnen Hunde von seiner Gesellschaft abzusondern. Er läßt alsdann einige gute Hunde, auf die er sich verlassen kann, heran; und sobald der Jagdhirsch abgesondert ist, und streckaus geht, schickt er ihm ein starkes Relais nach, welches dem Hirsch so scharf zusetzt, daß er sich nicht wieder zu andern Hirschen gesellen kann. Der Piqueur, welcher hinter der Meute reitet, ist allein im Stande, alles, was bey der Jagd vorgeht, richtig zu beurtheilen; und folglich muß dieser allein auch mit dem Horne das verabredete Zeichen geben, wenn die Relais herzu gelassen werden sollen.

Man richtet sich übrigens, bey Vertheilung dieser Relais, nach der Anzahl, gleichen Beschaffenheit, Stärke, Geschwindigkeit und Dauer der Hunde. Zur eigentlichen ersten Auftreib- (Lancier-) Meute werden die raschesten genommen, und die übrigen werden nach

(*) Die Ausdrücke *Change* halten, *Change* nehmen, u. s. f. sind auch in der deutschen Parforcejagd üblich. Man versteht darunter das Irrewerden eines Jagdhundes, da er das Wild, welches er jagen soll, verläßt, und einem andern Wilde, das ihm von ungefähr aufgestoßen ist, nachjagt. Les chiens ont pris le change, die Hunde haben die Spur verschlagen. Les chiens gardent le change, die Hunde bleiben auf der Spur des einmal aufgetriebenen Wildes, ohne sich durch ein anderes Wild irre machen zu lassen. La bête a donné le change, das Wild hat einen Absprung gethan, d. i. es hat im Fliehen ein anderes Wild aufgejagt, dem nunmehr die Hunde nachsetzen.

verhältnißmäßiger Größe vertheilet. Wenn z. B. die ganze Equipage aus 40 Hunden besteht, so werden die raschesten 16 zur so genannten Lanciermeute genommen; und von den übrigen 24 werden 10 Hunde von gleicher Größe zum ersten Relais bestimmet, welches die alte Meute genannt wird; der Ueberrest wird abermal in 2 Relais vertheilt, davon das erste nach der alten Meute, das letzte aber, welches aus den ältesten Hunden besteht, alsdann, wenn der Hirsch nicht mehr fort kann, und durch Ränke zu entwischen sucht, hinzu gelassen wird. Dieses letztere Relais wird bey den Franzosen les six chiens genannt, wenn es auch aus mehrern oder wenigern Hunden besteht.

Ein so genanntes fliegendes Relais (d. i. eine oder mehrere Koppeln Hunde, denen kein sicherer Stand angewiesen wird, sondern die der Jagd allmählich nachgeführt, und bey erforderlichen Umständen an den Hirsch gelassen werden,) ist ebenfalls öfters sehr nützlich, und wird bey einer zahlreichen Equipage gemeiniglich in Bereitschaft gehalten; es muß aber von einem verständigen Menschen geführt und zur rechten Zeit herbey gelassen werden. Im Ganzen kann übrigens diese gewöhnliche Vertheilung der Relais nur in großen und weitläuftigen Forsten Statt finden; denn wenn man einen Hirsch in einem kleinen Walde jägt, aus dessen Bezirk man ihn wegen der beschwerlichen und vielleicht gar gefährlichen Nachjagd nicht gern treiben möchte, so müßte die Meute wohl nur aus wenigen Hunden bestehen. Eine gar zu große Anzahl derselben würde den Hirsch erschrecken, ihm zu heftig zusetzen, und ihn nöthigen flüchtig zu werden. Wird man aber erst gewahr, daß er sich in dem kleinen Forste herum jagen läßt, und anfängt schwach zu werden, so kann man ihm einige Relais nachschicken. Beym Lanciren müssen, vornämlich in Gegenden, wo viel Wildbret steht, nicht gleich Anfangs viele Hunde losgelassen werden, weil sie sich sonst

sonst auf die vielen Fährten versprengen und von einander trennen könnten.

Außer dem, daß die Relais in jungen Aufschlägen halten müssen, hat man auch die Jahrszeit, die Lage der Dickichte und die gewöhnlichen Wechsel der Hirsche nach andern Forsten oder nach der Tränke, zu beobachten. Diejenigen, die bey den Relais halten, und sie zulassen sollen, müssen die Jagd verstehen, und im Stande seyn, den Hirsch, wenn sie seiner ansichtig werden, nach dem abgestatteten Berichte zu beurtheilen, und ihn zu erkennen, damit sie dem Piqueur richtigen Bescheid geben können. Ueber dieß müssen bey jedem Relais noch zween Knechte vorhanden seyn, davon der verständigste sich etwa 4 oder 500 Schritt weit von den Hunden entfernt, um zu hören, wohin sich die Jagd wendet, und wo möglich, des Hirsches ansichtig zu werden. Der Hundsjunge bleibt unterdessen bey seinen Hunden, und giebt sorgfältig Achtung, daß sie sich nicht beissen oder verwickeln. In dieser Absicht hat er eine fingersdicke Gerte in der Hand, mit welcher er die zänkischen Hunde züchtiget, und sie hindert, laut zu werden, wenn die Jagd sich nähert. Denn, wenn die Hunde, bey Annäherung der Jagd, aus Begierde anfiengen laut zu werden, so würde nicht nur der Hirsch, wenn er die Hunde vor sich hörte, wieder zurück in die Dickichte prellen, und zwischen Wechselfährten gerathen, sondern es würde auch die Meute, wenn sie auf solche Art die Fährte verloren hätte, dem Geläute des Relais zulaufen, und mithin ein sehr wichtiger Fehler begangen werden. Ferner muß, bey Anstellung der Relais, auch die Jahrszeit in Betrachtung gezogen werden. Denn, wenn man im Winter jagt, wo das Gehörn der Hirsche stark ist, werden sich die Hirsche gewiß beständig in den Dickichten herum jagen lassen; im Frühlinge hingegen, wo das Gehörn noch zart und empfindlich ist, halten sie lieber die jungen Aufschläge

und lichten Wildbahnen, weil sie befürchten, in den Dickichten mit dem Gehörne anzustoßen, und sich Schmerzen zu verursachen. Endlich muß man auch die gewöhnlichen Wechsel der Hirsche vollkommen kennen. Diese hängen von der Lage der Forsten ab, wohin die Hirsche, wenn sie gejagt werden, gemeiniglich zu flüchten pflegen. Wenn z. B. ein Hirsch in einem kleinen Gebüsche aufgetrieben wird, wird er gewiß, so bald er sich einmal darin hat herum jagen lassen, heraus und nach dem großen Forst gehen; mithin ist das Relais am besten am Eingange dieses Forstes angebracht; die übrigen aber werden auf die bereits bekannten gewöhnlichen Wechsel angestellt, und nach Beschaffenheit des Ortes und der Umstände, an den Hirsch gelassen.

Wenn man in der Zeit, wo die Hirsche wieder aufgesetzt haben, oder in der Brunft, einen Hirsch in obgedachten kleinen Büschen auftreibt, muß man eine starke Meute an ihn lassen, und sein bestes und dauerhaftestes Pferd reiten, weil eines Theils die Hunde an solchen Orten die völlige Witterung des Hirsches bekommen, ehe sie auf Wechselfährten gerathen, und weil auch andern Theils der Hirsch oft einen ganz andern Weg nimmt, als man geglaubt hat, und man ihm also ohne Relais von Hunden und Pferden nachsetzen muß.

Wenn es aber, in Betrachtung dessen, was ich bisher gesagt habe, höchst wichtig ist, die Relais gut anzustellen: so ist es auch nicht weniger nothwendig, sie mit gehöriger Behutsamkeit und zur rechten Zeit an den Hirsch zu lassen, weil sonst, wenn man sich übereilte, der Hirsch darüber gar verloren gehen kann. Wird das Relais entweder von der Seite, oder zu weit und nicht unter Wind an den Hirsch gelassen, so wird dieser entweder in die Dickichte zurück prellen und zwischen Wechselfährten gerathen, oder er wird, weil er die Meute nicht mehr hört, ihr gänzlich auszuweichen

suchen; die Hunde werden rechter und linker Hand aus einander fahren, ein ander Stück Wild aufjagen, und das geringste Uebel, welches daraus entsteht, ist, daß das Relais vergebens und ohne allen Nutzen losgelassen ist. Allem diesem Unheil vorzubeugen, muß, wie ich schon gesagt habe, derjenige, der das Relais führt, die Jagd verstehen; er muß bey dem Bestätigungsberichte zugegen gewesen seyn, die besten Hunde der Meute kennen, und besonders auf seinem Posten die Augen und Ohren wohl aufthun, damit er die Jagd ankommen höre, und den Hirsch zu Gesichte bekomme. Wenn er die Jagd nur hört, wird er am Geläute schon wahrnehmen können, ob die guten Hunde dabey sind, oder ob es etwa nur einige junge Hunde sind, die auf Wechselfährten herum schwärmen. Die von geschickten Jägern mit dem Waldhorne gegebenen Anzeigen werden ihn auch in diesem seinem Urtheile bekräftigen; und wenn er des Hirsches ansichtig wird, wird er bald erkennen, ob es der im Berichte angegebene ist, und ob demselben bereits heftig zugesetzt ist. Bemerkt er dieses, so läßt er sein Relais eiligst anrücken, und schickt es dem Hirsche nach, so bald der größte Theil der laut jagenden Meute bey ihm vorüber ist; denn ein Relais wird niemals zugelassen, wenn keine Hunde hinter dem Hirsch her sind. Alles dieses muß in einem günstigen Augenblicke geschehen; und es versteht sich von selbst, daß die Hunde nicht verwickelt, sondern allezeit frey und los in Koppeln gehalten werden müssen. Bisweilen ereignen sich wohl Fälle, wo man das Relais nicht so ganz a tempo und mit völliger Sicherheit an den Hirsch lassen kann; allein dieses kann nur bey Gelegenheit einer weiten Flucht geschehen, wo die erste Meute entweder schwach oder völlig abgemattet ist; und auch in solchem Falle muß die Entfernung, in welcher man das Relais an den Hirsch läßt, nicht allzu groß seyn, und die Hunde müssen vor allen Dingen

unter Wind nachziehen, dergestalt daß sie die entfernte Meute jagen hören, und ihr in vollem Lauf nacheilen können. Außer diesem und andern ähnlichen Fällen ist es schlechterdings nicht erlaubt, ein Relais auf Gerathewohl loszulassen.

Wir sind nunmehr darauf bedacht, unsern bestätigten Hirsch zu fangen. Der Hirsch ist schon für halb gefangen zu achten, wenn er gehörig aufgetrieben (lanciert) wird. Will man dieses entweder in niedrigem Gebüsche, wo man viele Vortheile hat, oder aber im Dickicht des Waldes bewerkstelligen, so muß man sich von dem Sammelplatze zu dem Bruch mit losgekoppelten Hunden begeben. Diese sind alsdann um so weniger hitzig, als die Jäger sie beständig hinter dem Piqueur halten müssen, welcher seiner Seits sie mit der Parforcepeitsche zurück und in Respect erhält. Ist man nun an den Bruch gekommen, so läßt der Piqueur oder Besuchknecht, welcher den Hirsch bestätigt hat, alle diejenigen die Fährte besehen, die davon zu urtheilen im Stande sind, damit sie dieselbe bey vorkommendem Change an ihren Abzeichen erkennen können. Wenn dieses von allen mit der äußersten Aufmersamkeit geschehen ist, so läßt der Piqueur, auf erhaltenen Befehl von seinem Herrn, die Meute anrücken, zeigt ihr den Eintritt und die Fährte des Hirsches, und spricht ihr dabey folgendes zu: Siehe da! mein Mann! — was geht da her mein Hund? So bald die Hunde die Fährte aufnehmen, muß der Piqueur, um sie aufzumuntern, zwar eine kleine Strecke mit ihnen in den Wald hinein gehen, sich aber dabey in Acht nehmen, daß er ihnen nicht zu nahe auf die Hacken gehe, damit sie Freyheit behalten sich zu wenden. Unter diesem ersten Besuche wird der Meute einigemal die Quête (der Besuchton) zugeblasen, und ihr zugerufen: Frisch auf die Fährte, mein Hund! — lanciere — lanciere, mein Mann! da denn unterdessen

dessen die übrigen Jäger alle Ausgänge des Besuches besetzen müssen, damit einer oder der andere den Hirsch aufstehen sehe, und von seiner Gestalt und Gehörne Bericht abstatten könne.

So bald der Hirsch lanciert ist, müssen die Piqueurs seine Fährte von neuem besehen, und beobachteten, ob die Kennzeichen an der nunmehr flüchtigen Fährte eben so beschaffen seyn, als bey dem gelassenen Schritt, welches nicht allemal zu seyn pflegt; wobey sie besonders Acht haben müssen, ob die Klauen sehr stark oder nur wenig geöffnet sind, weil die richtige Beobachtung der Fährte das Hauptwerk bey der ganzen Parforcejagd ist. Wenn demnach auch diesesmal die Fährte genau besehen und untersucht worden ist, wird dem Hirsch nachgezogen. Doch müssen die Jäger die Hunde sich nicht übereilen lassen, weil sie sonst die Fährte in der ersten Hitze übergehen möchten. Sie müssen dieselben demnach Anfangs ganz kurz, und vornehmlich alle in geradem Strich beysammen erhalten, damit nicht etwann ein anderes Stück Wild aufgejaget werde. So bald der Piqueur sieht, daß der Hirsch streckaus vorwärts geht, ruft er der Meute zu: Ha — ha — mein Hund! dort zieht er hin! Frisch! frisch! mein Mann! dort flieht er hin! Doch muß dieser Zuruf nicht eher geschehen, als bis man den Hirsch gesehen hat, und versichert ist, daß es der wirkliche Jagdhirsch ist; denn Hirsche, die einen Camerad bey sich haben, jagen denselben gemeiniglich vor sich auf, wenn sie angegriffen werden, und liefern mithin dessen Change. So lange sich der Hirsch also im Busche herum jagen läßt, muß man ganz stille seyn, weil er dieses in keiner andern Absicht thut, als seinen Camerad aufzufinden, und ihn an seine Stelle für die Jagd zu liefern. Dieses letztere geschieht, wenn er etwa 50 oder 60 Schritt mit ihm flüchtig wird, hernach aber seitwärts von ihm absprengt,

und entweder weit rückwärts geht, oder sich auf den Bauch niederwirft.

Es trägt sich öfters zu, daß die Hunde bey dem Besuche des bestätigten Bezirkes gleich zu Anfange die Fährte eines solchen beym Jagdhirsch stehenden Cameraden anfallen; und in solchem Falle ist es nicht zu billigen, wenn man die Hunde auf einer solchen Fährte bloß in der Absicht und aus dem Eigensinne stopft, einen etwas größern und gerade den bestätigten Hirsch zu jagen. Denn wenn man Hunde auf der ersten angetroffenen Fährte stopft, ehe sie noch von der andern Fährte des Jagdhirsches Kenntniß bekommen haben: so verlangt man in der That von Thieren eine Art von Allwissenheit, die selbst von Menschen nicht zu fordern ist, und sie müssen nothwendig durch ein solches Verfahren confus und endlich gar verdorben werden.

In der ersten Viertelstunde der angegangenen Jagd scheint der Hirsch zu glauben, daß das Getöse der Hunde und Hörner bloß zu seinem Vergnügen angestellt werde, und es ist in der That lustig anzusehen, wie aufmerksam er darauf horcht. Allein wenn er allmählich gewahr wird, daß die Hunde ihn beständig mit gleicher Geschwindigkeit verfolgen, so fängt er an einzusehen, daß diese herrliche Musik nicht auf sein Vergnügen, sondern im Gegentheil auf seinen Untergang abzielt. Er ist also nunmehr darauf bedacht, den Hunden zu entwischen, indem er einen andern Hirsch vor sie zu bringen sucht; und es ist dieses eine List, die man zuerst von ihm zu erwarten hat. Der flüchtige Hirsch muß also an allen Orten, wo Change zu befürchten ist, und wo man seiner Fährte ansichtig wird, fleißig verbrochen werden, damit man ihn bey dem letzten Bruch wieder aufsuchen könne, wenn in der Folge Change vorhanden ist. Fragt man aber, woran man wissen könne, daß dergleichen wirklich vorhanden sey, so dient darauf zur Antwort: 1) daß man solches 1) aus der

Besichtigung der Fährte abnehmen könne; 2) daß keine Meute so schlecht ist, daß sich nicht einige alte gute Hunde dabey befinden sollten, die durch das stumme Beriechen der Sträuche den Wechsel bezeichnen, anstatt daß die jungen Hunde ihn durch ein verdoppeltes lautes Geläut andeuten; und daß, wenn man endlich 3) in solchen zweifelhaften Fällen die ersten und vordersten Hunde stopft und zurück weiset, die besten und klügsten sogleich den Schwanz hängen lassen, und auf den Fall, wo wirklicher Change vorhanden ist, zurück gehen, anstatt daß sie sich durchaus nicht abweisen lassen, sondern mit Gewalt vorwärts wollen, wenn sie auf der rechten Fährte ihres Jagdhirsches sind. Die Besichtigung der Fährte, und das Betragen der Hunde, können also einzig und allein die Zweifel bey befürchtetem Change heben. Deswegen muß man allezeit dicht hinter der Meute bleiben, um im Stande zu seyn, alles, was vorgeht, genau zu beobachten; und bey solchen Gelegenheiten kann man von der Wissenschaft und Geschicklichkeit eines Piqueurs das sicherste Urtheil fällen.

Wenn der Jagdhirsch Change liefert, so geschieht es, wie ich schon gesagt habe, indem er einen andern Hirsch an seine Stelle vor die Meute bringt. Diesen jagt er eine Zeitlang vor sich her, macht alsdann einen Rückgang oder Absprung, und nutzt die Zeit, in welcher man sich damit beschäftiget, denselben ausfindig zu machen, um entweder Reißaus zu nehmen, oder sich auf den Bauch flach an die Erde nieder zu werfen, wobey er die Läufe unter dem Leibe an sich zieht, und die Nase in die Erde steckt, damit die Hunde die beyden stärksten Witterungen seiner Fährte und seines Athems verlieren sollen. Zuweilen wird die ganze Meute durch diese List betrogen, vornämlich aber in der Brunst und im Anfange des Frühlinges. Die erste Hitze erstickt gleichsam die Hunde, und der starke

Ge-

Geruch der mannigfältigen jungen Kräuter fällt ihnen so sehr in die Nase, daß sie unmöglich so scharfe Witterung, als in andern Jahrszeiten behalten können. Es ist ihnen also wohl zu verzeihen, wenn sie um diese Zeit Fehler begehen; und selbst die Jäger können durch ein gar zu großes Vertrauen in ihre Hunde dazu verleitet werden. Alte Hunde lassen sich indessen selten durch solche Ränke des Hirsches hintergehen, sondern machen ihn an den Sträuchen und der daran zurück gelassenen Witterung ausfindig; ja sie trennen sich von den falsch jagenden Hunden, und lassen sich von der Fährte ihres Jadhirsches nicht abwendig machen.

So bald die Piqueurs versichert sind, daß die ganze Meute auf Change jagt, müssen sie unverzüglich stopfen, dem Hirsch nicht Zeit lassen, weit flüchtig zu werden, und vor dem Dickicht, in welchem er lanciert worden ist, weit vorgreifen, um seine Fährte wieder aufzufinden. In solchen Fällen kömmt es sehr zu Statten, wenn man die gewöhnlichen Wechsel der Hirsche in der Gegend genau kennt; und wenn der Hirsch nicht vorwärts aufgefunden wird, so ist er entweder rückaus oder er hat sich im Dickicht niedergethan, welches demnach von neuem abgesucht, und der Hirsch daraus wieder lanciert werden muß. Theilt sich hingegen die Meute bey dem Change, so ist es ein Zeichen, daß die beyden Hirsche sich getrennt haben. In solchem Falle begeben sich die Piqueurs zu demjenigen Theile der Meute, wo die ältesten und klügsten Hunde sind, untersuchen die Fährte und wenn sie dieselbe für die Fährte ihres Jagdhirsches erkennen, so geben sie den Jägern, die bey den andern falsch jagenden Hunden geblieben sind, ein Zeichen mit dem Horne, daß sie dieselben stopfen und zur rechten Fährte bringen sollen. Ein jeder Jäger muß deswegen eine gute Parforcepeitsche und 2 oder 3 Koppeln am Sattel hängen haben, damit er die falsch jagenden Hunde aufnehmen

und

und zur Meute zurück führen könne. Sind aber sämtliche Hunde auf Change gerathen, so halte man sich ja nicht bey langem Berathschlagen auf, sondern gehe eiligst zu Werke.

Es kömmt also bey dem Change hauptsächlich darauf an, in möglichster Eile vor- und rückwärts umzugreifen, den Hunden den Rückruf und Wiederbesuch zuzublasen, und ihnen fleißig zurufen: Such die Fährte, mein Hund! Such verloren, mein Mann! Findet nun irgend ein Hund die Fährte wieder, so muß man denselben deshalb äußerst liebkosen, und ihm lebhaft zurufen: Hast recht, hast recht, mein Hund! Fahr hin, mein Mann! Frisch auf die Fährte, mein Hund! Hiebey ist es von äußerster Wichtigkeit, genau Acht zu geben, nach welcher Seite sich der Hirsch bey seinem ersten Absprunge gewendet hat, weil er, vermöge eines ihm eigenen natürlichen Triebes, sich in der Folge der Jagd bey allen Absprüngen wieder nach derselben Seite wenden wird. Wird aber der Hirsch bey allem weiten Vor- und Rückwärtsgreifen nicht wieder aufgefunden, so bleibt dem Jäger nichts weiter übrig, als sich in der ganzen Gegend zu vertheilen; der Piqueur greift alsdann noch weiter vor- und rückwärts, zumal wenn die Fährte bey einem scharfen Winde oder an solchen Stellen verloren gegangen ist, wo die Luft durch Rauch von einer Kohlen- oder Kalkbrennerey verdickt ist. Die andern ächten Jäger und Kenner der Fährten besichtigen die nächsten Wege ganz genau, ob sie nicht irgendwo die Fährte des Jagdhirsches zu Gesichte bekommen können; und wenn dieses von ungefähr geschieht, blasen sie das Volulet oder Voleulet, (*) und versammeln dadurch die Jäger mit der Meute um sich herum. Wenn man mit diesem weiten Vor- und

Rück-

(*) Die Musik dieses Jagdtones und Stückes auf dem Parforcehorn, findet man in le Verrier de la Conterie normännische Jäger, Münster, 1780, gr. 8. S. 452.

Rückwärtsgreifen beschäftigt ist, muß man fleißig horchen, ob nicht irgend einer von den verlaufenen Hunden die verlorne Fährte allein wieder aufnimmt; denn wenn dieses geschähe, ohne daß man es hörte, so würde der Hirsch unfehlbar Reißaus nehmen und verloren gehen. Unter solchen Umständen muß der Piqueur mit verhängtem Zügel unter Winde zu dem lauten Hunde jagen, und so bald er ihn deutlich hören kann, die andern herbey rufen. Wird indessen der Hirsch bey allem weiter Vor- und Rückwärtsgreifen nicht wieder aufgefunden, so bleibt dem Piqueur keine andere Hoffnung übrig, als ihn in dem Bezirke selbst, den man umgangen ist, wieder zu finden. Dieser Bezirk muß demnach mit der äußersten Aufmerksamkeit abgesucht werden; denn wenn dem Hirsch bereits scharf zugesetzt worden ist, so wird er nicht eher vom Bette aufstehen, als bis ihm die Hunde auf den Ziemer zu treten, im Begriff stehen. Fährt er nun nach so langem vergeblichen Suchen endlich wieder vor der Meute auf, so muß man den Muth der Hunde durch den lautesten und freudigsten Ruf anfeuern, und die lebhaftesten und muntersten Jagdtöne zur frischen Anjagd blasen.

Wenn nun der Hirsch gewahr wird, daß ihm die List des gelieferten Change durch den unermüdeten Fleiß der Jäger und der Meute vereitelt worden ist, so ist er auf andere Ränke bedacht, läuft zwischen die größten Rudel Hirsche oder Thiere, jagd sie Stunden lang vor sich her, und verläßt sie nicht eher, als bis er völlig entkräftet ist, und gewahr wird, daß sich die Hunde auch durch diese List und die vielen vorgefundenen Fährten nicht irre machen lassen. Er greift alsdan zu andern Rettungsmitteln, faßt z. B. eine Landstraße oder das Ufer eines Stromes, und wenn er eine weite Strecke vor den Hunden gewonnen hat, geht er einen und denselben Weg öfters hin und wieder, wirft sich auf den Bauch, oder wohl gar in das Wasser, in welchem er

sich

sich gemeiniglich bis an die Nase verbirgt, so daß die Hunde dicht bey ihm vorbey schwimmen, ohne ihn gewahr zu werden. Es ist demnach höchst nöthig, dicht hinter der Meute zu bleiben, damit man auf ihr ganzes Betragen genau Acht haben, und hauptsächlich bemerken könne, ob der Jagdhirsch keinen Gesellschafter bey sich hat. Letzteres wird man an der Menge der Fährten gewahr; und den jungen Hunden sind die vielen Fährten so auffallend, daß sie ihr Geläut verdoppeln und aus vollem Halse jagen; da hingegen die alten und klügern Hunde weit gelassener sind und nicht eher anschlagen, als bis sie verschiedene Sträuche berochen haben.

Es ist aber nicht genug, daß man gewiß wisse, daß der Jagdhirsch einen Camerad bey sich habe, sondern man muß ihn auch entweder davon abzusondern, oder wenigstens den Change, welchen er liefern will, zu verhindern wissen. In dieser Absicht muß der verständigste unter den Piqueurs bey den Hunden bleiben, sie bey beständiger Aufmerksamkeit erhalten, und ihnen ohne Unterlaß zurufen: Gieb Acht, mein Hund! sieh dich vor, mein Mann! Und an allen Stellen, wo er der Fährte ansichtig wird, muß sie verbrochen werden, damit man sich bey verlorner Fährte wieder zu recht finden könne. Die andern Jäger reiten vorauf verbreiten sich auf allen Wegen und in allen jungen Verhauen, damit sie des Jagdhirsches entweder allein, oder in Gesellschaft seines Camerades, ansichtig werden; und so bald ihn einer von ihnen zu Gesichte bekömmt, muß er eine Vuë (*) blasen, um dem Piqueur, der bey den Hunden geblieben ist, den Weg, den der Hirsch genommen hat, anzuzeigen, da inzwischen auf dieses gegebe-

(*) Die in Musik gesetzte Vuë, welche geblasen wird, wenn man währender Jagd des gejagten Wildes ansichtig wird, um den Jägern und Hunden dieses kund zu thun, findet man eb. das. S. 448. f.

gebene Zeichen die andern Jäger die auf Change jagenden Hunde stopfen, und sie wieder zur Meute bringen.

Wenn der Piqueur, welcher hinter der Meute bleibt, gewahr wird, daß sich die Hunde trennen, so ist es ein Zeichen, daß der Jagdhirsch von seiner Gesellschaft abgegangen ist. Alsdann muß er vornämlich auf die Hunde Acht haben, die er als die besten kennt; und wenn er nach besichtigter Fährte, oder aus andern Umständen, wahrnimmt, daß diese Hunde den Jagdhirsch vor sich haben, muß er ihnen auf das lebhafteste Ruh einsprechen, und den andern Jägern ein Zeichen geben, daß sie die auf Change gerathenen Hunde stopfen und zu ihm bringen. Es ist nicht zu läugnen, daß ein Piqueur, der eine ganze Meute, vom ersten Anfange an, zur Hirschjagd abrichten soll, eine schwere Arbeit hat; allein sie wird ihm auch bald vergolten, wenn die Hunde so gut einschlagen, daß sie sich in der Folge selbst zu helfen wissen.

Wenn der Jagdhirsch sich auf gedachte Art von seiner Gesellschaft absondert, pflegt er gern Reißaus zu nehmen, um den Hunden zu entwischen. Er hält alsdann gemeiniglich große Landstraßen, weil er weiß, daß er daselbst keine Büsche und Sträuche mit seinem Leibe berührt, und mithin wenig Witterung zurück läßt. Wenn er hernach eine weite Strecke vor den Hunden gewonnen hat, macht er unzählige Wiedergänge, so daß die vielen vorgefundenen Fährten Anlaß geben zu glauben, daß der Hirsch viele Cameraden bey sich hat. Bisweilen gerathen zwar die Hunde dadurch in einige Verlegenheit; allein ächte Parforcehunde kehren sich selten an solche Ränke, sondern wenden, so bald sie die Wiedergänge gewahr werden, um, und nehmen die Fährte von neuem auf. Uebrigens fällt ein solcher Wiedergang auch in die Augen, der Weg möge noch so trocken und hart seyn als er will; denn der Hirsch ist nicht so leicht, daß man seine Fährte auch auf dem fe-

ste-

stesten Boden nicht sollte gewahr werden können. Sollte sich indessen doch der Fall ereignen, daß man keiner Fährte ansichtig werden könnte, so müssen die Hunde weit rückwärts auf beyden Seiten des Weges absuchen; denn wenn der Hirsch viel Feld vor den Hunden gewonnen hat, macht er sehr lange Widergänge. So bald die Hunde die Fährte wieder aufnehmen, wird das Revari geblasen, und ihnen zugerufen: Recht so, mein Hund! Hast Recht, mein Mann! Frisch auf die Fährte! Dort zieht er hin, mein Hund!

Der Hirsch macht sowohl in Dickichten, als auf Landstraßen und freyem Felde, Widergänge. Im ersten Falle muß man die Hunde nicht übereilen, weil sie sonst leicht die Fährte übergehen, oder gar ein anderes Stück Wild aufjagen könnten. Wenn die Fährte in einem Dickicht verloren gegangen ist, müssen die Hunde auf die Doppelfährte zurück gebracht werden, so bald man gewahr wird, daß der Hirsch nicht vorn aus ist; dabey muß man beständig auf die Erde sehen, und einer Fährte ansichtig zu werden suchen; ja es begiebt sich zum öftern, daß der Hirsch sich nach dem Widergange niedergelassen hat, und nicht eher aufsteht, als bis ihm Jäger und Hunde auf den Ziemer treten wollen. Hingegen aber nimmt der Hirsch auch bisweilen nach einem Widergange bis an das äußerste Ende des Waldes Reißaus, wo er alsdann den gewonnenen Vorsprung nutzet, um tausend andere Ränke anzubringen, welche in der Folge der Jagd höchst beschwerlich werden. Wenn die Meute alsdann nachlässig jaget, und entweder wegen der heißen oder schlechten Witterung, oder wegen des starken Geruches der jungen Kräuter, nicht rasch folgt, und man sie zum schnellen Nachsetzen nicht aufmuntert, so erkalten die Fährten, vornämlich im Winter, wo die Erde bisweilen schon um 3 Uhr Nachmittags zu frieren anfängt, dergestalt, daß die Hunde dieselben übergehen. Es ist demnach nicht hinlänglich,

wenn man bey verlorner Fährte viele Vorsicht und Ueberlegung gebraucht, sondern man muß auch dabey mit äußerster Eilfertigkeit zu Werke gehen, damit der Hirsch nicht entwische.

Es können viele Ursachen den Hirsch veranlassen, Reißaus zu nehmen; z. B. 1) wenn alle seine bisherige Ränke ihn nicht gerettet haben. 2) Wenn er in den Monaten April und May angejagt wird, verläßt er gern die Dickichte, und wird in niedrigem Gebüsche oder freyem Felde flüchtig, weil sein Gehörn um diese Zeit noch weich und empfindlich ist, und er mithin im Freyen nicht zu befürchten hat, an Bäumen oder Aesten sich zu stoßen, und sich Schmerzen zu verursachen; überdieß kann er im freyen Felde hurtiger vor den Hunden wegkommen, und gewinnt also mehr Zeit, andere Ränke zu machen. Die dritte Ursache endlich, die den Hirsch veranlaßt, das Weite zu suchen, ist das plötzliche Schrecken eines nahe bevorstehenden Todes, dem er nach so vielen vergeblich angebrachten Ränken auszuweichen verzweifelt; er verliert also von Stunde an gleichsam den Kopf, und läuft aus Leibeskräften ohne zu wissen wohin. In dieser traurigen Verfassung sind ihm alle Gegenden gleich, und in der Todesangst läuft er sowohl in Dörfer, als in Wäldern und auf freyem Felde. Wenn demnach ein Hirsch in einer weiten Ebene Reißaus nimmt, und man da seine Fährte verliert, muß man, damit die Fährte nicht erkalte, auf einem für die Hunde günstigen Platze, nach der Seite, wohin der Hirsch geflüchtet ist, weit vorgreifen, zumal wenn man vermuthet, daß er nach diesem oder jenem vorliegendem Walde oder jungen Aufschlage gegangen ist.

Es geschieht sehr selten, daß ein Hirsch, besonders wenn er heftig gejagt ist, auf dem einmal genommenen Wege wieder zurück kömmt. Sollte ihm indessen bereits so heftig zugesetzt worden seyn, daß er

nicht

nicht Kräfte genug hätte, den vor sich liegenden Zufluchtsort zu erreichen: so könnte er wohl einen kurzen Wiedergang machen, und sich hernach in einen Graben oder in ein Gesträuch auf den Bauch niederwerfen. Gemeiniglich läuft er, so lange ihn nur die Beine tragen wollen. Bekömmt er aber unter Weges Wasser zu Gesichte, so pflegt er wohl hinein zu gehen. Wenn man also die Gegend kennt, so erräth man leicht, wo er steckt, zu geschweigen, daß man doch hin und wieder seine Fährte zu Gesichte bekömmt, und dadurch erfährt, wo er geblieben ist.

Ein Hirsch wird selten wider die Erdwinde aus Norden und Mittag flüchtig. Denn Erstlich sind diese Winde so heftig und kalt, daß sie ihm die Zunge trocknen, und er vor Durst ersticken würde. Zweytens würde sein Gehörn gegen den Wind ein für ihn sehr nachtheiliges Segel abgeben, wodurch er in seiner Flucht aufgehalten werden würde. Drittens ist ihm von Natur bekannt, daß, wenn er wider den Wind geht, die Hunde eine weit stärkere Witterung von ihm haben würden, als wenn der Wind dieselbe mit ihm wegführt. Viertens weiß er auch gar wohl, daß er, wenn er mit dem Winde flüchtig ist, den doppelten Vortheil hat, seine Feinde zu hören, um entweder schnell vorwärts zu gehen, oder ein wenig nachzulassen und zu Athem zu kommen, je nachdem er hört, daß er eine kürzere oder weitere Strecke vor der Meute gewonnen hat.

Wenn der heftig gejagte Hirsch dermaßen schweißig wird, daß sein vorher fahles Haar nunmehr braun und schwärzlich aussieht, wird er so erhitzt und schwerfällig, daß seine Fährte weit sichtbarer, und seine nachgelassene Witterung weit stärker wird. Das arme Thier wendet zwar alle seine Kräfte an, um fortzukommen; allein das entkräftete Kreuz will dem Vordertheile des Leibes, welches bey ihm unermüdet zu seyn scheint, nicht mehr folgen. Indessen verläßt ihn sein edler Stolz auch in dieser Todesangst nicht gänzlich. Denn wenn der Hirsch auf seiner Flucht irgend einem Menschen am Wege begegnet, so setzt er noch so lebhaft herüber, als wenn er nur eben laneiert worden wäre;

so bald er aber in den Wald kömmt, läßt er den Kopf sinken, und taumelt hin und her. Je schwächer er nun wird, desto muthiger wird die auf ihr Jägerrecht (Curée) begierige Meute, und verdoppelt ihre Kräfte und Eilfertigkeit bey dem frohen Getöse der Jagdhörner und dem lauten Zurufe der Jäger. Die alten witzigen Hunde, welche bisher ihre Kräfte geschont haben, greifen sich nun in diesen letzten Augenblicken der Jagd um so stärker an, ziehen vor alle Hunde, so gar vor das letzte Relais der so genannten fix chiens, und fahren dem armen geängsteten Hirsche so dicht auf den Leib, daß sie ihm keine Zeit mehr lassen, Ränke und Wendungen zu machen. Bisweilen sind sie dermaßen hitzig, daß man sie zurück halten und ihnen zurufen muß: Zurück mein Hund! — derriere, mein Mann! Dieses muß alsdann um so mehr beobachtet werden, damit die Meute, ohne sich zu stark anzugreifen, zusammen bleibe, und das Geläut von allen Hunden gehöret werde.

Wenn dem Hirsch auf jetzt gedachte Art so heftig zugesetzt wird, wirft er sich gelegentlich in Ströme, Seen und Teiche. So bald dieses geschieht, bläset der Piqueur das Bat l'eau, welches in einem ganz einfachen Tone besteht, so lange der Hirsch im Wasser bleibt, dem aber ein Schluß angehängt wird, wenn er wieder heraus geht. (*) Die Hirsche, die in Wäldern stehen, wo Ströme in der Nähe sind, sind so gewöhnt zu

(*) Wenn der äußerst geängstete Hirsch sich in das Wasser stürzt, in der Hoffnung, daß ihm die Meute dahin nicht folgen werde, wird das so genannte Bat l'eau geblasen, theils um die Meute aufzumuntern, theils aber auch die Jäger zu benachrichtigen, daß der Hirsch zu Wasser gegangen ist. Die Musik dieses Tones findet man beym le Werrier de la Conterie, a. ang. O. S. 455. Bisweilen geht der Hirsch zu Wasser, ehe er völlig abgemattet ist, und setzt wieder heraus, um sich noch eine Strecke jagen zu lassen. Wenn dieses geschieht, wird das Sortie de l'eau, nach dem a. ang. S. 456, auf Noten gesetzten Tone, geblasen.

zu Wasser zu gehen, daß sie es gemeiniglich in der ersten Stunde der Jagd thun; allein, da sie alsdann noch Zutrauen in ihre Kräfte haben, halten sie sich nicht lange darin auf; so bald sie sich aber entkräftet fühlen, machen sie im Wasser so viele Ränke, daß man bisweilen nicht dahinter kommen kann, und sie im Stiche lassen muß.

Zum Beweise will ich einen dieser Ränke, der den Hirschen am natürlichsten ist, anführen. Der Hirsch, wenn er in einem Strome zu Wasser geht, schwimmt niemals ohne dringende Noth wider den Strom, weil er wohl weiß, daß ihn dieses Element verrathen und seine Witterung den Hunden zuführen würde, zu geschweigen, daß es ihm viel Mühe verursachen würde, wider den Strom zu arbeiten. Eine andere sehr merkwürdige Verschlagenheit des Hirsches besteht darin, daß er allemal mitten im Strome schwimmt, damit er nicht an den Sträuchen des Ufers seine Witterung nachlasse. Solchergestalt schwimmt er weite Strecken im Flusse fort, in der Hoffnung, seinen Verfolgern zu entwischen.

Wenn demnach die Piqueurs gewahr werden, daß die Hunde bey dem Uebergange eines Strohmes die Fährte verlieren, müssen sie zuvörderst die Stelle, wo solches geschehen ist, verbrechen, und alsdann genau untersuchen, nach welcher Seite der Hirsch sich gewandt hat, welches sie an dem Betragen der Hunde gewahr werden, welche gewiß andeuten werden, ob der Hirsch rechts, links, oder gerade, durch das Wasser gegangen ist, wobey ihnen fleißig zugerufen werden muß: Zu Wasser, mein Hund! Bat l'eau, mein Mann! Ueber dieß erkennt man, ob der Hirsch längs dem Strome gegangen ist, oder quer über gesetzt hat, 1) an den am Ufer stehenden Kräutern, durch welche er sich den Weg gebahnt hat, und die nach der Seite, wohin er sich gewendet hat, nothwendig gebogen sind; 2) an der Menge der Wasserbläschen, die bey dem Aufrühren des Wassers natürlicherweise entstanden seyn müssen; und endlich 3) an dem Wasser selbst, welches gewiß, wenn der Strom nicht sehr tief und

schnell ist, an dem Orte, wo der Hirsch durchgegangen ist, trübe und dick geworden seyn wird. Ist der Hirsch in einen See oder Teich gegangen, so kann er nirgend anders, als in dem darin befindlichen Schilfe oder Rohre, stecken, und man ist überdies sicher, daß man ihn vor- oder rückwärts wieder auffinden werde. Aller dieser Kenntnisse ungeachtet, müssen indessen die Jäger dennoch ihre Hunde dies- und jenseit des Wassers vertheilen. Geht der Hirsch nicht gerade, sondern in schräger Richtung durch das Wasser, so müssen sie das Ufer an beyden Seiten so weit absuchen, bis sie ein Hinderniß finden, von dem sie versichert seyn können, daß es den Hirsch aufgehalten, und, aus dem Wasser zu gehen, genöthiget habe. Damit nun die Hunde nicht der Gefahr ausgesetzet werden, die Fährte des aus dem Wasser gegangenen Hirsches zu übergehen, muß man sie wenigstens 50 Schritt vom Ufer abhalten; denn sonst würde das von dem nassen Hirsche längs den Läufen herab triefende Wasser die Fährte verschwemmen und alle Witterung wegnehmen. Hat man auf jetzt beschriebene Art fleißig abgesucht, so ist es nicht wohl möglich, daß man nicht irgendwo den Ausgang des Hirsches aus dem Wasser antreffen sollte, es wäre denn, daß er sich darin unter irgend einem Binsen- oder andern Gesträuche bis an die Nase verborgen hätte; und hierauf muß man besonders genau Achtung geben. Denn wenn die Piqueurs mit der Meute einmal vor dem Hirsch vorüber gezogen sind, ohne ihn gewahr zu werden, so wird er, so bald sie weit genug entfernt sind, gewiß rückaus gehen; und diese List ist ihm so gewöhnlich, daß er bisweilen nur in das Wasser geht, und sich sogleich wieder heraus begiebt, und rückwärts Reißaus nimmt.

In Ansehung der Wälder, die entweder dicht am Meere, oder an solchen Morästen liegen, die im Winter unter Wasser stehen, haben die Piqueurs zu beobach-

ten,

ten, daß sie die Hunde nicht in solche große und gefährliche Gewässer lassen, weil ihre Meute sonst unfehlbar darauf gehen, und täglich ein oder der andere Hund ersaufen oder erfrieren würde. Wenn sich der Hirsch in einen solchen Morast begiebt, ist er nicht Willens darin zu bleiben, sondern er gewinnt sicher eine Fläche, wo er festen Fuß hat, und lauert nur auf Gelegenheit, wieder nach dem Walde zu gehen. Man muß also in solchem Falle die Hunde sogleich stopfen, und sie so weit zurück schicken, daß der Hirsch gar keine Witterung davon haben kann. Alle Jäger gehen mit der Meute ab, bis auf zween oder drey, die sich unter Wind längs dem Ufer des Morastes an verschiedenen Stellen verbergen und Acht geben müssen, wenn der Hirsch, welcher aus der um ihn nunmehr herum herrschenden Stille sich von seinen Verfolgern befreyt achtet, wieder zu Holze geht. Wirft sich ein Hirsch in das Meer, und die Hunde gehen mit hinein, so kann man sich beynahe die sichere Rechnung machen, daß sie verloren sind. Denn da sie den Hirsch beständig im Gesichte behalten, so verfolgen sie ihn so weit, bis sie die Kräfte verlieren; und weil sie diesen Verlust erst, nachdem sie weit in das Meer hinein geschwommen sind, empfinden, sind sie außer Stande, das Ufer wieder zu gewinnen, und werden von den Wellen verschlungen. Der klügste und vernünftigste Entschluß, den man in solchem Falle nehmen kann, ist, daß man die Hunde auf der Stelle stopfe, und dem Hirsche Fischer in ihren Bothen nachschicke, die ihn bald einholen, und, wenn sie ihn nicht wieder an das Land treiben können, ihm Schlingen über das Gehörn werfen, und ihn so an das Ufer ziehen.

Wenn der Hirsch mehr in der Todesangst, als in der Absicht, Ränke zu machen, zu Wasser geht, so ist es, wenn er wieder heraus kömmt, bald mit ihm geschehen; denn alsdann geht er nicht mehr streckaus,

sondern läßt sich wie ein Kaninchen jagen, und man bekömmt ihn alle Augenblicke zu Gesichte. Das Maul ist alsdenn an ihm ganz schwarz und ohne Schaum; er taumelt von einer Seite zur andern, hält die Wege, ohne die geringsten Absprünge zu machen, gleitet oft aus, tritt mit den Afterklauen ein, und stemmt sich auf die Ballen, daher denn seine Klauen sehr gespalten sind. Dieses ist alsdann der erfreulichste und angenehmste Zeitpunkt für die Hunde und Jäger. Die Hunde sind, in der nahen Erwartung des Jägerrechtes, so munter, als ob sie erst losgekoppelt wären, und die Piqueurs geben den bey der Jagd befindlichen fremden Herren durch ihr lustiges Blasen zu erkennen, daß sie sich bey Darbietung des Hirschlaufens bald zu dem längst erwarteten Trinkgelde melden werden. Bald hernach stürzt sich der sonst so muthige und stolze Hirsch zum letztenmal in das Wasser, und verendet gleichsam darin, weil ihn die Hunde ersäufen. Verendet er aber auf dem festen Lande, so stemmt er sich gemeiniglich hinten gegen einen Stamm, und wehrt sich tapfer mit dem Gehörne und den Vorderläufen; vornämlich thut er dieses in der Brunftzeit, wo er auf Pferde, Hunde und Menschen mit dem Gehörne zufährt, und wenn er sie nicht tödtet, doch gefährlich verwundet. In den Monaten März, April und May, wo die Hirsche abgesetzt haben, wehren sie sich mit vieler Geschicklichkeit mit den Vorderläufen; allein da das Vergnügen, dieses mit anzusehen, leicht einige Hunde kosten kann, so muß man dem Hirsch die Flechsen abzuschneiden suchen, sich dabey aber wohl in Acht nehmen, daß man nicht von ihm geschnellet werde. Die Hunde verstehen dieses Unternehmen des Piqueurs auf den Wink, und so bald sie merken, daß der Hirsch nach empfangenem Hieb in die Knie sinkt, fallen sie auf ihn zu, und reißen ihn vollends nieder.

Wenn

Wenn der Hirsch im Wasser verendet, so umgeben ihn die Hunde von allen Seiten; einige fassen ihn beym Bauche, andere in die Häksen (Hessen,) einige steigen ihm auf den Rücken, und andere hängen sich an die Gurgel, ziehen ihn unter das Wasser, und ersäufen ihn. Wenn dieses geschehen ist, wird das Halali (s. Th. XXI, S. 258) geblasen, die Hunde werden abgeschlagen, und es geht an die Vertheilung des Jagdrechtes, welches in Frankreich den Hunden warm gegeben wird, weil sie es nicht allein lieber warm als kalt fressen, sondern weil sie auch bessere Witterung darnach bekommen.

Ehe der gefällte Hirsch zerleget wird, löset der erste Piqueur den rechten Vorderlauf bis an das erste Gelenk ab, und überreicht ihn gegen ein Gratial demjenigen Fremden, dem sein Herr diese Ehre zugedacht hat. Bey Privatpersonen wird diese Gewohnheit noch immer geduldet; bey großen und fürstlichen Herrschaften aber, wo die Piqueurs starke Besoldungen bekommen, wird sie nicht gelitten; der Lauf wird indessen doch abgelöset und dem Jagdcommandanten gegeben, der ihn alsdann seiner Herrschaft überreicht.

Wenn der Lauf abgelöset ist, wird der Hirsch aufgebrochen (geöffnet,) zerwirkt und zerleget. Um ihn aufzubrechen, legt man ihn, auf einer schönen grünen Stelle, oder auf frischen eichenen Brüchen, auf den Rücken, bringt das Gehörn unter den Hals, schärfet (schneidet) am Halse hinunter auf, schneidet die Gurgel unter dem Knorpel ab, reißt sie mit dem Schlunde heraus, theilt alsdann beydes von einander, durchsticht den Schlund mit dem Messer etwa fingerslang, und durchschlingt ihn durch den Stich 3 oder 4mal, damit bey dem Hineinziehen das Geäß nicht heraus laufe und Unreinigkeit verursache. Darauf steckt man die Gurgel und den Schlund, nachdem man beydes nach der Herzkammer zu mit der Hand wohl los gestoßen

hat, mit Gewalt in die Brust hinein. Alsdenn tritt man zwischen die Hinterläufte des Hirsches, schärft ihn zwischen dem kurzen Wildbret hinunter, zwischen den Keulen nach dem Weideloche zu, bis auf das Schluß- (Schloß-) Bein auf; schneidet hernach auch in diesem Schnitte an dem dünnen Leibe die Haut bis an den Brustkern auf, öffnet den Leib mit Vorsicht, daß der Wanst nicht mit zerschnitten werde, jedoch so, daß man in das Loch mit 2 Fingern greifen kann; in dieses Loch setzt man die 2 Vorderfinger der linken Hand ein, und hält mit der rechten Hand das Messer zwischen den Fingern, drückt also mit denselben das Messer vorsichtig fort, bis an gedachten Brustkern hinauf. Alsdann wird das Netz heraus gerissen, und der Wanst nebst dem Gescheide (welches man nach den Nieren zu, wo es angewachsen ist, damit man es nicht aufreiße, untergreift,) heraus gezogen, nachdem man vorher, durch Hineingreifen zwischen dem Zwerchfelle und Wanste, sich des Schlundes (welchen man vorher durch und durch heraus ziehen muß,) versichert hat. Nach diesem schlitzt man hinter dem Schlosse auf, und schneidet den Mast- oder Weidedarm bis zum Weideloche ganz heraus. Ferner wird der Talg nebst den Nieren heraus gerissen, hernach das Zwerchfell an den Rippen herum los geschnitten, die Gurgel ergriffen, und solchergestalt das Geräusch heraus gerissen. Zuletzt schneidet man die Lendenbraten (Mehrbraten) heraus, und drückt die Keulen aus einander.

Nach dem Ausbrechen wird der Hirsch zerwirkt, (d. h. es wird ihm die Haut abgezogen,) und zerleget (in Stücke zertheilt). Bey dem Zerwirken eines Hirsches wird zuvörderst das Gehörn mit dem Weidemesser aus- oder abgeschlagen. Hernach wird bey dem rechten Vorderlaufe angefangen, die Haut bis auf den Brustkern abzuschärfen, alsdann solche nach und nach abzustoßen, und fährt man mit den übrigen Läufen also

so fort, nur daß die Blume am Ziemer, und die Haut am Kopfe, bis an die Lunzen, Maul und Ohren gelassen wird. Hienächst zerlegt oder zertheilt der Jäger das Wildbret folgendermaßen. Er schneidet zuvörderst, wenn die beyden Züge abgelöset sind, von den Keulen an das dünne Wildbret bis an die Rippen entzwey, greift hernach mit der Hand inwendig hinein, und zählt die, dem Jäger zu seinem Jägerrecht, nach dem Halse zugeordneten drey Rippen ab, sticht sodann mit dem Messer von außen durch, schneidet solche hinunter bis zum Rückgrath, und herauf zum Brustkern, zu beyden Seiten ab; schlägt hernach mit dem Weidemesser zuerst den Brustkern, und hernach den Rückgrath durch, und legt also den Hals nebst den drey vordersten Rippen, als Jägerrecht, auf die Seite besonders. Nach diesem schneidet er auf den Rippen weg, in der Mitte, zu beyden Seiten vorwärts das Wildbret entzwey, schlägt ferner mit dem Weidemesser die Rippen zu beyden Seiten vorwärts mit Gewalt entzwey, und nimmt den Brustknochen herab. Weiter schneidet er an dem Eisknochen ungefähr 1 Finger breit hinunter, und zwar auf der Seite gleich, sticht mit dem Messer die Kugel hinaus, und schneidet die Keulen vom Ziemer herab, und schlägt sodann den Ziemer und Rückenbraten vollends entzwey, nach eines jeden verlangter Eintheilung.

Bey deutschen Parforcejagden wird der Hirsch mehrentheils ganz den Hunden Preis gegeben. In Frankreich aber bekommen die Jagdhunde nur das so genannte kleine Jägerrecht, Fr. menus droits, wozu das Maul, das kurze Wildbret, das Gekröse, die grossen Geäder, die Zunge, die Ohren, und die kleinen Mehrbraten, nebst der Brust, gehören. Bey einigen Equipagen werden auch die großen Mehrbraten mit dazu gerechnet. Kopf, Herz, Schulterblätter, Lunze und Leber, gehören dem Leithunde. Wenn alle diese

Stücke

Stücke vorweg genommen, auch der Kopf am ersten Halsgelenke, ingleichen die Ziemer und Keulen abgelöset worden, wird der Rest des Hirsches mit der Haut zugedeckt. Alsdann bläset der erste Piqueur eine Vuë, der Besuchknecht deckt die Haut wieder auf, und die Meute wird unter dem Zurufe des Halali herbey gelassen, welche ihn gar bald verzehrt. Wenn die Vuë geblasen ist, überreicht der Piqueur den Lauf, und die Besuchknechte geben jedem der anwesenden Jäger eine Spießgerte, die gemeiniglich mit einem Trinkgelde bezahlt wird. So lange die Curée währet, wird Fanfare geblasen, und ein jeder beschäftigt sich, die Hunde abzuhalten, daß sie einander nicht beißen. So bald der Hirsch verzehrt ist, bekommen die Hunde den Genieß, Fr. le forhus, welches aus dem Gekröse und kleinen Eingeweide besteht, welches man in dieser Absicht vorher bey Seite gebracht hat. Nichts gewöhnt die Hunde besser zum Gehorsam, und macht sie richtiger auf die Fährte, als dieser Genieß, welcher ihnen folgendergestalt gegeben wird. Einer von den Hundsknechten hängt ihn auf eine lange hölzerne Gabel, und geht damit 200 Schritt bey Seite, bläset alsdann einen Ruf, und versammelt damit alle Hunde um sich herum. Man läßt sie alsdann nach diesem angehängten Genieß springen; und da sie es nicht erreichen können, fangen sie endlich an laut zu werden, und schreyen wie sie es bey dem Stellen des Hirsches gethan haben. Wenn dieser Spaß nun lange genug gedauert, und die Gesellschaft sich darüber zur Genüge belustigt hat, wird dieser Genieß den Hunden vorgeworfen, und so bald sie ihn verzehrt haben, werden sie zur nächsten Tränke, und von da unter beständigem Blasen der Retraite prise, (welche man im Normännischen Jäger, S. 456, auf Noten gesetzt findet,) und andern Jagdstücken, nach Hause geführt. Das Gehörn gehört dem Herrn der Equipage, und die Haut den Piqueurs.

Wenn

Wenn eine Meute lange nicht gejagt hat, als z. B. kurz nach der Brunst oder nach langem Frostwetter, so thut man wohl, wenn man sie erst einigemal auf Hasen braucht, damit sie recht scharfe Witterung bekomme, und sich in Athem setze.

Da unser Jagdhirsch nunmehr gefangen und verzehrt ist: so wird man vielleicht glauben, daß bey dieser Parforcejagd nichts mehr zu erinnern sey. Allein, es ist noch anzuzeigen übrig, daß man einen angejagten Hirsch sehr füglich, ohne Verschulden des Piqueurs, verfehlen kann. Es kann nämlich die Nacht einbrechen, wenn der Hirsch dem Verenden schon nahe ist, oder wenn er sich in einen Teich wirft, aus welchem man ihn im Finstern nicht mehr heraus bringen kann. Und da fragt es sich nun, wie man solchen im Stiche gelassenen Hirsch am folgenden Tage wieder aufsuchen müsse.

Wenn man bey einbrechender Nacht einen bereits gejagten Hirsch verbricht, muß man zuvörderst vollkommen gesichert seyn, daß kein Change vorhanden ist. Hienächst würde es in einem Reviere, wo viele Hirsche von verschiedenem Alter stehen, thöricht seyn, einen Hirsch auf den folgenden Tag zu verbrechen, der nicht schon sehr heftig gejagt wäre, und sichere Kennzeichen an der Fährte hätte, woran man ihn von allen andern unterscheiden könnte. Ferner ist ein Hirsch, der nicht in großen Teichen und Flüssen, wo er nicht bleiben kann, sondern nur in kleinen Strömen zu Wasser geht, bey einfallender Nacht sehr schwer richtig zu verbrechen, und noch schwerer am folgenden Tage wieder aufzufinden; daher ein solcher Hirsch gar nicht wieder aufgesuchet werden muß, es wäre denn, daß man ihn, wegen einbrechender Nacht, bey ganz nahem Verenden hätte verlassen müssen. Und wenn ein solcher scharf gejagter Hirsch nicht bereits in der Todesangst von Sinnen gekommen ist, wird er, vermöge eines natürlichen Triebes, in der Nacht wieder nach dem Revier, wo er

Tages

Tages vorher aufgejagt worden ist, zurück gehen. Auch nur diejenigen Hirsche können mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfolges wieder aufgesuchet werden, die, weil sie in ihrem Reviere zu heftig verfolgt worden sind, in ein fremdes ihnen unbekanntes Revier übergehen, und daselbst in der Irre von einem jungen Aufschlag und Gebüsche zum andern herum streichen, wo man sie bey ihrem Eingange in die Dickichte mit gutem Erfolge verbrechen kann. Ferner kann man sich noch Hoffnung machen, solche Hirsche wieder aufzufinden, die bey nahem Verenden in einen Teich oder starken Strom zu Wasser gegangen sind; allein, sie werden sich ganz unfehlbar wieder heraus begeben, so bald sie keine Jäger und Hunde mehr vermerken. Wir müssen daher zuvörderst das Betragen des Hirsches bey erfolgter Stille, und sodann das Verfahren, denselben wieder vor die Meute zu bringen, kennen lernen.

So bald der Hirsch gewahr wird, daß er nicht mehr verfolget wird, zieht er seine Kräfte zu Rathe. Findet er, daß er noch nicht völlig abgemattet ist, so begiebt er sich auf die Wege, und macht darauf unzählige Wiedergänge. Er mischt sich zwischen alle Rudel Wildbret, die er nur antrifft, damit die Jäger und Hunde, die ihn wieder aufsuchen möchten, in seiner Fährte irrig werden. Wenn er, welches ihm ziemlich gewöhnlich ist, Lust hat, in sein Revier zurück zu gehen, wird er sich nicht lange bey andern Wildbret aufhalten; hat er aber diese Absicht nicht, so bleibt er gern dabey stehen. Verbricht man ihn beym Eingange in ein Gebüsch, wo er einen andern Hirsch antreffen kann, so gesellet er sich gewiß zu ihm, behält ihn bey sich, und so bald er am folgenden Tage wieder angegriffen wird, liefert er seines Camerades Change, indem er erst eine Strecke weit mit ihm flüchtig wird, hernach aber einen Absprung macht, und sich auf den Bauch niederwirft.

Ist

Ist der Hirsch hingegen beym nahen Verenden verlassen worden, so nutzt er seine wenige Kräfte, um noch einige Ränke in der Nähe zu machen; weil seine Beine aber so schwach sind; daß er nicht stehen kann, muß er sich niederlassen; allein da in dieser Stellung alle seine Glieder gebogen sind, so empfindet er in denselben einen so allgemeinen heftigen Schmerz, daß er sogleich wieder aufstehen muß. Da er nun dieses in der Nacht zu wiederholtenmalen, und beynahe auf einer Stelle thut, so würde man aus diesen verschiedenen Bettungen des andern Tages urtheilen, daß mehrere Hirsche hier beysammen gewesen wären, wenn man nicht wüßte, daß die äußerste Müdigkeit eines einzigen Hirsches zu allen diesen vielen Lagerstätten Anlaß gegeben hat. In der That ist der arme Hirsch so ermüdet, daß er nicht stehend äßen kann, sondern nur das Wenige, was er im Liegen erreichen kann, zu sich nimmt; und seine Losung ist röthlich, klein, trocken und verbrannt. Ueber dieß ist das arme Thier in beständiger Todesangst, es glaubt stets Hunde und Jäger zu hören; und wenn es unter diesen Umständen einen Hirsch in der Nähe wittert, gesellet es sich sogleich zu ihm, um dessen Change, als sein letztes Rettungsmittel, zu liefern.

Wenn man sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, wegen einbrechender Nacht einen bereits übel zugerichteten Hirsch zu verlassen, so muß die Meute sofort nach dem nächsten Meierhofe oder Vorwerke geführt, daselbst einquartiert, und nebst den Pferden gehörig gefüttert und gewartet werden. Die Hunde, die sich wund gelaufen haben, werden geschmiert und verbunden, und die Pferde, die etwann Eisen verloren haben, werden neu beschlagen. Alsdann wird zu Nacht gespeiset, und hierauf gemeiniglich eine Versammlung von allen Jägern, sowohl Herren als Piqueurs und Besuchknechten, gehalten, wo ein jeder das Recht haben

ben muß, seine Meinung wegen des am folgenden Tage vorzunehmenden Besuches vorzutragen. Wenn man nun darüber einig geworden ist, müssen der nämliche Besuchknecht und dieselben Piqueurs, die den Hirsch am vorigen Tage bestätigt und gejagt haben, mit Tages Anbruch aufstehen und ihren Besuch anheben. Unterdessen daß der Besuchknecht die Fährte bey den Brüchen, oder bey dem Ausgange aus dem Teiche (*) wieder aufsucht, besehen die Kenner die vorauf und rückwärts vorhandenen Wege mit vieler Aufmerksamkeit, ob sie den Hirsch daselbst nicht spüren können; und wenn sie seiner Fährte ansichtig werden, blasen sie das Volulet, damit die Piqueurs herbey kommen, und die Fährte genauer untersuchen.

Ein scharf gejagter Hirsch ist nicht allein am folgenden Tage, sondern wohl einen ganzen Monat lang, an seiner Fährte zu erkennen; denn seine Augen sind sehr geöffnet, er tritt nur auf die Ballen, greift mit den Hinterläufen über die Vorderfährten weg, und sein Gang ist so unbestimmt, daß er bald den Schritt, bald den Trab, und bald den Galopp geht. Da man aus seinen bekannten gewöhnlichen Wechseln ungefähr abnehmen kann, wohin er sich wenden wird, so werden Relais dahin geschickt, die aber von einer vernünftigen Person geführt werden müssen, die es versteht, wenn sie dieselben an den Hirsch lassen soll. Die Meute wird auf dem Wege nachgeführt, damit sie jederzeit bey der Hand sey, wenn der Hirsch von dem Leithunde aufgejaget wird, da es sich denn gar wohl ereignen kann, daß er aus einer Hecke oder aus einem Graben in freyem Felde heraus fährt, wenn er nämlich, wegen mangelnder Kräfte, den Wald, wohin er ziehen wollte,

(*) Diesen Ausgang kann man verhindern, wenn man den Teich in der Nacht mit Wachen besetzt, und hin und wieder Feuer anzündet.

wollte nicht hat erreichen können. Sobald der Hirsch vor dem Leithunde wieder auf den Beinen ist, wird ihm die Meute nachgeschickt, welche aus eben den Hunden bestehen muß, die ihn am vorigen Tage gejagt haben, und die folglich seine Fährte vom Change zu unterscheiden wissen.

Wenn der Hirsch am vorigen Tage bey gänzlich verlornen Kräften zu Wasser gegangen ist, wird er es am folgenden Tage nach einer kurzen Jagd unfehlbar wieder thun. Wäre es also möglich, ihm auf dem Wege dahin die Hessen mit dem Hirschfänger abzuhauen, so würde man sich und den Hunden viele Mühe und Arbeit ersparen; ist ihm aber am vorigen Tage noch nicht so scharf zugesetzt worden, so wird man ihn nicht nur 3 oder 4 Stunden lang aufsuchen müssen, sondern er wird auch, wenn er wirklich wieder laneirt ist, noch unzählige Wiedergänge und krumme Sprünge machen, sich endlich niederlegen, und nicht eher wieder aufstehen, als bis ihm Hund und Jäger dicht auf den Leib kommen. Er ist also nicht anders, als durch vieles lautes Geschrey und genaue Besichtigung aller Schlupfwinkel, wieder auf die Beine zu bringen: und da er sich jetzt noch bey Kräften fühlt, so ist er nur darauf bedacht, einen Camerad aufzujagen, und durch dessen gelieferten Change seinen Verfolgern zu entwischen. Den wieder aufgefundenen Hirsch muß man nun ferner so behandeln, als am vorigen Tage, wenn nicht die Nacht eingebrochen wäre, geschehen seyn würde, wozu im Vorhergehenden die Anweisung gegeben ist.

(Hrn. Graf von Mellin) Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen, Berl. und Stett. 1779, 4. S. 129, fgg.

Le Verrier de la Conterie normännischer Jäger, oder die neueste Jagdschule, Münster 1784, 8. S. 164, fgg.

Les dons des enfans de Latone: La musique & la chasse du Cerf; Poëmes dediees au Roi, (par Mr. de *Serf*) à Par. 1734, 8.

Eb Def. Diane, ou les loix de la chasse du cerf. 8.

Das Fleisch oder Wildbret des Hirsches ist, nach dem Alter, Geschlecht und der Jahrszeit, von unterschiedener Güte. Das Fleisch der Kälber ist das delicateste Wildbret; und wie die Thiere weiblichen Geschlechts ein zarteres Fleisch haben, als die Thiere männlichen Geschlechts, so giebt man dem Kalbe weiblichen Geschlechts (dem Wildkalbe) noch den Vorzug vor dem Kalbe männlichen Geschlechts (dem Hirschkalbe.) Es giebt Leute, welche um es zu essen, diese Zeit nicht einmal erwarten, sondern es bereits in dem Eingeweide seiner Mutter aufsuchen, deren Bauch sie aufschneiden, um die Frucht heraus zu holen, welche sie hernach mit Vergnügen verzehren. Meines Erachtens aber muß das Fleisch in diesem Zustande eher schädlich als nützlich seyn, weil es alsdann noch allzu schleimig, und mit überflüssigen Feuchtigkeiten gar zu sehr angefüllt ist. Das Fleisch vom Spießer ist mittelmäßig; das von einem Schmalthiere ist niedlicher. Das Wildbret der jungen Hirsche im zweyten und dritten Jahre, hat, der Güte nach, den dritten Rang. Vom vierten bis zum siebenten Jahre wird das Fleisch des Hirsches immer härter, und weniger delicat. Das Wildbret eines Thieres oder Wildes (des Weibchens des Hirsches) ist weit milder, als das Wildbret der Hirsche männlichen Geschlechts. Zur Zeit der Hirschfeiste, da der Hirsch auf dem Felde das meiste Gräß hat, wenn er in die Kornfelder tritt, und sich von den Körnern des Getreides nähret, nämlich von Jacobi an, haben die alten Hirsche den besten Geschmack. Vor dieser Zeit haben sie nur schlechtes Wildbret, nach derselben aber noch schlechteres. Spießer und Schmalthiere sind, weil ihr Wildbret um der wenigern Jahre willen, auch ohne Feist noch schmeckt, schon eher gut zu essen. Wenn sie Ruhe des Nachts auf den Saatfeldern gehabt haben, werden sie schon zu Anfange des Junius niedliche Braten geben können.

Es

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß der Hirsch zur Sommerszeit, und insonderheit im Augustmonate, von weit herrlicherm Geschmacke sey, als im Winter, und zwar wegen der Früchte, welche er in dieser Jahrszeit aeniesst, und welche ihn beträchtlich feist machen. Unterdessen halten doch einige dafür, daß man im Sommer kein Hirschfl isch essen müsse, weil der Hirsch sich alsdann von Vip rn, Schlangen, und andern Thieren, welche sie für sehr giftig ansehen, nähret, gerade als wenn der Hirsch dergleichen nicht zu allen Zeiten des Jahres äße. Allein, warum will man sich einbilden, daß diese Thiere, innerlich genossen, so schädlich seyen, da man ganze Vipern, ohne Nachtheil der Gesundheit, verzehrt? Gesetzt auch, daß die Viper und Schlange, wenn sie durch den Mund eingenommen werden, bisweilen die Wirkung eines Giftes bey uns hervor zu bringen vermögend seyen, welches doch grundfalsch ist: folgt denn daraus, daß man sich zu der Zeit, wenn der Hirsch von solchen Thieren gegessen hat, des Genusses seines Fleisches enthalten müsse, weil man behaupten will, daß es alsdann die schädlichen Eigenschaften der Viper und Schlange an sich genommen habe? Essen wir denn nicht alle Tage solche Thiere, welche von Nahrungsmitteln leben, deren einige für uns purgierend, und andere giftig sind?

Plinius erzählt, da er Frauenzimmer gekannt habe, welche alle Morgen Hirschfleisch gegessen haben, um sich vor das Fieber in Verwahrung zu setzen, weil sie wahrscheinlicher Weise glaubten, daß der Hirsch von dem Fieber verschont bleibe. Es war aber dieses eine eben so leere Einbildung, wie diejenige, welche einige Leute haben, die durch den Genuß eben dieses Fleisches ihr Leben zu verlängern glauben, weil man dafür hält, daß dieses Thier viele Jahrhunderte leben solle, worüber ich mich bereits oben erklärt habe.

Kurz vor der Brunft, und noch mehr während derselben, vom Sept. an bis zu Ende des Octobers, ist das Wildbret des Hirsches nicht nur sehr mager, sondern hat auch einen sehr unangenehmen Geruch und widerlichen Geschmack, es läßt sich nur alsdann essen, wenn man die Vorsicht braucht, den bey einer Brunftpürsche geschossenen Hirsch, so bald er zur Erde sinkt, das kurze Wildbret (die Hoden) auszuschneiden. Nach der Brunftzeit kann das Wildbret eines Spießers oder

jungen Hirsches nur gute Speise seyn, wo in einem Gehäge viel alte Hirsche stehen, welche die jüngern Hirsche von dem Wilde abtreiben, und solche nicht hinzu lassen.

Observation sur le Cerf considéré comme aliment, st. in No. 30 und 31 der Gaz. salut. v. J. 1766, und in der Gaz. litter. de Berl. v. 7. Jul. 1766, S. 210—212.

D. von mir übers. u. d. T. Anmerkung über den diätetischen Gebrauch des Hirsches, st. im 9. St. des neuen Hamb. Magaz. 1767, 8. S. 281—287.

In den Küchen nennt man Hirschwildbret überhaupt das eßbare Fleisch von einem Hirsche, besonders das derb gewachsene Fleisch an den Keulen, dem Buge, Ziemer und Rücken, (zum Unterschiede von dem Kochwildbrete, worunter der Hals, die Brust, und die Krieben, Wände oder Seiten, begriffen sind) welches theils gekocht, theils gebraten, theils gedämpft, theils in Pasteten geschlagen, und entweder mit oder ohne Brühe zubereitet wird. Wegen der Vorbereitung ist zu erinnern, daß dieses Fleisch erst wohl zu häuteln ist, und wenn es etwa vom Schusse sehr schweißig wäre, mit siedendem Wasser gebrühet, auch rein ausgewaschen werden müsse.

Will man es nun dämpfen, so durchzieht man dasselbe mit beynahe eines kleinen Fingers dick geschnittenem Speck, welcher mit Ingber, Pfeffer und Salz bestreuet worden. Hierauf setzt man in einer Casserole Butter und Speck auf ein Kohlfeuer, und läßt es zusammen braun werden. Nach diesem bestreuet man das Wildpret mit Mehl, legt es in die heiße Butter, und läßt es auf beyden Seiten braun werden, gießt alsdann gute Fleischbrühe daran, worin es eine Weile dämpfen muß, thut auch ein halbes Nößel Wein dazu, wirft eine mit Nelken besteckte ganze Zwiebel nebst einigen Lorbeerblättern daran, und würzet es mit Ingber, Pfeffer, Nelken und Citronenschalen ab; läßt dieses alles zusammen so lange dämpfen, bis das Wildbret weich genug ist. Wäre die Brühe noch nicht dick genug, so

kann

kann noch ein wenig braunes Mehl daran gebrannt, bey dem Anrichten aber klein geschnittene Citronenschalen darüber gestreuet, die Zwiebeln aber wieder heraus genommen werden. Wer Belieben trägt, kann überdieß Kapern oder Sardellen, imgleichen einen halben Eßlöffel Wachholderbeeren hinzu thun.

Hirschwildbret in eine Pastete einzuschlagen. Man nimmt von einer Hirschkeule ein Stück, oder lieber gleich die Hälfte, (bisweilen werden auch ganze Keulen eingeschlagen) häutelt es rein ab, und läßt es auf dem Roste ein wenig anlaufen; hernach salzt man es, läßt es etliche Tage in Essig stehen, worüber einige Scheiben von Zwiebeln gelegt werden. Wenn es nun eingeschlagen werden soll, durchzieht man es mit beynahe eines kleinen Fingers dick geschnittenem Speck, den man mit Ingber, Pfeffer, gestoßenen Nelken und Salz bestreuet hat, schlägt es in eine förmliche Pastete von gebranntem Teig, und läßt sie wohl bis 5 Stunden in einem Ofen gehörig backen. Unterdessen wird Butter mit etwas Mehl gebräunet, welches in Fleischbrühe, Wein und Essig, ein wenig aufkochen muß. Diese Brühe wird hernach mit derjenigen, die von dem Einbeizen übrig geblieben ist, durch ein oben in den Deckel gemachtes Loch, vermittelst eines Trichters, in die Pastete gelassen, und diese wieder in den Backofen gesetzt, daß sie noch eine Weile dämpfe. Hernach aber kann sie warm oder kalt aufgetragen werden.

Will man seine Soße verändern, so kann man Kapern, Sardellen, Oliven, Schalotten, Zwiebeln und dergleichen Sachen, wenn sie gehörig vorbereitet sind, nur in die Brühe hinzu thun. Wenn man eine Schalotten- oder Zwiebelsoße haben will, muß man davon nicht wenig nehmen, weil diese Soße scharf schmecken soll. Deswegen füget man wohl gar Knoblauch hinzu, welcher großem und grobem Fleische keinen unangenehmen Geschmack zuwege bringt.

Auf gleiche Weise kann man mit Pasteten vom Rindfleisch, vom Rehe, vom wilden Schweine, vom Hammelbuge, vom Hasen u. s. w. verfahren, und eine dazu schickliche Soße bereiten.

Hirsch- und Rehwildbret gut zu braten, muß dasselbe gespickt, und währendem Braten mit Butter fleißig begossen werden. Wenn der Hirsch, zur Zeit der sogenannten Hirschfeiste, sehr fett ist, dürfen die Ziemer gar nicht gespickt werden. Man findet sie öfters alsdann dermaßen feist, daß man ihnen das Fett, wenn es einige Querfinger dick ist, zur Hälfte sauber abschälet, und also an den Spieß steckt. Die Hinterziemer der Hirsche und Rehe behalten, zur Zierde, ihre Enden, (Schwänze) die man auch wohl mit Papier besteckt, damit die Haare nicht beym Braten an- oder abbrennen. Auch die Läufe (Füße) werden nicht abgehauen. So müssen auch die Schalen und das Geäfter (die vordersten und die kleinen Klauen an den Läufen) nicht weggenommen werden. Die Läufe werden, vermittelst eines Schnittes zwischen der großen Senne und dem Knochen der Beine, zierlich durchgesteckt und umgebogen, auch die Läufe mit Papier besteckt, damit die Haare rein und unversenget bleiben. Viele glauben ihrem Braten einen bessern Geschmack zu verschaffen, wenn sie denselben mit zerstoßenen Wachholderbeeren bestreuen; wenigstens dienen diese Beeren dazu, daß ein ältelnder Geschmack des Wildbretes damit vertrieben werde.

Der Rest eines Hirsch- oder Rehbratens kann eingehacket, und mit solchen Brühen, als bey dem Hasenbraten, im XXIII. Th. S. 168. f. angegeben worden, bereitet werden.

Das beste am Hirsche ist das Hintertheil auf dem Rücken desselben, von welchem die Keulen abgelöset sind, oder der so genannte Ziemer. Es geht derselbe so weit als die Eisbeine reichen, und wo sich der Rückgrathsknochen anfängt. Einen solchen Hirschziemer, außer der gewöhnlichen Art zu braten, delicat zuzurich-

richten, verfährt man folgendermaßen. Man nimmt einen fetten Hirschziemer, wäscht denselben sauber aus, durchstößt ihn hierauf mit grobem Speck, wie man eine à la daube spickt, steckt etliche hölzerne Spießchen durch, setzt ihn in einem großen Topfe oder Kessel zum Feuer, gießt Wasser, Essig und Wein darauf, salzet ihn, wirft allerhand Kräuter, als: Rosmarin, Lorbeerblätter, Thymian, Salbey, Isopp und eine Zwiebel dazu, und läßt ihn kochen, bis er bald weich wird. Hernach nimmt man ihn heraus, legt ihn auf eine Torten- oder Bratpfanne, läßt ein hausgebackenes Brod reiben, vermischt dieses mit Zucker, Zimmet, Ingber, klein geschnittenen Citronenschalen, einem Paar Eyer, zerlassener Butter, Wein, und ein wenig von dem Fette, worin der Ziemer gekocht worden ist, imgleichen etwas Brühe; macht alles als einen Teig, bestreicht den Ziemer mit Eyern, und überzieht ihn von oben her ganz und gar einen Finger dick mit diesem Teige, streicht es mit einem warmen Messer fein glatt zu, begießt ihn mit zerlassener Butter, und streuet geriebene Semmel darüber; setzt denselben endlich in einen heißen Backofen, und läßt ihn also backen. Bey dem Anrichten streuet man Zucker und Zimmet darüber. Soll nun eine Brühe dazu kommen, so setzt man in einer Casserole Butter auf Kohlenfeuer, und läßt sie heiß werden, thut hernach ein Paar Hände voll geriebene Semmel, darein, läßt sie kastanienbraun röstlen, gießt ferner Brühe und Wein darauf, würzt es mit Zucker, Citronenschalen und Citronenscheiben, und läßt dieses kochen, bis es ein wenig dick wird. Diese Brühe muß man nicht über, sondern unter den Ziemer gießen.

Einen Hirschziemer auf eine andere Art anzuschlagen. Man bereitet einen Hirschziemer, wie vorher beschrieben worden, und schlägt ihn folgendermaßen an. Man nimmt 1 Pfund Mandeln, läßt sie einen Sud thun, zieht ihnen die Schale ab, stößt sie alsdann in einem Mörser, doch nicht gar zu klein, wie zu einer Mandeltorte, und thut sie in einen Ti-

gel oder in eine irdene Schüssel; hernach weicht man Semmel ein, drückt solche wieder ganz rein aus, und schüttet sie nebst 2 Händen voll geriebener Semmel auch zu den Mandeln, schlägt 6 Eyer daran, giest ½ Nösel Sahne hinein, würzt es mit Zucker, Zimmet, Muskatenblühen und klein geschnittenen oder geriebenen Citronenschalen, dieses alles rührt man durch einander klar ab. Ferner läßt man ½ Pfund Butter zergehen, welche man auch darunter laufen lassen muß. Hierauf beschlägt man den Ziemer mit Eyern, schlägt ihn mit der abgerührten Mandelfarbe an, streicht ihn aber fein glatt zu; nimmt einen Pinsel, zerklopft ein Ey, bestreicht damit den Ziemer, wie eine Pastete; läßt auf die bestrichenen Eyer klare Butter laufen, streuet geriebene Semmel darüber, und setzt ihn in einen Backofen. Dieser aber darf nicht so scharf gebacken werden, wie der vorige. Wenn er nun im Backofen jählinq Farbe bekommen sollte, deckt man einen Bogen Papier darüber, bereitet aber unterdessen folgende Brühe. Man setzt in einem Tiegel oder einer Kasserole ein Stück Butter auf das Feuer, streuet geriebene Semmel darein, giest Brühe, Wein und einen Löffel voll Essig dazu, und läßt dieses zusammen kochen, würzt es mit Muskatennüssen, Ingber, Zucker, Zimmet, vielen Citronenschalen und Citronenscheiben, daß es recht piquant wird, richtet hernach diese Brühe in die Schüssel an, und den angeschlagenen Ziemer darüber, garnirt ihn aufs zierlichste, und läßt ihn auftragen.

Das Rochwildbret wird, nach eines jeden Belieben, in Stückchen geschnitten, ausgewaschen, im Wasser weich gekocht, verkühlt, sodann ausgewuzt, und in einer Brühe mit Wachholderbeeren und Zwiebeln, mit Mandeln und Rosinen, mit Morcheln und Petersilienwurzeln, mit Pflaumenmus, mit Brodpfeffer u. d. gl. zugerichtet; wobey noch zu merken ist, daß das Hirschfleisch die Hälfte seines Salzes in sich habe, folglich nur ein wenig gesalzen werden dürfe.

Hirschfleisch mit einer Weinbrühe. Man läßt das Fleisch mit ein wenig weiß gebranntem Mehl, Salz, Lorbeerblättern, und einem Paar ganzen Zwiebeln kurz einkochen, thut hierauf etwas Wein, geriebene Citronenschale und Citronensaft, Zucker und Korinthen hinzu; und wenn es ein wenig damit durchgekocht ist, füget man auch ein Paar abgerührte Eyerdotter hinzu.

Auf

Auf gleiche Art kann auch der Rest eines Hirsch- und Rehbratens, zur Veränderung, zubereitet werden.

Wie das Hirschwildbret einzulegen, und einige Zeit frisch aufzubehalten, s. im Art. Wildbret.

Außer dem Wildbret ist von dem Hirsche noch verschiedenes in der Küche als ein delicates Essen zuzubereiten. Dergleichen sind die Ohren, Kolben und Läufe.

Die Hirschohren pflegen, nachdem sie nebst dem Maule vom Kopfe geschnitten, in Wasser gekocht, und ihnen, wenn sie weich sind, die Haut samt den Haaren abgezogen, reinlich geputzt, auch einige Zeit im kalten Wasser gelegen, hierauf aber entweder wie Nudeln klein geschnitten, oder plätzchenweise wie die Trüffeln zertheilt worden, theils als ein Fricassee, theils mit Muscheln, Trüffeln, theils mit Pinien und Citronenschalen, Muskatenblühten, oder grüner Petersilie, zugerichtet zu werden.

Die Hirschkolben, oder das junge, noch weiche und etwa nur einer Hand hohe Gehörn eines Hirsches bekömmt man erst nach Johannis. Von einem oder zween Hirschen kann man keinen großen Tiegel voll zu Wege bringen, daher sie auch nur in großer Herren Küchen zugerichtet werden. Wenn nun Hirsche einkommen, die nur ihr weiches Gehörn haben, schneidet man die Kolben unter den Augensprossen ab, und legt sie über Nacht in kaltes Wasser, damit es den rothen Schweiß heraus ziehe, hernach setzt man sie im Wasser zum Feuer, und läßt sie kochen, bis sie weich werden, alsdann zieht man ihnen die Haut ab, und beschneidet sie mit einem scharfen Messer, legt sie hierauf wieder in kaltes Wasser, und richtet sie mit Trüffeln, mit saurer Limonie, fricassirt, oder mit einer wohlgewürzten Butterbrühe zu.

Hirschkolben mit Trüffeln. Man schneidet die geputzten Kolben scheibenweise, und weicht Trüffeln in Fleischbrühe, damit sie ein wenig weich werden, thut alsdann dieses zusammen in eine Casserolle, schneidet Citronenschalen daran, legt Muskatenblüthen und ein Stück gewaschene Butter dazu, passiret alsdann dieses so lange auf Kohlen, bis die Butter völlig zerschmolzen ist. Darauf kann man Brühe oder Coulis darauf gießen, nach dem die Farbe am Ragout seyn soll. Endlich wirft man eine ganze Zwiebel hinein, die aber beym Anrichten wieder heraus gethan werden muß, läßt es noch ein wenig kochen, und richtet es an.

Hirschkolben mit Butter und Muskatenblüthe. Man schneidet die geputzten Kolben scheibenweise, thut sie in einen Tiegel oder in eine Casserole, legt ein Stück ausgewaschene Butter nebst Muskatenblüthe und etwas Citronenschalen daran, passirt es ein wenig auf dem Kohlfeuer, streuet klein geriebene Semmel hinein, gießt eine gute Fleischbrühe daran, und läßt es ein wenig auf Kohlen wieder aufkochen.

Hirschkolben fricassirt. Wenn sie scheibenweise geschnitten sind, thut man sie in einen Tiegel, legt ein Stück Butter daran, und passirt diese. Hernach schneidet man Citronenschalen, und legt dieselben nebst Muskatenblühte und einer ganzen Zwiebel hinein; gießt alsdann gute Brühe und Wein darauf, und läßt es ein wenig kochen. Wenn bald angerichtet werden soll, schlägt man 3 bis 4 Eyerdotter in ein Töpfchen, und zerquirlt diese mit einigen Tröpfchen Weinessig recht klar. Wenn das Fricassee im Kochen ist, schüttet man die Brühe an die Eyerdotter, quirlt es ganz klar ab, und gießt diese Brühe wieder an das Fricassee. Man darf es aber nicht wieder kochen lassen, sonst rinnt es zusammen. Bey dem Anrichten sprenget man oben zerlassene Butter darüber, auch drückt man von einem Paar Citronen den Saft daran.

Hirschkolben mit saurer Limonie. Nachdem diese Kolben geputzt sind, schneidet man sie scheibenweise, thut sie in einen Tiegel, und legt ein Stück Butter und Muskatenblühe daran. Hernach nimmt man eine eingesalzene Limonie, schneidet sie ebenfalls scheibenweise, legt sie erst eine Weile in kaltes Wasser, damit sich das Salzige etwas heraus ziehe; thut sie hierauf zu den Hirschkolben, streuet geriebene Semmel darauf, gießt Brühe und ein wenig Wein daran, setzt dieses auf Kohlfeuer, und läßt es kochen, bis eine dicke Brühe wird. Bey dem Anrichten drückt man Citronensaft hinein.

Die

Die Hirschfüße oder Hirschläufe werden gemeiniglich wie der Rinder und Kälber Füße in der Küche zubereitet, doch pflegt man sie auch einzulegen, welches folgendermaßen geschieht. Wenn sie abgehauen worden, schneidet man sie mitten entzwey, läßt sie kochen, bis sie gar werden, putzt sie hernach rein an Haut und Haaren ab, wie die Hirschohren oder Hirschkolben, und legt sie in kaltes Wasser, damit sie schön weiß werden. Man nimmt ein Fäßchen, worein sie gelegt werden sollen, thut unten am Boden Lorbeerblätter, ein wenig Rosmarin, Citronenschale, und allerley ganze Gewürze; legt alsdann eine Lage solcher Hirschläufe, und dann wieder die vorigen Species, bis das Fäßchen voll ist. Alsdann schlägt man es zu, bohrt ein Loch in den Deckel, läßt guten Weinessig durch einen Trichter hinein laufen, vermacht das Loch mit einem Stöpsel, setzt das Fäßchen an einen kühlen Ort, und wendet es alle Tage, oder auch binnen etlichen Tagen einmal um: so dienen sie kalt zu verspeisen.

In Siam werden auch die Sennen der Hirschbeine, welche man trocken in Bündeln, wie Stricke verkauft, gegessen.

Aus den langen und geraden Schienbeinknochen werden besonders Stiele zu Gueridons oder Leuchterstühlen verfertiget.

Die Wogulen essen, zur Zeit der Noth, Kraftsuppen von den zerschlagenen Knochen desselben.

Die Eskimaux, ein nordamerikanisches Volk an den Küsten von Labrador und der Hudsonsbay, zieren bisweilen ihre Kleider am Rande mit den Zähnen von Hirschkälbern.

Im Handel gebraucht man die Hirschhäute, Fr. Peaux oder Napes de cerf, entweder roh, die noch so sind, wie man sie dem Thiere abgestreift hat, und die man von den Jägern an großer Herren Höfen, wo

viele

viele Hirsche gefället werden, stückweise kauft; oder zubereitet, zugerichtet und gegärbt, die von den Handwerkern entweder zu ihrem eigenen Gebrauche, oder zum Behuf anderer zugerichtet sind. Sie bekommen aber ihre Zurichtung, 1) von den Kürschnern, die damit eben so, wie mit anderm Pelzwerke umgehen, und sie insonderheit zu Müffen verarbeiten; 2) von den Lohgärbern, die solche auf eben die Art, wie das Kalbleder zurichten; 3) von den Weißgärbern, die sie zu sämischem oder weißem Leder verarbeiten, von denen sie alsdann an die Beutler und Handschuhmacher verkauft werden, welche Reitcollete, Beinkleider, Handschuhe, Degenkoppel und anderes Riemenwerk daraus machen; wie sie dann auch gern von den Schustern zu Stiefeln verarbeitet werden. Durch die beyden letztern Zubereitungen verändern sie auch ihren Namen, und werden, nachdem solche geschehen sind, gemeiniglich Hirschleder genannt. Eine schöne auf sämische Art ausgearbeitete Hirschhaut ist sehr weich und dauerhaft, und nach dem sie am Leder rein, egal und geschmeidig gearbeitet ist, den Bockfellen weit vorzuziehen.

Die Koräken, eine Nation an den Gränzen von Rußland, brauchen Hirsch- und Hundehäute zu ihrer Kleidung, welche sie mit, zu feinem Pulver geriebener, Erlenrinde färben. Die Tungusen machen lederne Schläuche aus der Hirschhaut, welche sie mit Hirschsennen nähen, von Haaren befreyen, und durchräuchern. Die Wilden in Neu-Orleans gebrauchen die weißen Hirschhäute, so wie anderes weißes Pelzwerk, als Friedenszeichen, die sie dem Feinde, mit dem sie sich aussöhnen wollen, darbringen. Die Bewohner der Hudsonsbay bedecken ihre Zelte mit Hirschhäuten. Die aus Bretern bestehenden Schneeschuhe der Tungusen sind mit den Häuten von den Füßen des Hirsches überzogen, deren Haare, welche auswärts gekehrt

kehrt sind, sich sperren, wenn es Berg auf geht, und das Zurückgleiten verhüten.

Bey dem Einkaufen der Hirschhäute und des Hirschleders hat man vornämlich dahin zu sehen, ob sie groß oder klein sind, oder Löcher haben, und ob deren viel oder wenig sind, welche letztere Häute oder Leder nur zu Handschuhen gebraucht werden können. Daß diese Löcher in den Hirschhäuten von den Enderlingen herrühren, habe ich oben erwähnt.

Das Hirschhaar, Poil de cerf, oder dasjenige Haar, welches bey dem Garmachen der Hirschhäute von den Gärbern abgeschabet oder abgestoßen wird, gebrauchen die Tapezierer, Täschner, Sattler und Haardeckenmacher sehr vortheilhaft zum Ausstopfen der Sättel, Kissen u. d. gl.

Das Hirschhorn oder Hirschgeweih, dasjenige Gehörn, welches der Hirsch alle Jahre abwirft, ist eine Jagdnutzung; daher dasselbe in den Wäldern zusammen gelesen, und in den Jagdordnungen befohlen wird, wenn es der Unterthan findet, solches einzuliefern. Hirschhorn, welches ohne Attestat der Forstbedienten in die königl. preuß. Lande eingebracht wird, ist laut Ordre v. 31. May 1720, zu confisciren; und kann laut Ordre v. 14. Febr. 1751, ohne Erlaubniß der Kammer nicht außerhalb Landes gebracht werden.

Churbrandenburgisches Mandat wegen der Hirschgehörne oder Stangen, d. d. 1. May 1685, st. in Mylii Corp. Const. Magd. Th. 3. S. 349.

Königl. preußische wiederholte Ordre an die Chur- und Neumark, ꝛc. Kr. und Dom. Kammern, daß die Hirschgeweihe nicht außer Landes geführt, sondern zum Behuf der Neustadt-Eberswaldischen Stahl- und Eisenwaarenfabrike überlassen werden sollen, d. d. Berl. den 5. Febr. 1760, st. in der Edictensamml. v. J. 1760, No. 4.

Das Hirschhorn wird entweder zum Zierrath ganz gelassen, oder in kleine Stücke zerschnitten; auch zu dünnen Spänen geraspelt oder geschabet, die alsdann geraspeltes Hirschhorn, L. Cornu cervi raspatum, Rasura cornu cervi, Fr. Raclure oder Rapure de corne

de

de cerf, und von einigen Droguisten, welche damit handeln, Hirschhornsame, Fr. Graine de corne de cerf, genannt werden. Der Nutzen des Hirschhornes ist sehr beträchtlich und verschieden. Die Köche machen daraus mit und ohne Wein, eine Gallerte oder ein Gelee, welches mit hinlänglichem Wasser verdünnt, stärkend, nahrhaft und erquickend ist. Die Bereitung eines Hirschhorngelee habe ich im XVII. Th. S. 71, f. beschrieben.

Die Schwertfeger, Messerschmiede und Drechsler verarbeiten es zu Couteau- (Hirschfänger) Griffen, Messerschalen und Heften u. dergl. wozu sie aber das Hirschhorn in ganzen Stücken haben müssen, und zwar je krauser, desto schöner. Das Hirschhorn kann auch geraspelt und grün gebeizt werden.

Von dem Gebrauche desselben zu den Hirschfängergriffen, siehe im Art. Hirsch-Fänger.

Der Messerschmied, wenn er Schalen von Hirschhorn zu Tischmessern machen will, schneidet von einem Gehörne ein Stück, nach der Größe jeder einzelnen Schale, vermittelst einer Säge ab, und zertheilt es mit eben diesem Werkzeuge, der Länge nach, in zween gleiche Theile. Sind die Hälften noch zu dick, so nimmt er das Ueberflüssige mit einer Raspel ab. Weil aber das Horn krumm ist, so muß er es in Wasser kochen und erweichen, um es in den Schraubstock gerade zu biegen. Sobald die Schalen wieder kalt und hart sind, mißt er jede nach der Größe der Angel ab, und beschneidet nach den gezogenen Strichen den Umfang mit einer besondern Säge, oder wenn nur wenig abzunehmen ist, so bringt er es nur mit der Raspel herab.

Des gepülverten gebrannten Hirschhornes bedient man sich in der Haushaltung, um den gekochten Kaffee klar zu machen.

Von dem Gebrauche des geraspelten Hirschhornes, um das Bier wider die Säure zu bewahren und klar zu machen, s. Th. V, S. 197.

Aus einem am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirschhorn, soll man auch bisweilen den Schlangenstein (Piedra de Serpente) machen.

Des

Des Gebrauches, den Aerzte und Apotheker von dem Hirschhorne machen, wird weiter unten Erwähnung geschehen.

In Ost-Indien bedient man sich des Hirschgehirnes zur Bereitung der Bock- und Damhirschhäute.

Aus den Sehnen dieser Thiere, insonderheit an den Hinterfüßen, machen die Tunguſen Fäden zum Nähen. Die Kalmücken bedienen sich ihrer ebenfalls dazu. Die Bewohner der Hudsonsbay gebrauchen sie nicht nur zum Nähen, sondern auch zu ihren Bogen.

Ausgekochtes Hirschmark ist eine gute Salbe, das Eisen vor dem Roste zu verwahren.

Das Hirschtalg gebrauchen die Lichtzieher und Seifensieder. Von dessen medicinischen Nutzen siehe weiter unten.

Die Naturforscher und Aerzte haben entdeckt, daß viele Theile am Körper des Hirsches vortrefliche Eigenschaften und Arzneykräfte besitzen. Man hat aber auch davon so viele Mährchen und abergläubige Meinungen, daß man über die Leichtgläubigkeit unserer Vorfahren billig erstaunen muß; denn sie hatten ganze Hirschapotheken, weil sie vom Hirsch alles mögliche in der Medicin gebrauchten.

Von den Hirschthränen oder Hirschzähren, und den ihnen beygelegten Kräften, s. oben, S. 594.

Das Herzbein des Hirsches, das Hirschbein, Hirschherzbein, oder Hirschkreuz, L. Os de corde cervi. Fr. Os du coeur de cerf, Croix de cerf, ist ein fast dreyeckiger oder kreuzförmiger beinharter Knorpel, welcher aus der Zusammentretung der Pulsadern am Grunde des Herzens entsteht. Es wird nur bey ganz alten Hirschen gefunden; denn bey jüngern ist es nur ein ungestalter Knorpel. Es wird von den Abergläubigen in der Arzney als ein kräftiges Mittel wider allerhand giftige Krankheiten, hysterische Zufälle ꝛc. gerühmt

rühmt, und dem Bezoar gleich geschätzt. Am Halse getragen, soll es ein bewährtes Mittel für Herzklopfen seyn.

Jo. Steph. Adami de osse cordis cervi, Giess. 1684, 4.
De osse cordis cervi, s. *Io. Iac. Mangeti* Bibl. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 517, f.

Da man dergleichen Herzbein auch zuweilen bey dem Ochsen findet, so muß man, wofern daran gelegen ist, daß man das wahre Hirschbein bekomme, bey dem Einkaufe dasjenige erwählen, welches mittelmäßig groß und recht weiß ist, und sich vorsehen, daß man nicht das Bein aus dem Herzen des Ochsen bekomme; welches man vermeiden kann, wenn man auf die Größe und Gestalt Achtung giebt, indem das Bein aus dem Herzen des Ochsen größer ist, als das Hirschherzbein, und dieses eine mehr dreyeckige Gestalt hat, als jenes.

Der Hirschsprung, oder das Beinchen aus den Hinterläufen, L. Talus cervi, Fr. l'os du talon, welches an den Hirschen eben das, was bey den Hasen der Hasensprung ist, (s. Th. XXII, S. 190) wird wider die Kolik gerühmt.

Aus den Hirschklauen, Ungulæ cervi, verfertigen die Drechsler Ringe u. d. gl. Die Ringe hielten unsere Vorfahren, so wie die Ringe aus Elendsklauen, wider die Krämpfe für wirksam.

Das frische Hirschherz wurde ehemals in Stücke zerschnitten, und mit verschiedenem Gewürze eine Zeitlang in guten Wein eingebeizt, und alsdann ein Wasser daraus distillirt, welches in den Apotheken unter dem Namen Aqua de corde cervi, zu haben war, und wider Herzklopfen besonders gerühmt ward.

Das Hirschblut, in einer Bratpfanne gedörrt oder an der Sonne getrocknet oder gepülvert, wurde wider Seitenstechen, Podagra, die rothe Ruhr, allerley Durchfälle und Gift gebraucht; so wie der daraus präparirte Balsamus antipodagricus, äußerlich aufgeschmiert, wegen seiner mächtigen Zertheilungskraft im Podagra, in Contracturen ꝛc. sehr berufen war.

In dem Magen und Gedärme der Hirsche werden zuweilen weißgelbe schalichte Steine, welche den gemeinen Bezoarsteinen beynahe gleichen, und zu eben dem Gebrauche angewendet werden, oder zusammen gebackene und mit verhärtetem Schleime überzogene Haare, in Gestalt einer Kugel, gefunden, welche Hirschbezoar, Hirschkugel oder Hirschsteine, genannt werden. Letztere Art, Gr. u. L. Elaphopila, Pila cervina, entsteht aus den Haaren, welche die Hirsche verschlucken, wenn sie einander lecken.

Godofr. Clauderi obs. de lapide quasi bezoardico in cervae stomacho reperto, vesicae incluso, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II, A. III, Obs. 78.

Jo. Maur. Hoffmanni obs. de elaphopila, atque concreto membranaceo-cartilagineo in damaecervi ventriculo, st. in den Eph. Nat. Cur. Cent. III & IV, Obs. 109.

Ge. Wolfg. Wedelii obs. de pila cervina, st. in den Misc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, s. A. IX, & X, Obs. 169.

Die Blase aus dem Hirsche, oder die Hirschblase, wird als ein besonderes Mittel wider die Krätze und den Grind gerühmet.

Von dem sauber geputzten, mit Wein rein abgewaschenen, alsdann im Ofen gedörrten, und mit Wegerichsaft eingenommenen männlichen Gliede, der Hirschruthe, oder dem Hirschziemen, L. Priapus cervi, Fr. Nerf oder Priape de cerf, wurde ehedem, in Ansehung der Wirkungen desselben zur Stärkung entnervter Ehemänner viel Rühmens gemacht; heutiges Tages aber hält Niemand mehr etwas darauf.

Aus dem jungen, noch ganz weichen, und mit einer rauhen Haut oder einem Baste überzogenen Gehörne, welches dem Hirsche wieder wächst, nachdem er sein Geweih abgeworfen hat, und einem solchen Hirsche, wenn er gefället worden, abgeschnitten wird, (den Hirschkolben) wird in den Apotheken, vermittelst der Destillation, mit und ohne Wein ein Wasser gemacht, welches man Hirschkolbenwasser, L. Aqua e typhis cornu cervi, Aqua cornu cervi ex tenellis, Fr. Eau

de tête de cerf, Eau de cru de cerf, nennt, und für eine vortreffliche Herzstärkung gehalten wird. Wenn die Kolben noch zart und blutig sind, in kleine Stücke geschnitten, und mit Kreuzwurzsaft über einen Kolben gezogen werden, geben sie einen vortrefflichen Spiritus gegen den Biß der Schlangen und anderer giftigen Thiere ab.

Die Aerzte gebrauchen das Hirschhorn in allerhand abgekochten Tränken oder Decocten, Ptisanen und Aufgüssen. Diese Art, sich des Hirschhornes zu bedienen, ist die einfachste und zugleich nicht die geringste; denn es ist ein Arzneymittel, welches bloß von der Natur präparirt worden, und dem die Kunst nichts von seinem flüchtigen Salze und Oehl, worin seine vornehmste Kraft besteht, benommen hat. Die Apotheker und Chemisten machen aus demselben vielerley Präparate, die man aber zum Theil jezt nicht mehr in der Medicin gebraucht. Wenn das Hirschhorn zum medicinischen Gebrauche dienen soll, muß es reif seyn; d. i. der Hirsch muß es selbst abgeworfen haben, welches man leicht erkennen kann; denn die Geweihe, welche der Hirsch von der Mitte des Aprils an, bis nach der Mitte des Septembers, von sich geworfen hat, sind schwer, dichter, härter und weißer, als diejenigen, welche man ihnen abgehauen, wenn man sie zu einer andern Zeit getödtet hat. Die erstern geben nicht nur mehr Spiritus und flüchtiges Salz, sondern die daraus bereiteten Arzneyen sind auch wirksamer. Die pharmaceutischen und chemischen Präparate aus dem Hirschhorne sind: 1) das gebrannte Hirschhorn, L. Cornu cervi ustum, Fr. Corne de cerf calcinée en blancheur. Die brennbare Substanz von der Kohle des Hirschhornes verbrennt, ob sie gleich sehr schwer zu verbrennen ist, dem ungeachtet leichter, als die Kohle von andern Hörnern, und beynahe wie die Kohle der Knochen. Wenn diese Kohle bey einem starken und lan-

langen Feuer calciniret wird, verwandelt sie sich in eine sehr weiße Erde, welche man gebranntes oder weiß calcinirtes Hirschhorn nennt. Diese Erde wird in der Medicin als ein die Säure im Magen und den Gedärmen dämpfendes (absorbirendes) Mittel gebraucht. Man verordnet sie in der rothen Ruhr und bey Leibesschmerzen, von welchen man vermuthet, daß sie von sauern und übel verdaueten Materien herrühren. Das weiß gebrannte und fein gepülverte Hirschhorn macht den Grund von demjenigen Decocte aus, welches Sydenham sein Decoctum album nennt, das man gemeiniglich in diesen Krankheiten verordnet. Gebranntes und gepülvertes Hirschhorn in weißem Wein eingenommen, treibt die Würmer ab, und wenn es gut zubereitet wird, ist es ein bewährtes Mittel für Kopfschmerzen. 2) Das ohne Feuer oder philosophisch zubereitete Hirschhorn, L. Cornu cervi philosophice, spagyrice s. sine igne praeparatum, Fr. Corne de cerf préparée philosophiquement, ist dasjenige, welches durch das Wasser fast aller seiner gallertartigen Theile beraubt geworden ist, so, daß es nunmehr ganz spröde und zerbrechlich ist. In dieser Absicht befreyet man es von seinen äußerlichen Theilen; hiedurch wird es sehr weiß, und hat in der Medicin eben den Nutzen, wie dasjenige, welches durch das Feuer calcinirt worden ist. Philosophisch zubereitetes Hirschhorn nennt man auch, wenn man Stückchen Hirschhorn in den Helm eines Kolben hängt, aus welchem man aromatische Pflanzen destillirt, damit sie mit den Tugenden und Kräften dieser Kräuter begabt werden. Diese Methode, ob sie gleich gut ist, verdient doch nicht so vielen Vorzug, als man ihr zu geben pflegt; und da man nicht immer dergleichen Destillationen anstellen kann: so ist es genug, wenn man das Hirschhorn raspelt und pülvert. 3) Der Hirschhorngeist, Spiri-

tus cornu cervi, welcher sowohl inn- als äußerlich gebraucht wird;

Facultatis medicae Hafniensis disquisitio: an gangraena pedis ex spiritus cornu cervi rectificati inunctione processerit, st. in Tho. Bartholini Act. med. & philos. Hafn. Vol. V, A. 1677 — 1679. Obs. 23.

Pauli Ammanni casus, discursus & responsum Facult. med. Lips. d. d. 20. Jul. 1657, quod spiritus C. C. rectificatus praeservative prosit in variolis & morbillis, st. in Dessen Medicina crit. s. decisoria, Stadae, 1677, 4. Cas. 74, S. 478 — 484.

D. Dehne Anmerkung von einem besondern Salmiak in kubischen Crystallen aus dem so genannten Hirschhorngeist, welcher sich aus einem verschlossenen Zuckerglase gänzlich bis auf ein wenig brenzliches Oel verlor, st. in Lor. Crells chem. Journ. 3. Th. Lpz. 1780, 8. S. 87—95.

Ad. à Lebenwald Obs. de spiritus cornu cervi usu in febribus malignis, st. in den Misc. Nat. Cur. Dec. III, A. 1. Obs. 91.

4) Der mit Bernsteinsalz gesättigte Hirschhorngeist, Liquor, oder Spiritus cornu cervi succinatus, Salsilago C. C. succinata, welcher vorzüglich als ein Mittel gegen das Kopfweh berühmt ist;

Der Hirschhorngeist wird mit Bernsteinsalz gesättiget, und hernach durchgeseihet, weil bey der Verbindung dieser Substanzen sich noch etwas Oehl vom Hirschhorngeiste absondert. Damit etwas vom Bernsteinöhl mit in den Liquor eingehe, pflegt man unrectificirtes Bernsteinsalz dazu zu nehmen. Dieses durch die Vermischung entstandene Mittelsalz wird in den Apotheken in flüssiger Gestalt gehalten, ob es gleich auch crystallisiret werden kann.

Sebast. Alischers Obs. von der Wirkung des Liquoris C. C. succinati in hemicrania, als eines viel sicherern Succedanei des Opii, st. im 19. Vers. der Bresl. Samml. Febr. 1722. Cl. 4, Art. 17.

Andr. El. Büchners Relation von dem unvernünftigen Gebrauch des Liquoris C. C. succinati in cephalalgia sanguinea, st. im 29. Vers. derselben. Aug. 1724, Cl. 2, Art. 3, §. 2.

In Gottw. Schusters Obss. med. im Append. ad Nov. Act. phys. med. Acad. Caes. N. C. To. II, Norimb. 1761, 4. S. 231 sqq. handelt §. 1. de liquore C. C. succinato.

5) Das Hirschhornöhl, Oleum cornu cervi, welches man gemeiniglich hysterischen Frauenspersonen zu riechen giebt, und woraus man Salben für gelähmte Glieder macht; wie es dann auch, wie ich an seinem Orte zeigen werde, zu Vertreibung der Ratzen gebraucht wird;

Chr.

Chr. Fr. Joerdens obs. de usu salium volatilium e regno animali, oleo cornu cervi rectificati & camphorae, s. im Commerc. litter. Nor. 1736, hebd. 1. n. 3, S. 4. fgg.

Io. Ge. Sommeri, obs. de oleorum C. C. & tartari foetidorum extractis volatilibus, s. in Misc. Nat. Cur. Dec. III. A. V & VI, obs 251.

6) Das flüchtige Hirschhornsalz, Sal volatile cornu cervi, welches man von 6 bis 15 Gran, in einer dienlichen Feuchtigkeit, so wie den Spiritus, von 10 bis 30 Tropfen, mit großem Nutzen in bösartigen Wechselfiebern, in Pocken, Schlagfluß, Lähmung, Epilepsie, hysterischen Krankheiten, und wider den Biß giftiger Thiere, giebt.

D. von Erxleben von Hirschhornsalz, s. im 47. St. der Fränk. Samml. Nürnb. 1767, 8. S. 415—417.

Io. Dolaei obs. de salis C. C volatilis ad tactum frigiditate, s. in Misc. Nat. Cur. A. 1678 & 1679, obs 133.

De sale cornu cervi, s. *Ioseph Merli* & *Steph. Bettini* dissertazioni epistolari in risposta alle considerazioni del D. Giov. Andr. Sangiorgio, Milano, 1758. 4. differt. 3.

Bezoar septentrionale, s. de sale C. C. usu & abusu, poema medicum *Io. Val. Willii* Hafn. 1676, 4.

Aus dem Caput mortuum dieser Präparate, wird 7) das Hirschhornschwarz, Fr. Noir de cerf, welches fast eben so gut ist, als das Th. X, S. 741, erwähnte Elfenbeinschwarz, und von den Malern eben so gebraucht wird, bereitet.

Vom Gebrauche des Hirschhornes in Weinessig wider die Hühneraugen, s. im Art. Leichdorn.

Aus den in Stücke zerschlagenen großen Knochen der Hirsche wird das Hirschmark, Fr. Moëlle de cerf, gezogen, welches man kochen läßt, und hernach zu kleinen runden Broden macht, die ebenfalls als Arzeney gebraucht werden. Dieses Mark wird dem von andern Thieren vorgezogen, die Schmerzen zu stillen und bösartige Geschwüre zu heilen. Man muß es gebrauchen, wenn es frisch ist, alsdann ist dasselbe erweichend, und die Trockenheit der Theile zu befeuchten geschickt: wenn es aber alt geworden ist, verliert es diese gute Eigenschaften, und wird ranzig, scharf und corrosivisch. Man bedient sich dessen innerlich in Krämpfen

chen und Klystieren wider das Bauchgrimmen, und äußerlich als eine Salbe wider das Gliederreißen, Podagra, Hüftweh, Beinbrüche, und zu Stärkung der Nerven und Gelenke. Wenn man geschmolzenes Hirschmark, so warm als man es leiden kann, auf gelähmte Glieder legt, werden dieselben wieder geschmeidig.

Das Hirschfett oder Hirschtalg. L. Adeps s. Sevum cervinum, Fr. Suif de cerf, ist, unter Salben und Pflaster gemischt, oder auch allein gebraucht, erweichend, zertheilend und den Nerven dienlich. Es erweicht die harten Geschwulsten, heilet die Geschwüre der Haut, und die von der Kälte aufgesprungene Füße und Hände, und lindert die Schmerzen, die podagrischen nicht ausgenommen. Von dessen Nutzen wider das Durchliegen der Kranken, s. Th. IX, S. 769. Man gebraucht es mit Nutzen in Klystieren wider die Bauchflüsse und die rothe Ruhr. Das destillirte Oehl dieses Fettes hält man für besonders dienlich, die Schmerzen des Podagra zu lindern, wenn man die leidenden Theile täglich damit reibet. Nach Hofmanns Versicherung lindert es, auf Leinwand gestrichen und auf das Zahnfleisch gelegt, die Zahnschmerzen merklich, und treibt die Würmer, welche bisweilen solche Schmerzen verursachen, heraus. D. Nester pflegte einen Tropfen Hirschfett in den Urin der Kranken, die er in Gefahr zu seyn glaubte, fallen zu lassen; wenn dieser Tropfen auf den Boden fiel, so hielt er den Zustand des Kranken für verzweifelt, wenn derselbe aber oben blieb, so zog er eine gute Vorbedeutung zur Genesung des Kranken daraus. Hippokrates, im Buche de morbis mulierum, verordnet, ein wenig Wolle in geschmolzenes Hirschfett zu tauchen, und es den Gebärenden in die Mutterscheide zu legen, wenn die Reinigung nach der Geburt nicht fließen will; er rühmt dieses Fett auch wider die Geschwüre der Gebärmutter.

Jo. Frid. Henckelii obs. de adipis cervini & cerebri humani perennitate st. im 3. B. der Act. phys. med. Acad N.C. obs. 111.
De sevo cervi ejusque praeparatis, s. *Io. Iac. Mangeti* Biblioth. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 547, f.

Die Hirschhaut dient, nach dem Schröder, Gürtel daraus zu machen, deren die Weiber sich wider die Mutterkrämpfe bedienen. Joel behauptet, daß sie, auf die Gegend der Nieren gelegt, ein unfehlbares Mittel, die Geburt zu befördern, sey. Burrhus rühmt, nach dem Ettmüller, die hirschhäutenen Strümpfe wider das Podagra. Wenn man die Hirschhaut mit Bimsstein abreibt und mit Essig vermischt, soll es ein vortreffliches Mittel wider die Rose seyn.

Cervi excoriati & dissecti in Medicina usus; das ist: kurze Beschreibung, welchergestalt des zu gewisser Zeit gefangenen Hirschens vornehmste Glieder in der Arzney zu gebrauchen: und erstlich: was massen das abgenommene und zubereite Geweihe in mancherley des Leibs Beschwerungen beyzubringen. Dann zum andern: Wie die übrigen Stück in andere Wege mögen genossen und applicieret werden. Mit besonderm Fleiß aus vieler Alten und anderer vornehmer Medicorum Bücher, und durch Erfahrung zusammen getragen. Durch Johannem Georgium Agricolam. Amberg 1603, 4. 17. B.
Eph. Wilh. Iac. Gatterers Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, 1 Band, Lpz. 1781, gr. 8. S. 174 – 180.
Elaphographia sive Cervi descriptio physico-medico-chymica, Aut. *Io. Andr. Graba.* Jen. 1668, 8.
Maur. Hofmanni Obs. de cervo cultro anatomico subjecto, st. im Append. ad Eph. Nat. Cur. Cent. IX & X, S. 448.
Eb. dess. Obs. de cervae gravidae anatome, st. eb. das. S. 467, fgg.
Dan. Ludovici Obs. de foetus cervini constitutione, st. in Misc. Nat. Cur. A. 1675 & 1676, obs. 242.
Eb dess. circa cervini foetus temp ora, continuatio observationis antec. st. eb. das. A. 1677, obs. 17.
De cervino genere ejusque historia naturali, s. *Io. Iac. Mangeti* Bibl. pharm. med. To. I. Genev. 1703, f. S. 544 f.
Io. Ge. Volckameri descriptio anatomica cervae, st. n. 2 & T. in den Misc. Nat. Cur. Dec. II, A. VI, obs. 223, S. 459; und in M. B. Valentini amphib. zootom. Frf. M. 1720, f. S. 74 — 76.
Io. Iac. Wepferi ob. de genitalibus cervi, st. in Misc. Nat. Cur Dec. II, A. VI, obs. 117; und in Valentini, a. ang. O. S. 76, f

In Japan, wo die Thiere größtentheils ein Gegenstand der Verehrung sind, und man ihnen Altäre und Tempel erbauet, stehen die Hirsche, wenn sie von den Andächtigsten nicht abgöttisch verehret werden, wenigstens in so großer Achtung, daß es Niemand, bey Verlust seiner Güter und seines Lebens, wagen darf, ihnen Leides zu thun, oder wohl gar eines dieser Thiere zu tödten. In der Nähe von gewissen Klöstern sind kleine Holzungen, bloß für die Hirsche, angelegt, wohin die Mönche ihnen überflüssiges Futter bringen. Derjenige, welcher eben für ihren Unterhalt sorget, ruft sie, vermittelst einer kleinen Glocke, zusammen, und schickt sie, wenn sie gefüttert sind, durch eben dieses Zeichen wieder zurück.

Ehemals übte man gegen Missethäter, insonderheit gegen die Wilddiebe die unmenschliche grausame Strafe aus, daß man sie lebendig auf wilde Hirsche schmieden, und so nach und nach, von dem dadurch scheu und noch wilder gewordenen Thiere in den Waldungen in Stücke reißen ließ. Ich werde davon bald hernach wieder zu sprechen Gelegenheit haben.

Die Natur des bisher abgehandelten Hirsches enthält so viel merkwürdiges, daß er nicht allein das Auge des Beobachters mehr reizt, als alle unsere übrige Thiere, sondern daß sich, außer dem angezeigten Gebrauche und Nutzen des todten Hirsches und seiner Theile, auch von den Kräften eines lebendigen sehr vieles denken läßt, was man bisher keiner Aufmerksamkeit gewürdiget hat. Der Geist des Menschen, dessen unerschöpfliche Begierde, alles zu bezwingen und alles zu seinem Gebrauche anzuwenden, Mittel erfunden hat, die ungeheuern Elephanten zu fangen, sie zahm zu machen, ihnen Thürme auf den Rücken zu bauen, und sie, wider alle ihre Triebe, auf das

Schlacht-

Schlachtfeld gegen blitzende Waffen eindringen zu lassen; die List, welche Kameele, Stiere, Pferde und Esel gehorsam zu machen gewußt hat, ist bisher noch nicht, wenigstens nicht allgemein, zu den Hirschen gekommen. Ruhig geht dieses edle Thier noch, seinem Geschlechte zur Ehre, in seiner angeerbten Freyheit; kein Joch und kein Geschirr drücken seine Glieder; keine Schläge zwingen es, das Maß seiner Kräfte zu vergessen, und, wie ein armer Karrengaul, sich selbst zu zerstören, um für seinen Herrn zu arbeiten. Stolz geht der Hirsch im Grase hinter der Waldhecke, und betrachtet den Ackerbau in den Feldern, sieht ein mattes Roß mit Stricken am schweren Pfluge befestigt, mit dem Leitriemen gemartert, und mit Peitschen und Pflugstäben zum öftern unbeschreiblich gemißhandelt. Wie glücklich würde er sich schätzen, wenn er denken könnte! Aber er weiß nicht, daß ihn sein unglückliches Geschick bestimmt hat, ein Spiel der Jagd zu werden. Das Jagdhorn schallt; eine Menge von Reitern und Hunden setzt ihm nach; er springt über Hecken und Gräben, flieht über Berge und Thäler, verbirgt sich in Sümpfen und Teichen, aber umsonst; er wird allenthalben eingeholet, und so lange verfolget, bis er kraftlos stehen bleibt, und den Fang erwartet, welcher seine Marter, und mit ihr die Lust der Menschen beschließt. Wie gern hätte er hier seinen Zustand mit dem Pferde vor dem Pfluge vertauscht!

Aber sollte es denn von allen Zeiten her mit gutem Grunde für unmöglich gehalten seyn, den Hirsch zu zähmen, ihn zum Zuge und zur Arbeit des Ackerbaues zu gewöhnen, und sich der Hindinnen in der Haushaltung, wie die Kühe und Ziegen zu bedienen? Wir haben ja das Beyspiel von den Lappländern, welche ihre Rennthiere zu beyderley Gebrauche halten; sie spannen dieselben vor den Schlitten, und legen mit ihnen die weitesten Tagereisen zurück; sie mel-

ten diese Thiere, als Kühe, und genießen die Milch; sie schlachten dieselben so gar, und essen ihr Fleisch. Gleichwohl ist das Rennthier eine Art von Hirsch. Warum sollte man also nicht die Hirsche eben so vortheilhaft nutzen können? Es ließe sich hier in der That vieles denken, was den Hirschen die Freyheit streitig machen könnte. Die Hirsche sind wild, kann man sagen; aber diese Wildheit würde mit der Zeit ausarten, wie dieses längst bey so vielen andern Thieren geschehen ist. Die Hirsche sind schwach; ihre Glieder und die Knochen ihrer Füße sind zart, und scheinen nicht zu harter Arbeit gebauet zu seyn; aber es ist zu vermuthen, daß die Arbeit selbst dieses Hinderniß heben würde. Man betrachte die Ochsen in denen Gegenden, wo mit ihnen der Ackerbau getrieben wird, was für Schenkel, welche Knochen, was für ein fester und bestimmter Schritt, und was für ein Unterschied zwischen ihnen und einem wilden Ochsen, der so groß ist, daß man zweifeln sollte, ob sie von einerley Geschlechte wären! alsdann wird man nicht zweifeln, daß ebenfalls die Hirsche mit der Zeit eine solche Stellung der Glieder bekommen würden, in welcher sie zum menschlichen Gebrauch geschickter wären, als sie es jetzt scheinen.

Der Vortheil, welchen der Engländer von seinen Pferden zu gewinnen hoffet, wenn er ihnen, gleich den Schafen, die Schwänze abhauet, (s. Th. XI, S. 25, fgg.) findet sich bey den Hirschen von Natur; und wofern die Engländer nicht irren, kann man nicht umhin zu glauben, daß die Hirsche die einzige Art unter dem großen Viehe sind, welche mit dem Mangel eines überflüssigen Schwanzes ursprünglich geziert ist. Sie scheinen daher von Natur schon zu demjenigen Gebrauche bestimmt zu seyn, zu welchem man die Pferde durch Kunst bildet. Daher steckt die Kraft, welche das Pferd im Schweife führt, und die man durch das Abstutzen in die Beine desselben zu leiten glaubt, bey dem

Hirsche

Hirsche von Natur schon in den Schenkeln. Eben daher kömmt unstreitig bey ihnen die gewaltige Schnellkraft, mit welcher sie sich über 6 Fuß hoch in die Luft erheben, und über Zäune, Büsche und breite Gräben springen. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß man die Hirsche anstatt der Reitpferde gebrauchen sollte; denn es ist noch nicht ausgemacht, wie viel Last, und wie lange Zeit ein Hirsch dieselbe zu tragen, vermögend sey, sondern ich will nur dieses sagen, daß die Schnellkraft der Hirsche in die Glieder gehen, und dieselben desto stärker machen müßte, so bald man anfienge, sich ihrer Kräfte zum Zuge zu bedienen. Hier kann ich den Vergleich zwischen einem Reitpferde und einem Zugpferde zum Beweise anführen. Das Reitpferd behält seine Kraft zu springen guten Theils bis in sein Alter, zum Ziehen aber ist es immer ungeschickt. Das Zugpferd dagegen liegt mit seiner ganzen Kraft in den Seilen; hierüber verliert es seine Schnellkraft, und wird ungeschickt zum Reiten, welches derjenige auf Kosten seiner Rippen erfährt, welcher genöthiget ist, ein solches Roß, in Ermanglung eines bessern, zu besteigen. Man spanne eben dasselbe Pferd vor den Wagen; hier ist es in seinem Element, und so wie es tritt, muß der Wagen nachfolgen, so schwer er auch oft beladen ist. Auf gleiche Weise ist nicht zu zweifeln, daß in eben dem Maße, in welchem die Lust zu springen dem Hirsche unter der Arbeit vergeht, die Kraft in die Schenkel treten, und ihn nun zum Zuge sowohl stärker als geschickter machen werde. Dieser mein Vorschlag wird durch den bereits oben angeführten Umstand, da es ehemals eine Art der Strafe war, Missethäter auf Hirsche zu schmieden, und dieselben mit ihnen laufen zu lassen, bestätigt.

Es sey mir erlaubt, hier eine Geschichte anzuführen, welche in dem Grand theatre historique, à Leide 1703, Vol. V. S. 22, in Kupfer gestochen vorgestellt ist. Hier sieht man die Figur

gur eines Mannes mit verzweifelnden Gesichtszügen, mit zerstreuten Haaren, zerrissenen Kleidern und gebundenen Händen, auf einen Hirsch angeschmiedet, welcher mit ihm in vollem Laufe durch die Wildniß eilt, welche entsezliche Begebenheit sich im May 1666, in der Wetterau zugetragen haben soll. Es wäre nämlich durch die Stadt Friedberg ein Mann gekommen, der mit eisernen Ketten auf einem Hirsche befestigt gewesen. Der Hirsch wäre mit ihm so schnell gelaufen, daß man ihn nicht hätte aufhalten können; und alles, was man von der Ursache dieser seltsamen Geschichte erfahren habe, wären folgende Worte des unglücklichen Mannes gewesen, die er überlaut geschrien: „Freunde! nehmet mir das Leben, und befreyet mich von die„ser grausamen Noth, die ich schon seit drey Tagen leide, seit „dem ich aus Sachsen geritten bin!“ Einige Zeit nachher hätte man den Hirsch nebst dem Manne todt in der Gegend von Solms gefunden, aber beyde so ausgezehrt, daß nichts weiter, als Haut und Knochen, übrig gewesen. Uebrigens hätte man niemals Nachricht erhalten, ob dieser Mann ein Verbrecher gewesen sey, und was für ein Verbrechen er begangen hätte, für welches man ihn auf eine solche Art bestraft habe.

Was für ein starkes Thier müßte aber ein Hirsch seyn, der einen Menschen, ohne abzusteigen, in 3 Tagen 30 bis 40 Meilen weit trüge, und doch noch Kräfte genug hätte, ihn von Friedberg nach Solms zu bringen; insonderheit, wenn man bedenkt, daß der Hirsch nicht den geradesten Weg und die gebahnte Straße, sondern tausend Krümmen und wüste Umwege wird durchirret haben!

So lange es nicht zu befürchten ist, daß das Geschlecht der Pferde aussterbe, erstreckt sich mein Vorschlag nicht so weit, um einen allgemeinen Gebrauch der Hirsche einzuführen. Diejenigen, welche in Gegenden wohnen, wo gute Pferdezucht ist, oder welche für Geld Pferde anzuschaffen und Haser zu bezahlen im Stande sind, werden immer am besten thun, wenn sie es bey dem Alten lassen. Der ungespaltene und harte Huf dieses Thieres, dessen Vollkommenheit der Schmid durch den Beschlag noch mehr erhöhet; sein Rücken, der für den Satel gewölbt ist, seine starke Brust zum Ziehen, sein Muth und sein Maul, an welchem es das Gebiß leidet, machen dasselbe zum Gebrauch

brauch für den Menschen so vollkommen, daß in dieser Absicht kein Thier in der Welt mit ihm verglichen werden kann. Nur ist die Rede hier von magern Gegenden, wo keine hinreichende Nahrung für Pferde wächst, und wo der Landmann so arm ist, daß er mit allen Sorgen nur eben so weit reicht, seinen eigenen Unterhalt zu gewinnen. In solchen Gegenden verfahren die Bauern hart mit dem Vieh, und es sieht daselbst sehr schlecht für die Pferde aus. Kaum hat ein Füllen das erste Jahr zurück gelegt, so spannt es der Bauer schon an. Die Kräfte, welche ihm wegen der Jugend und wegen des Mangels der Nahrung fehlen, sucht ihm der Bauer wohl gar durch die Peitsche beyzubringen. Das Füllen erschöpft sich bald, und wird krumm und ungestalt, der Rücken giebt sich in die Höhe, und der Kopf senkt sich so tief herab, bis es mit der Nase gegen die Maulwurfshügel stößt. Noch glücklich, so lange es Empfindung auf dem Rücken hat, und fähig ist, daselbst die Schläge zu fühlen. Aber endlich wird es hart, und nunmehr hauet es der Bauer um den Kopf, heute schlägt er ihm ein Auge aus, morgen das andere, bis es endlich von Hunger und Ohnmacht ausgemergelt niederfällt, und sich mit dem Tode rettet. Hier ist des Bauern ganzes Capital verloren, kaum wird ihm mit einigen Groschen die Haut bezahlt, und er hat noch kein neues Pferd wieder. In solchen Gegenden wäre die Hirschzucht mit großem Nutzen zu empfehlen. Ein Hirsch hilft sich immer viel leichter durch, als ein Pferd. Er frißt Gras; hat er aber dasselbe nicht, so drängt er sich an die Hecken, und sucht das trockne Gras und andere abgestorbene Kräuter des vorigen Sommers aus demselben hervor. Im Nothfalle frißt er auch Moos. Zu aller Zeit aber sind ihm die Knospen von mancherley Gebüschen die angenehmste und stärkste Nahrung. Weil die Hirsche die wilden Kastanien sehr lieben, und diese auch in schlechten Gegenden

genden wachsen: so könnte jeder Landmann so viele davon anpflanzen, als er zu seiner Hirschzucht nöthig hätte. Vielleicht ließe sich auch mancherley Holz durch Stoßen so zubereiten, daß man die Hirsche im Winter damit füttern könnte.

Von der üblen Begegnung der Bauern hätte der Hirsch nicht so viel zu befürchten, als ein Pferd. Dieses arme Thier hat keine Waffen, daher begegnen ihm verwegene Bauern so oft verächtlich. In Gegenden, wo der Ackerbau mit Ochsen getrieben wird, kann man hundert und mehr Bauern mit ihrem Vieh arbeiten sehen, und man findet keinen, der übel damit umgienge; der Anruf ist gelinde, die Peitsche wird nur zur Noth, und dennoch so vorsichtig gebraucht, daß sie nur oben den Rücken berührt. Den Grund von dieser Gelindigkeit kann man unter andern vielleicht darin suchen, weil der Ochs ein bewaffnetes Haupt hat, welches ihm bey dem Bauer Furcht erweckt, wenn er bedenkt, daß es demselben nur eine kleine Bewegung kostete, ihn zu durchspießen. Was für eine Wirkung würde nicht das zweigige Haupt eines Hirsches haben, insonderheit wenn es, wie man noch nicht wissen kann, einem Hirsche zuweilen einfiele, sich einer üblen Begegnung durch Ernst zu widersetzen, und seinen muthigen Beleidiger mit dem Geweihe derb abzuschlagen!

Uebrigens muß ich noch eines augenscheinlichen Vortheiles gedenken, den die Hirschzucht dem Landmanne gewähren würde. Ich habe denselben schon im Anfange berührt; und es geschieht blos wegen seiner Wichtigkeit, daß ich ihn hier wiederhole. Es giebt Nationen, die sich bey ihrem Ackerbau einen grossen Vortheil damit machen, daß sie die Thiere, womit derselbe geführet ist, in die Haushaltung einschlachten. Die Kalmücken und Lappländer essen das Fleisch ihrer Pferde und Rennthiere, und kommen dadurch dem Verluste zuvor, welchen unsere Bauern leiden, wenn

ihnen

ihnen die Pferde vor Alter oder Mattigkeit niederfallen und sterben. Es giebt Gegenden, wo der Ackerbau bloß mit dem Rindviehe getrieben wird; wo der Landmann die Ochsen, welche ihm einige Jahre gedient haben, zwar unerlaubt, doch vortheilhaft, entweder auf den Scharren verkauft, oder sie in seinem eigenen Hause schlachtet. Diesen Nutzen könnten die Landleute bey der Hirschzucht ebenfalls haben; und gleichwie jene die Milch ihrer Rennthiere und Pferde in der Haushaltung gebrauchen, so könnten diese mit der Milch der Hindinnen sich gleichen Vortheil machen; wobey sie um desto sicherer wären, da sie keine Gefahr liefen, dieselben, wie die Kühe, durch die Viehseuche zu verlieren, indem das Geschlecht der Hirsche davon befreyet ist.

Da es nun sehr wahrscheinlich ist, daß die Hirschzucht mit gutem Nutzen bey dem Landmanne eingeführt werden könnte: so werde ich die Schwierigkeiten, welche von der andern Seite wieder dagegen gemacht werden könnten, nicht anführen; und, anstatt zu rathen, daß man besser thäte, bey der alten Gewohnheit zu bleiben, und dieselbe durch gute Sorgfalt vollkommener zu machen, als etwas Neues einzuführen, und dabey mit Schaden klug zu werden, will ich vielmehr meinen Vorschlag noch durch ein Paar neue Gründe unterstützen. Worüber hört man heutiges Tages wohl mehrere Klagen, als über den Mangel des Geldes und den Verfall der Handlung! Nun ist es offenbar, daß durch die Hirschzucht ein neuer Handlungszweig entstehen würde. Gegenden, in welchen die Hirsche gut fortkommen, würden anfangen, dieselben als ein Landesproduct zu nutzen, und ein Gewerbe damit zu treiben. Juden und Viehhändler würden diese Thiere kaufen, und sie in Koppeln auf die Jahrmärkte führen. Die Jagd würde hiebey eben so wenig leiden, als bey der Zucht der zahmen Schweine; denn es würden, gleich den wilden Schweinen, auch wilde Hirsche genug

nug in den Wäldern bleiben. Der Unterschied zwischen den zahmen und wilden Hirschen würde mit der Zeit kennbar genug werden, um beyde Arten von einander zu unterscheiden. Die zahmen würden wie andere Hausthiere, allerley Farben annehmen; man würde Schimmel, Rappen, Schecken, Kastanienbraune, Weißköpfe und Weißfüße unter ihnen sehen, und ein jeder würde die seinigen auf der Weide an eben so sichern Kennzeichen zu unterscheiden wissen, als sein übriges Vieh.

Obgleich endlich dasjenige, was die Alten von dem langen Leben des Hirsches melden, wie ich oben gezeigt habe, bloß eine Erdichtung ist, und die Hirsche in den Thiergärten nicht über 35 bis 40 Jahr alt werden: so könnte sie der Bauer doch auch bey diesem Alter wenigstens doppelt so lange nutzen, als sein gewöhnliches Zugvieh, wenn man auch annähme, daß ihnen die Arbeit ihr Leben um einige Jahre verkürzen würde.
14. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1771.

Der hier gethane Vorschlag, die Hirsche als Hausthiere zu gebrauchen, ist nichts weniger, als ein auf bloße Einbildung beruhendes Project. Die Hirsche lassen sich wirklich zähmen, und zum Zuge, besonders vor Jagdwägen, gebrauchen, so wie dieses auch schon von den spätern römischen Kaisern geschah, und auch noch heut zu Tage bisweilen geschieht. Wenn man den Hirsch in den ersten Tagen, nachdem er gesetzt worden ist, wegnimmt, und ihn von einer Kuh aufsäugen, oder ihm Milch eingießen läßt, so kann man ihn sehr wohl aufziehen, und sie nach und nach dahin bringen, daß sie sich, wie Pferde, vor den Wagen spannen lassen, und man mit ihnen fahren kann. Der König von Polen, August II. hatte in dem Lager bey Mühlberg einen Zug von acht Hirschen, mit dem er fuhr; und der Hr. Graf von Mellin, zu Damizow in Vorpommern, erzählt in seinem angeführten Werke von Wildbah-

Bahnen, S. 144, von sich selbst, (*) daß er mit einem Hirsche in einer leichten Carriole gefahren sey; und daß, da Fuhrwerk und Geschirr außerordentlich leicht und sauber gemacht, und der Hirsch ein starker Hirsch von 16 Enden gewesen, es ungemein schön ausgesehen habe, wenn er, so angespannt, im schnellen Trabe, in welchem er 1 bis 2 Meilen, ohne daß es ihm sauer geworden wäre, zurück legen konnte, mit seiner anmuthsvollen Leichtigkeit vorüber geflogen sey.

Von weissen Zug- oder Carossenhirschen zu Ostra bey Dresden, s. Bresl. Samml. 25 Vers. Sept. 1723, Cl. 4, Art. 3, No. 2; und 32 Vers. Apr. 1725, Cl. 4, Art. 8.

Zahme Hirsche frey herum gehen zu lassen, ist gefährlich; denn weil sie dreist sind, und sich vor nichts fürchten, so verlassen sie sich sehr auf ihr Gehörn, und gehen so gar auf Menschen los, die sie hart beschädigen können. Wenn man zahme Hirsche halten will, so ist der oben gedachte Gebrauch, sie anzuspannen, der beste den man von ihnen machen kann, und sie stehen alsdann die übrige Zeit unter den Pferden angehalftert im Stalle.

Unter den ausländischen Hirschen giebt es, ausser der Farbe, auch in Ansehung der Größe, und der Geweihe, mancherley Verschiedenheiten. Der kleine corsicanische Hirsch ist nur halb so groß, als unsere Hirsche. Der grönländische Hirsch, welcher von dem Rennthiere unterschieden ist, und sich vorzüglich vom Löffelkraute nähret, hat große Augen, eine haarige Nase, starke Läufe, und ist dicker als die Hirsche in unsern Gegenden; die Farbe ist aschgrau, und die Geweihe sind mit einer rauhen Haut überzogen. Eben diesen Ueberzug findet man auch an den Geweihen des Hirsches von Canada, welche überhaupt größer sind, als

(*) Da gedachter Hr. Graf, sich nicht als den Verfasser der angeführten Abhandlung von Wildbahnen genannt und bekannt gemacht hat; so erzählt er diesen Umstand von sich, als von einer andern Person.

als die Geweihe unserer Hirsche, und mehrere, wie Haken krumm gebogene Enden haben. In Afrika findet man Hirsche mit glatten, kurzen Geweihen ohne Enden. Der Gangeshirsch, welcher unter dem Namen Axis bekannt ist, und auch von einigen, wiewohl mit Unrecht, die sardinische Hindin genannt wird, hat den Namen von seinem Vaterlande, nämlich demjenigen Theile Indiens, den der Ganges durchströmet. Er ist mit dem Damhirsche von gleicher Größe und Geschwindigkeit, hat aber die Geweihe eines Hirsches. Der ganze Leib, welcher eine fahlrothe Farbe hat, ist mit weißen Flecken gezeichnet.

* * *

Auf alten Münzen ist der Hirsch ein Zeichen der Stadt Ephesus in Jonien, in Kleinasien, oder sonst einer griechischen Stadt, wo die Diana vorzüglich verehrt wurde.

Hirsch, (Brand-) s. oben, S. 598.
— — (canadischer) s. auf vorhergeh. Seite.
— — (Capital-) s. oben, S. 603.
— — (corsicanischer) s. auf vorhergeh. Seite.
— — (Dam-) s. Th. VIII, S. 658, fgg.
— — (fliegender) s. Hirschkäfer, im Art. Käfer.
— — (Gabel-) s. oben, S. 614.
— — (Ganges-) s. oben, auf dieser Seite.
— — (Geis-) Capricerva; s. Gazelle.
— — (Gras-) s. oben, S. 597.
— — (grönländischer) s. auf vorhergeh. Seite.
— — (Kolben-) s. oben, S. 652.
— — (Kron-) s. oben, S. 614.
— — (Mandel-) s. Th. I, S. 753, f.
— — (Roth-) s. oben, S. 591.
— — (Spieß-) s. oben, S. 602.
— — (Tann-) s. Th. VIII, S. 658.

Hirsch-Bad, ein zur Classe der muriatischen oder kochsalzigen Wässer gehöriges Bad im Herzogthume Würtem-

temberg zwischen Cantstadt und Stuttgart, welches schon an 5 bis 600 Jahre alt und berühmt, und im J. 1724 mit einem neuen Badehause versehen worden ist. Ein Kochsalz und eine weiße alkalinische Erde sind die Bestandtheile dieses Bades. 4 Medicinalpfund Wasser bis zur Trockne gekocht, geben 48 Gran Salz und Erde.

Jo. Alb. Geßners Beschreibung des unweit Stuttgart gelegenen Hirschbads, nebst angefügten Regeln, welche die Badende zu beobachten. Stuttg. 1746, 8. 1. u. 2 h. B.

Jo. Fr. Zuckerts systemat. Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands, Berl. und L. 1768, 4. 204. f.

Hirsch-Baum, Hirschhornbaum, Hirschkolbenbaum, Benennung des im XV. Th. S. 632, 633. beschriebenen Gärberbaumes, Rhus coriaria *L.* weil seine rauhe Rinde dem Baste der neu aufgesetzten Hirschkolben ähnlich siehet.

Hirsch-Bein, s. oben, S. 735.

Hirschbergische warme Bäder, in Niederschlesien, im Fürstenthume Jauer, an der böhmischen Gränze, am Fuße der Riesengebirge, sind von dem schlesischen Herzoge Boleslaus Crispus um das Jahr 1275 entdeckt und zum Gebrauche eingerichtet worden. Eine Stunde von der Stadt Hirschberg liegt das zur Herrschaft Kynast gehörige Dorf Warmbrunn, welches von den warmen Quellen, die mitten im Dorfe hervor sprudeln, den Namen hat. In diesem Dorfe sind in einer Entfernung von etwa 12 Schritt, zween Brunnen. Jeder Brunnen ist mit einem weitläuftigen steinernen Gebäude bedeckt und umgeben, in welchem viele Badestuben angelegt sind. Mitten in dem Gebäude ist ein großes ausgegrabenes, mit Steinen und hölzernen Balken wohl eingefaßtes Behältniß, in welchem das Wasser unmittelbar aus den Quellen einfließt und sich sammelt. Jedes dieser beyden Brunnen oder Gebäude hat seinen besondern Eigenthümer und Namen. Das eine heißt das Schafgotschische oder herrschaftliche Bad; und das andere ist das Probstbad, weil es

dem Stifte Grüßau zugehört. Das erstere Bad ist weitläuftiger und geräumiger als das letztere, und sein Wasser kömmt durch 5 Oeffnungen aus dem in den dortigen unterirdischen Gegenden liegenden Quartstriche, welcher meistens mit einem blauen Letten bedeckt ist. Seit der im J. 1717 geschehenen neuen Einfassung dieses Bades, ist sein Wasser nicht mehr mit fremdem und wildem Wasser vermischt. Aus dem Schwitzbade läuft das Wasser in den Zacken ab. Das Probstbad erhält sein Wasser nur aus 2 Oeffnungen, durch welche es aus einem dichtern und ganz felsigten Steine heraus quillt. Man kann aber auch durch keine Kunst verhindern, daß nicht einiges kalte Wasser sich damit vermische; daher ist dieses Badewasser heller, klärer und nicht so warm, als das Schafgotschische Bad.

Unter die volatilischen Theile, welche die hirschberger Wässer in sich haben, gehört, außer dem flüchtigen Mineralgeiste, auch ein zarter Vitriol und sehr subtiler Schwefel. Die vornehmsten fixen Bestandtheile sind alkalisch. Beyde Wässer wirken hauptsächlich auf einerley Art; sie haben aber vor vielen alkalischen Bädern den Vorzug, daß sie besser erweichen, die Fasern geschmeidiger machen, und die Schärfe einwickeln und dämpfen. Der Grund dieser Tugenden liegt in der fetten schmierigen Erde und dem flüchtigen Schwefel. Deswegen haben sie sich allemal vorzüglich in Contracturen und paralytischen Zufällen nützlich bewiesen. Sie wirken so gelinde, daß man sie Kinder und Alte kann brauchen lassen. Dem Schafgotschischen Bade wird eine größere erweichende und abstergirende Kraft zugeschrieben. Der stärkste Gebrauch dieser Wässer besteht im Baden. Das Trinken ist seltener. Man wäscht damit auch die verschlossenen Augen bey blödem Gesicht, angehender Blindheit, und Entzündung der Augen. Auf solche Art ist einmal eine Thränenfistel curirt worden. Man zieht sie auch, bey einem Nasen-

geschwüre, oder bey dem verlornen Geruch, in die Nase. Im Wasserkopfe und bey Rasenden hat das Kopfwaschen damit sehr gut gethan, welches auch den benachbarten Polen wider den Weichselkopf vortreffliche Dienste leistet. Vom Badeschlamme hat man die Erfahrung, daß derselbe, zwischen zwey Tücher eingeschlagen, und einige Tage lang auf den Nacken gelegt, in Zertheilung und Ableitung der stärksten Congestionen des Auges sehr wirksam gewesen ist.

Vom Hirschberger Warmbade, s. das 42. St der ökon. Nachr. der patriot. Gesellschaf in Schles. v. J. 1779, S. 331 — 336, und 43. St. S. 341 — 344.

Cph. Mich. Adolphi diss. de thermis Hirschbergensibus. Lps. 1710, 4. 1726, st. auch in Dessen Tractatu de fontibus quibusdam salutiferis, Lps. & Vratisl. 1733, 8.

Diss. de modo utendi & regimine in thermis Silesiorum Hirschbergensibus observandis, Præs. *Mich. Alberti.* Resp. Auct. Christ. Bened. Schneider. Hal. 1739, 4. 4 B.

Gottl. Budäi Casus de paralysi ex arthritide vaga thermis Hirschbergensibus curata, st in der medicin. Societ in Budissin Sammlungen und Abhandl. ꝛc. Altenb. 1757, 8. No. 18, S. 74 — 79.

Casp. Hoffmanni de thermis Hirschbergensibus epistola, ad D. Paul. Lutherum 1560 data st. in Consil. & Epist. medicinal. Jo. Cratonis a Kraftheim aliorumq. praestantissimor. Medicor. S. 240. und in Laur. Scholzii consil. medicinal. Frf. M. 1598, f. S. 1061 — 1069

Casp. Gottl. Lindner disquisitio physico-medica de thermis Hirschbergensibus, st. im Anh. zum 4 B. der Ephem. Nat. Cur. 1737, S. 47 — 88.

Casp. Schwenkfelds Beschreibung des Hirschbergischen warmen Bades in Schlesien, Görl. 1607, 8. Lign. 1619. 1708.

Dav. Zeller handelt im 3. Th. seiner Hirschbergischen Merkwürdigkeiten, 1726, vom warmen Bade.

Matthä. Adalb. Zindel Beschreibung der Hirschbergischen Bäder. Lign. 1656, 8.

Jo. Fr. Zückerts Beschreibung aller Gesundbrunnen ꝛc. Berlin, 1768, 4. S. 149 — 154.

Hirsch-Bezoar, s. oben, S. 737.

Hirsch-Blase, s. oben, S. 737.

Hirsch-Blut, s. oben, S. 736.

Hirsch-Bock. 1. Im g. L. zuweilen ein Hirsch männlichen Geschlechtes; s. oben, S. 591.

2. Eine Art afrikanischer Böcke, welche von hinten und von der Seite einem Hirsche gleicht, aber den

Kopf eines Widders hat; Tragelaphus *Klein.* Er wird auch Muflon, das weibliche Geschlecht aber die Hirschziege, Engl. Battigen, genannt.

3. Eine Art Käfer, Cerambyx cervicornis *L.*; s. Holzkäfer, im Art. Käfer.

Hirsch-Brunst. 1. Die Brunst, Brunft oder Brunst des Hirsches, d. i. dessen Trieb zur Begattung, und die Zeit, zu welcher sich dieser Trieb bey demselben äussert; s. oben, S. 603.

2. Eine Art Schwämme, Phallus impudicus *L.* welcher auch Gichtschwamm, Hirschschwamm, Hirschling, im Oberdeutschen aber Grübling genannt wird. Siehe unter Schwamm.

3. Eine Art runder fester Schwämme ohne Wurzel mit einem mehligen Kerne, welcher nur *halb* aus der Erde hervor kömmt, sehr reizend ist, und wegen seines starken Geruches von den Hirschen, wilden Schweinen und Hasen aus der Erde gekratzet, und auch Hirschschwamm und Hirschtrüffel genannt wird; Lycoperdon cervinum *L.*; s. unter Trüffel.

Hirsch-Bürsch, Hirschpürsch, das Bürschen, d. i. schießen auf Hirsche, im Gegensatze der eigentlichen Hirschjagd; imgleichen die Zeit, wenn es erlaubt und gewöhnlich ist, die Hirsche zu bürschen, welches gemeiniglich die Brunftzeit ist. Siehe oben, S. 665, fgg.

Hirsch-Dorn, an einigen Orten ein Name dem Rhamnus carthaticus *L.*; s. Kreuz-Dorn.

Hirsch-Fährte, s. oben, S. 626, 630, fgg. u. 682, fgg.

Hirsch-Fänger, Fr. Couteau de chasse, oder schlechthin Couteau, ein langes Messer in einer Scheide, mit einem Griffe, womit die Jäger einen angeschossenen Hirsch abfangen, d. i. ihn damit in die Brust nach der Herzkammer zu stoßen; welches Messer sie zugleich als ihr gewöhnliches Seitengewehr an der Seite tra-

gen, und es auch den Weidner (*) nennen. Nur gute und jagdbare Hirsche haben die Ehre, mit dem Hirschfänger abgefangen zu werden; geringere bekommen nur den Genickfang mit dem Genickfänger; s. oben, S. 669. Nachmals ist der Hirschfänger auch ein gewöhnliches Seitengewehr anderer Personen, zur Galanterie oder auf Reisen, geworden. Einen solchen sieht man Fig. 1356 a), und einen Hirschfänger eines herrschaftlichen Jagdbedienten, Fig. 1356 b) abgebildet.

Die Hirschfänger sind, nach dem Geschmacke desjenigen, der ihn trägt, unterschieden. Sie haben entweder eine gerade, oder eine krumme Klinge, und ein Gefäß mit oder ohne Bügel, mit einem Hefte von Hirschhorn, Ebenholz, gebeitztem Elfenbein, oder anderer Materie. Ein kurzer Hirschfänger ohne Bügel, welchen die Jäger und Förster anstatt des Hirschfängers tragen, wird ein Fangmesser genannt. In der Hauptsache müssen alle Hirschfänger darin überein kommen, daß die Klinge einen etwas breiten Rücken habe, die Schneide scharf, und von der Spitze herab 4 Finger breit zweyschneidig geschliffen seyn, damit sie deslo besser eindringen. In der Scheide muß neben einem guten Messer, welches zum Aufbrechen dienen könne, auch der im XVII. Th. S. 319 beschriebene Genickfang befindlich seyn.

Die Hirschfängerklingen sind weit kürzer und schmäler als die Säbelklingen, werden vor andern Klingen aus gutem Stahl geschmiedet, und kommen größtentheils von Solingen zu uns. Insgemein laufen sie in gerader Linie fort. Die gekrümmten nennet man Pandurenklingen. Beynahe alle sehr feine Hirschfängerklingen haben eine blau angelaufene Pa-

(*) Der Weidner muß nicht mit dem Weidemesser siehe (Jägermesser) verwechselt werden.

rierung, worauf Jagdstücke eingeätzt sind. Der Jäger pflegt zwar insgemein ein metallenes und vergoldetes Gefäß zu wählen; allein, die feinen Hirschfänger bekommen einen Griff oder ein Heft von Ebenholz und andern seltenen Holzarten, Elfenbein, Knochen, Hirschhorn oder Ochsenhorn, (wozu die schwarzen Hörner der ungarischen Ochsen die besten sind,) Schildkröte oder Email. In beyden Fällen führen die Theile einerley Namen.

Der Hirschfänger, den die Zeichnung Fig. 1356 a) vorstellt, hat einen Griff von Hirschhorn. Bey diesem werde ich zuerst stehen bleiben, alsdann aber die Abweichung der übrigen hinzu fügen.

Die Theile eines Hirschfängergefäßes führen folgende Namen. Das Kreuz besteht aus der Brust a b; der Parierstange c, und dem Bügel b d. Der Zapfen des Bügels in d ist in einer Einfassung e, welche man die Kappe nennt, befestigt. Anstatt des Stichblattes erhält der Hirschfänger eine Muschel f, welche von ihrer Gestalt diesen Namen führt. Sie deckt bey dem Hirschfänger der Jäger die Schale eines Messers, welcher in einer kleinen Scheide nebst der größern steckt. Die Muschel hängt mit einer kleinen Platte unter der Brust a b zusammen, die man das Kränzchen nennt. Endlich pflegen einige Hirschfänger noch über der Brust a b eine Einfassung zu erhalten, welche der Zwinger heißt. Durch diese Einfassung wird die Zusammenfügung der Brust und des Griffes versteckt; und wenn sie mangelt, so versenkt der Schwertfeger das untere Ende des Griffes in eine kleine Zarge der Brust. Die Brust, nebst der Parierstange und dem Bügel, oder mit einem Worte, das Kreuz, gießt der Professionist in einem Stücke, und er giebt der Parierstange und dem Bügel einige erhabene und verschnittene Figuren, der Brust aber nur einige Hohlkehlen und glatte Stäbe. Diese werden bloß mit der Feile ausgearbeitet. Die Muschel f bekömmt insgemein durch den Guß erhabene Figuren, die man also verschneiden muß. Sie wird durch Nieten an dem Kränzchen unter der Brust befestigt. Dieses kann entweder gegossen, oder auch aus Messingblech geschnitten, und in der Mitte mit dem Messel ein Loch für die Angel der Klinge ausgehauen werden. Die Kappe e ist ist allemal gegossen, und wird gravirt oder verschnit-

ten,

ten; der Zwinger hingegen wird aus Messinblech zusammen gerollt, und mit Schlagloth gelöthet. Alle diese Theile können, auf die eine oder andere, Th. IX, S. 53, angezeigte Art, vergoldet oder versilbert werden.

Der Griff oder das Heft g besteht, in dem hier gezeichneten Hirschfänger, aus einem Stücke Hirschhorn. In diesem Falle wird nur ein Stück von dem Geweihe eines Hirsches mit einer Säge abgeschnitten, und beyde Enden werden mit der Raspel in die metallene Fassung eingepasset. Durch die Axe des Griffes wird ein Loch gebohrt; und wenn das Horn in seiner Mitte Markröhren hat, wird bey der Zusammenfügung der Theile des Gefäßes die Angel der Klinge glühend gemacht, und in das Loch des Griffes eingebrannt. Die Angel wird zuletzt auf der Kappe e vernietet. Der Hirschfänger ist nun zur Vollkommenheit gediehen, wenn das Hirschhorn seine natürliche braune Farbe behalten soll. Die Schwertfeger verstehen aber die Kunst, das Horn schwarz zu beizen. In dieser Absicht kochen sie dasselbe zuvörderst in Lauge, und hernach mit Brasilienholz, Gallapfeln und Schmack (Sumach) in Wasser.

Nunmehr läßt sich das Nöthige von den übrigen Griffen der Hirschfänger mit wenigen Worten nachholen; denn die metallenen Theile bleiben wie bey dem vorigen Beyspiele, ausser daß einige Couteaux keinen Bügel haben. Vorher aber muß ich noch erinnern, daß der Griff zuweilen aus zwey Hälften besteht. Dieserhalb wird an der Brust a b eine messingene Angel angegossen, welche so lang und breit, als der Griff, ist. Will man diese Angel mit Hirschhorn belegen, so wird ein Stück Horn nach der Länge von einander gesäget, und der Umfang der beyden Hälften nach der Gestalt der flachen Angel mit einer Raspel fasoniert. Die Angel der Klinge ist alsdann gleichfalls flach, und wird blos in ein Loch, in der Mitte der messingenen Angel, eingeschoben. Es müssen aber einige Löcher durch diese Angel gebohrt werden, wodurch man sie vermittelst messingenern Niete an den Schalen befestiget. Auf gleiche Art geschieht auch die Befestigung der Schalen auf der messingenen Angel. Es möge nun der Griff ein Ganzes seyn, oder in zwo Hälften auf einer messingenen Angel angenietet werden, so schneidet man ihn zuvörderst mit einer Säge aus Ebenholz, Elfenbein, Knochen, oder Horn von ungarischen Ochsen, und fasoniert ihn hernach mit der Raspel, und zuletzt mit der Feile. Alle diese Griffe werden mit Bimsstein geschliffen, und alsdann mit Tripel und Baumöhl, vermittelst eines Filzes, polirt. Die

feinste Politur aber erhalten sie, wenn sie zuletzt mit dem Ballen der flachen Hand gerieben werden. Die emaillenen Griffe werden bloß gefaßet. Ehedem pflegte man auch die Griffe mit Schildkröte zu überziehen; der Griff selbst aber ist alsdann von Holz, und dieses wird mit Schildkrötentafeln überzogen, die man im heißem Wasser erweichet, mit Hausenblase anleimet, und zuletzt auf gedachte Art polirt. Gemeiniglich erhalten jetzt die Couteaux einen Griff von Elfenbein, welcher die Gestalt eines Kegels hat; um den Kegel schlingt sich eine Windung, in welche man Draht und Lahn wickelt. Man nennt sie französische Griffe. Der Schwertfeger arbeitet den Kegel mit seiner Windung aus freyer Hand vermittelst der Raspel aus, und giebt ihm bloß ein Kreuz ohne Bügel.

Hirsch-Farben, hirschfarbig, der gewöhnlichen röthlichen Farbe des Hirsches gleich oder ähnlich. Ein hirschfarbenes Pferd.

Hirsch-Feiste, siehe oben, S. 660.

Hirsch-Fett, siehe Hirsch-Talg.

Hirsch-Fuß, Hirschlauf, siehe oben, S. 627, figg. ihre Zubereitung in der Küche, S. 731.

Hirsch-Gallerte, s. oben, S. 734.

Hirsch-Garn, s. oben, S. 676.

Hirsch-Gefege, s. oben, S. 652.

Hirsch-Gehirn, dessen Gebrauch, s. oben, S. 735.

Hirsch-Gelos, s. oben, S. 645, figg.

Hirsch-gerecht, ist und heißt ein Jäger, welcher seinen Hirsch und sein Wildbret ohne Fehler ansprechen und unterscheiden kann; und zwar den Hirsch in seiner Fährte, nach der Schwere seines Leibes, nach den Jahren und nach der Vielheit seiner Enden, die er auf seinem Gehörne hat, ob er nämlich jagdbar sey oder nicht. Hienächst wird auch von einem hirschgerechten Jäger erfordert, daß er seinem Leithund gehörig zu tractiren und zu arbeiten wisse, sein Thier zu Holze richten und bestätigen könne, so daß man in bedürfenden Falle auf seinen Bericht das bestätigte oder verneuerte stellen und einrichten könne. Kurz, ein hirschgerechter Jäger ist, welcher die Art und Weise, wie

ein Hirsch zu jagen ist, mit allen dahin gehörigen Umständen, hinlänglich versteht; im Gegensatze der gemeinen Jäger, Feldjäger, Flug- oder Federschützen, Hühner- oder Wachtelfänger, Windhetzer u. s. f.

Hirsch-Geweih, s. Hirsch-Horn.

Hirsch-Gewende, s. oben, S. 654.

Hirsch-Günzel, an einigen Orten ein Name des Alpkrautes, Wasserdostes, Hirschklees, oder Hirschwundkrautes, Epatorium canabinum *L.* weil die angeschossenen Hirsche dieses Kraut essen, und sich damit heilen sollen. Siehe Hirschklee, im Art. Klee.

Hirsch-Haar, dessen Gebrauch, s. oben, S. 733.

Hirsch-Hals, eigentlich der Hals eines Hirsches; imgleichen ein dem Hirschhalse ähnlicher Hals. Pferde, welche den Kopf in die Höhe tragen, und immer über sich sehen, pflegt man Hirschhälse zu nennen, zum Unterschiede von den Schweinhälsen und Schwanenhälsen. Siehe Th. XXI, S. 191, und die dazu gehörige Fig. 1169.

Hirsch-Haut, deren Gebrauch, s. oben, S. 731 und 743.

Hirsch-Heil, eine Pflanze; s. Hirsch-Wurz.

Hirsch-Herz, s. oben, S. 736.

Hirsch-Hohlunder, zusammen gezogen Hirschholder. 1. Ein Name des Berghohlunders, Sambucus racemosa *L.* dessen Blätter eine angenehme Speise der Hirsche sind; siehe Hohlunder. 2. Des Bach- oder Wasserhohlunders, Viburnum Opulus *L.*; siehe Schwelkenbaum.

Hirsch-Horn, Hirschgeweih; siehe oben, S. 595, 613, fgg. 626, 733, und 738, f.

—— —— (gebranntes) siehe oben, S. 738.

—— —— (geraspeltes). s. oben, S. 733.

—— —— (philosophisch zubereitetes) s. oben, S. 739.

Hirsch-

Hirschhorn-Baum, s. Hirsch-Baum.
Hirschhorn-Flechte, Lichen islandicus *L.*; s. Th. XIV, S. 76.
Hirschhorn-Geist, s. oben, S. 739.
Hirschhorn-Gelee, s. oben, S. 734.
Hirschhorn-Oehl, s. oben, S. 740.
Hirschhorn-Salz, s. oben, S. 741.
Hirschhorn-Same, s. oben, S. 734.
Hirschhorn-Schwarz, s. oben, S. 741.
Hirsch-Hund, s. oben, S. 681.
Hirsch-Jagd, Hirschjagen; s. oben, S. 665.
Hirsch-Käfer, Hirschschröter, Lucanus Cervus *L.*; siehe Hirschkäfer, im Art. Käfer.
Hirsch-Kalb, s. oben, S. 591.
Hirsch-Kasten, s. oben, S. 677.
Hirsch-Katze, s. Luchs.
Hirsch-Klaue, s. oben, S. 736.
Hirsch-Klee, s. Hirsch-Günzel.
Hirsch-Kohl, Hirschmangold, Pulmonaria officinalis *Linn.*; s. Lungen-Kraut.
Hirsch-Kolben, siehe oben, S. 652.; deren Zurichtung in der Küche, S. 729, f.
Hirschkolben-Baum, s. Hirsch-Baum.
Hirschkolben-Wasser, s. oben, S. 737.
Hirsch-Krankheit, eine Krankheit der Thiere, insonderheit der Pferde, welche in einem Krampfe der Muskeln besteht, welcher den Vorderleib oder auch einen größern Theil des Körpers befällt, und nach und nach von einem Theile des Leibes zum andern weiter fortgeht, doch so, daß sich das Thier dabey seiner bewußt bleibt. Weil das Thier dabey oft so unbeweglich da steht, wie ein par force gejagter, verendender Hirsch, wird es die Hirschkrankheit, Fr. Mal de cerf, und weil der Krampf vornämlich die Kinnladen schließt, die Klemme, im Oberd. der Klamm, und die Maulsperre (das Maulgesperr) genannt.

Die

Diese Krankheit fängt damit an, daß die Muskeln, welche die untere Kinnlade gegen die obere bewegen, durch einen Krampf dermaßen angezogen werden, daß das Thier auf keine Weise das Maul zu öffnen im Stande ist. Bald darauf befällt dieser Krampf auch die Muskeln des Halses, so daß das Thier auch den Kopf und Hals nicht mehr bewegen kann. Das Pferd sieht dabey starr und ängstlich aus, und hält die Augen starr im Kopfe: der Hals ist steif und hart anzufühlen; die ganze Haut liegt fest auf dem Leibe; das Athemholen wird schwer, und das Pferd nimmt weder Speise noch Trank zu sich, weil es das Maul nicht öffnen kann. Bisweilen geht der Krampf noch weiter, und nimmt nicht allein den ganzen Vorderleib, sondern auch wohl den mittlern Theil, ja selbst den ganzen Körper ein, und das Pferd steht alsdann unbeweglich wie eine Statue.

Diese Krankheit kann auf eine doppelte Art entstehen. Erstlich muß das Maul bey einem Thiere fest verschlossen werden, wenn die Muskeln, welche es öffnen, gelähmt werden und ihre Wirksamkeit verlieren; denn alsdann werden diejenigen, welche das Maul verschließen, desto stärker wirken. Die zweyte Art, welche vielleicht die gewöhnlichste ist, besteht darin, daß ein Krampf die Muskeln des Vorderleibes nach und nach dermaßen stark spannt und anzieht, daß das Thier sie nicht nach seinem Willen nachzulassen vermögend ist. Die Ursachen dieses Krampfes können zu scharfe Säfte, welche die Fasern zu stark reizen und prickeln, und eine unordentliche Wirkung der Nerven auf die Muskeln seyn. Eine schlechte und ungesunde Nahrung, eine plötzliche Unterbrechung der Ausdünstung, wenn z. B. ein warm gerittenes Pferd sogleich in kaltes Wasser geführt oder dem kalten Winde ausgesetzt wird; heftige Leidenschaften; starke Schmerzen ꝛc. können die Veranlassung zu diesem Uebel seyn.

Hr. Ehrmann bemerkte 1768 in Tübingen, daß die Maulsperre von Mangel an Getränk entstehen könne. Ein Metzger, welcher Pferde auslieh, kaufte einen Fuchs, welcher den Koller hatte und biß. Diesen glaubte er durch Entziehung des Wassers zu curiren. Nach zween Tagen aber äußerte das Pferd in der Nacht alle Symptome der Hirschkrankheit, so daß es todtgeschlagen werden muste.

Nach eben desselben Berichte, zog sich in dem königl. Marstalle zu Strasburg, im J. 1776, ein Hengst, nach viermaliger Wiederholung des Beschälens die Maulsperre zu, wovon die allzu starke Erhitzung und das damalige Regenwetter die Hauptursache gewesen.

Die Hirschkrankheit ist allemal eine gefährliche Krankheit, zumal wenn sie schon weit um sich gegriffen hat. Sie erfordert schleunige Hülfe, da sie nicht lange anhält, sondern gemeiniglich bald tödtet, wenn der Krampf auch die Lungen befällt, wobey das Athemholen sehr schwer wird, bis das Thier niederfällt. Am neunten Tag pflegt sich diese Krankheit entweder zum Guten oder Schlimmen zu ändern; wenn aber noch vorher ein Fieber hinzu tritt, so nimmt sie meistentheils ein gutes Ende.

Man folge ja dem Rathe der Unwissenden nicht, welche verlangen, daß man dem Pferde in dieser Krankheit das Maul mit Gewalt aufbrechen soll, wozu sie sich gewisser Maschienen, oder wohl gar abergläubiger Mittel, wie z. B. Kirchenschlüssel u. d. gl. bedienen, weil man diese Krankheit, da sie von jeher unheilbar gewesen, von der Hexerey hergeleitet hat. Die Absicht eines vernünftigen Vieharztes muß vielmehr seyn, den Krampf, welchen die Muskeln erleiden, innerlich zu heben, wozu die äußerliche Gewalt nichts hilft.

Den Anfang der Cur kann man mit einem reichlichen Aderlaß machen, um den Zufluß des Blutes nach den leidenden Theilen in etwas zu mindern. Dabey giebt man täglich, so lange die Krankheit anhält, ein Paar Klystiere. Man läßt, in dieser Absicht, eine Handvoll Kamillen in 1 Quart Wasser kochen, läßt

es

es durch ein Tuch laufen, thut einen guten Löffelvoll Salz, 4 Loth Lorbeer- oder Baumöhl, und 4 Loth Metallsaffran hin, und applicirt es laulich. Kann man dem Pferde noch einige Arzeneyen durch das Maul beybringen, so nehme man präparirten Bernstein, präparirte Austerschalen und gereinigten Salpeter, von jedem 6 Loth, vitriolisirten Weinstein 3 Loth, vermische es mit 3 Quart Wasser, und gebe ihm von diesem Tranke, den man vorher wohl durch einander geschüttelt hat, alle 2 Stunden ein halbes Quart ein.

Wenn sich der Krampf noch nicht weiter, als am Kopfe, Maule und Halse erstreckt, so nimmt man entweder Althäsalbe ½ Pfund, Steinöhl 8 Loth, und gepülverten Campher 4 Loth, unter einander gerührt; oder Althäsalbe ½ Pfund, destillirten Bernstein- und Regenwürmeröhl, von jedem 6 Loth, Spiritus vini camphorat. 1 Quent, und Biberfett 3 Loth, mischet alles wohl unter einander, und bestreicht damit auf beyden Seiten die Gelenke der Kinnladen, wie auch oben auf dem Halse zwischen den Ohren eine Handbreit gegen die Mähne, imgleichen den ganzen Hals an beiden Seiten auf den muskulösen Theilen, und reibet stark mit der Hand, damit die Salbe recht eindringe. Hat aber der Krampf schon weit um sich gegriffen, so kocht man 6 Hände voll Kamillen, 4 Hände voll Pappelblumen, und 1 Handvoll Majoran in 6 Quart Wasser eine halbe Viertelstunde lang, und stellt es warm in einem Gefäße unter dem Leib des Pferdes, welcher mit Decken ganz behangen ist, damit der Dampf dem Pferde an dem Leib schlage. Wenn dieses Wasser kalt zu werden anfängt, wirft man große heiß gemachte Kieselsteine hinein. Wenn das Pferd eine bis anderthalb Stunden in diesem Dampfbade gestanden hat, werden die Decken bald darauf abgenommen, und die Haut mit Stroh so lange gerieben, bis sie trocken ist, und alsdann werden die Decken wieder übergehangen. Auf

sol-

solche Art verfährt man täglich zweymal, Morgens und Nachmittags, schmieret alsdann sogleich den ganzen Rückgrath mit einer der oben verordneten Salben, und reibet mit der Hand so stark als möglich, damit die Hand sich erhitze, und die Salbe eindringe.

Um das Pferd beständig in einer gemäßigten Ausdünstung zu erhalten, woran bey dieser Krankheit sehr viel gelegen ist, muß es nicht nur stets mit warmen Decken wohl behangen werden, sondern man muß ihm auch sehr vieles Stroh, und zwar bis an den Bauch, unterstreuen, damit ihm die Füße und Schenkel warm bleiben. Nahrungsmittel wird das Pferd von selbst nicht zu sich nehmen können. Man stelle ihm aber einen Eimmer voll nicht zu kaltes Wasser hin, und thue 2 Händevoll Gerstenmehl mit etwas Honig umgerührt darein, so wird es öfters, wenn es auch nicht davon trinken will, das Maul hinein thun, und sich erfrischen. Damit aber doch dem Körper die Nahrung nicht gänzlich abgehe, muß man nährende Klystiere gebrauchen. In dieser Absicht muß man jederzeit 4 bis 5 Stunden vorher, ehe man sie giebt, ein gelinde abführendes Klystier beybringen, damit die Gedärme um so viel leichter die nährenden Theilchen aus jenem aufnehmen können. Hernach kann man geschälte Gerste oder Hafergrütze in 1½ Quart Wasser kochen, und alsdann durchseihen, oder auch 1 Quart warme Milch nehmen, und unter jenes Wasser oder unter die Milch das Gelbe von 6 Eyern rühren, und laulich täglich einmal durch den Hintern einspritzen, um das Thier so lange bey Kräften zu erhalten, bis es das Maul wieder öffnen, und durch die natürlichen Wege Nahrung zu sich nehmen kann. Wenn es möglich ist, daß man dem Pferde den Kopf in die Höhe bringen kann, so könnte man ihm auch täglich das Gelbe von 3 Eyern zwischen den Hakenzähnen einflößen, und durch eben den Weg 1 Quart Wasser mit Gerstenmehl und Honig eingiessen,

sen; es wird aber nichts hinter schlucken können, weil die Muskeln des Schlundes von dem Krampfe unbeweglich bleiben.

Wenn der Krampf die Brust einnimmt, welches aus dem schweren Athemohlen zu erkennen ist, so wird die Krankheit gefährlicher, und noch mehr, wenn der ganze, und sogar der hintere Leib angegriffen wird. Das Pferd stirbt gemeiniglich am 4ten oder 5ten Tage, es sey denn, daß, wie ich bereits erwähnt habe, ein Fieber dazu schlägt, indem man viele Beyspiele hat, daß sich durch die Erschütterung der Fibern die Krankheit verzieht; sonst aber ist vor dem 9ten Tage keine Wiederherstellung zu erwarten.

J. C. P. Erxleben prakt. Unterricht in der Viehartzneykunst, Gött. und Gotha, 1771, 8. S. 295, fgg.

J. B v. Sind Pferdearzt, Frf. und L. 1770, 8. S. 51, fgg.

Eine besondere Curart dieser Krankheit, beschreibt Hr. Jo. Christ. Ehrmann, ausübender Arzt von Strasburg, in seinen praktischen Versuchen in der Maulsperre oder Hirschkrankheit der Pferde, 1779, 5. 2 B. Den ersten Versuch derselben machte er im J. 1770 an einem Pferde zu Schiltigheim bey Strasburg, welcher, wie verschiedene darauf erfolgte, mit dem besten Erfolge geglückt, und bey dem Anfange der Krankheit, seiner Versicherung nach, nie mißlungen ist.

"Vor allen Dingen", sagt er: " muß ein Tuch, wo möglich von Wolle, längs über das Pferd gedeckt, und durch Rauch von gemeinem Zucker, Wacholderbeeren, und etwas schwarz Pech, auf ausgebrannte Kohlen gelegt, eine künstliche Wärme auf die Haut gebracht, und mit diesem Räuchern wenigstens eine ganze Stunde lang angehalten werden. Alsdann wird die Kinnlade auf beyden Seiten mit Merkurialsalbe eingerieben, und mit einer feurigen Schaufel gebähet. Ist der Kiefer vorn noch nicht ganz geschlossen, so wird eine Mundschraube dazwischen gesetzt, um die gänzliche Sperre zu verhüten; steht die Kinnlade aber schon dicht unbeweglich auf, so wird an denjenigen Pferden, welche Haken haben, der Haken abgesprengt; bey den andern aber schiebt man an dem Platze, wo sie sonst stehen, die Mundschraube ein. Doch werden zwo erfordert,

um auf beyden Seiten ein gleiches bewerkstelligen zu können. Mit der größten Behutsamkeit (denn es kracht immer bey dem Aufschrauben,) muß solche nicht höher als 1 französ. Zoll hoch gestellet werden, d. h. nur so weit, daß man mit einem Stücke runden Fischbein, oder Farrenschwanz, woran an das Ende ein Schwämmchen in Oehl getaucht, gebunden wird, in den Schlund fahren, und der darin befindliche zähe Schleim heraus gezogen werden kann.

Auf dieses Verfahren wird mit einer gekrümmten Spritze folgendes eingespritzt: Rec. Gestoßene rohe Gerste, 3 Handvoll, koche solche mit ½ Maß Brunnenwasser, so, daß 1 Schoppen übrig bleibt; durch ein Tuch geseihet und ausgepreßt. Ferner thue dazu: Honig 2 Loth, Weinsteinpulver ½ Loth, und mit Mandeln abgetriebenen Kampfer 1 Quent, mit etwas warmem Wasser nach Belieben dünne gemacht, den halben Theil zu gebrauchen.

Nach dem Einspritzen wird, ob der Schraube durch die kleine Oeffnung ein längliches Stück ganzen Salpeter in ein Tuch eingebunden, gezogen und mit 2 Bindfaden auf jeder Seite an der Halfter fest gemacht, so, daß es das Pferd lecken, und immer mit der Zunge daran zu spielen gezwungen wird. Ferner muß bey anhaltender hartnäckiger Unbeweglichkeit dem Pferde auf beyden Backen ein klein englisch Leder gespeckt, oder ein Haarseil gezogen werden.

Erweichende Klystiere, eine Aderlasse an den Ohren, das Einschlagen der Huf mit Kühmist, Essig, Senfmehl und Salz, sind immer Nebenmittel, die sehr oft zur guten richtigen Cur nach Umständen vieles beytragen.

Die Behandlung nach Hebung der Maulsperre hängt von den verschiedenen Naturen der Pferde ab; doch wird man mit gelinden, kühlenden, abtreibenden Mitteln fast allezeit seinm Zweck erreichen."

Nach der Theorie des sächs. gothaischen Landkammerrathes, Hrn. v. Schönfeld, in seiner Landwirthschaft und deren Verbesserung, Lpz. 1773, gr. 8. S. 428, fgg. entsteht diese Krankheit nicht allein von einer Stockung der Säfte und des Blutes, die meistens von einem Verschlagen herrührt, sondern auch zuweilen von einer Art eines Schlagflusses, ohne daß das Pferd verschlagen hat.

Im

Im erstern Falle räth Hr. v. Schönfeld alle äußerliche Mittel zur Erwärmung des Pferdes anzuwenden, da man mit Eingeben innerlicher Mittel nicht dazu kommen kann. Er rechnet darunter das Aufmachen des Feifels, der Kolleradern oben hinter den Ohren, der Schwanzader, um dem stockenden Blute dadurch einen Zug und Luft zu verschaffen. Vor und nach dieser Operazion soll das Pferd mit einem starken wollenen Tüche viel gerieben werden, von unten an den Kinnbacken an bis oben hinter das Ohr. Dabey soll man ihm mit einem Blasebalge, dergleichen bey der Dummheit gebraucht wird, ein Prise Rappetobak oder etwas Niesebulver in die Nasenlöcher einblasen, welches ein Niesen, oder vielmehr ein Brausen, sogleich auch eine starke Bewegung an dem Kopfe und an dem Kinnbacken erreget. Der ganze Rückgrad soll stark mit gedachtem Tuche gerieben, und dadurch das Blut in Gang gebracht werden. Auch soll man dem Pferde, zu Beförderung der Wärme, besonders wenn sich zuweilen Verstop'ung dabey zeigt, ein Klystier beybringen. Würden alle diese Mittel, nach deren Anwendung man das Pferd ein wenig warm reiten, dasselbe aber auch in einem warmen Stalle nachher wohl mit warmen Decken zudecken kann, keine Bewegung der Kinnladen bewirken, so sey es ein Zeichen, daß es von einer andern Ursache, als vom Verschlagen herrühre, nämlich von einer Ausdehnung der Kinnladen, da man äußerlich durch einige Stöße an der Seite, wo sie oben einpassen, dieselben wieder ins Gelenk bringt.

Da diese sehr bösartige Stockung und incurable Krankheit aber auch zuweilen eine Art des Schlagflusses ohne Verschlagen zum Grunde hat, und bey der Section solcher Pferde allezeit geronn nes stockendes Blut in allen Adern dieser Gegend gefunden wird: so sann Hr. v. Schönfeld, nächst den oben beschriebenen Mitteln, durch welche solche Pferde, die durch Verschlagen gelähmet waren, curirt worden, noch auf einen Zusaz, dergleichen Stagnation zu heben, und hat denselben am sichersten in der Elektricität zu suchen geglaubt. Er empfiehlt ihn zu weiterer Ausführung den Rokäriten bey sich ereignenden Fällen, und macht ihnen seine Versuche darin als eine Vorarbeit bekannt. Ihm ist, seit dem er diesen Einfall gehabt, kein Pferd, welches mit der Maulsperre behaftet gewesen, vorgekommen, an welchem er die Ausführung dieser hoffentlich wirksamen Cur hätte anwenden können. Da ihm aber bey dem ersten Nachsinnen darüber viele Schwierigkeiten vorkamen, wie

man dergleichen Pferden den elektrischen Schlag am Kopfe, und besonders daß dieser an den Kinnbacken eine starke Bewegung machte, anbringen könnte, weil man zumal nicht in diesem versperrten Pferdemaule nach Gefallen arbeiten kann: so spannete er ein gesundes Pferd, welches an eine starke Pilarenhalfter gelegt war, in die Pilaren, und nahm dazu eine kleine Elektrisirmaschiene zur Hand; mit dieser suchte er auf mancherley Art dem Pferde einen Schlag anzubringen, welche aber alle ohne des Pferdes Empfindung blieben, bis er ihm endlich, in Rücksicht, daß des krankes Pferdes Maul versperrt ist, und man nur in der Quere hinter dem Haken mit einem Drahte durchkommen kann, durch diesen Draht den elektrischen Schlag dermaßen anbrachte, daß es zurück prallete, und die starke Pilarenhalfter zerriß.

Hirsch-Kraut, siehe Nacht-Schatten.

Hirsch-Kreuz, s. oben, S. 735.

Hirsch-Kugel, s. oben, 737.

Hirsch-Kuh, s. oben, S. 591.

Hirsch-Lattich, s. Huf-Lattich.

Hirsch-Lauf, s. Hirsch-Fuß.

Hirsch-Lecke, s. Salz-Lecke.

Hirsch-Leder, s. oben, S. 732.

Hirsch-Losung, s. S. oben, 645, fgg.

Hirsch-Luchs, s. Luchs.

Hirsch-Mangold, s. Hirsch-Kohl.

Hirsch-Mark, dessen Gebrauch, s. oben, S. 735, und 741.

Hirsch-Möhre, an einigen Orten ein Name der Pastinaken; siehe dieses Wort.

Hirsch-Netz, s. oben, S. 676.

Hirsch-Ohren, ihre Zurichtung in der Küche, s. oben, S. 729.

Hirsch-Peterlein, s. Petersilie.

Hirsch-Pürsch, s Hirsch-Bürsch.

Hirsch-Reh s. unter Reh.

Hirsch-Ruf, s. oben, S. 672, f.

Hirsch-Ruthe, s. oben, S. 737.

Hirsch-Schale, die hornartigen Schalen oder Klauen an den Füßen des Hirsches, worauf er gehet, die Schalen; im g. L. Hirschklauen.

Hirsch-Schröter, s. Hirsch-Käfer.

Hirsch-Schwaden, s. oben, S. 592.

Hirsch-Schwamm. 1. Ein Schwamm, welcher über über der Erde wächset, Phallus impudicus *L*; siehe Gichtschwamm, im Art. Schwamm.

2. Ein Name der Hirschtrüffeln, Lycoperdon cervinum *L*; s. unter Trüffel.

3. Ein großer Erdschwamm, welcher unter den Eichen wächset, und bey dem Frisch und Alberus Lacinia, bey dem letztern auch Bürbisser heißt, welches Frisch durch Bauernbilz erkläret.

Hirsch-Schwanz, s. Hirsch-Schwaden. Auch der Attich oder Feldhohlunder, Sambucus Ebulus *L*; ist in einigen Gegenden unter dem Namen des Hirsch-Schwanzes bekannt.

Hirsch-Sehnen, deren Gebrauch, s. oben, S. 731, u. 735.

Hirsch-Sprung, s. oben, S. 736.

Hirsch-Stein, s. oben, S. 594, f.

Hirsch-Talg, dessen Gebrauch, s. oben, S. 735, und 742.

Hirsch-Thräne, s. oben, S. 594, f.

Hirsch-Trüffel, s. unter Trüffel.

Hirsch-Wildbret. 1. Ein Geschlechtswort, der Hirsch und die Hirschkuh; s. oben, S. 591.

2. In den Küchen, das eßbare Fleisch von einem Hirsche; s. oben, S. 591.

Hirsch-Wolf, s. Luchs.

Hirsch-Wundkraut, s. Hirsch-Günzel.

Hirsch-Wurz, eine Pflanze, welche auf den Bergen Deutschlandes, der Schweitz, und Sibiriens wächset, und mit welcher sich der Hirsch, wenn er verwundet ist heilen soll; Hirschheil; Athamanta Cervaria *L*.

Auch eine Art der Silge, Selinum caruifolia *L*, welche in den Apotheken Gentiana nigra heißt, ist, um dieser Ursache willen, so wie der weiße Enzian, Laserpitium latifolium *L*. unter dem Namen der Hirsch-Wurz bekannt.

Hirsch-Zähre, s. oben, S. 594, f.

Hirsch-Ziege, s. Hirsch-Bock.

Hirsch-Ziemen, s. oben, S. 737.

Hirsch-Ziemer, s. oben, S. 592; dessen Zurichtung in der Küche, S. 726, fgg.

Hirsch-Zunge. 1. Eigentlich die Zunge eines Hirsches.

2. Eine Art des Milzkrautes, mit einfachen herzförmigen und dabey einer Zunge ähnlichen Blättern, Asplenium Scolopendrium *L*. Lingua cervina *Tourn*. (wo der deutsche Name vielleicht aus Herzzunge verder ist;) s. unter Milch-Kraut.

Hirsche, s. Hirse.

Hirschling, eine Art Erdschwämme; siehe Hirsch-Brunst.

Hirse, (die) (*) eine Hülsenfrucht, welche der kleine rundliche gläuzende Samen einer Art des Schwadengrases, Panicum miliaceum *Linn*. ist, welches in Ostindien einheimisch ist, bey uns aber auf den Feldern gebauet, und gleichfalls Hirse genannt wird; gemeine

(*) Diese Frucht und die Pflanze, welche sie trägt, heißt schon in den monseeischen Glossen Hirsi, in gröbern Mundarten Hirsche, im Oberdeutschen und selbst bey den Landleuten Obersachsens im männlichen Geschlecht der Hirs, der Hirse oder der Hirsen, im Niederf. Heerse, im Dän. Hirß, im Engl. Hirse, im Schwed. Hers, im Holl. Hirs, Gheers. Einige leiten das Wort von Hirsch ab, weil der Hirsch nach dieser Frucht lüstern ist, Frisch aber von dem Griech. κεγχρος, beyde nicht ohne Zwang. Vielleicht gehört dieser Name zu dem Geschlechte des Wortes Korn oder Gerste; vielleicht ist er auch ausländisch, da die Pflanze selbst aus einer fremden Gegend zu uns gebracht worden. Die oberdeutsche Form der Hirsen hat sich auch in einige der folgenden Zusammensetzungen eingeschlichen.

ne oder Saat-Hirse, L. Milium; Milium panicula laxa flaccida, foliorum vaginis pubescentibus; Milium Panicum *Mill.* Milium semine luteo et albo *C. B.* Fr. Mil, Milet, Engl. Millet, Ital. Miglio, Meglio, Nolgastro, Holl. Milie. Sie soll das Pannag des Propheten Ezichiel seyn.

Die Hirse wächst ursprünglich in Indien, und ist von dort erst nach Europa gekommen. Sie wird, um ihrer für Menschen und Vieh genießbarer Körner willen, in Italien, in Spanien, und in den südlichen Gegenden von Frankreich gebauet. Es wächst auch etwas davon an etlichen Orten in England; doch bekömmt dieses Land dasjenige, was es davon jährlich braucht, aus Ostindien, daher es manche, wiewohl unrecht, ostindischen Waitzen nennen. Auch in der Churmark wird sie hin und wieder, insonderheit auf den nahe an der Oder, Warte und Netze angrenzenden Aeckern, in solcher Menge gebauet, daß das ganze übrige Land damit versorget werden kann. Die Hirse im Churkreise, insonderheit diejenige, welche um Herzberg und Lütte gebauet wird, hat an Weichheit und feinem Geschmack wenig ihres gleichen.

Die Pflanze treibt einen dem Rohr ähnlichen, dicken, knotigen und gefurchten, 3 bis 4 Fuß hohen Stängel, an dessen jedem Gelenke ein, über 1 Daumen breites, dem Schilfe ähnliches Blatt sitzt, welches mit seiner das Gelenk des Stängels umfassenden und bedeckenden, und mit weichen Haaren besetzten Scheide, fest an das Gelenk anschließt; von da an aber, wo es sich ausbreitet, keine Haare, sondern an der Mittelrippe parallel die Länge hinauf gehende Furchen hat. Oben auf dem Stängel steht ein großer, lockerer und an einer Seite herunter hängender Kolben, welcher hülsichte oder balgichte Blüthen hat, in welchen sich einzele kleine ablangrunde glänzende Samenkörner, welche man das Hirsekorn nennt, und etwa so groß, als

Rübe- oder Kohlsamen sind, erzeugen. Die Wurzel ist hart und gespalten; und die Aehre, welche in viele Sprossen zertheilt ist, beugt sich zur Erde. Man theilt sie in zotige und kolbichte oder Kolbenhirse ein. Jene, welche zotige Rispen trägt, hat die größten Körner, ist gut zu stoßen, und ist weiß, gelb oder schwarz. Die Kolbenhirse, welche auch Stachelhirse genannt wird, ist mehr, als eine Varietät, weil sie unverändert bleibt. Sie hat kleinere Körner, jedoch fressen die Vögel dieselben nicht so sehr aus, wie die andere, und sie schmeckt auch besser. Von der Kolbenhirse hat man wieder zweyerley Arten: die gelbe, und die schwarze oder rothe. Letztere, Milium semine nigro *C. B.* Milium nigrum *Tab.* wird auch Sprallhirse genannt, hat den Vorzug, weil sie nicht allein fast allezeit wohl geräth, sondern auch sich sehr gut kochen läßt, und dazu von den Vögeln nicht so leicht, wie die gelbe, angegriffen wird.

Die Hirse wird zwar gewöhnlicherweise nicht zu den gemeinen Getraidearten gerechnet, sondern man sieht sie in den meisten Wirthschaften nur als eine Beyfrucht an, wovon man bloß so viel, als zur Haushaltung nothdürftig gebraucht wird, zu bauen sucht. Indessen giebt es Gegenden, wo man aus dem Anbau der Hirse ein eigenes Gewerbe macht, welches um so vortheilhafter ist, als diese Frucht sich öfters mehr als hundertfältig vermehrt. Wird sie aber nicht in das rechte für sie sich schickende Erdreich gebracht, so schlägt sie auch ganz und gar fehl. Im Kleinen läßt sie sich auch bey überflüssigem Gartenlande sehr nützlich ziehen. Man säet sie auf ein nicht gar fettes, sondern mittelmäßiges, oder solches Land, als zu den Wurzelgewächsen gehört, im Anfange des May, auch in einem warmen Frühlinge noch wohl etwas eher, so weitläuftig, daß nachher eine jede Pflanze wenigstens ½ Fuß Raum hat. Im Großen muß man dieselbe, wo möglich

lich, in ein neu aufgerissenes Land, es möge seiner Güte nach stark oder gelinde seyn, säen. Auf einem solchen neu aufgerissenen Acker, lassen sich von 12 Metzen Aussaat, sicher 80 Scheffel wieder gewinnen. In Ermangelung solcher Aecker aber, muß man unter den bereits bebaueten die tauglichsten dazu wählen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß diese Frucht auch in starken wohl gemisteten Aeckern sehr gut gedeihe; und man pflegt sie an denen Orten, wo man nur so viel, als zur Haushaltung nöthig ist, säet, gemeiniglich auf alten Leinstellen in dem vortreflichsten Wachsthume anzutreffen. Es führt aber die in solche starke und fette Aecker gesäete Hirse die große Unbequemlichkeit bey sich, daß, weil dieselbe nur sehr dünn gesäet werden muß, eine ungeheure Menge von Unkraut darunter aufschlägt, welches, wenn sie nicht davon erstücket werden soll, fleißig ausgegätet, und solche kostbare Arbeit öfters wohl zweymal wiederholet werden muß. Daher ist in starken Aeckern, die auch gemeiniglich zum Unkraut geneigt sind, die Hirsesaat nur im Kleinen anzustellen. Der eigentliche Anbau der Hirse im Grossen hat nur in einem leichten, sandigen, dabey aber wohl gedüngten Boden Statt, jedoch muß es kein hitziger und brennender, sondern kühler und feuchter Sand seyn. Auch schon der Torf, wenn er gehörig gedünget wird, trägt gute Hirse; da er aber alsdann ebenfalls sehr vieles Unkraut, welches die größte Hinderniß des Hirsebaues ist, treibt, so würde solches dadurch, wenn er mit Sand vermenget würde, von selbst wegfallen. Man säet die Hirse auch mit besondern Nutzen in ausgetrocknete Fischteiche und trockne Wiesen, welche man zuvor im Herbste umgerissen, und im folgenden Frühlinge wieder zwey oder dreymal gepflüget hat. Diejenigen, welche die Hirse in Brachfeld (welches nämlich den folgenden Sommer brach und unbesäet liegen bleiben sollte,) säen, lassen den Acker

vor Winters, etwann im October mit Mist befahren, und solchen bald breiten; die aber Jahrfelder haben, und keine brach liegen lassen, düngen solchen Acker erst gegen die Fastenzeit, oder zu Anfange des Aprils, wie der Gebrauch ist; welches man auch beobachtet, wo die Hirse in Sommerfeld gesäet wird. Hienächst muß der Hirsenacker vor Winters noch, so bald man vor nöthigerer Arbeit dazu kommen kann, er sey gedüngt oder nicht, gestürzet werden, damit sich derselbe im Winter erliegen, und der Rasen auf einander faulen könne. Im April wird er gerührt, und insonderheit, wo es gebräuchlich ist, die Fuhren mit dem Hakenpfluge quer überfahren und entzwey gerissen, und alsdann bald und fein gleich eingeeget. Zu Ende des Aprils fängt man an, zur Saat zu pflügen und erhabene Beete zu machen, damit die Hirse sowohl wurzeln, als wachsen könne; worauf bald nach der Mitte des Mayes, sobald die Fröste und Reife nachgelassen haben, die Hirse in den frischen Acker dünn mit zwey Fingern gesäet wird. Einige säen die Hirse, wenn die Aepfelbäume blühen; Andere, wenn das Korn blühet und schon Körner hat; noch Andere vor oder nach Pfingsten, in die zugerührten Krautäcker, darin sie auch gut fortkömmt.

Zum Säen muß man recht reif gewordenen, schweren, von Farbe egalen und an einem trocknem Orte aufbehaltenen rohen Samen nehmen. Man nimmt daher gern solche Körner, welche beym Abladen auf der Scheuntenne ausfallen, oder nimmt die Körner aus den zu dieser Absicht vor der Aernde mit einem Messer abgeschnittenen reifen Spitzen der Kolben. Der Brand in der Hirse ist eine der vornehmsten Ursachen, welcher viele von dem Hirsebau abhält. Da aber dieser Brand bloß von unreifem Samen kömmt, so wird man, wenn man nur recht reife Körner säet, gewiß keinen Brand in seiner Hirse finden. In gleicher Absicht

sicht waschen Einige die Samenhirse zuvor; Andere aber sengen sie, indem sie einen Strohwisch, oder, nach dem Aberglauben, eine alte Dachschaube anzünden, und die Hirse durch das brennende Stroh laufen lassen. Noch andere weichen den Samen, ehe sie ihn säen, über Nacht in Mistgauche ein, und lassen ihn, wenn er etwas getrocknet und darauf mit Asche bestreuet ist, alsdann erst durch das brennende Stroh laufen. Noch andere lassen ihn in Meer- oder Salzwasser, mit Bolus vermischt, 24 Stunden liegen; welches alles aber etwas sehr überflüssiges ist. Viele behaupten, daß diese Hirse den Brand bekomme, wenn sie im ersten Viertel gesäet werde; und daß sie, wenn sie früh Morgens gesäet wird, vor dem Ausfressen der Vögel sicher sey.

Von gedachtem reifen Samen, werden, auf einen Morgen von 180 Quadratruthen, 3 bis 4 Metzen mit 28 Metzen recht trocken geriebener Erde vermenget, und auf den zuvor überegeten Acker gesäet. Daß es durch die Erfahrung vortheilhaft befunden sey, Hirse und Hanf in proportionirlicher Quantität unter einander zu säen, habe im ich XXI. Th. S. 776, angeführt. Wenn die Hirse gesäet ist, muß man dieselbe nach der Länge, nicht nach der Quere, damit der Same nicht zu sehr in die Furchen gestrichen werde, unteregen, zwischen jedem Beete die Furchen ausfahren, und, wenn es nöthig ist, auch Wasserfurchen ziehen lassen.

Das gesäete Hirsekorn, schlägt, wie die Gerste und der Hafer, seine Wurzeln an dem Orte, wo es auf dem Stielchen in der Spreuhülse an dem Kolben gestanden hat, unten, und der Keim oben an der Spitze aus. Das Körnchen spaltet sich in der Erde von einander, und die Hülse bleibt in der Erde am Stocke hangen. Wenn die Hirse über die Erde kömmt, geht sie in Gestalt eines Ohres auf; die Spitze ist hoh, und läuft rund, niedriger nach der Erde ausgehöhlt zu. Wenn

sie

sie sich bestocket und höher wächset, schießt oder treibt sie, wie anders Getraide, von innen aus mehrers in die Höhe. Der Stängel setzt und bringt auch Knoten; die Stängel sind aber weit stärker, als an anderm Getraide, und haben etwas rauches an sich. Wenn die Hirse schosset, treibt sie große Aehren, oder sogenannte Kolben, welche aber ungleich sind; denn einige hängen sämmtlich auf eine Seite; andere hingegen sind sehr zerstreut und verbreitet.

Fallen große und starke Regen um die Zeit ein, da die Hirse erst eingesäet ist, oder schon etwas aufzugehen anfängt, so schlägt sie gar leicht um; dann solche Regengüsse werfen sie aus dem Acker; oder wenn sie schon aufgegangen ist, schlagen sie die Erde zwischen die zwey Samenblätter, wovon die Hirse bald einen Anfall bekömmt, so daß sie nirgend hin wachsen will. Der Landmann nennt dieses: Es hat der Hirse hinter die Ohren geregnet; oder, wenn der Platzregen der Hirse Ackererde hinter die Ohren gespritzt hat: der Hirse wächst Dreck hinter den Ohren. Solche schwere Regen sind auch deswegen sehr schädlich, weil sich der Acker davon hart an einander setzt, und oben gleichsam eine Rinde bekömmmt, daß die Hirse, welche ohne dies gar zärtlich ist, darunter nicht hervor keimen und aufgehen kann. In solchem Falle muß man den Acker mit der Ege ein oder zweymal überfahren, damit die Hirse hervor kommen könne. Wo aber dieses nichts helfen will, muß man das Land wieder umpflügen, und aufs neue, doch nur mit der Hälfte des Samens, besäen, weil vom vorigen noch vieles mit aufzugehen pflegt, und die Hirse zu dick wachsen würde. Wenn die Hirse zu dick steht, muß ein Theil davon mit der Hand ausgerauft werden; steht sie aber nur fleckweise auf dem Acker hin und wieder zu dick, so pflegt man bey solchen Orten mit der Hacke einen Kreuzzug durchzumachen, und was die Schärfe fasset, mit weg zu neh-

nehmen, welches dann viel geschwinder geht. Ist sie aber auf dem ganzen Flecke zu dick, so pflegt man denselben mit der Ege zu überfahren, und dadurch einen Theil heraus zu zerren; man kann sich aber auch hier mit der Hacke helfen.

Wenn die Hirse 2 Zoll aus der Erde ist, und viel Unkraut darin wächset, muß dieses, sobald als möglich, ausgezogen werden, damit die Kräfte der Erde den Kolben allein zu Statten kommen.

Die Hirse dient entweder grün, oder wenn die Körner ausgedroschen worden, als ein gutes Futter für das Vieh; und dazu kann dieselbe dicker gesäet werden, als wenn sie zu Körnern wachsen soll. Die Pflanze hat viele Wurzeln, wird stark, und wächset schnell; daher spricht man, sie sauge das Erdreich sehr aus. Deswegen reißen Manche die Wurzeln aus, und pflügen das Feld gleich um, sobald die Früchte davon weg sind; Andere aber verfahren besser, und pflügen die Stoppeln und Wurzeln ein, damit sie verfaulen und den Erdboden düngen.

Die Hirse wird nicht, wie anderes Getraide, in der Aehre oder dem Kolben zugleich reif, sondern jeder Kolben hat dreyerley Körner in sich. Die an der Spitze werden zuerst reif, wenn die in der Mitte nur halb reif, und die untersten noch unreif und beynahe noch grün sind. Weil die Hirse keine große Spreucaspeln oder Hülsen, und auch nur ganz schwache Stängelchen, woran sie wächst, hat, fällt sie sehr leicht aus. Ein einziger Wind reißt sie in Menge von ihren schwachen Stielchen los; und das schlimmste ist, daß dieses allemal die vordersten Körner an der Spitze, welche die besten sind, trifft.

Sehr selten wird ein Stück oder Beet Hirse anzutreffen seyn, welches nicht zweywüchsig wäre, indem, wenn die meisten Körner nach dem Säen schon aufgegangen sind und in artigen Stülpchen stehen, noch 5

bis 8 Tage darnach, aus denen Körnern, die etwas zu tief in die Erde gekommen sind, neue Pflanzen entstehen. Sind nun die ersten fast reif, so sind die letzten noch ganz grün. Außer dem aber hat die Hirse, erwähntermaßen, die Eigenschaft an sich, daß sogar kein einziges Stück oder Beet, ja kein einziger Halm zu finden ist, woran nicht zwey- drey- oder vier- ja sechserley Rispen und Zweige befindlich wären. Einige sind brandig, schwärzlich, einige hochgelb, einige blaßgelb, andere gelbgrün, und noch andere ganz grün. Wollte man nun auf der letzten ihre Reife warten, so würde gewiß von den ersten 5 bis 6 Theilen kein Korn in die Scheuer kommen, indem dieselben nicht allein von Vögeln gefressen, sondern auch die zu überreifen Körner ausgefallen seyn würden. Wollte man auch, wie einige rathen, die reifesten Wuppen oder Rispen immer abschneiden, so würde dadurch sehr vieles zertreten und ruiniret werden. Dieses könnte derjenige wohl thun, der nur ein kleines Beet besäet hätte, Leute genug dazu gebrauchen könnte, und alle diese Arbeit nicht rechnen wollte. Auf ansehnlichen Landgütern aber, wo große Parteyen Scheffel ausgesäet werden, gienge es gar nicht an, wo die Ausgaben für Arbeitsleute die Einnahme von der Hirse leicht übersteigen könnten. Man verfährt daher am besten, wenn die Hirse ihre Reife erlangt hat, und zwar so, daß (wenn man alle Halme, Stauden oder Rispen in 5 Stufen der Reife theilt,) 2 Theile gelbgrün, und zwar mehr grün als gelb, der fünfte Theil aber noch ganz grün aussieht, gleichwohl unten an der Erde eine Hand breit die Stängel welk und gelb sind, daß man alsdann ohne Anstand diese Hirse abschneiden, sogleich aber nach dem Abschneiden nach Hause fahren, und unverzüglich ausdreschen lasse. Man pflegt die Hirse zwar auch an vielen Orten, insonderheit in Schlesien, ins Schwad zu hauen, und alsdann eben so, wie anderes Getraide,

einzubinden, in Mandeln zu setzen, und in die Scheuer zu fahren. Allein, dieses ist eine höchst schädliche Wirthschaft, wobey öfters mehr als die Hälfte der Körner, und zwar der besten und vollkommensten, verloren geht. Die reif gewordenen Körner sitzen, wie ich schon gesagt habe, in den Kolben der Hirse so lose, daß sie auch bey der geringsten Bewegung ausfallen und verschüttet werden. Es ist daher bey derselben nicht einmal das Schneiden rathsam, sondern man muß, wenn man nicht die Körner dieser Frucht recht muthwilligerweise verlustig gehen will, dieselbe blos mit den Sicheln abkolben, die abgenommenen Kolben aber in Säcke stecken, und solcher Gestalt zum Ausdrusch auf die Tenne bringen lassen. Das stehen gebliebene Stroh kann man hernach bey Gelegenheit mit der Sense abhauen, und zum Gebrauche einbringen lassen.

Diese Frucht darf keine Nacht auf dem Felde abgeschnitten liegen, weil sonst, wenn es regnen, und der Schwaden nur 2 Tage liegen sollte, alles ausfallen würde, wenn die Sonne dazu käme. Wollte man eine große Partey, worunter viele grüne Halme und Rispen sich befinden, in der Scheuer lange in hohen Haufen liegen lassen, so wird die Hirse nicht nur zu schwitzen anfangen, sondern sich auch erhitzen, so daß sie schimmelig, dumpfig und schwarz, und mithin ganz unbrauchbar würde. Daher, wie gedacht, alle Hirse, so wie sie vom Stiele abgeschnitten ist, sogleich auf Wägen, worauf man, zum Auffammeln der heraus fallenden Köner, ein großes Tuch gebreitet hat, oder, noch besser, in Säcken nach Hause gefahren, und unverzüglich gedroschen werden muß. Und ob gleich, erwähntermaßen, fünferley Sorten hierunter gewesen, nämlich ganz reife, $\frac{3}{4}$ reife und halb reife Körner, so werden doch, wenn die ausgedroschene Hirse auf dem Boden recht trocken, und hernach gestampft und von Hül-

sen

sen gesäubert worden, alle Körner gleich gelb und schön seyn. Nach dem Dreschen muß das Stroh sogleich von der Tenne auf einen freyen, jedoch reinen Platz an die Sonne gebracht; öfters umgewendet, getrocknet, und hernach in den Schoppen aufgehoben werden.

Die nach dem Dreschen getrocknete Hirse kann in Tonnen geschüttet, und länger als 10 Jahr aufbehalten werden, und gut bleiben. Sie muß aber wohl getrocknet worden seyn. Die ausgedroschene Hirse wird nämlich in der Scheuer wie anderes Getraide geworfen, durch die Fege gelassen, und recht rein auf einen gedielten Boden gebracht, wo sie dünn, etwa eine Querhand hoch, ausgebreitet, ein Luftzug veranstaltet, und die Hirse täglich einige Wochen hindurch mit der Harke durchzogen oder umgeschippet wird. Wenn sie solchergestalt getrocknet ist, wird sie in Fäßer geschüttet, wo sie ruhig bis zur längsten Dauer gelassen wird, ohne zu befürchten, daß die Kornwürmer dieselbe angreifen.

Ehe ich zur Beschreibung der weitern Behandlung und Nutzung der Hirse fortgehe, muß ich daß Beyspiel einer Gegend, wo jährlich etliche hundert- bis tausendfältige Hirse gewonnen wird, anführen, und die Verfahrungsart des dortigen Hirsebaues beschreiben.

Es ist solches an der schlesischen Grenze dies- und jenseits der Oder, im züllichauischen Kreise, in und um das an der Oder liegende Dorf Tschicherzig, woselbst viele und die meisten Einwohner in ihrem Felde bey mäßiger Witterung zu 60, 100, 150, 200 und mehr Scheffel Hirse bauen. Wenn man sie auf ihr Gewissen fragt, wie viele sie davon ausgesäet haben, so betheuern sie höchlich, daß sie nicht mehr als etwann 1 Viertel, oder 6 Metzen, höchstens aber 2 bis 3 Viertel eines Scheffels ausgesäet haben. Man besäet zwar auch bey uns, und in starkem Lande, mit 1 Metze Hirse, oder dem 16ten Theile eines Scheffels, so viel Land, als man sonst zu einem Scheffel Korn oder Rocken brauchet. In gedachter Gegend aber wird dieselbe noch weit dünner gesäet, und das Feld, welches künftigen Herbst mit Korn oder Rocken besäet werden soll, oder welches

zwey

zweymal Korn hinter einander getragen hat, und alsdann wieder frisch gedüngt worden ist, wird nur mit Hirse gleichsam besprenget. Es ist dort ein etwas graues Sandland, welches aber oft gedünget, und zu jeder Hirsesaat zwar mit frischem, aber auch mit hinlänglich gefaultem, und also nicht mit rohem Miste oder Schlamme befahren, und wohl durchgearbeitet werden muß. Die Hauptarbeit ist, daß dortige Einwohner ihre Hirse nicht ein, sondern etlichemal gäten, und vom Unkraute säubern, welches ihnen nicht so viel Mühe kostet, weil das dortige Sandland weniger Gras bringt, und also das Unkraut aus solchem leicht heraus zu schaffen ist. Bey diesem Ausgäten des Unkrautes aber ist ihre Hauptbemühung, die Hirsestöcke und Stauden gleichfalls recht locker zu machen, und mit der Hand zu untergreifen, gleichsam als ob sie solchen Stock sammt der Erde heraus heben wollten, welches sie aber bald nach dem Regen oder bey anhaltendem Regenwetter unternehmen, und dazu alle ihre Kinder und Gesinde brauchen, wodurch die Arbeit, die keine starke oder besonders geschickte Personen erfordert, beschleuniget wird.

Einige sprengen auch weißen Rübesamen unter die Hirse, weil durch deren nachherige Ausraufung gleichfalls das Erdreich locker gemacht wird, weil die Lockerheit des Erdreiches die Hauptsache bey einer reichlichen Hirseerndte ausmacht.

Gleichmäßigen Fleiß wenden dortige Einwohner auch in der Erndte an. Sie warten nicht darauf, bis die Hirse gänzlich, oder alle Stöcke und Stauden reif geworden, sondern wenn ein Theil davon zu reifen anfängt, pflegen sie entweder diesen abzukolben, und diesen abgeschnittenen in den auf den Rücken gebundenen Grastüchern heraus zu tragen, oder sie lassen bey großen mit Hirse besäeten Fluren und Feldern die unreife Hirse mit der reifen abschneiden, und beyde noch an demselben Tage, ehe sie dürr wird und ausfällt, einbinden, und in die Scheuern bringen, worin sie noch diesen, oder doch den folgenden Tag, über- oder auch rein ausgedroschen, und auf einem geräumigen Boden recht dünn aufgeschüttet wird, damit dieselbe durch das tägliche Umrühren vollends reifen und austrocknen könne.

Diese Gegend hat die größte Nahrung vom Hirsebau; und wenn solcher im ganze Lande zu mißrathen pflegt, so wird doch in selbiger Gegend ein mäßiger Zuwachs und noch alter Vorrath von Hirse gefunden, welche im Preise öfters den

besten Weizen übersteigt, und auf 10 und mehr Meilen weit abgeholt wird.

13. St. der schles. ökonom. Sammlungen, Bresl. 1755, 8. S. 403, fgg.

Was die Einsammlung der auf oben erwähnte Art auf einem Gartenlande im Kleinen gebauten Hirse betrifft, so fangen die Samenbüschel gemeiniglich im August reif zu werden an. Sobald nun einer derselben gelb, und die Körner hart zu werden anfangen, wird er, ehe der Same ausfällt, abgeschnitten, und die jedesmal abgeschnittenen Büschel an ihren Stielen zusammen gebunden, und in ein lüftiges Zimmer zum Nachreifen gelegt. Auf solche Art fährt man fort, bis alle Büschel reif werden. Wenn alles trocken geworden ist, reibt man den Samen aus.

Wenn die Hirse auf dem Boden völlig trocken geworden ist, muß, ehe sie roh verkauft, oder, um die Schale oder Hülse davon abzusondern, gestampft, oder zur Mühle gebracht wird, der sämmtliche Vorrath vorher gewurft, und alsdann von dem Vorsprunge, als der reifsten und gesündesten Hirse, so viel als man künftig zum Samen nöthig hat, weggenommen, und an einem trocknen Orte bis zum Frühlinge verwahrt werden.

Wenn man seine Hirse den Müllern nicht gern anvertrauen will, oder nur wenig davon gebaut hat; läßt man sie in einer Handstampfe stampfen (knauen, nauen, nauben). In dieser Absicht dörret man nur allemal so viel, als man auf einmal verfertigen lassen will, auf dem Kachelofen, und läßt sie hernach durch das Gesinde in einer Stampfe ausstoßen. Man muß aber nicht zu wenig in die Stampfe schütten, weil sie sich sonst zerstößt. Ein Paar Käsenäpfe voll auf einmal ist das rechte Maß. Währendem Stampfen muß die Hirse noch umgerührt werden, damit sie nicht zu Mehl gestoßen werde. Sobald ein Einschütten fast

rein

rein gestoßen, und, um sie von den Kleyen zu reinigen, ausgeschwungen oder gesiebet ist, setzt man solches bey Seite, schüttet von neuem ganze Hirse, wie zuvor, in die Stampfe, und stößt sie abermal so lange, bis sie der vorigen gleich wird; alsdann schwinget oder siebet man diese wie jene, und schüttet sie zu der andern, damit sich die ausgehülsete Hirse nicht zerstoße. An einigen Orten giebt es gewisse Leute, welche hiemit gut umzugehen wissen, und diese Arbeit um Lohn verrichten. Man nennt sie Hirseknauer oder Hirsestampfer.

Bey großen Wirthschaften muß man die Hirse in Hirsemühlen stampfen lassen, dieselbe dem Müller aufs Gewicht geben, und hernach, inclus. Hülsen, wieder zurück wägen lassen. Die Einrichtung solcher Mühlen ist eben dieselbe, wie bey den Oehlmühlen, oder den im XIX. Th. S. 804 beschriebenen, und Fig. 1069 abgebildeten, worin die gewöhnlichen groben Graupen gestampft werden. Nur ist wegen der Löcher in dem Grubenstocke zu erinnern, daß, weil jedes Loch nur einen Stampfer bekömmt, man dieselben im Diameter ungefähr 2 Zoll enger machen müsse, als wenn deren zwey darein kommen. Uebrigens sind die Stampfer, wie bey den Oehlmühlen, mit Eisen verschuhet, auch ist der Boden der Löcher des Grubenstockes mit eisernen Platten gefüttert.

Die gestampfte Hirse läßt sich nach dem Maße, wie viel man von der rohen oder ungestampften bekommen könne, nicht gut angeben. Man rechnet zwar gemeiniglich von 1 Scheffel roher Hirse 8 gehäufte Metzen gestoßene Hirse und 4 Metzen Kleyen. Weil aber zuweilen die Hirsekörner in einem Jahre nicht innerlich derb genug geworden sind, zerfallen sie bey dem Stoßen in der Stampfe sofort in Staub und Mehl. Man rechnet daher sicherer nach dem Gewichte. Von

1 Ctn. Hirse gehen nur 10 Pfund Hülsen ab. 90 Pfund rohe Hirse können 50 Pfund reine gestampfte geben.

Uebrigens ist es allemal vortheilhafter, die Hirse gestoßen, als roh, zu verkaufen.

Wenn man den Scheffel rohe Hirse zu 1 Rthlr. 16 Gr. anschlägt, und rechnet, daß man davon 8 Metzen gestoßene Hirse, a 7 Gr. und 4 Metzen Kleyen, a 1 Gr. erhält: so hat man bey dem Verkaufe der gestoßenen Hirse 19 Groschen Plus.

Die gestampfte, gestoßene oder geschälte Hirse bleibt nicht so lange gut, als wenn man sie in ihrer Hülse läßt. Wenn man sie über ein halbes Jahr aufbehält, wird sie bitter, und von Milben angegriffen. Doch hält sich die weiße noch länger gut, als die *rothe*, welche letztere auch schwerer zu stampfen ist. Auf dem Lande ist es daher besser, ungestampfte Hirse aufzubewahren, als gestampfte, und von letzterer nur alle halbe Jahre einen Vorrath zu besorgen.

Um die Hirse als Vorkost zuzubereiten, muß dieselbe zuvörderst mit kochendem Wasser begossen, darin umgerühret, und nach abgegossenem ersten Wasser neues aufgegossen, und dieses so lange wiederholt werden, bis die Hirse ihren Kaffgeschmack verloren hat, welches vornämlich bey der weißen Hirse nöthig ist. Alsdann wird dieselbe in einen mit kochendem Wasser etwa bis zur Hälfte gefüllten Kessel gethan, und unter beständigem Umrühren (damit sie nicht anbrenne) so lange gekocht, bis sie weich und dick genug eingekocht ist. In diesem Zeitpuncte wird Milch angegossen, und so lange gerührt, bis sie völlig eßbar ist. Wenn man will, kann man vor dem Abnehmen vom Feuer auch noch Rosenwasser hinzu gießen. Wenn sich auf der Hirse in der Schüssel eine Haut gesetzt hat, wird klein gestoßener Zimmet und Zucker dick obenher gestreuet.

Die Menge der anzugießenden Milch muß von dem an denselben Orten gebräuchlichen Maße bestimmt werden. In guten Ländern wird die Hirse mit lauter Milch gekocht, und das Wasser weggelassen.

In Gegenden, wo die Hirse stark gebauet wird, ist sie nur gemeine Vorkost. Dieses Mittagsessen wird an Fleischtagen, wie die Heidegrütze, entweder mit Eyerkuchen, Setzeyern ꝛc. oder mit Schinken, Knackwurst, Rindfleisch, welches frisch, gebökelt oder geräuchert seyn kann, begleitet. Eben so kann es auch für Harker in der Erndte ein Mittagsessen seyn. Den Schnittern wird Hirse, wie andere Milchspeisen, nicht gegeben, um ihnen, da sie viel trinken müssen, keinen Durchfall zu erregen. Wird sonst in Mittelländern die Hirse an Werkeltagen ohne Eyerkuchen oder Fleisch gegeben, so wird die Mahlzeit mit Butter und Käse geschlossen.

Hirsebrey (in Niedersachsen Hirsegrütze) oder steif gekochte Hirse wird auch in Flachsländern zum Morgen- oder Abendbrod bereitet, wenn sich die Dorfleute zusammen thun, um einander ihren Flachs unentgeldlich backen zu helfen. In solchem Falle pflegt man die Hirse etwas weißer, vermittelst mehr angegossener Milch, zu kochen, und mit rothem Zucker zu bestreuen. Diese Färbung ist weit besser, als der Sarmater, welche nach des Plinius Zeugniß, Lib. 18, C. 10, ihre Hirse mit Pferdemilch kochten, aber zugleich den Pferden eine Ader öffneten, und das Blut mit darunter mischten.

In einigen Gegenden wird die Hirse bey Ausrichtungen, als: Taufmahlen, Hochzeiten u. s. f. mit Reiß vermenget, und ein angenehmes Essen daraus bereitet.

Gemeiniglich wird das Ueberbleibsel eines Hirsebreyes oder eines mit Milch gekochten Hirsegerichtes zu einer Suppe genommen. Diese Hirse wird mit süsser Milch und etwas Butter gekocht, und Semmelbrocken hinzu gethan.

Diese Suppe ist nur eine gemeine, und wird nur des Abends gegessen. Hätte man kein Ueberbleibsel eines Hirsegerichtes, und wollte doch zur Veränderung diese Suppe haben: so müßte man dazu die Hirse eigens, auf

die oben bey der Zubereitung als Vorkost beschriebene Art kochen.

Die Hirse giebt viel Mehl; das davon gebackene Brod aber ist sehr spröde, und nicht gut zu essen, als wenn es noch frisch ist.

Die Hirse, welche die Einwohner am Goldstrande von Guinea Nieuw nennen, ist der Schwarzen gewöhnliches Brodkorn. Sie haben dieselbe von jeher gehabt, und sich schon vor der Portugiesen Ankunft damit beholfen. Sie besteht aus kleinen runden Körnern, wie unsere Hirse, ist aber an Geschmack süß und zugleich ein wenig salzig. Sie kann mit geringer Mühe zu Brod gebacken werden.

Mit der Hirse füllen arme Leute auch die Würste.

Das diätetische Urtheil fällt für die Hirse nicht günstig aus. Sie hat einen zähen Nahrungsschleim, der sich in Wasser schwer auflösen läßt. Sie ist eine schwerverdauliche und stopfende Speise; und wir können sie überhin dem arbeitsamen Landmanne und gemeinem Volke überlassen, welche sie mit Milch als Vorkost, Brey und Suppe essen. Bapt. Fiera schreibt von den Wirkungen der Hirse Folgendes:

Sunt jejuna, alvum durantia, grata dolori,
Si *Milia* ignitis sine prius usta focis.
Lacte incocta fovent, molli vel inusta liquore
Plenius; at cœnæ tarda tenacis erunt.

Zum Arzneygebrauche kömmt sie auch in keine Betrachtung; denn wir haben bessere Getreidearten. In Frankreich macht man daraus den sogenannten Ambrosiustrank, Decoctum S. Ambrosii, welcher urin- und schweißtreibend seyn soll. Man nimmt nämlich Hirse, kleine Rosinen und Feigen, von jedem 1 Loth, kocht es eine Stunde lang in 1 Quart Wasser, und seihet es durch. Wenn man nun 6 Loth von diesem Decocte mit 4 Loth weißen Wein vermischt, entsteht oben vorerwähnter Ambrosiustrank, dessen man sich in dreytägigen Wechselfiebern, den Schweiß zu treiben, und

den Ausbruch der Masern und Pocken zu befördern, bedient. Viele thun noch Scabiosen- oder Fenchelwurzel hinzu. Das Hirsemehl wird auch zu schmerzstillenden und zertheilenden Breyumschlägen gebraucht. Die gestoßene und gedörrte Hirse mit geröstetem Salze vermischt, in ein Säckchen gethan, und recht warm aufgelegt, ist ein Linderungsmittel der Schmerzen des Kopfes, des Unterleibes und anderer Theile, wenn solche von einem stockenden Schleime herrühren.

Die Hirse dient nicht allein zur Speise für Menschen, sondern ist auch ein schönes Futter für Hühner, welche größere Eyer darnach legen sollen. Von ihrem Gebrauche zum Futter für Canarienvögel, s. Th. VII. S. 578.

Um Eyer einige Monate aufzuheben, ohne daß es viele Kosten verursache, pflegt man sie in rohe, ungestampfte, frische, und mithin noch hinlänglich feuchte Hirse zu legen, und die also eingelegten Eyer in Kasten oder Laden verschlossen aufzubehalten. Weil sich die rohe ungestampfte Hirse am kühlesten hält, pflegt man das frische Fleisch, welches man einige Tage frisch erhalten will, hinein zu legen, in welcher Absicht man das Fleisch in eine Serviette oder in ein leinen Tuch schlägt, damit die Körner sich nicht an das Fleisch hängen.

Von der Hirse, als einem Mittel wider den Kornwurm, s. in K.

Die Hirsespreu, welche mit durch das Sieb fällt, wird den Schweinen unter die Rockenspreu gemengt, die gröbste aber dem Rindviehe unter die Siede gethan.

Das Hirsestroh halten viele zum Viehfutter für untauglich, weil es nicht nur zu dick an Stängeln ist, sondern auch durch das Schwitzen und Erhitzen unbrauchbar wird, und gebrauchen es daher nur in den

Dünger. Allein die Erfahrung lehrt, daß dasselbe dem Kuhviehe sehr wohl gedeihe, wenn es klein geschnitten, und unter der Siede mit angemenget wird. Man muß es aber recht gut abdörren, und, ehe solches geschieht, recht weich dreschen lassen. An denen Orten also, wo die Hirse weder gehauen noch geschnitten, sondern, nach vorerwähnter Methode, nur abgekolbet wird, ist das zurückgebliebene Stroh nicht bloß abzuhauen, und nachher sogleich zu dörren, sondern es muß vorher eben so, als wenn die Kolben noch daran wären, ein Paarmal überdroschen und weich geschlagen werden. Geschieht dieses nicht, so ist es freylich zu hart und spröde, und mithin zur Fütterung untauglich. Da das Hirsestroh bis ganz zuletzt aufgehoben werden, und also zu allen Zeiten den Futtermangel verhindern kann, so ist auch aus diesem Grunde dessen Zubereitung nicht zu verabsäumen.

Die bey dem Stampfen abgesonderten Hülsen und Kleyen werden dem jungen Federviehe, insonderheit den gemeinen und wälschen Hühnern mit unter die gehackten Eyer, Quargkäse und Schrot vermenget.

Da die Hirse eine Ackerfrucht ist, welche fast in allen Landwirthschaften, wenn es auch nicht weiter als nur zur bloßen Wirthschaftsnothdurft geschehen sollte, gebauet wird; so findet man sie auch fast in allen Gütertaxen aufgeführt. So nutzbar dieselbe, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, in der Haushaltung ist, so wenig sind doch alle Gegenden dazu bequem, und noch weniger ist es rathsam, ihren Bau so weit zu treiben, daß dadurch eine baare Einnahme erzwungen werde. Es ist daher bey ihrem Bau hauptsächlich darauf zu sehen, ob auch Plätze, die sich zu ihrer Erzeugung schicken, wohin neu aufgerissene Aecker,

cker, besonders aber die hohen Oerter in den Brüchen gehören, vorhanden seyn. Diese Frucht wächst, oberwähntermaßen, zwar auch in starkem und Mittelboden, welcher wohl gedüngt ist, und die gehörige Fettigkeit bey sich führt; allein die Menge des Unkrautes, die unter derselben in solchem fetten Getreideboden, weil die Hirse sehr dünn gesäet werden muß, aufschlägt, ist die Ursache, warum es, diese Frucht daselbst im Großen zu bauen, nicht rathsam ist. Das mühsame Gäten, welches, besonders in etwas nassen Jahren, mehr als einmal wiederholt werden muß, vereitelt allen Vortheil, den man sonst davon erwarten könnte. Kurz, auf Landgütern, wo sonst keine besondere, zur Erzeugung der Hirse sich schickende Gelegenheit vorhanden ist, ist der Hirsebau bey den anzufertigenden Gütertaxen in keine Betrachtung zu ziehen. Will Jemand, zur Versorgung seiner Haushaltung, einige Metzen aussäen, so hängt solches von seinem Belieben ab; bey der Abschätzung eines Lehen- und Landgutes aber kann darauf keine Rücksicht genommen werden.

Da die Hirse zwar, wie ich gesagt habe, wenn sie auf eine geschickte Art angebracht wird, unter allen bekannten Ackerfrüchten sich am stärksten vermehrt, und die Vermehrung bis auf das Hundertfältige geht, dieser Ertrag aber doch nicht in allen Jahren gleich, sondern, wie bey allen andern Getreidearten, mancherley Abwechslungen und Unglücksfällen unterworfen ist: so kann auch freylich dieser höchste Satz, bey Bestimmung des jährlichen Ertrages, nicht ohne eine billige Mäßigung beybehalten werden. Indessen ist es eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit, daß in den Brüchen und andern zum Hirsebau vorzüglich tauglichen Gegenden, der Ertrag derselben, ein Jahr

dem andern zur Hülfe gerechnet, ganz füglich auf das 32ste Korn bestimmet, und also von 1 Metze Aussaat 2 Scheffel, nach Abzug des Samens, wieder gewonnen werden können. Da in solchen Gegenden das Säten nicht nöthig, oder doch wenig bedeutend ist, und die übrige Bearbeitung derselben, wenn der Bau nicht in allzu großer Menge geschieht, ganz füglich mit eigenen Dienstleuten, wozu zum Theil Kinder, auch schwache Personen tüchtig sind, bestritten werden kann: so ist offenbar, daß der sichere Ertrag von 1 Metze Aussaat, wenn die Metze rohe Hirse nach dem gewöhnlichen Preise auch nur auf 2 Ggr. gerechnet wird, in 2 Rthlr. 16 Ggr. bestehe. Der bisher in der Mark eingeführte Gebrauch, bey Detaxation der Lehen- und Landgüter, 1 Metze Hirseaussaat nur zu 1 Rthlr. anzuschlagen, ist daher dem wahren Ertrage dieser Frucht nicht gemäß; und es kann, aus vorangeführten Ursachen, wohl kein Bedenken Statt finden, solchen wenigstens auf 2 Rthlr. festzusetzen. In Landwirthschaften, wo diese Frucht nur metzenweise ausgesäet wird, mag dieser Unterschied, ob er gleich, nach der bey allen gerichtlichen Taxen zu beobachtenden Genauigkeit, nicht übergangen werden kann, wohl allenfalls nur als eine Kleinigkeit angesehen werden; auf den Bruchgütern aber, wo die Hirse scheffelweise ausgesäet wird, hört sie solches zu seyn auf, und es haben in solchen Gegenden die Taxationscommissarien dieselbe mit einer gewissen Aufmerksamkeit in Erwägung zu ziehen, Ursache.

Oeconomia forensis, 1. B. S. 392, f.

In Pommern wird die Hirse an wenig Orten gesäet, und geräth überdies selten; daher dieselbe nicht besonders in Anschlag gebracht, sondern, statt ihrer, so viel mehr Gerste angeschlagen wird, und daher

2 Me-

2 Metzen Hirse auf 1 Scheffel Gerste an Lande gerechnet zu werden pflegen.

v. Schweder von Anschlagung der Güter, Berlin 1775, 4. S. 150.

* * *

Von der indianischen oder Mohrhirse, Holcus Sorghum *L.* siehe Th. XIX. S. 742, fgg.

Außer diesen Arten der Hirse giebt es noch verschiedene Arten der wilden oder Waldhirse, hirsenartige Gräser und andere Pflanzen.

Zu den hirsenartigen Gräsern, Hirsegras oder Hirsengras gehört zuvörderst das Panicon oder Panicum *Linn.* oder Gramen paniceum, woraus man im Deutschen die Namen Fench, Fennich, Fenchgras, Fönich, Fenk, Fenchelhirse, Panikorn, Pennig, Pfänch, Pfench, Pfennig, Pennig u. s. f. gebildet hat; Fr. Panis, Engl. Panic. Zu diesem Pflanzengeschlechte hat Dietrich den deutschen Namen Schwaden erwählt, welcher aber nur einer Art, nämlich dem Mannaschwengel, der Schwadengrütze oder dem Schwadenmanna, Festuca fluitans *L.* eigen, oder vielmehr auch andern zu diesem Geschlechte mit gehörigen beygelegt worden ist. Der Kelch besteht aus 3 eyförmigen Bälglein, davon zwey größer, gemeiniglich aber von ungleicher Größe sind, das dritte aber ganz klein, und bisweilen kaum mit bloßen Augen sichtbar ist, und enthält nur eine Blüthe. Von den 2 gleichfalls eyförmigen Spelzen oder Blumenblättern ist die eine kleiner und platter, als die andere. Sonst hat die Blume 3 haarförmige und kurze Staubfäden, einen länglichen Staubbeutel, einen rundlichen Eyerstock, und zwey Griffel mit haarichten Staubwegen. Das Samenbehältniß fehlt. Das einzige Samenkorn ist

von

von einer Seite platt, von der andern rund, und in den Spelzen angewachsen. Nach der linnäischen Eintheilung stellen die Blumen entweder eine Aehre oder eine Rispe vor. Zu den ersten gehören:

1. Das Blutgras, die Bluthirse, wilde Hirse, Fingergras, blutiges fingerartiges Fenchgras, Himmelsthau, Krähenfuß, wildes Mannagras, wildes Schwadengras, Gramen dactylon folio latiore *Bauh.* & *Scheuchz.* Ischaemum *Gesn. Theod.* & *Clus.* Ischaemum vulgare *Pen. Lobel.* & *Gerard.* Panicum sanguinale, spicis digitatis basi interiore nodosis, flosculis geminis muticis, vaginis foliorum punctatis *Linn.* Die zaserige und weißliche Wurzel dauert nur ein Jahr lang, und treibt *viele*, nach Verschiedenheit des Bodens kürzere oder längere, auf der Erde liegende, oder unter einem schiefen Winkel sich vorwärts aufrichtende Halme. Die Blätter sind lanzenförmig, breit, und in fettem Boden zuweilen wellenförmig gebogen, am Rande und beyden Seiten glatt, öfters aber auch mit langen Haaren besetzt, weich, dunkelgrün und zugespitzt, und haben zusammengedrückte, gestreifte und mattgrüne, zuweilen bräunliche Scheiden, welche mit erhabenen Puncten geziert sind, deren jeder ein Haar trägt. Jeder Halm trägt 5 bis 7, in fettem Boden auch wohl an 12 Aehren, welche Anfangs wie Finger oder wie Zehen der Vögel dicht bey einander liegen, und sich nach und nach von einander entfernen; jede davon sitzt auf einem Knorpel oder Knoten, welcher insonderheit auf der innern Seite merklich ist. Jeder Griffel endigt sich mit einem schön rothen feinen haarichten Büschel oder Staubwege. Der Same ist länglich, zusammengedrückt, glatt, gelblich, und fast durchsichtig. Es ist dieses ein sehr gemeines Unkraut, in Weinbergen, Lust- und Küchengärten und anderm Grabelande, besonders in einem

nem lockern fetten oder gedüngten Boden, seltener auf Ackerfeldern, in Amerika, Medien, Holland, in der Schweitz, in Deutschland, und in dem ganzen mittägigen Europa. Es blüht den ganzen Sommer hindurch, und noch spät im Herbste. Der verschiedene Boden bringt allerley Veränderungen in Gestalt und Farbe hervor.

So unangenehm dieses Gewächs bisweilen auf Aeckern, in Weinbergen und in Gärten seyn mag, wo es aber leicht durch öfteres Ausgäten oder Aushacken vertilgt werden kann: so nützlich wird es, wenn es mit Fleiß in einen dazu zubereiteten Boden gesäet wird, um einen zum Speisen tauglichen Samen davon zu ziehen. Der Boden muß fett seyn, und eben so wie zur gemeinen Hirse bearbeitet, die Aussaat aber zeitig vorgenommen werden, damit auch die Aehren der späten Nebenäste zeitig, und der Same geschwinde genug reif werde. Wenn nun eine vortheilhafte Witterung dazu kömmt, und das Gewächs nicht durch anhaltende Nässe zurück gehalten wird, so hat man davon eine, wenigstens fünfhundertfältige Erndte zu erwarten. Wenn die meisten Aehren reif sind, welches man an ihrer vermehrten Dicke, an der Sprödigkeit der Spelzen, und an dem Ausfallen der Körner leicht erkennen kann, werden die Stöcke ausgerafet, in Tüchern eingetragen, auf einen lüftigen Boden zum Trocknen gelegt, und alsdann abgeklopfet. Weil aber der Same noch in den Spelzen eingeschlossen bleibt, muß er auf eben die Art, wie der Mannaschwingel, (wovon ich im Art. Schwaden handeln werde) gestampfet werden, wodurch man eine sehr kleine kleinkörnige, gelbliche Grütze davon erhält. Diese Grütze schmeckt angenehm, wenn sie an Fleisch oder auf andere Art gekocht wird. **Matthiolus** zieht sie dem Reiße vor. Der Same kann auch zu Mehl gemacht,

und

und zu Brod verbacken werden. Zu unsern Zeiten ist dieses Gewächs durch den besser schmeckenden Mannaschwingel verdrängt worden. Am rathsamsten ist wohl der Anbau desselben, unter andern dienlichen Gewächsen, in dürrem und brennendem Flugsande, welchen es durch seine ausgebreitete und platt aufliegende Halme dämpfen hilft. Den Namen Blutgras soll es deswegen erhalten haben, weil man mit den steifen und spitzigen Blumen ein Nasenbluten zuwege bringen kann, wenn man die Aehren zusammengedreht in die Nase stecket.

Die durch den Anbau veredelte Bluthirse ist von den ältern Schriftstellern für eine besondere Gattung angenommen, und Gramen dactylon esculentum genannt worden; und in neuern Zeiten hat Hr. v. Linné gleichfalls zwo Arten, welche er sonst vereinigt hatte, besonders angenommen und bestimmet. Bey der einen, welche das jetzt beschriebene Panicum sanguinale ist, sitzen die in Finger getheilten Blüthähren auf einem kleinen Knorpel, welcher insonderheit auf der innern Seite merklich ist; von den unbewehrten Blumen stehen allemal zwey bey einander, und die Blattscheiden sind getüpfelt. Bey der andern, Panicum dactylon, auch zahmes Mannagras und fingerförmiger Schwaden genannt, stehen die gefingerten Blüthähren mehr von einander, und sind an der innern Seite ihres Knorpels rauch; die Blüthen erscheinen einzeln, und aus der Wurzel treiben kriechende Ranken. Ob dieser Unterschied beständig sey, kann ich nicht bestimmen.

2. Der pensylvanische fingerartige Fench, Panicum filiforme, spicis subdigitatis, approximatis, erectis filiformibus, rhachi flexuosa, dentibus bifloris, altero sessili *Linn.* ist eine von Kalm im nördlichen Amerika entdeckte Grasart, und mit dem vor-

vorher beschriebenen blutigen Fenchgrase so nahe verwandt, daß die Gränzen zwischen beyden sich schwer bestimmen lassen. Die Halme wachsen gerade aufrecht, und sind nebst den Blättern und Blattscheiden kahl. Das oberste Glied des Halmes, welches die Aehren trägt, ist überaus lang, und nur mit einem Blatte versehen. Die Aehren stehen wechselweise. Der Hauptstiel ist hin und her gebogen, und mit gepaarten Blumen einzeln besetzt. Alles dieses findet man auch zuweilen bey der ersten Art; nur das überaus lange Halmende mit einem Blatte scheint dieser ausländischen Gattung eigen zu seyn. Nach Hrn. Gleditsch Muthmaßung ist dieses das rechte englische Raygras, welches von dem gemeinen englischen (Lolium perenne *L.*) und französischen (Avena elatior *L.*) gänzlich unterschieden ist, und diese beyde an Güte weit übertrifft. Es ist aus dem mitternächtlichen Amerika in die englischen Colonien gebracht, und in England unter den Klee gesäet worden, um dessen blähende Eigenschaft bey der frischen Fütterung zu verbessern.

3. Das grannige Hirsegras; der grannige mit getheilten Aehren versehene Fench; Hahnenfuß, Panicum herbariorum sylvestre *Lob.* Panicum spica ramosa, setis nullis *Hall.* Panicum spicis alternis remotis declinatis compositis *Royen.* Panicum Crus galli, spicis alternis conjugatisque, spiculis subdivisis, glumis aristatis hispidis, rhachi quinquangulari *Linn.* wächst an Misthaufen, in Gärten und Küchenfeldern, wo fetter Boden ist. Es blüht im Jul. und August. Der Halm wird an 2 Fuß hoch. Die Blätter sind scharf, und an der äußern Seite mit einer erhabenen weißen Rippe versehen. Die Aehre besteht aus mehrern kleinen Aehren, die am Ende des Halmes wechselweise, und von einander entfernt, hervor kommen, und diese sind oft wieder in Aehrchen

getheilt. Jede Aehre ist bey ihrem Anfange, wo sie aus dem Halme kömmt, mit langen dünnen Härchen besetzt. Mit eben dergleichen, aber kürzern und dichtern Haaren ist auch das größere von den Bälglein versehen, und endigt sich an der Spitze mit einer kurzen Granne; das kleinere, welches flach ist, hat nur eine kleine Spitze; zuweilen sind sie beyde nur spitzig und ohne Grannen.

Eine Spielart dieses Grases unterscheidet sich durch die sehr langen, meistens röthlichen Grannen, womit sich die größern Bälglein des Kelches endigen.

4. Das grüne Hirsegras; der grüne mit einfachen Aehren besetzte Fench, Fuchsschwanzgras, Fuchssteert, Fönich, gemeiner Schwaden, wilder Schwaden, Panicum sylvestre spica simplici *Bauh. Scheuchz. Morif. Raj.* Panicum vulgare spica simplici & aspera *Tourn.* Panicum spica unica, floseulis sessilibus solitariis, setis numerosis *Hall.* Panicum viride, spica tereti involucellis bifloris fasciculato-pilosis, seminibus nervosis *Linn.* wächst im mittägigen Europa auf den Aeckern und in den Gärten. Es hat eine einfache länglichrunde, gelbgrüne oder auch dunkelbraune Blüthähre; die Hüllen bestehen aus ganzen Büscheln von Haaren, und enthalten nur zwey Blümchen. Die Samen sind gestreift. Es unterscheidet sich von den übrigen Arten durch seine rauhe Aehren, welche verursachen, daß es sich, wie das Klebekraut, Hallium Aparine *L.* überall anhängt. Es ist ein schlechtes Viehfutter, und seiner Rauhigkeit wegen nicht gut zu kauen und zu verdauen; doch hat man bemerkt, daß es auf einem dürren Felsen, wo es häufig wuchs, von den Schafen gefressen wurde.

4. Das italienische Hirsegras; der wälsche großährige Fench; Dochan der Hebräer, Panicum *Rumph.* Panicum vulgare *Clus.* Panicum aliud indicum, panicula

nicula villosa *Lob.* Panicum indicum villosum hispanicum *Theod.* & *Gerard.* Panicum italicum s. panicula majore *C. B.* Panicum sativum *Dalech.* Panicum spica compositia, aristis flosculo brevioribus *Royen.* Panicum italicum, spica compolita, spiculis glomeratis, setis immixtis, pedunculo hirsuto *Linn.* Wächset in beyden Indien wild, und wird in Italien und andern warmen Ländern in den Gärten häufig gebauet. Es treibt aus einer jährigen Wurzel einen rohrähnlichen und beynahe vier Fuß hohen Stängel. Die Aehre wird ein Fuß lang, dick, und ist aus kleinern knäuelförmigen Aehrchen und dazwischen stehenden Borsten zusammengesetzt. Die Blumenstiele sind rauch. In Gärten kann man diesen Fench sehr leicht aus dem Samen ziehen; will man aber ganze Felder damit besäen, so muß dieses zu eben der Zeit, und auf eben die Art, wie bey der Gerste geschehen, doch muß er nicht zu dicht, und wenigstens in achtzehn Zoll weit von einander entfernte Furchen gesäet werden, damit man ihn fleißig vom Unkraute reinigen könne. Weil die Vögel dem Samen stark nachstellen, fällt die Aernde gemeiniglich schlecht aus. Der Same wird, wie von der ersten Art, zu Mehl gemacht, und in Italien häufig als Brey und Brod verspeiset. Weil er spät reif wird, schickt er sich für kalte Länder nicht.

5. Der deutsche Fench, Panicum germanicum s. panicula minore *C. B.* Panicum germanicum, spica simplici cernua, setis brevioribus, pedunculo hirsuto *Linn.* wächset in Deutschland und Ungarn wild. Es giebt von ihm drey Varietäten, eine mit gelben, eine mit weißen, und eine mit purpurröthlichen Samenkörnern. Er treibt einen mit

Gelenken versehenen, rohrähnlichen, ungefähr drey Fuß hohen Stängel, welcher so stark ist, als das gemeine Schilfrohr, Arundo phragmitis *Linn.*, und an jedem Gelenke ein 1 ½ Fuß langes, und unten, wo es am breitesten ist, ungefähr ein Zoll breites, dem Grase ähnliches, ganz spitzig zugehendes, rauh anzufühlendes, unten den Stängel umfassendes, und ungefähr seiner halben Länge nach, unterwärts gekehrtes Blatt hat. Auf den Stängeln stehen dichte acht bis neun Zoll lange Aehren, welche unten von der Dicke eines Mannsfingers sind, langrund zugehen, und ganz dicht mit kleinen, rundlichen, der Hirse ähnlichen Samenkörnern besetzt sind. Er ist eine jährige Pflanze, und stirbt ab, so bald der Same reif ist. Dieses geschieht im *August*, da alsdann die Stängel abgeschnitten und getrocknet werden müssen. Es wurde vormals in einigen nördlichen Ländern häufig zum Brodbacken gebauet. Er wird zwar nicht für so gut gehalten, als der italiänische; weil er aber in kalten Ländern besser reif wird, so bauet man ihn in solchen Gegenden, wo bessere Kornarten nicht fortkommen können. Man säet ihn im Frühlinge um die Zeit, und auf eben die Art und Weise, wie die Gerste; nur muß er, weil die Samenkörner klein sind, und die Pflanzen größer werden, als Gerste, folglich mehr Raum bedürfen, nicht zu dicht gesäet werden. Gewöhnlich werden die Pflanzen nur drey, in sehr fettem Boden aber vier Fuß hoch. Weil ihre Blätter sehr groß, und die Stängel sehr stark werden, muß jede Pflanze fünf Zoll weit Raum haben. Er ist auch zum Futter für Canarienvögel sehr dienlich, denen man in der Hecke zuweilen eine ganze Aehre vorwerfen kann.

6. Das eisengraue Hirsegras, Panicum glaucum, spica tereti, involucellis bifloris fasciculato-pilosis, seminibus undulato-rigosis *Linn.* wächst in beyden Indien und in Italien wild, und wird, nach Anzeige des 43ten Stück der ökonomischen Nachricht der patriotischen Gesellschaft in Schlesien vom Jahre 1777, S. 338, auch um Breslau wild auf den Kräuteräckern hin und wieder gefunden. Seine Wurzel ist jährig. Die Borsten an seiner länglich runden Aehre sind so lang, als die Blumen, und die Scheiden seiner Blätter sind an ihrem Rande haarig. So lange die Aehre noch frisch ist, stehen die Blumen ordentlich in Reihen. Der Blumenstiel hat viele Furchen. Der Same hat wellenförmige Streifen, und giebt Mehl zu Brey.

Ob ich gleich die bisher gedachten Arten des Hirsegrases nicht zum Anbaue empfehle, sie aber doch zum Theil als ein allgemeines und häufiges Unkraut wachsen, so sollte man sie billig doch nicht bloß als Unkraut betrachten und verachten, sondern sie könnten vielleicht jung und grün zum Futter für das Vieh gebraucht werden.

Die Arten des Hirsegrases, welche in Rispen blühen, sind insgesamt, außer der gemeinen oder Saathirse, ausländisch, und in hiesigen Gegenden unbekannt.

Unter den hirseartigen Gräsern, giebt es noch andere, welche mit dem jetzt beschriebenen Fenche nicht gänzlich übereinkommen, und daher ein eigenes Geschlecht ausmachen, welches den lat. Namen Milium erhalten hat, und im Deutschen ebenfalls Hirsegras genannt wird. Damit aber diese und die Saathirse

nicht verwechselt werden möchten, haben Andere solches Fladergras, auch Milisgras, genannt. Die Blumen stehen insgesamt einzeln, und der Kelch besteht aus zwey eyförmigen zugespitzten Bälglein, die nur eine Blüthe enthalten; beyde Spelzen sind kleiner, als die Bälglein, doch ist eine größer als die andere. In der Blüthe zeigen sich 3 haarförmige und sehr kurze Staubfäden, und 2 Griffel mit pinselartigen Staubwegen. Das einzige runde Samenkorn ist in den Spelzen fest eingeschlossen. Von den 7 Arten, welche Linne anführt, findet man bey uns nur eine, nämlich:

das straußige oder zerstreute Hirse- oder Fladergras, Waldhirse, Waldhirsegras, Milium paniculis raris longissime petiolatis *Hall.* Milium effusum, floribus paniculatis dispersis muticis *Linn.* Es wächst in ganz Europa in dichten Laubhölzern und schattigen Hainen, auch um dieselben an Dämmen und Hecken, und blüht im May und Junius. Die Wurzel ist ausdauernd. Die Stängel oder Halme werden 3 bis 4 Fuß hoch, und tragen zerstreute, rispenförmig zusammengesezt unbewährte Blüthen. Die Kelchbälglein sind grün und gestrichelt. Die Blätter sind 4 und mehr Lin. breit. Die Blätter haben einen angenehmen Geruch, fast wie der Steinklee, und vertreiben die Motten und Milben; sie werden auch, wenn sie noch jung sind, von Schafen und anderm Vieh gern gefressen, werden ihnen aber bald, wenn sie etwas älter werden, zu zäh, hart und trocken. Die Halme kann man, statt andern Strohes, zu verschiedenen feinen Stroharbeiten gebrauchen. Die Samen sind mehlig, und man kann sich ihrer im Nothfalle zu Mehl bedienen.

Die

Die Meer- Perl- oder Steinhirse, Steinsame, Lithospermum *Tourn.* & *Linn.* Fr. Grémil, Herbe aux perles, eine Gattung Pflanzen, mit fünf kurzen Staubfäden, einem stumpfen doppelten Staubwege, rauhen Blattern, und vier eyförmigen, steinharten, glatten und runzeligen Samenkörnern. Linné giebt sieben Arten an, von welchen ich aber nur 3 anführen werde.

1. Die kleinblumige Steinhirse mit glatten Samen; große aufrecht stehende oder gerade Perlhirse mit kleinen gelben Blumen; Marienthränen, Meergries, Perlkraut, Sonnenhirse, weißer Steinbrech, Vogelhirse, Lithospermum erectum *offic.* Lithospermum majus erectum *C. B.* Lithospermum s. Milium solis *J. B.* Lithospermum primum *Anguillar.* Lithospermum arvense *Tragod.* Lithospermum minus *Mathiol. Dodon. Gesn. Lob. Durart. Dalech.* et *Gerard.* Lithospermum commune *Gesn.* Lithospermum legitimum *Clus.* Lithospermum sativum *Fuchs.* Lithospermum vulgare minus *Camerar.* Lithospermum erectum vulgare, flore ochroleuco *Morif.* Lithospermum alterum fruticosum *Tual.* Lithospermum caule erecto ramosissimo, floribus calycem vix superantibus *Hall.* Lithospermum foliis subtus nervosis, floribus in alis foliorum exeuntibus *Ejusd.* Lithospermum officinale, seminibus laevibus, corollis calycem vix superantibus, foliis lanceolatis *Linn.* wächst hin und wieder in ganz Europa, an ungebauten Orten, Wegen, Aeckern, in feuchten und sandigen Gründen, zwischen Hecken und Gesträuchen. Die lange, starke, einfache, röthliche, und mehrere Jahre dauernde Wurzel treibt zween bis drey gerade, rundliche, etwas rauhe Stängel, welche ein

zween Schuh hoch werden, und nach dem Gipfel zu in Zweige abgetheilet sind. Die langen schwarzgrünen Blätter, welche etwas schmäler als die Olivenblätter sind, stehen wechselweise, sind ungestielt, lanzettförmig, spitzig, völlig ganz, mit borstigen Haaren versehen, und rauh anzufühlen. Die Blumen zeigen sich im May und Juny einzeln am Winkel der Blätter auf ganz kurzen Stielen, und stellen eine einseitige Aehre vor; der Kelch ist haaricht; das Blumenblatt nicht viel größer, als dieser, weiß oder gelblich, und oben an der Röhre sitzen fünf stumpfe, eingekerbte Schuppen, welche die Staubbeutel bedecken. Die Samen sind weiß, sehr hart, an Größe der Hirse und an Gestalt kleinen Perlen gleichend, glänzend, und ohne allen Geschmack; sie sind gegen den Herbst reif; anstatt vier aber kommen gemeiniglich nur zween zur Reife. Sie geben ein ziemlich gutes Mehl, woraus Brod gebacken werden kann. Die Aerzte der ältern Zeiten haben die Samen als ein harntreibendes und steinzermalmendes Mittel, in verschiedenen Zufällen der Harnwege, auch zu Beförderung der Geburt, und in dem täglichen Fieber, mit Wasser und Wein abgesotten, gerühmt; da aber diese Wirkungen durch die Erfahrung nicht bestätiget worden, sind sie ganz außer Gebrauch gekommen; doch vermuthet Hr. v. Haller, daß die junge Pflanze eine betäubende Kraft besitze, und, dem Geruche nach, mit der Hundzunge übereinkomme.

2. Die kleinblumige Steinhirse mit runzeligen Samen; Feldhirse mit einer rothen Wurzel; wilde Steinhirse; falsche Meerhirse; wilde Rothwurzel; rothe Ochsenzunge; Schmankwurzel, Echioides flore albo *Riv.* Lithospermum arvense radice rubra *C. B.* Lithospermum nigrum quorundam

flore

flore albo, semine echii *J. B.* Lithospermum sylvestre *Trag. Fuchs.* & *Dod.* Lithospermum annuum album tetracarpon, semine nigro anguloso *Morif.* Lithospermum sylvestre, arvense vel nigrum *J. Camer.* Lithospermum arvense, seminibus rugosis, corollis vix calycem superantibus *Linn.* nach Hrn. von Haller ein Heliotropium. Ist eines der gemeinsten Unkräuter auf Aeckern und in Gärten. Die Wurzel ist jährig, klein, ohne Geruch, von einem ekelhaften Geschmack, hat eine rothe Rinde und ein schneeweißes Mark. Der Stängel ist ein bis anderthalb Fuß hoch, rauh anzufühlen, und etwas gestreift. Die Blätter sind ungestielt, eyförmig, spitzig, borstig, und stehen wechselweise. Aus dem Blattwinkel entstehen kleine Zweige. Der Hauptstängel theilt sich in drey Zweige, und in jedem Theilungswinkel sitzt eine Blume, die übrigen sitzen, der Länge nach an den Zweigen, in dem Winkel der dicht bey einander gestellten Blätter, auf kurzen Stielen. Wenn die Samen reifen, entfernen sich die Blätter weiter von einander. Die kleinen weißen Blumen zeigen sich im May und Juny einzeln an dem obern Theile des Stängels. Die Samen stehen in einer einseitigen Aehre, und werden im August reif. Man kann ihn, wie den von der vorher beschriebenen ersten Art, aus dem Samen ziehen, den man bald, nachdem er reif ist, auf ein Beet von frischer Erde in Reihen, welche ein Fuß weit von einander stehen, säet, und die Pflanzen, wenn sie aufgegangen sind, von Unkraut rein hält. Er kömmt übrigens in jeder Lage und auf jedem Boden fort. Die Wurzeln von beyden Arten färben roth; da aber die erste Art selten, und an den Wurzeln der letzten nur die Rinde an obern Theile gefärbt ist, so kann von beyden eben kein beträchtlicher Gebrauch gemacht werden. Die

Bauermädchen in den nordischen Provinzen, wie auch in Schlesien, bedienen sich der frischen Wurzel von der letzten Art zur Schminke, und pflegen im Sommer das Gesicht damit roth zu malen, wie es dann auch eine ausgemachte Wahrheit ist, daß die frischen Wurzeln der Haut eine angenehme Röthe geben. An einigen Orten färbet man die Butter roth, und rühmt rühmt sie alsdann in dem Seitenstechen. Aus den Blumen holen die Bienen Stoff zu Honig. Da diese Pflanze auch rothe Ochsenzunge heißt, so muß man sie nicht mit der ächten rothen Ochsenzunge, oder dem Färberkraute, Anchusa tinctoria *Linn.* wovon ich im Artikel Ochsenzunge handeln werde, verwechseln.

3. Die großblumige Steinhirse mit gestreckten und aufgerichteten Stängeln, die Perlhirse mit kriechenden Stängeln und großen rothblauen Blumen; die kriechende Meerhirse; kleine kriechende breitblätterige Perlhirse, Lithospermum repens *offic.* Lithospermum minus repens latifolium *C. B.* & *Tourn.* Lithospermum majus flore purpureo, semine anchusae *J. B.* & *Raj.* Lithospermum alterum *Anguillar.* Lithospermum majus *Dod. Pen. Lobel.* & *Dalech.* Lithospermum repens majus *Clus.* Lithospermum vulgare majus *Camerar.* Lithospermum umbellatum angustifolium (& latifolium) *Boconne.* Lithospermum virgatum *Thal.* Lithsopermum perenne procumbens, flore purpureo-coeruleo majore *Morif.* Lithospermum caulibus decumbentibus radicatis, ramis floralibus erectis *Hall.* Lithospermum flore magno, caule ex apice radices agente *Ejusd.* Lithospermum purpureo-coeruleum, seminibus laevibus, corollis calycem multoties superantibus *Linn.* Fr.

Gremil

Grémil rampant, wächst in England, Frankreich, Ungarn, Italien, der Schweiz, auch hin und wieder in Deutschland, in Hainen und an Wegen. Die lange, schwarze, dicke und ausdauernde Wurzel, treibt jährlich zwey- bis dreyerley Stängel. Einige liegen gestreckt auf der Erde, treiben keine Zweige und Blumen, sondern nur Blätter, und am Ende Wurzelfasern, wodurch neue Stöcke entstehen. Die andern steigen etwa zween Fuß hoch, gerade aufwärts, theilen sich in Zweige, und tragen Blüthen. Gemeiniglich brechen diese zuerst hervor, und die kriechenden kommen alsdann zum Vorschein, wenn an jenen die Blüthe vergeht. Die Blätter sind lang, zungenförmig, völlig ganz, rauh anzufühlen, und sitzen platt an, oder verlängern sich in einen kürzern Stiel. Am obern Theile der Zweige erscheinen im Junius die Blumen, welche in den Blätterwinkeln einzeln auf ganz kurzen Stielen stehen, und unter sich eine Aehre formiren. Der Kelch ist tief eingeschnitten und rauh, das Blumenblatt zweymal größer, als dieser, röthlichblau, in lanzettförmige Lappen zerschnitten, und gleichsam mit einem doppelten Kranze besetzt. Die Samen sind glatt, und auf der einen Seite etwas eingekerbt.

Den Namen große Meer- oder Perlhirse, führt auch die oben, S. 570, beschriebene Hiobsthräne, Coix Lacryma Jobi *Linn.*

Hirse, (Blut-) s. oben, S. 796.
—— (Fenchel-) s. oben, S. 795.
—— (gemeine) s. oben, S. 774.
—— (indianische) s. oben, S. 795.
—— (Kolben-) s. oben, S. 776.

Hirse, (Meer-) s. oben, S. 804.
— — (Mohr-) s. oben, S. 795.
— — (Perl-) s. oben, S. 804.
— — (Saat-) s. oben, S. 775.
— — (Sonnen-) s. oben, S. 805.
— — (Sprall-) } s. oben, S. 776.
— — (Stachel-) }
— — (Stein-) s. oben, S. 804.
— — (Vogel-) s. oben, S. 805.
— — (Wald-) } s. oben, S. 796, und 804.
— — (wilde) }

Hirse-Brey, Hirsenbrey, s. oben, S. 789.

Hirse-Dorn, Rhamnus catharticus; s. Kreuz-Dorn.

Hirse-Drüse, Glandula miliaris, kleine, den Hirsekörnern ähnliche Drüsen, welche an verschiedenen Theilen des Leibes in der Haut, besonders zwischen den Häuten des Harnganges liegen, die Feuchtigkeiten absondern, und den Schweiß befördern helfen.

Hirse-Fieber, Hirsenfieber, Febris miliaris, eine Art eines hitzigen, mit Kopfweh, Durst und trocknem Husten verbundenen Fiebers, wobey ein bald rothes, bald weißes Friesel in der Größe der Hirsekörner auf der Haut zum Vorscheine kömmt; oft auch nur das Friesel schlechthin; s. Th. XV, S. 110, fgg.

Hirse-Fink, eine Benennung aller derjenigen kleinern Vögel, welche sich gern in den mit Hirse besäeten Feldern antreffen lassen, besonders der Ammern, und des Grünfinken.

Hirsen-Flechte, Hirsengeflechte, ein räudiger Ausschlag auf der äußern Oberfläche der Haut, Herpes miliaris; s. Th. XIV, S. 63.

Hirse-Gras, s. oben, S. 795, und 803.

Hirse-Grütze, s. oben, S. 789.

Hirse-Knauer, s. oben, S. 787.

Hirse-Korn, s. oben, S. 775.

Hirse-Mühle, s. oben, S. 787.

Hirsen-Pfriemer, eine scherzhafte Benennung eines Grillenfängers, welcher viele mühsame Kunst an unnütze Kleinigkeiten wendet, gleichsam Hirsekörner mit einem Pfrieme aufspießet.

Hirse-Spreu, s. oben, S. 791.

Hirse-Stampfer, s. oben, S. 787.

Hirse-Stroh, s. oben, S. 791.

Hirse-Suppe, s. oben, S. 789.

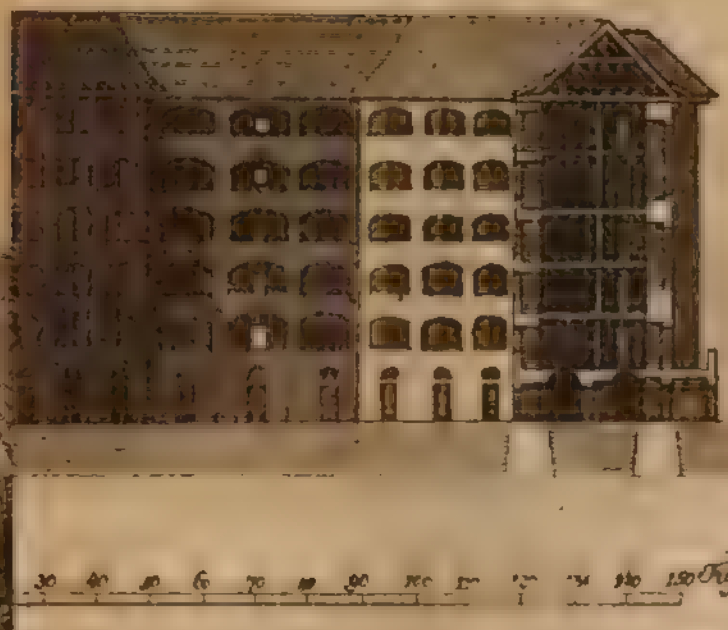
Hirse-Vogel, s. Th. XX, S. 215, und Ortolan.

Ende des drey und zwanzigsten Theiles.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fig 1310 d)

Fig 1310 e)



30 40 50 60 70 80 90 100 110 120 130 140 150 160 170 180 Fuß

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fig. 1310 d)

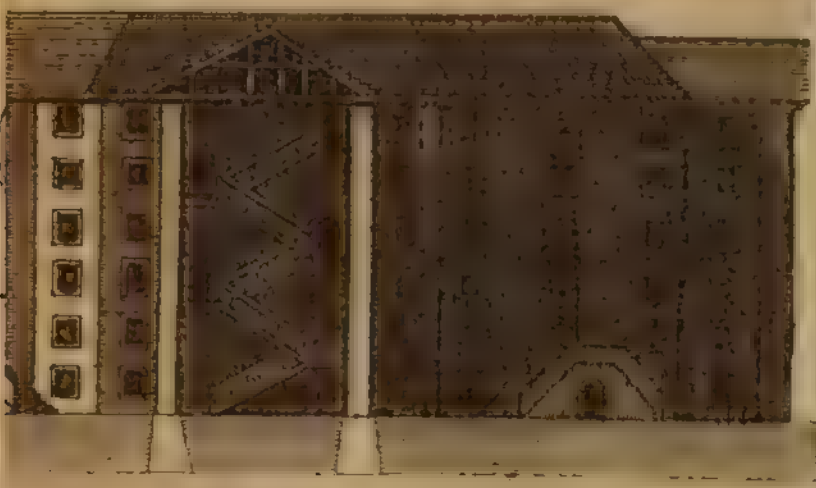
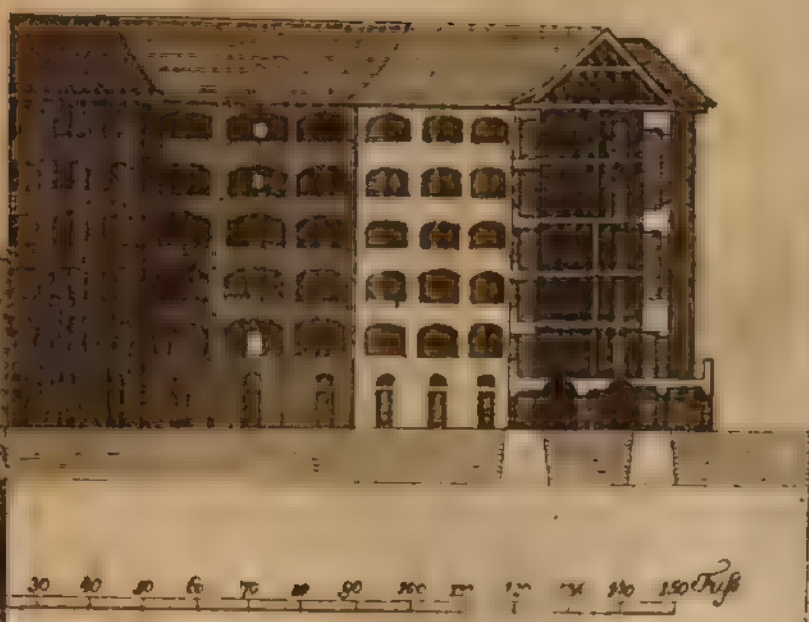


Fig. 1310 e)



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fig. 1310 d)

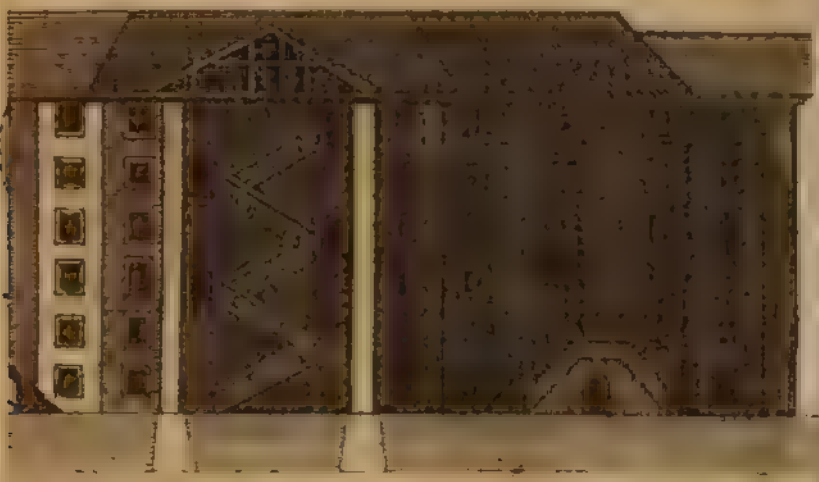
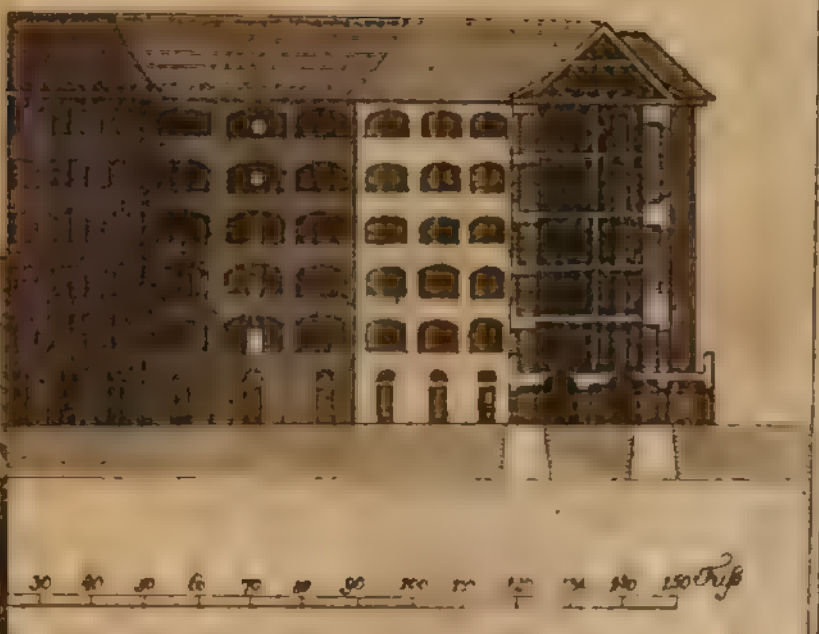


Fig. 1310 e)



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fig 1310 d)

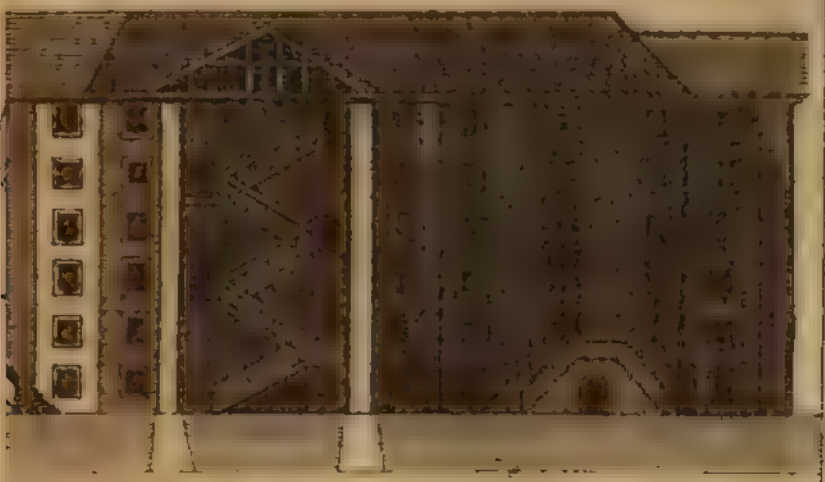
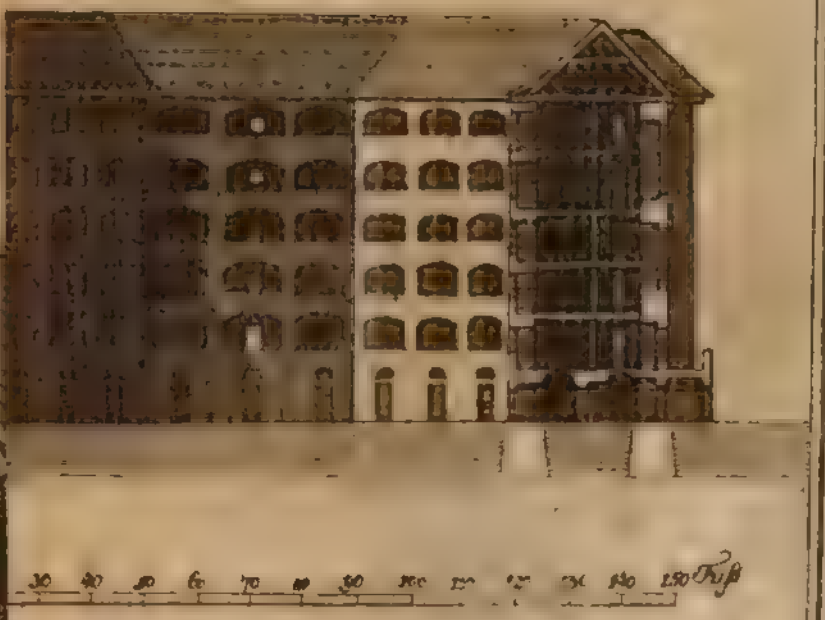


Fig 1310 e)



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Fig 1310 d)

Fig 1310 e)

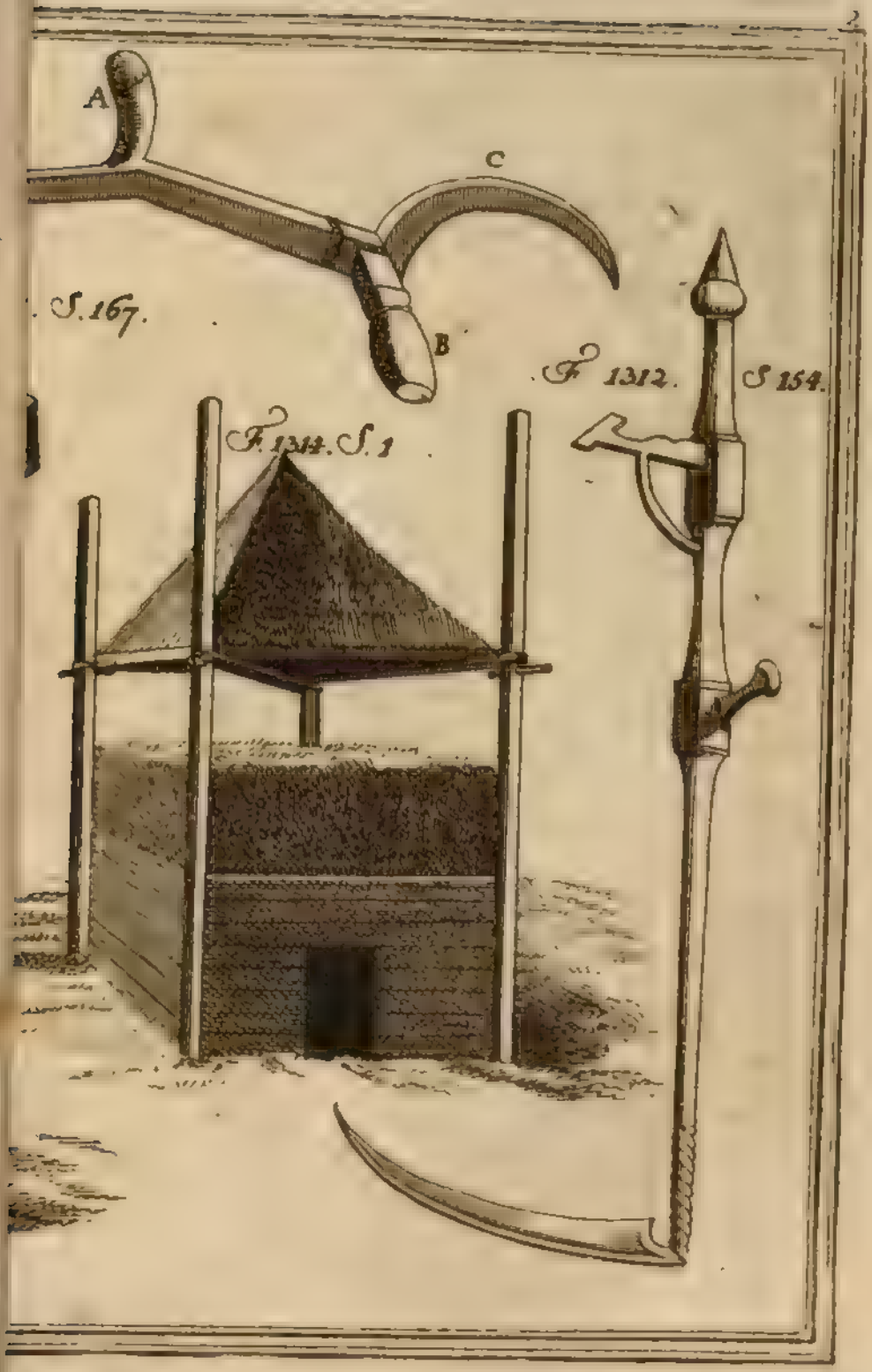
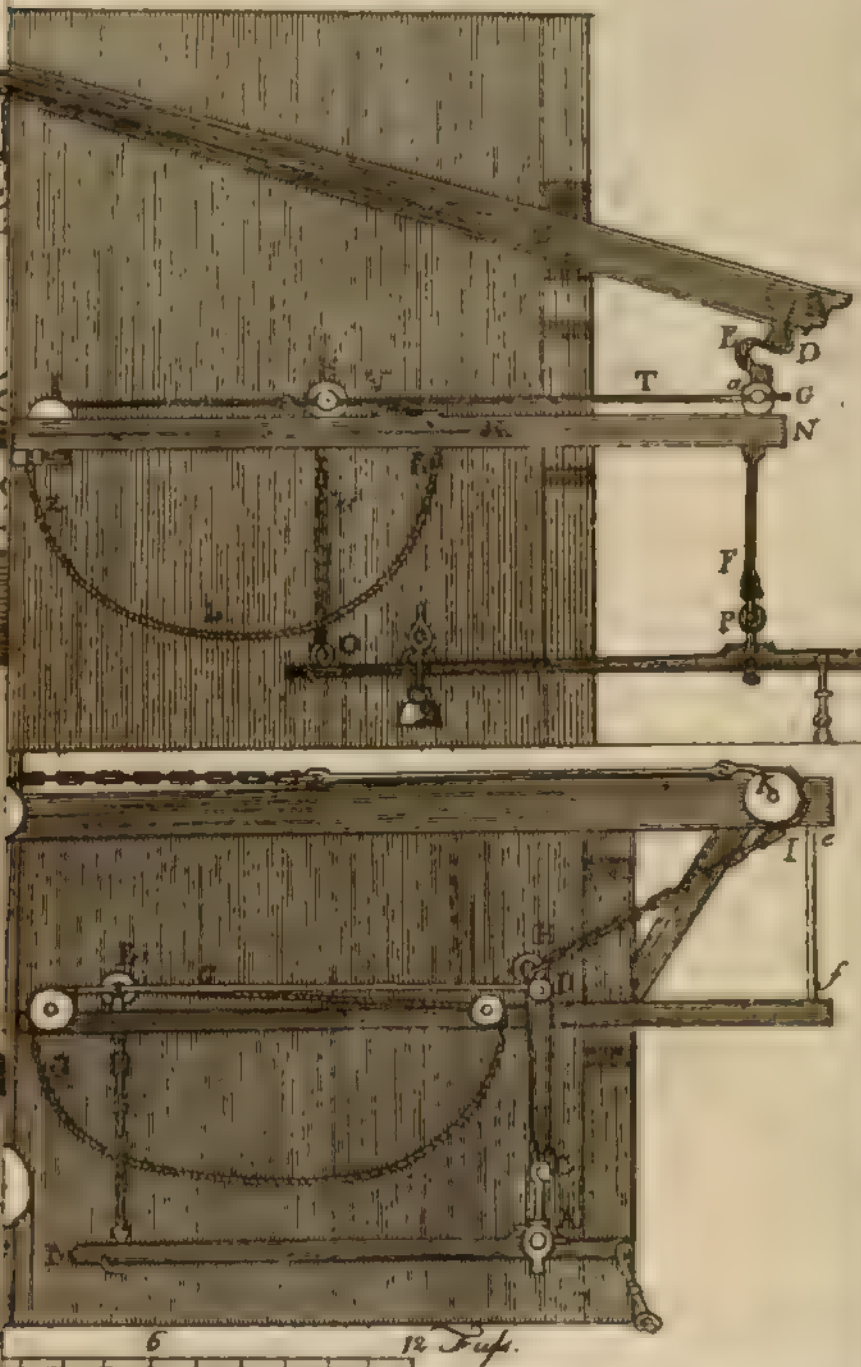

A
C
B
S. 167.
F. 1312.
S. 154.
F. 1314. S. 1

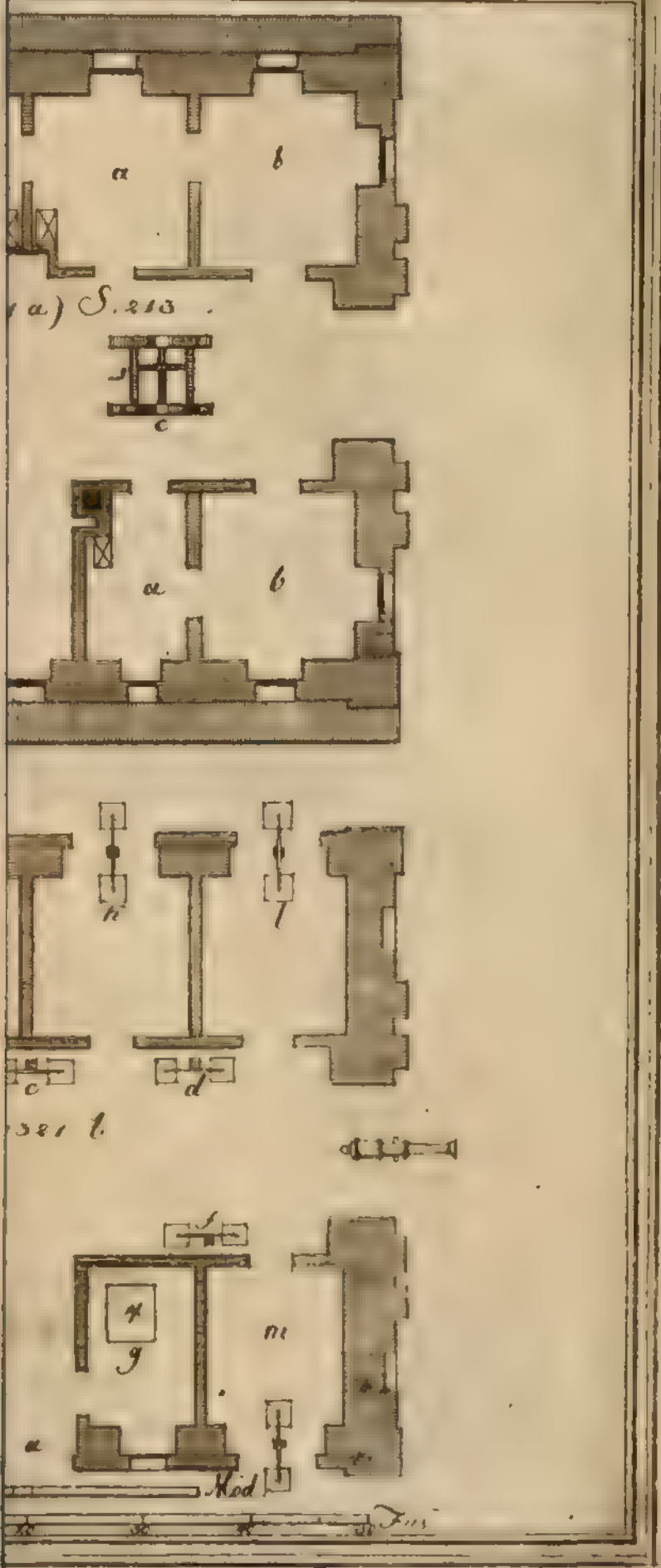
Fig 96

F. 1318. g). S. 210.

F. 1318. h).

F. 1319. a). S. 211.




a
b
a) S. 213
c
a
b
h
l
c
d
321 l.
f
g
m
a
Mod
Fus

S. 213.
F. 1321. d)
b
Mod
20
30
40
50 Fuss

Fig 132 f)
10
20
30
40
50
Fuss

F. 1323. S. 333.
F. 1325 S 334.

Fig. 1331. c). S. 498.

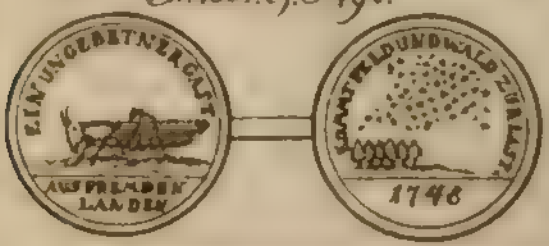


Fig. 1332. S. 517.

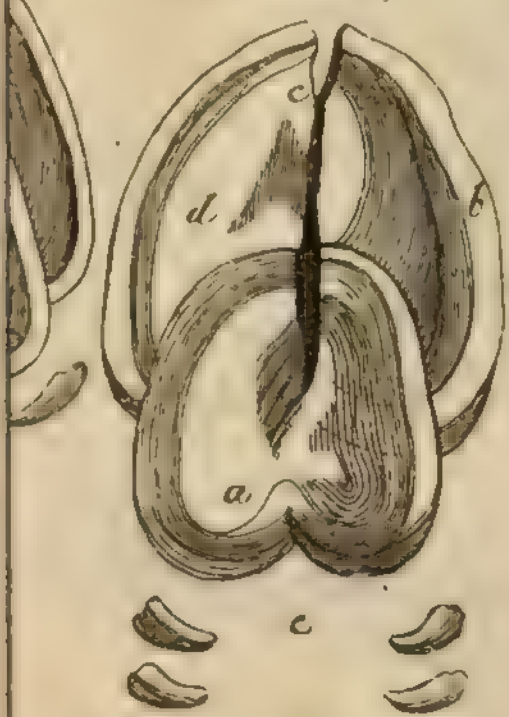
F. 1350.

F. 1346. S. 617.

F. 1347.

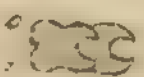
F. 1349. S. 618.

F. 1330. c)

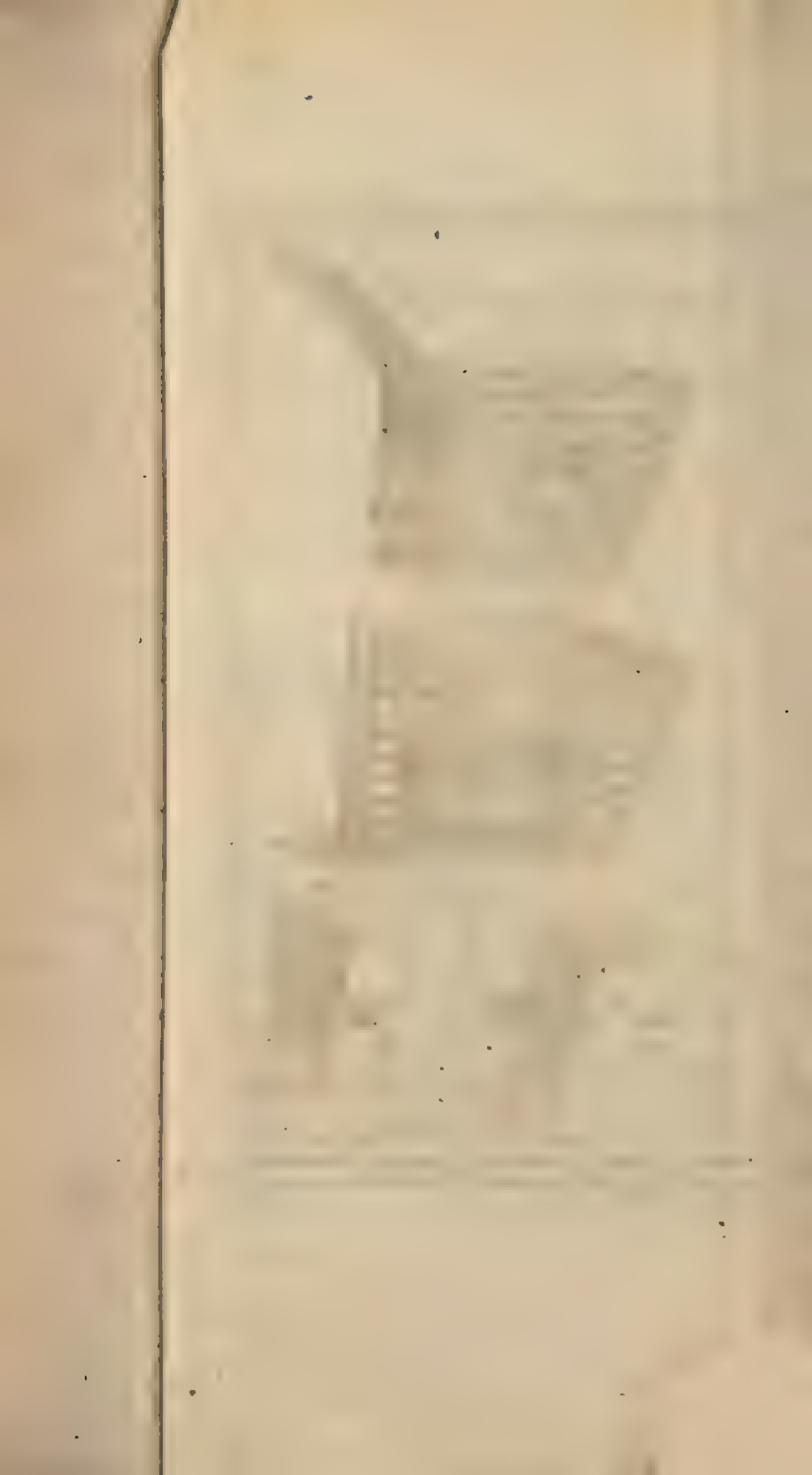


F. 1330. f.

331. a) S. 645. b



F. 1331. b)



100 Schritt
A
B
C
F. 1356. b)
F. 1355. S. 679.
N
150
O
B
150
A
L
G
400 Schritt
M